

Alexandre Dumas



Ingénue

Ingénue.

Von

Alexandre Dumas

Aus dem französischen

von

Dr. August Zoller



Stuttgart.

Verlag der Frankh'schen Verlagsbuchhandlung.

1855

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis

Ingénue.

Erstes bis Fünftes Bändchen.

I. Das Palais-Royal.

II. Der Baum von Krakau.

III. Die Neuigkeitsliebhaber.

IV. Bei Danton.

V. Das Mittagmahl.

VI. Der Socialclubb.

VII. Der Clubb der Menschenrechte.

VIII. Der Weißenhandel.

IX. Der Marstall von Monseigneur dem Grafen von Artois.

X. Marat zu Hause.

XI. Was Marat im Jahre 1788 war.

XII. Der Fürst Obinsky.

XIII. Cicilie Obinska.

XIV. Der Roman schürzt sich.

XV. Der Roman entwickelt sich.

XVI. Wie sich die Abenteurer von Marat mit denen eines Königs vermengt finden.

XVII. Wie Marat, nachdem er Bekanntschaft mit den Officieren des Königs von Polen gemacht, mit den Kerkermeistern der Kaiserin von Rußland Bekanntschaft machte.

XVIII. Zwei verschiedene Arten, zu sehen.

XIX. Der Strohhmann der Place Dauphine.

XX. Das Haus von Herrn Réveillon, Tapetenhändler im Foubourg Saint-Antoine.

XXI. Der Vater und die Tochter.

XXII. Der Aufstand.

Sechstes bis Zehntes Bändchen.

XXIII. Christian.

XXIV. Wie der Verdacht von Rétif auf eine traurige Art bestätigt wird.

XXV. Der Versucher.

XXVI. Die Treuherzigkeit von Ingénue.
XXVII. Herr Auger.
XXVIII. Der Pfarrer Bonhomme.
XXIX. Die Beichte.
XXX. Rétif und Ingénue verzeihen.
XXXI. Ein Aristokrat und ein Demokrat des Faubourg Saint-Antoine.
XXXII. Das Mittagessen von Rétif.
XXXIII. Der Verwundete und sein Arzt.
XXXIV. Die Consultation.
XXXV. Wo Danton zu glauben anfängt, der Roman des jungen Potocky sei weniger ein Roman, als eine Geschichte.
XXXVI. Bei Marat.
XXXVII. Wie die Gräfin die Liebe verstand.
XXXVIII. Ingénue geht allein aus und begegnet einem Manne und einer Frau.
XXXIX. Wer die Unbekannte war, welche Marat eine Ohrfeige gegeben hatte.
XL. Die Liebe der Tugend und die Tugend der Liebe.
XLI. Auger verliebt.
XLII. Genesung von Christian.
XLIII. Was während dieser Zeit in der Rue des Bernardins vorging.
XLIV. Der Hochzeitabend.
XLV. Das Brautgemach.
XLVI. Wie der Herr Graf von Artois Auger empfing.
XLVII. Prinz und Edelmann.
XLVIII. Wo der Graf von Artois und Christian vernünftig reden.
XLIX. Sympathie.
L. Was im Zimmer von Ingénue vorfiel, während Christian auf der Straße lauerte.
Elftes bis vierzehntes Bändchen.
LI. Der Jardin du Roi.
LII. Wo der Autor genöthigt ist, ein wenig Politik zu treiben.
LIII. Auger rührt sich.
LIV. Réveillon ist undankbar.

[LV. Wie Rétif de la Bretonne von einem Erstaunen zum andern übergeht.](#)

[LVI. Wo der Sturm wächst.](#)

[LVII. Wo der Blitz einschlägt.](#)

[LVIII. Das Portrait.](#)

[LIX. Der Schlüssel des Glückes.](#)

[LX. Aechte und falsche Thränen.](#)

[LXI. Der erste Probebogen von einem neuen Roman von Rétif de la Bretonne.](#)

[LXII. Was man durch das Loch eines Bohrers sieht.](#)

[LXIII. Wo man Auger während seines Mahles stört.](#)

[LXIV. Wo Rétif Mittel findet, Réveillon zu zerstreuen.](#)

[Epilog.](#)

[Fußnoten](#)

Erstes bis Fünftes Bändchen.

I.

Das Palais-Royal.

Will uns der Leser mit jenem Vertrauen folgen, das wir ihm seit den zwanzig Jahren, die wir ihm als Führer durch die tausend Krümmungen des Labyrinths dienen, welches wir, ein moderner Dädalos, zu erbauen unternommen, eingeflößt zu haben uns schmeicheln, so werden wir ihn in den Garten des Palais-Royal am Morgen des 24. Aug. 1788 einführen.

Ehe wir uns aber unter den Schatten der wenigen Bäume wagen, welche die Art der Speculation verschont hat, sagen wir ein Wort vom Palais-Royal.

Das Palais-Royal, — das zu der Zeit, wo wir den Vorhang von unserem ersten revolutionären Drama aufziehen, eben durch seinen neuen Eigenthümer, den Herzog von Chartres, der seit dem 18. October 1785 Herzog von Orleans geworden ist, einer bedeutenden Umwandlung unterworfen wird, — verdient in der That durch die Wichtigkeit der Scenen, welche in seinem Umkreise vorgehen sollen, daß wir die verschiedenen Phasen, die es durchlaufen hat, erzählen.

Im Jahre 1629 fing Jacques Lemercier, Architekt Seiner Eminenz des Cardinal-Herzogs von Richelieu, an auf der Stelle der Hotels Armagnac und Rambouillet das Gebäude zu errichten, das Anfangs bescheiden den Titel Hotel Richelieu annahm; sodann, da diese Macht, die sich von Tag zu Tag vergrößerte, eine ihrer würdige Wohnung bedurfte, sah man allmählig vor diesem Manne, dessen Geschick es war, alle Wände zu durchbrechen, die alte Ringmauer von Karl V. einstürzen; niederstürzend, füllte die Mauer den Graben, und die Schmeichelei konnte ebenen Fußes in das Palais-Cardinal eintreten.

Darf man den herzoglichen Archiven glauben, so hatte das Terrain allein, auf welchem sich das Meisterwerk von Jacques Lemercier erhob, beim Ankaufe achtmalhundertsechzehntausend sechshundert und achtzehn Livres gekostet, eine ungeheure Summe für jene Zeit, die jedoch sehr gering im Vergleiche mit der war, welche man für das Gebäude selbst ausgegeben; diese verheimlichte man sorgfältig, wie später Ludwig XIV. sorgfältig verheimlichte, was ihn Versailles gekostet hatte; wie dem sein mag, diese Summe trat durch eine solche Pracht an den Tag, daß der Verfasser des Cid.¹ der in einer Dachkammer wohnte, vor dem Palaste des Verfassers von *Mirame* ausrief:

Non, l'univers entier ne peut rien voir d'égal
Aux superbes dehors du Palais-Cardinal;
Toute une ville entière, avec pompe bâte,
Semble d'un vieux fossé par miracle sortie,
Et nous fait présumer, à, ses superbes toits,
Que tous ses habitans sont des dieux ou des rois.²

Dieser Palast war in der That so prachtvoll mit seinem Schauspielsaale, der dreitausend

Zuschauer fassen konnte; mit seinem Salon, wo man Stücke spielte, die man gewöhnlich auf dem Theater der Marais-du-Temple gab; mit seinem in Mosaik auf Goldgrund von Philipp von Champagne decorirten Gewölbe; mit seinem Museum großer Männer gemalt von Vouet, Juste d'Egmont und Paerson, ein Museum, in welchem, der Zukunft vertrauend, der Cardinal zum Voraus seinen Platz bezeichnet hatte; mit seinen antiken Statuen, welche von Rom und Florenz gekommen; mit seinen lateinischen Distichen von Bourdon componirt; mit seinen Devisen von Guise, dem königlichen Dolmetscher, ersonnen, — daß der Cardinal-Herzog, der doch bekanntlich nicht leicht erschrak, vor dieser Herrlichkeit erschrak und, um sicher zu sein, seinen Palast bis zu seinem Tode bewohnen zu können, denselben zu seinen Lebzeiten König Ludwig XII. schenkte.

Eine Folge hiervon war, daß am 4. December 1649, an welchem Tage der Cardinal-Herzog verschied, Gott bittend, er möge ihn bestrafen, wenn er im Laufe seines Lebens Etwas gethan habe, was nicht für das Beste des Staates gewesen sei, dieser Palast, in welchem er gestorben, den Namen Palais-Royal annahm, ein Name, den ihm die Revolutionen von 1793 und 1848 entrissen, um ihm die Namen Palais-Egalite und Palais-National zu geben.

Da wir aber zu denjenigen gehören, welche, trotz der Decrete, den Menschen ihre Titel erhalten und, trotz der Revolutionen, den Monumenten ihre Namen bewahren, so wird, wenn unsere Leser es gütigst erlauben wollen, das Palais-Royal fortwährend für sie und für uns das Palais-Royal heißen.

Ludwig XIII. erbte also das glänzende Gebäude. Ludwig XIII. war aber nur ein einen Leichnam überlebender Schatten, und wie es der Geist in Hamlet seinem Sohne macht, so winkte der Geist des Cardinals Ludwig XIII, ihm zu folgen, und Ludwig XIII., mit welchem Widerstande er sich auch bleich und zitternd an das Leben anklammerte, folgte ihm fortgezogen durch die unwiderstehliche Hand des Todes.

Dann war es der junge König Ludwig XIII. der diesen schönen Palast erbte, aus welchem ihn eines Morgens die Herren Frondeurs verjagten, weshalb er einen solchen Haß gegen denselben faßte, daß er, als er am 21. October 1652 von Saint-Germain nach Paris zurückkam, nicht mehr im Palais-Royal, sondern im Louvre abstieg, so daß dieses Gebäude, welches den großen Corneille so sehr in Verwunderung setzte, der Aufenthaltsort von Frau Henriette wurde, die das Schaffot von Whitehall zur Witwe gemacht hatte, und der Frankreich die Gastfreundschaft gab, welche England zwei Jahrhunderte später Karl X. geben sollte, die Gastfreundschaft, die zwischen Stuart und Bourbon geübt wird.

Im Jahre 1692 bildete das Palais-Royal die Mitgift von Françoise Marie von Blois, dieser matten, schläfrigen Tochter von Ludwig XIV. und Frau von Mortespan, von der uns die Prinzessin von der Pfalz, die Frau von Monsieur, ein so interessantes Portrait hinterlassen hat.

Es war der Herzog von Chartres, später Regent von Frankreich, welcher, die Backe noch geröthet von der Ohrfeige, die ihm seine Mutter gegeben, als sie seine zukünftige Verbindung mit der königlichen Bastardtochter erfahren hatte, unter dem Titel einer Apanage-Erhöhung, das Palais-Royal dem Hause Orleans als Eigenthum brachte.

Diese Monsieur und seinen von ihm aus gesetzlicher Ehe abstammenden männlichen Kindern gemachte Schenkung wurde beim Parlament am 13. März 1693 einregistrirt.

Während der zwischen der Flucht des Königs und der Schenkung des Palais-Royal an Monsieur abgelaufenen Periode waren große Veränderungen im Schlosse vorgegangen. Anna von Oesterreich hatte zur Zeit ihrer Regentschaft einen Badesaal, ein Betzimmer, eine Gallerie

und über Allem dem den berufenen geheimen Gang beigefügt, von dem die Prinzessin von der Pfalz spricht, und durch welchen sich die Königin Regentin zu Herrn von Mazarin begab, und Herr von Mazarin zu ihr: »denn,« setzt die indiskrete Deutsche hinzu, »es ist heute weltbekannt, daß Herr von Mazarin, der kein Priester war, die Witwe von Ludwig XIII. geheirathet hatte.«

Diese Thatsache war noch nicht, wie die Prinzessin von der Pfalz sagte, weltbekannt, doch durch sie sollte sie sich sonderlich im Volke verbreiten.

Seltsame Laune eines Weibes und einer Königin, die einem Buckingham widersteht und einem Mazarin nachgibt!

Die von Anna von Oesterreich beigefügten Constructionen verunstalteten indessen durchaus nicht die glänzende Schöpfung des Cardinal-Herzogs.

Der Badesaal war mit Blumen und Chiffres gezeichnet auf Goldgrund verziert; die Blumen waren von Louis und die Landschaften von Belin.

Das Betzimmer war mit Gemälden geschmückt, in welchen Philipp von Champagne, Vouet, Bourdon, Stella, Lahire, Dorigny und Paerson das Leben und die Attribute der Jungfrau dargestellt hatten.

Die Gallerie endlich, die man am abgelegensten Orte des Schlosses angebracht hatte, zeichnete sich zugleich durch ihren Plafond, der von Vouet, und durch ihren Boden in eingelegter Arbeit, der von Macé war, aus.

In dieser Gallerie hatte die Königin Regentin 1650 durch Guitaut, ihren Kapitän der Garden, die Herren von Condé, von Conti und von Longueville verhaften lassen.

Der Garten enthielt damals ein Mail, eine Reitschule und zwei Bassins, von denen man das größere das Rond-d'Eau nannte: er war mit einem Wäldchen bepflanzt, das buschig und einsam genug, daß König Ludwig XIII» der Letzte der französischen Falkner, darin Elsternjagd halten konnte.

Ueberdies hatte man dem Palais einen zur Wohnung des Herzogs von Anjou bestimmten Bau beigefügt und, um denselben zu errichten, den linken Flügel des Palastes eingerissen, der von Philipp von Champagne dem Ruhme des Cardinals geweiht worden war.

Monsieur starb an einem Schlaganfälle am 1. Juni 1701.

Es war dies der Mensch, den Ludwig XIV. am meisten auf der Welt geliebt hatte; dessen ungeachtet, als zwei Stunden nach seinem Tode Frau von Maintenon in das Zimmer ihres erhabenen Gemahls, — denn sie war auch verheirathet, — eintrat, dessen ungeachtet, sagt Saint-Simon, fand sie ihn eine kleine Opernarie zu seinem eigenen Lobe singend.

Von dieser Stunde an wurde also das Palais-Royal Eigenthum von demjenigen, welcher vierzehn Jahre später Regent von Frankreich werden sollte.

Wir wissen Alle, etwas mehr, etwas weniger, etwas besser, etwas schlechter, was in dem ernsten Bau des Cardinals vom 1. September 1715 bis zum 25. December 1723 vorging; — und seit jener Zeit vielleicht hat sich das Sprichwort verbreitet: »Die Wände haben Augen und Ohren.«

Außer den Augen und den Ohren hatten die Wände des Palais-Royal eine Sprache, und diese Sprache hat durch den Mund von Saint-Simon und durch den des Herzogs von Richelieu seltsame Dinge erzählt.

Am 25. December 1723 fühlte der Regent, der bei Frau von Phalaris saß, seine Stirne ein wenig beschwert; er neigte den Kopf auf die Schulter des *kleinen schwarzen Raben*, — so nannte

er seine Geliebte, — stieß einen Seufzer aus und starb.

Am Tage vorher hatte Chirac, sein Arzt, den Prinzen dringend ermahnt, er möge sich zur Ader lassen; doch der Herzog hatte die Sache aus den andern Tag verschoben. Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Mitten unter allen seinen Lustbarkeiten, so seltsam sie waren, hatte der Regent, der im Ganzen Künstler, durch seinen Architekten Oppenort einen herrlichen, als Eingang für die von Mansart errichtete Gallerie dienenden Salon bauen lassen; diese zwei Constructionen erstreckten sich bis zur Rue de Richelieu und haben dem Saale des Théâtre-Francais Platz gemacht.

Dann ließ Louis, der gottesfürchtige Sohn eines sittenlosen, leichtfertigen Vaters, Louis, auf dessen Befehl für dreihunderttausend Franken Bilder von Albano und Tizian wegen der Nuditäten, die sie darstellten, verbrannt werden sollten, Louis ließ, mit Ausnahme der großen Allee des Cardinals, die er beibehielt, den Garten des Palais-Royal nach einer neuen Zeichnung pflanzen; das den Buntspechten theure buschige Gehölze verschwand; zwei schöne Grasplätze dehnten sich aus eingefast von Ulmen mit Kugelform, welche ein in einem Halbmonde angebrachtes und mit Gitterwerk und Statuen geschmücktes großes Bassin umgaben; dann, jenseits dieses Halbmondes, fand sich eine Kreuzpflanzung von Linden, die sich der großen Allee anschloß und eine für die Sonnenstrahlen undurchdringliche Laube bildete.

Am 4. Februar 1752 starb Louis von Orleans in der Sainte-Geneviève-Abtei, in der er seit zehn Jahren seine Wohnung genommen hatte; es war, als hätte er sich, ein frommer Sohn, zurückgezogen, um über die Sünden seines Vaters zu beten! »Das ist ein Seliger, der viele Unglückliche zurückläßt,« sagte Maria Leszinka,³ diese andere Heilige, als sie den frühen Tod des seltsamen Fürsten erfuhr, der seinen Leib der königlichen Chirurgie-Schule vermacht hatte, damit er zum Unterrichte der Zöglinge diene.

Louis Philipp von Orleans folgte ihm als Erbe: die Berühmtheit von diesem bestand darin, daß er sich zur ersten Ehe mit der Schwester des Prinzen von Conti und zur zweiten mit Charlotte Jeanne Béraud de la Haie de Riou, Witwe des Marquis von Montesson, verheirathet hatte.

Das war überdies, — denn wir geben die ruchlose Verleugnung des Sohnes nicht zu, — das war überdies der Vater des berufenen, unter dem Namen Philipp Egalite bekannten, Herzogs von Orleans.

Die Leichenrede dieses Fürsten wurde vom Abte Maury gehalten, eine so seltsame Rede, daß der König den Druck derselben verbot.

Seit einigen Jahren hatte der Herzog von Orleans, der bald auf seinem Landgute Bagnolet, bald in seinem Schlosse Villers-Cotterets zurückgezogen lebte, seinem Sohne nicht nur den Genuß, sondern sogar das Eigenthum des Palais-Royal überlassen; da bekam dieser die Idee, das Schloß des Cardinal-Herzogs in einen großen Bazar zu verwandeln.

Es bedurfte hierzu der Ermächtigung des Königs: der König gab sie durch Patent vom 12. August 1784.

So gleichgültig er im Uebrigen war, der Herzog von Orleans erwachte bei der Kunde, sein Sohn wolle Speculant werden. Vielleicht kam ihm eine Caricatur zu Gesichte, welche zu jener Zeit erschien und den Herzog von Chartres als Lumpensammler verkleidet und Miethsleute⁴ suchend darstellte.

»Nehmen Sie sich in Acht,« sagte der alte Herzog, »die öffentliche Meinung wird gegen Sie sein, mein Sohn.«

»Bah!« versetzte dieser, »die öffentliche Meinung, ich würde sie für einen Thaler geben!«

Dann sich verbessernd:

»Für einen großen, wohlverstanden!«

Es gab zweierlei Arten von Thalern, die kleinen und die großen; die kleinen waren drei Livres, die großen sechs werth.

Dem zu Folge wurde zwischen dem Prinzen und seinem Baumeister Louis beschlossen, das Palais-Royal sollte nicht nur ein anderes Ansehen, sondern auch eine andere Bestimmung erhalten.

Der alte Herzog starb ein Jahr, nachdem dieser Beschluß gefaßt worden war, und als man eben die Arbeiten auszuführen begann. Man hätte glauben sollen, um nicht zu sehen, was vorgehe, verhülle der Enkel von Heinrich IV. seine Augen mit dem Steine eines Grabes.

Von da an stand den Plänen des neuen Herzogs von Orleans kein Hinderniß mehr entgegen, wenn nicht etwa jene öffentliche Meinung, mit der ihn sein Vater bedroht hatte.

Die ersten Gegner waren die Eigenthümer der Häuser, welche ans Palais-Royal gränzten, und deren Fenster auf den prächtigen Garten gingen: sie machten dem Herzog von Orleans einen Proceß, den sie verloren, und in ihre Hotels durch die neuen Erbauungen eingemauert, waren sie genöthigt, zu niedrigen Preisen zu verkaufen, oder in dunklen, ungesunden Winkeln zu wohnen.

Die anderen Gegner waren die Spaziergänger; jeder Mensch, der zehnmal in einem öffentlichen Garten spazieren gegangen ist, betrachtet diesen Garten als ihm gehörig und glaubt ein Recht der Opposition gegen jede Veränderung zu haben, die man, daran vornehmen will; die Veränderung war aber groß: die Art fällte einen nach dem andern die vom Cardinal gepflanzten herrlichen Kastanienbäume! Keine Siesta mehr unter ihren Blättern, keine Plaudereien mehr in ihrem Schatten; Alles, was blieb, war die Kreuzpflanzung von Linden, und mitten unter diesen Linden der berühmte Baum von Krakau.

Sagen wir, was dieser berühmte Baum von Krakau war, dessen Fall im Jahre 1783 beinahe einen Aufruhr, nicht minder ernst als der Fall der Freiheitsbäume im Jahre 1850, hervorgerufen hätte.

II.

Der Baum von Krakau.

Der Baum von Krakau war, die Einen sagen eine Linde, die Andern ein Kastanienbaum; die Archäologen sind getheilt über diese wichtige Frage.

In jedem Falle war es ein Baum viel höher, viel buschiger, viel reicher an Schatten und Kühle, als die anderen Bäume, die ihn umgaben. Zur Zeit der ersten Zerstückelung von Polen, im Jahre 1772, hielten sich die Neuigkeitskrämer und die Politiker unter diesem Baume in der freien Luft zu ihren Besprechungen auf. Der Mittelpunkt der Gruppe, welche über das Leben und den Tod dieser von Friedrich und Katharina ans Kreuz geschlagenen und von Ludwig XV. verleugneten edlen Missethäterin discutirte, war ein Abbé, der, da er Verbindungen in Krakau hatte, sich zum Verbreiter aller nach Frankreich aus dem Norden kommenden Gerüchte machte, und dieser Abbé, welcher, wie es scheint, überdies ein großer Tactiker war, ließ jeden Augenblick und bei jedem Anlaß eine Armee von dreißigtausend Mann manoeuvriren, deren Märsche und Gegenmärsche die Bewunderung der Zuhörer verursachten.

Eine Folge hiervon war, daß der Strategiker-Abbé den Beinamen der *Abbé dreißigtausend Mann* erhielt und der Baum, unter dem er seine geschickten Manoeuvres ausführte, der Baum von Krakau genannt wurde.

Vielleicht hatten auch, die Nachrichten, die er mit derselben Leichtigkeit verkündigte, mit welcher er seine Armee manoeuvriren ließ, dazu beigetragen, daß dieser Baum unter seiner fast ebenso gasconischen, als polnischen Benennung bekannt wurde.

Wie dem sein mag, der *Baum von Krakau*, der unter den im Palais-Royal vom Herzog von Orleans vorgenommenen Veränderungen stehen geblieben war, bildete fortwährend den Mittelpunkt der Zusammenkünfte, welche 1788 nicht minder zahlreich im Palais-Royal, als 1772; nur bekümmerte man sich nicht mehr um Polen unter dem Baume von Krakau, sondern um Frankreich.

Der Anblick der Menschen hatte sich auch beinahe eben so sehr verändert, als der der Oertlichkeiten.

Was besonders diese Veränderung im Anblicke der Oertlichkeiten bewerkstelligt hatte, das waren der Circus und das Lager der Tartaren, was Beides der Herzog von Orleans, begierig, Nutzen aus seinem Terrain zu ziehen, hatte bauen lassen: den Circus mitten im Garten, und das Lager der Tartaren auf der Seite, welche den Hof schloß, und die heute die Gallerie d'Orleans einnimmt.

Sagen wir zuerst, was der Circus war, in den wir in einem gegebenen Augenblicke den Leser einzuführen veranlaßt sein werden.

Das war ein ein verlängertes Parallelogramm bildendes Gebäude, das sich verlängernd die zwei reizenden Grasplätze von Louis dem Frommen verschlungen hatte und, ehe es nur vollendet, schon besetzt war, einmal von einem Lesecabinet, einem damals ganz neuen Etablissement, dessen Eigenthümer, ein Herr Girardin, durch diese Erfindung die jedem Neuerer gebührende Berühmtheit erlangt hatte; sodann von einem Clubb, den man den Club Social

nannte, und der der Sammelplatz aller Philanthropen, aller Reformatoren und aller Negrophilen war; und endlich von einem Truppe Gaukler, welche zweimal im Tage, wie zur Zeit von Thespis, Vorstellungen auf improvisirten Gerüsten gaben.

Dieser Circus glich einer ungeheuren Laube, ganz bekleidet, wie er war, mit Gittern und grünem Blätterwerk. Zweiundsiebzig Säulen von dorischer Ordnung, die ihn umgaben, stachen allerdings ein wenig gegen diesen ländlichen Anblick ab, doch zu jener Zeit gab es so viel entgegengesetzte Dinge, die sich einander zu nähern und sogar mit einander zu vermengen anfangen, daß man nicht mehr auf dieses, als auf die andern, Acht gab.

Was das Lager der Tartaren betrifft, Mercier, der Verfasser des *Tableau de Paris*, wird uns sagen, was es war.

Man höre die Diatribe dieses zweiten Diogenes, der beinahe so cynisch und so witzig als der, welcher mit einer Laterne in der Hand am hellen Tage unter den Säulenhallen des Gartens von Akademos einen Menschen suchte:

»Die Athenienser,« sagt er, »errichteten ihren Phrynen Tempel; die unsern finden den ihren in diesem Bezirke. Dahin gehen gierige Agioteurs, welche das Seitenstück zu den hübschen Freudenmädchen bilden, dreimal täglich im Palais-Royal, und der Mund aller dieser Menschen spricht nur von Geld und von politischer Prostitution. Die Banque wird in den Kaffeehäusern gehalten, und da muß man die plötzlich durch den Verlust oder den Gewinn entstellten Gesichter sehen und studieren: Dieser geräth in Verzweiflung, Jener triumphiert. Dieser Ort ist also eine hübsche Büchse Pandoras; sie ist ciselirt, sie ist ausgearbeitet; Jedermann aber weiß, was die Büchse der durch Vulcan belebten Statue enthielt. Alle Sardanapale, alle die kleinen Lucullus wohnen im Palais-Royal in Gemächern, um welche sie der König von Assyrien und der römische Consul beneidet hätten.«

Das Lager der Tartaren, das war die Höhle der Diebe und der Winkel der Lustdirnen; — es war endlich das, was wir bis zum Jahre 1828 unter dem Namen Galerie de Bois⁵ gesehen haben.

Sich verändernd, hatte der Anblick der Oertlichkeiten dazu beigetragen, den Anblick der Menschen zu verändern.

Was aber hauptsächlich zu dieser Metamorphose beigetragen, das war die politische Bewegung, welche um diese Zeit in Frankreich vor sich ging und von unten nach oben kommend die Gesellschaft von ihren Tiefen bis zu ihrer Oberfläche erschütterte.

In der That, man begreift, welcher Unterschied es für wahre Patrioten ist, ob sie sich mit dem Loose einer fremden Nation, oder mit den Interessen ihres Landes beschäftigen, und man wird nicht leugnen, daß die Nachrichten, welche zu dieser Stunde von Versailles kamen, viel erregender für die Pariser sein mußten, als es sechzehn Jahre früher die waren, welche von Krakau kamen.

Gleichwohl sah man noch mitten unter der politischen Aufregung, wie Schatten aus einer andern Zeit, einige von jenen heiteren Gemüthern oder einige von jenen beobachtenden Geistern umherirren, welche ihren Weg durch die reizenden Träume der Poesie oder die herben Tumulte der Kritik verfolgen.

So kann, abgesehen von der im Schatten des Baumes von Krakau gruppirten großen Menge, welche das Journal de Paris oder die *Lunette philosophique et litteraire* lesend die Nuvelles à la main erwartete, der Leser, der uns begleitet, in einer nach den Linden mündenden Seitenallee zwei Männer von fünfunddreißig bis sechsunddreißig Jahren bemerken, welche Beide die

Uniform, der Eine der Dragoner von Noailles mit rosa Revers und rosa Kragen, der Andere der Dragoner der Königin mit weißen Revers und weißem Kragen tragen. Sind diese zwei Männer Officiere, die von Schlachten sprechen? Nein, es sind zwei Dichter, welche von Poesie sprechen, zwei Verliebte, welche von Liebe sprechen.

Sie sind übrigens reizend, was die Eleganz, und vollkommen, was den guten Ton betrifft. Das ist die Aristokratie in ihrem bezauberndsten und vollständigsten Ausdrucke; in dieser Zeit, wo der Puder von den Anglomanen, von den Americanern, kurz von den Vorgerückten ein wenig vernachlässigt zu werden anfängt, ist ihr Kopfputz äußerst sorgfältig behandelt, und um seine Harmonie nicht zu derangiren, trägt der Eine seinen Hut unter dem Arme, während ihn der Andere in der Hand hält.

»Also, mein lieber Bertin,« sagte derjenige von den Spaziergängern, welcher die Uniform der Dragoner der Königin trug, »es ist bei Ihnen fester Entschluß, Sie verlassen Frankreich und verbannen sich nach St. Domingo?«

»Sie irren sich, mein lieber Evariste: ich ziehe mich nur nach Cythera zurück.«

»Wie so?«

»Sie begreifen nicht?«

»Bei meinem Ehrenworte, nein.«

»Haben Sie mein drittes Buch der *Amours* gelesen?«

»Ich lese Alles, was Sie schreiben, mein lieber Kapitän?«

»Nun, dann erinnern Sie sich wohl gewisser Verse?«

»An Eucharis oder an Catilie?«

»Ach! Eucharis ist todt und ich habe meinen Tribut der Thränen und der Poesie ihrem Andenken bezahlt; ich spreche also von meinen Versen an Catilie.«

»Welche meinen Sie?«

»Diese:

Va, ne crains pas que je l'oublie,
Ce jour, ce fortune moment,
Où, peins d'amour et de folie,
Tous les deux, saus savoir comment,
Dans un rapide emportement,
Nousi fimes le teudre serment,
De nous aimer toute 1a, vie!⁶

»Nun?«

»Nun, ich halte meinen Schwur: ich erinnere mich . . .«

»Wie! Ihre schöne Catilie . . .?«

»Ist eine reizende Creolin von St. Domingo, , mein lieber Parny, welche vor einem Jahre nach dem Meerbusen von Mexico abgereist ist.«

»Und Sie folgen ihr nach?«

»Ich folge ihr nach und heirathe . . . Sie wissen übrigens, mein lieber Parny, ich bin, wie Sie, ein Kind des Aequators, und wenn ich nach St. Domingo gehe, werde ich glauben, ich kehre nach unserem Heimathlande, nach unserer schönen Insel Bourbon mit ihrem Azurhimmel, mit ihrer üppigen Vegetation zurück; habe ich nicht das Vaterland, so werde ich doch sein

Aequivalent haben, wie man noch das Portrait hat, wenn man das Original nicht mehr besitzen kann.«

Und der junge Mann sprach mit einer Begeisterung, welche heute sehr lächerlich scheinen würde, zu jener Zeit aber sehr schicklich war, die folgenden Verse:

Toi dont l'image en mon coeur est tracée,
Toi qui recus ma premiere pensée,
Les Premiers sons que ma bouche a formes,
Mes premiers pas sur la terre imprimes
Sous d'autres cieux cherchant un autre monde
J'ai vu tes bords s'enfuir au loin dans l'onde. . .
Que de regrets ont suivi mes adieux!
Combien de pleurs ont coulé de mes yeux!
Que J'aime encore, après quinze ans d'absence,
Ce Col, temoin des jeux de mon enfance!⁷

»Vortrefflich, mein lieber Bertin! Doch ich sage Ihnen vorher, Sie werden mit Ihrer schönen Catilie kaum dort sein, so haben Sie die Freunde, die Sie in Frankreich zurücklassen, vergessen.«

»Oho! Mein lieber Evariste, wie täuschen Sie sich!

En amitié fidèle, encor plus qu'en amour.
Tout ce qu'aima mon coeur, il l'aima plus d'un jour.⁸

»Wird nicht überdies, mein großer Dichter, Ihr Ruf da sein, um zu machen, daß ich an Sie denke? Wäre ich so unglücklich, Sie zu vergessen, haben nicht Ihre Elegien Flügel, wie die Schwalben und die Amoretten, und der Name einer anderen Eleonore wird mich dort schauern machen wie ein Echo von diesem schönen Paris, welches mich so gut aufgenommen, und das ich dennoch mit so großer Freude verlasse!«

»Es ist also beschlossen, mein Freund, Sie reisen ab?«

»Oh! so fest beschlossen, als nur etwas beschlossen sein kann . . . Hören Sie, mein Abschied ist schon vollendet:

Oui, c'en est fait, j'abandonne Paris;
Qu'un peuple aimable, y couronnant sa tête,
Change l'année en un long jour de fête:
Pour moi, je pars! Où sont mes matelots?
Venez, montez et sillonez les flots;
Au doux Zéphyr abandonnez la voile,
Et de Vénus interrogez l'etoile.⁹

»Ah! Sie wissen wohl, an wen Sie Ihr Gebet richten, mein lieber Bertin!« sagte eine dritte Stimme, sich ins Gespräch mischend; »Venus ist Ihre Jungfrau Maria!«

»Ah! Sie da, mein lieber Florian!« riefen gleichzeitig die zwei Freunde, indem sie auch zugleich ihre Hände ausstreckten, welche Florian in den seinigen drückte.

Dann fügte Parny rasch bei:

»Empfangen Sie meinen Glückwunsch zu Ihrem Eintritte in die Academie, mein Lieber.«

»Und mein Compliment zu Ihrem reizenden Hirtengedichte *Estelle*,« sagte Bertin.

»Bei meiner Treue!« fuhr Parny fort, »Sie haben Recht, daß Sie auf Ihre Hammel zurückkommen: wir brauchen Ihre Hirtenwelt, damit sie uns die Welt von Wölfen, in der wir

leben, vergessen macht; sehen Sie, Bertin verläßt sie auch.«

»Ah! es war also kein poetischer Abschied, der Abschied, den Sie so eben von uns nahmen, mein lieber Kapitän?«

»Nein, in der That, es war ein wirklicher Abschied.«

»Und errathen Sie, nach welchem Antipoden er abreist? Nach St. Domingo, nach der Königin der Antillen. Er wird Kaffeepflanzer, Zuckerraffinirer, während wir . . . Gott weiß, ob man uns nur wird Kohl pflanzen lassen. Aber was schauen Sie denn so?«

»Ei! bei Gott! wenn ich mich nicht täusche, ist er es!« rief Florian.

»Wer, er?«

»Oh! meine Herren,« sprach der neue Akademiker, »kommen Sie doch mit mir, ich habe ihm ein paar Worte zu sagen.«

»Wem?«

»Rivarol.«

»Gut! ein Streit!«

»Warum nicht?«

»Ah! Sie sind also immer noch Raufer?«

»Oh! ich habe seit drei Jahren keinen Degen angerührt.«

»Und Sie wollen sich die Hand wieder gelenk machen?«

»Dürfte ich eintretenden Falles auf Sie zählen?«

»Bei Gott!«

Die drei jungen Leute gingen in der That zum Verfasser des Petit Almanach de nos Grands hommes, wovon eben eine zweite Ausgabe erschienen war, welche noch mehr Lärm gemacht hatte, als die erste.

Rivarol saß oder lag vielmehr auf zwei Stühlen, den Rücken an einen Kastanienbaum angelehnt und dem Anscheine nach nicht sehend, was um ihn her vorging; nur von Zeit zu Zeit warf er nach rechts und nach links einen von jenen Blicken, worin die Flamme des ausgezeichneten französischen Witzes knisterte, der je existirt hat.

Sodann, nach diesem Blicke, der ein Factum einregistrierte oder eine Idee angab, näherte er seine zwei Hände einander und schrieb auf die Tabletten, die er in der einen hielt, ein paar Worte mit dem Bleistifte, das er in der andern hatte.

Er sah die drei Spaziergänger heranschreiten, doch, obgleich er sich denken konnte, sie kommen zu ihm, gab er sich den Anschein, als schenkte er ihnen keine Aufmerksamkeit, und fing wieder an zu schreiben.

Plötzlich warf sich indessen ein Schatten auf sein Papier: es war der der drei Freunde. Rivarol sah sich genöthigt, den Kopf zu erheben.

Florian grüßte ihn mit der größten Höflichkeit; Parny und Bertin verbeugten sich leicht.

Rivarol richtete sich auf seinem Stuhle auf, ohne seine Lage zu verändern.

»Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich Sie in Ihren Betrachtungen störe!« sagte Florian zu ihm; »doch ich habe eine kleine Reclamation an Sie zu machen.«

»An mich, Herr Edelmann?« versetzte Rivarol mit seiner spöttischen Miene. »Wäre es wegen des Herrn von Panthiévre, Ihres Meisters?«

»Nein, mein Herr, es betrifft mich selbst.«

»Sprechen Sie.«

»Sie hatten mir die Ehre erwiesen, meinen Namen in der ersten Ausgabe von Ihrem *Kleinen Almanach unserer großen Männer* aufzuführen.«

»Das ist wahr, mein Herr.«

»Wäre es unbescheiden, Sie zu fragen, mein Herr, warum Sie meinen Namen in der zweiten Ausgabe, welche so eben erschienen ist, herausgenommen haben?«

»Weil Sie zwischen der ersten und der zweiten Ausgabe das Unglück gehabt haben, zum Mitgliede der Academie ernannt zu werden, und weil, so dunkel auch ein Akademiker sein mag, er doch nicht das Privilegium der Unbekannten ansprechen kann; Sie wissen aber, Herr von Florian, unser Werk ist ein philanthropisches Werk, und Ihr Platz ist reclamirt worden.«

»Von wem?«

»Von drei Personen, welche, ich muß es in Demuth gestehen, auf dieses Glück noch mehr Rechte hatten, als Sie.«

»Und wer sind diese drei Personen?«

»Drei reizende Dichter, welche der Erste ein Akrostichon, der Zweite ein Distichon und der Dritte einen Refrain gemacht haben. . . Was das Lied betrifft, — es wird uns unaufhörlich versprochen, doch da der Refrain gemacht ist, so können wir warten.«

»Und wer sind diese drei ausgezeichneten Männer?«

»Die Herren Grouber von Groubental, Fenouillot de Falbaire von Quingey und Thomas Minau von Lamistringue.«

»Wenn ich Ihnen aber Jemand empfehlen würde, Herr von Rivarol?«

»Ich müßte Sie zu meinem Bedauern zurückweisen, Herr von Florian: ich habe meine Armen.«

»Derjenige, welchen ich Ihnen empfehle, hat nur einen Viervers gemacht.«

»Das ist viel!«

»Soll ich Ihnen denselben recitiren, Herr von Rivarol?«

»Gewiß, Herr von Florian, recitiren Sie! . . . Sie sprechen so gut!«

»Nicht wahr, ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, an wen er gerichtet ist?«

»Ich werde mein Möglichstes thun, um es zu errathen . . .«

»Also! . . .«

»Ich höre.«

Ci-gît Azor, chéri de ma Syvie;

Il eut même penchant que vous, monsieur Damon:

A mordre il a passê sa vie;

Il est mort d'un coup de bâton.¹⁰

»Ah! Herr von Florian,« rief Rivarol, »sollte dieses kleine Meisterwerk von Ihnen sein?«

»Nehmen Sie an, es sei von mir, Herr von Rivarol: was hätten Sie von mir zu verlangen?«

»Oh! mein Herr, ich hätte von Ihnen zu verlangen, daß Sie es mir dictiren, nachdem Sie es mir recitirt haben?«

»Ihnen?«

»Ja, mir.«

»Wozu?«

»Ei! um es zu den Noten meiner dritten Ausgabe zu setzen . . . Jeder an seinem Platze, mein Herr; das Ganze ist, daß man sich Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ich habe keine andere Prätension, als die, in der Literatur das zu sein, was der Schleifstein in der Messerschmiede ist: ich schneide nicht, ich mache schneiden.«

Florian kniff sich in die Lippen: er hatte es mit einem mächtigen Gegner zu thun; er sprach indessen:

»Und nun, mein Herr, um ein Ende zu machen: wenn ich Ihnen sagte, in dem Artikel, den Sie mir zu widmen die Güte gehabt, sei Etwas gewesen, was mir mißfallen?«

»In meinem Artikel Etwas, was Ihnen mißfallen? Unmöglich! er hat nur drei Zeilen.«

»Es ist dennoch so, Herr von Rivarol.«

»Oh! wahrhaftig? . . . Wäre es im Geiste?«

»Nein.«

»Wäre es in der Form?«

»Nein.«

»In was denn?«

»Es ist im Grunde.«

»Oh! wenn es der Grund ist, das geht mich nichts an, Herr von Florian, das geht Champcenez, meinen Mitarbeiter, an, der auf- und abgehend dort mit der Nase von Métra plaudert. Ihr Diener, Herr von Florian!«

Wonach Herr von Rivarol wieder ruhig zu schreiben anfing.

Florian schaute seine zwei Freunde an, und diese bedeuteten ihm mit den Augen, er müsse sich als geschlagen betrachten und es folglich hierbei bewenden lassen.

»Ah! mein Herr,« sagte Florian, »Sie sind entschieden ein Mann von Geist, und ich nehme meinen Viervers zurück.«

»Ach! mein Herr,« rief Rivarol mit einer komisch verzweifelten Miene, »es ist zu spät!«

»Wie so?«

»Ich habe ihn in meinen Tabletten aufgezeichnet, und es ist schon, als ob er gedruckt wäre; doch wollen Sie einen andern, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen denselben an der Stelle des Ihrigen anzubieten.«

»Einen andern? und immer über denselben Gegenstand?«

»Ja, ganz frisch diesen Morgen mit der Post angekommen; er ist an mich, so wie an Champcenez adressirt: ich kann also in seinem Namen und in meinem darüber verfügen. Es ist ein junger picardischer Advocat, Namens Camille Desmoulins, der bis jetzt nur dies gemacht hat, aber verspricht, wie Sie sehen werden.«

»Ah! ich höre, mein Herr.«

»Zum Verständniß der Sache müssen Sie wissen, mein Herr, daß gewisse Neidische mir und Champcenez den Adel streitig machen, wie sie Ihnen das Genie streitig machen. Sie begreifen wohl, daß dies dieselben sind. Sie sagen, mein Vater sei Wirth in Bagnols gewesen, und die Mutter von Champcenez Haushälterin, ich weiß nicht wo. Nachdem dies vorausgestellt ist, hören Sie meinen Viervers, der durch die Erklärung, die ich Ihnen gegeben, nur gewinnen kann:

Au noble hôtel de la Vermine
On est, logé très proprement:

Rivarol y fait la cuisine,
Et Champcenetz, l'appartement.¹¹

»Sie sehen, mein Herr, der erste bildet ein bewunderungswürdiges Seitenstück zum zweiten, und verkaufte ich den einen ohne den andern, so wäre der, den ich behielte, unvollständig.«

Man konnte einem solchen Manne nicht länger grollen. Florian reichte ihm folglich eine Hand und Rivarol nahm sie mit dem seinen Lächeln und dem leichten Blinzeln der Augen, was nur ihm eigenthümlich.

In demselben Momente entstand um Métra und in der Gegend des Baumes von Krakau eine Bewegung, welche die Ankunft einer wichtigen Nachricht bezeichnete.

Die drei Freunde folgten dem von der Menge, die sich unter den Linden zusammenschaarte, gegebenen Impulse und ließen Rivarol sich wieder an seine Notizen machen, die er mit derselben Gleichgültigkeit, als ob er allein gewesen wäre, fortsetzte.

Er that dies jedoch nicht, ohne auf einen Blick von Champcenetz, der besagen wollte; »Was gibt es?« durch einen Blick geantwortet zu haben, welcher bedeutete: »Noch nichts für diesmal.«

III.

Die Neuigkeitsliebhaber.

Métra, den Rivarol genannt hatte, und der, wie gesagt, mit Champcenez plauderte, hatte sich zu einem der wichtigsten Menschen dieser Zeit gemacht.

Geschah dies durch seinen Geist? Nein; sein Geist war mittelmäßig. Durch seine Geburt? Nein; er gehörte dem Bürgerthum an. Durch die übermäßige Länge seiner Nase? Nein, auch nicht.

Es geschah durch seine Neuigkeiten.

Métra war der vorzugsweise Mann der Neuigkeiten: unter dem Titel *Correspondance secrète* ließ er — errathen Sie, wo? . . . in Neustadt am Ufer des Rheins, — ein Journal alle Pariser Neuigkeiten enthaltend erscheinen.

Wer wußte das wahre Geschlecht des Chevalier oder der Chevalière d'Eon, dieses Menschen, dem die Regierung den Befehl gegeben, sich an Weiberkleider zu halten, und der das Kreuz des St. Ludwigs-Ordens an seinem Halstuche trug?

Métra.

Wer erzählte in ihren kleinsten Einzelheiten, und als ob er denselben beigewohnt hätte, die fantastischen Soupers des berühmten Grimod de la Reynière, welcher einen Augenblick die Casserole mit der Feder vertauschend so eben die Parodie des *Songe d'Athalie* geschrieben hatte?

Métra.

Wer durchschaute das Räthsel der Excentricitäten des Marquis von Brunoy, des excentrischsten Menschen jener Zeit?

Métra.

Die Römer, wenn sie sich auf dem Forum begegneten, fragten einander drei Jahrhunderte hindurch: *Quid novi fert Africa?* (Was bringt Africa Neues?) Die Franzosen fragten sich drei Jahre lang: »Was sagt Métra?«

Es gibt gewisse Perioden im Leben der Nationen, während welcher eine seltsame Unruhe sich eines ganzen Volkes bemächtigt: das ist so, wenn dieses Volk allmählig unter seinen Füßen den Boden weichen fühlt, auf dem in den abgelaufenen Jahrhunderten ruhig seine Voreltern gegangen sind; es glaubt an eine Zukunft, denn wer lebt, hofft; doch außer dem, daß es nichts in dieser Zukunft unterscheidet, so düster ist sie, fühlt es noch, daß ein dunkler, tiefer, unbekannter Abgrund zwischen der Zukunft und ihm ist.

Dann wirft es sich in die unmöglichen Theorien; dann liegt es der Aufsuchung unfindbarer Dinge ob; dann sucht es, wie jene Kranken, die sich so verzweifelt fühlen, daß sie die Aerzte fortjagen und die Quacksalber rufen, die Heilung nicht in der Wissenschaft, sondern im Empirismus, nicht in der Wirklichkeit, sondern im Traume. Denn um dieses ungeheure Chaos zu bevölkern, wo der Schwindel herrscht, wo das Licht fehlt, — nicht, weil es nicht geboren worden, sondern weil es stirbt, — erscheinen die Männer der Mysterien, wie Swedenborg, der Graf von Saint-Germain, Cagliostro; Jeder bringt seine Entdeckung, eine unerhörte, unerwartete, fast übernatürliche Entdeckung: Franklin die Elektrizität; Montgolfier die Luftschiffahrt;

Mesmer den Magnetismus. Dann begreift die Welt, so blind und so schwankend sie ist, daß sie einen Schritt gegen die himmlischen Mysterien gemacht hat, und das hochmüthige Menschengeschlecht hofft eine Stufe der Leiter, welche zu Gott führt, erstiegen zu haben!

Wehe dem Volke, das diese Zerrungen fühlt, denn diese Zerrungen sind die ersten Schauer des Revolutionsfiebers! es naht für dasselbe die Stunde der Umgestaltung; ohne Zweifel wird es aus dem Kampfe glorreich und auferstanden hervorgehen, doch es wird während einer Todesnoth, wo es Blut geschwitzt, sein Leiden, seine Schädelstätte und sein Kreuz gehabt haben.

Dies war der Zustand der Geister in Frankreich in der Zeit, zu der wir gekommen sind.

Jenen Vögeln ähnlich, welche in großen Flügen fortbrausen, welche in den Lüften wirbeln und bis in die Wolken aufsteigen, von wo sie sich ganz schauernd niedersenken, — denn sie haben den Wetterstrahl um Kunde gefragt, und der Blitz hat ihnen geantwortet, — jenen Vögeln ähnlich, sagen wir, liefen große Volkssturmwinde verwirrt hin, ließen sich auf die Plätze nieder; dann, nachdem sie gefragt: »Was gibt es?« nahmen sie wieder ihren wahnsinnigen Flug durch die Straßen und über die Kreuzwege.

Man begreift also, welchen Einfluß auf die Menge die Leute gewannen, die auf ihre ungeheure Frage dadurch antworteten, daß sie ihr Neuigkeiten gaben.

Darum war Métra der Mann der Neuigkeiten am 24. August 1788 noch mehr umgeben, als an den andern Tagen.

Man fühlte in der That seit einiger Zeit, wie die Regierungsmaschine dergestalt gespannt war, daß etwas darin brechen mußte.

Was? Das Ministerium wahrscheinlich.

Das zu dieser Stunde functionirende Ministerium war äußerst unpopulär.

Es war das von Herrn von Loménie von Brienne, welches auf das von Herrn von Calonne gefolgt war; dieses, das die Versammlung der Notabeln getödtet hatte, war selbst auf das Ministerium von Herrn Necker gefolgt.

Aber, mochte nun Métra an diesem Tage keine Neuigkeiten haben, oder mochte Métra haben und sie nicht sagen wollen, — statt daß Métra zu seiner Umgebung sprach, sprach seine Umgebung zu ihm.

»Herr Métra,« fragte eine junge Frau, die ein Kleid à la lévite anhatte, auf dem Kopfe einen mit vielen Blumen verzierten Hut trug, und in der Hand einen langen Stocksonnenschirm hielt, »ist es wahr, daß die Königin bei ihrer letzten Arbeit mit Leonard, ihrem Friseur, und Mademoiselle Bertin, ihrer Putzmacherin, nicht nur die Zurückberufung von Herrn Necker angekündigt, sondern es auch übernommen hat, ihm diese Zurückberufung kund zu thun.«

»Eh!« machte Métra mit einem Tone, der besagen wollte: »Das ist möglich!«

»Herr Métra,« fragte ein äußerst zierlich frisirter Elegant, der einen olivenfarbigen Rock und eine mit Kattunstreifen eingefasste Weste trug, »glauben Sie, daß sich Monseigneur der Graf von Artois, wie man sagt, gegen Herrn von Brienne ausgesprochen und dem König gestern entschieden erklärt hat, wenn der Erzbischof nicht in drei Tagen seine Entlassung als Minister nehme, so sei er so sehr auf das Heil Seiner Herrlichkeit bedacht, daß er sie selbst von ihm verlangen werde?«

»Eh! eh!« machte Métra mit einem Tone, der besagen wollte: »Ich habe dergleichen erzählen hören!«

»Herr Métra,« fragte ein Mann aus dem Volke mit bleichem Gesichte und abgemagertem

Leibe, der eine abgeschabte Hose und ein schmutziges Wamms trug, »ist es wahr, daß man Herrn Sieyés gefragt hat, was der dritte Stand sei, und daß Herr Sieyés geantwortet: »»Nichts für die Gegenwart und *Alles für die Zukunft!*««

»Eh! eh! eh!« machte Métra mit einem Tone, der besagen wollte: »Ich weiß nicht, ob Herr Sieyés dies gesagt hat, wenn er es aber gesagt hat, so könnte er wohl die Wahrheit gesagt haben!«

Und Alle riefen im Chore:

»Herr Métra, Neuigkeiten! Neuigkeiten, Herr Métra!«

»Neuigkeiten, *Bürger,*« sprach unter der Menge eine kreischende Stimme, »wollt Ihr? ich bringe Euch.«

Diese Stimme hatte einen so sonderbaren Ausdruck, einen so seltsamen Ton, daß Jeder sich umwandte und mit den Augen denjenigen, welcher gesprochen, suchte.

Es war ein Mann von sechsundvierzig bis achtundvierzig Jahren, nicht fünf Fuß hoch, mit krummen Beinen, in grauen, schräge blau gestreiften Strümpfen und klaffenden Schuhen, an denen eine zerzauste Schnur die Bänder ersetzte; auf dem Kopfe einen Hut à la Andromane, das heißt mit niedrigem Obertheile und aufgestülpter Krämpe; sein Leib war eingeschlossen in einen kastanienbraunen, überall abgeschabten, am Ellenbogen durchlöcherten Rock, der sich auf der Brust öffnete, um hinter einem schmutzigen, auseinanderstehenden Hemde ohne Cravate das hervorspringende Schlüsselbein und die Muskeln eines Halses zu zeigen, der von Gift angeschwollen zu sein schien.

Was sein Gesicht betrifft, — verweilen wir einen Augenblick bei demselben, denn es verdient eine besondere Erwähnung.

Sein mageres, knochiges, breites und ein wenig von der verticalen Linie in Beziehung auf den Mund abweichendes Gesicht war gefleckt wie das Fell des Leoparden; nur was es fleckte, war hier das Blut, dort die Galle; seine hervorstehenden Augen, voll Frechheit und Herausforderung, blinzelten wie die des Nachtvogels, der plötzlich ins Tageslicht versetzt wird; sein, wie der des Wolfes und der Schlange, breit geschlitzter Mund hatte die gewöhnliche Falte der Aufregung und der Verachtung.

Dieser ganze Kopf, bekränzt mit fetten, langen, hinter dem Genicke mit einem ledernen Riemen umbundenen Haaren, durch welche alle Augenblicke, als wollte sie das Gehirn, das sie bedeckten, zusammendrücken, eine plumpe, schmutzige Hand mit geschwärzten Nägeln strich, schien ein auf die Oeffnung eines Vulcans gesetzte Maske zu sein.

Von oben und wohlbeleuchtet gesehen, fehlte es diesem, wie der von Alexander, auf die linke Schulter geneigten Kopfe nicht an Ausdruck; dieser Ausdruck enthüllte zugleich die Halsstarrigkeit, den Zorn und die Stärke; was besonders daran in Erstaunen setzte, das war die Unordnung, die Divergenz, ich möchte fast sagen, der Umsturz seiner Züge; jeder schien nach seiner Seite durch einen besonderen Gedanken gezerzt zu werden, — durch einen fieberhaften Gedanken, der ihn schauern machte, ohne daß dieser, gleichsam individuelle, Schauer sich dem übrigen Gesichte mittheilte; das war endlich das lebendige Schild, der belebte Prospectus aller der unseligen Leidenschaften, welche, gewöhnlich von der Rechten des Herrn auf die Menge ausgestreut, die Gott blendet, damit sie zerstöre, sich diesmal außerordentlicher Weise in einem einzigen Menschen, in einem einzigen Herzen, auf einem einzigen Gesichte concentrirt hatten.

Beim Anblicke dieses seltsamen Menschen fühlte Alles, was von Männern von guten

Manieren und von eleganten Frauen in der Menge war, unter seiner Haut etwas wie einen Schauer hinlaufen; das Gefühl, das Jeden ergriff, war doppelt: es bestand zugleich aus dem Widerwillen, der entfernt, und aus der Neugierde, welche anzieht.

Dieser Mensch versprach Neuigkeiten; hätte er etwas ganz Anderes angeboten, so würden drei Viertel von denjenigen, welche da waren, entflohen sein, doch die Neuigkeiten waren eine so kostbare Waare zu jener Zeit, daß Jedermann blieb.

Nur wartete man; Niemand wagte es, zu fragen.

»Ihr verlangt Neuigkeiten?« sagte der außerordentliche Mann; »Ihr sollt haben, und zwar die allerfrischesten! Herr von Loménie hat seine Entlassung verkauft.«

»Wie, verkauft?« riefen fünf bis sechs Stimmen.

»Gewiß, er hat sie verkauft, da man sie ihm bezahlt hat, und sogar sehr theuer! doch so ist es in diesem schönen Königreiche Frankreich: man bezahlt die Minister, um einzutreten, man bezahlt sie, um zu bleiben, man bezahlt sie, um zu gehen; und wer bezahlt sie? der König! wer bezahlt aber den König? Ihr! ich! wir! .. Herr von Loménie von Brienne hat also seine Rechnung gemacht und die seiner Familie: er wird Cardinal sein, das ist abgethan; er hat auf das rothe Käppchen dieselben Rechte wie sein Vorgänger Dubois. Sein Neffe hat noch nicht das Alter, um Coadjutor zu sein; gleichviel! er wird die Coadjutorie vom Bisthum Sens haben! Seine Nichte, — Ihr begreift, man muß doch etwas für die Nichte thun, da man für den Neffen etwas thut, — wird eine Stelle als Palastdame erhalten; was ihn selbst betrifft, er hat sich während eines einjährigen Ministeriums ein Vermögen von fünf- bis sechsmal hunderttausend Livres Einkünfte auf die Güter der Kirche gemacht; überdies läßt er seinen Bruder als Kriegsminister zurück, nachdem er es dahin gebracht, daß er zum Ritter der Orden des Königs und zum Gouverneur der Provence ernannt worden ist. . . Ihr seht also, daß ich Recht hatte, wenn ich sagte, er nehme nicht seine Entlassung, sondern er verkaufe sie.«

»Und von wem haben Sie diese Details?« sagte Métra, der sich so weit vergaß, daß er fragte, er, den man immer fragte.

»Von wem ich sie habe? Bei Gott! vom Hofe. . . Ich bin vom Hofe!«

Und der seltsame Mensch steckte seine beiden Hände in seine Hosentaschen, spreizte seine krummen Beine, schaukelte sich von hinten nach vorne und von vorne nach hinten und neigte zum Zeichen der Herausforderung seinen Kopf noch mehr auf die linke Schulter.

»Sie sind vom Hofe?« murmelten mehrere Stimmen.

»Das setzt Euch in Erstaunen?« sagte der Unbekannte. »Ei! muß sich nicht, im Widerspiele mit der physischen Ordnung, in unserer moralischen Ordnung die Stärke auf die Schwäche, das Wissen auf die Dummheit stützen? Waren nicht Beaumarchais bei Mesdames; Mably beim Cardinal von Tencin; Champfort beim Prinzen von Condé; Thuliers bei Monsieur; Laclos, Frau von Genlis und Brissot beim Herzog von Orleans? Was fände sich also dabei Erstaunliches, daß ich auch bei Einem von allen diesen großen Herren wäre? obschon ich ein wenig mehr, als alle diejenigen, welche ich so eben genannt habe, werth zu sein behaupte.«

»Die Entlassung des Ministers ist also nach Ihrer Meinung gewiß?«

»Officiell«sage ich Ihnen.«

»Und wer kommt an seine Stelle?« fragten mehrere Stimmen.

»Wer? Bei Gott! der *Genfer*, wie der König sagt; der *Charlatan*, wie die Königin sagt; der *Banquier*, wie die Prinzen sagen, und der *Vater des Volks*, wie dieses arme Volk sagt, das

Jedermann seinen Vater nennt, gerade weil es keinen Vater hat.«

Und das Lächeln eines Verdammten verzerrte den Mund des Redners.

»Sie sind also nicht für Herrn von Necker?« fragte schüchtern eine Stimme.

»Ich? doch, im Gegentheil . . . Pest! ein Land wie Frankreich braucht Männer wie Herrn Necker! Welchen Triumph bereitet man ihm auch! welche Allegorien verspricht man ihm! Ich habe gestern eine gesehen, wo er den Ueberfluß zurückbringt, und wo die bösen Geister bei seinem Anblicke fliehen; man hat mir heute eine andere gezeigt, wo er unter der Form eines aus einer Scheune hervorkommenden Flusses dargestellt ist. Ist sein Portrait nicht überall, an den Straßenecken, auf den Tabaksdosen, auf den Rockknöpfen? spricht man nicht davon, man wolle eine Straße durchbrechen, welche an die Banque gehen und die Rue Necker heißen wird? hat man nicht schon zwölf Münzen ihm zu Ehren geschlagen, fast so viel als für den Großpensionär de Witt, der gehenkt worden ist! — Ob ich für Herrn Necker bin? ich glaube wohl! Es lebe der König! es lebe das Parlament! es lebe Herr Necker!«

»Sie behaupten also, Herr Necker sei zum Minister an der Stelle von Herrn von Brienne ernannt worden?« sagte mitten unter der Menge eine Stimme, deren Frage wie eine Drohung klang, und die Aller Augen auf denjenigen, welcher gesprochen, zog.

Bemerken wir sogleich, daß der zweite Mann, der seinen Theil an der öffentlichen Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen zu wollen schien, derselben nicht minder würdig war, als der, welchem er sich gegenüber stellte.

Ganz das Gegentheil vom Ersten, der sein Widersacher werden sollte, wenn er nicht sein Freund wurde, war der Zweite, mit einer Art von Sorgfalt gekleidet und besonders merkwürdig durch die Feinheit und die Weiße seiner Wäsche, ein fünf Fuß acht Zoll hoher Coloß, jedoch mit vollkommenem Ebenmaße in allen Theilen seiner herculischen Gestalt. Man hätte glauben können, es sei eine Statue der Stärke, welche vollkommen gelungen, mit Ausnahme der Stelle des Gesichtes, wo die Form dem Erze entgangen zu sein schien: in der That sein ganzes Gesicht, — ein ungestaltetes Gesicht, — war nicht gezeichnet, nicht ausgehöhlt, sondern durchwühlt von den Pocken. Es schien, als wäre ihm ein mit geschmolzenem Blei gefülltes Instrument vor dem Gesichte zersprungen, als hätte ihm eine Chimäre mit dem Feuerathem ins Antlitz geblasen; es war für diejenigen, welche ihn anschauten und es versuchten, das *Facies* eines Menschen mit seinen gleichsam angelegten Zügen wiederaufzubauen, eine peinliche Entwicklung, eine mühsame Classificirung: die Nase war eingedrückt, das Auge kaum sichtbar, der Mund groß; dieser Mund ließ lächelnd eine doppelte Reihe von elfenbeinweißen Zähnen sehen und war, wenn er sich schloß, bedeckt mit zwei Wülsten voll Dreistigkeit und Sinnlichkeit; es war eine in den Händen Gottes beim Uebergange vom Löwen zum Menschen unterbrochene Anlage; es war eine unvollkommene, aber energische, unvollständige, aber furchtbare Schöpfung.

Das Ganze bildete eine erstaunliche Concentrirung von Leben, Fleisch, Knochen, Kraft, Blindheit, Dunkelheit und Schwindel.

Sieben bis acht Personen befanden sich zwischen diesen zwei Männern; sie zogen sich sogleich zurück, als hätten sie bei ihrer Berührung zermalmt zu werden befürchtet; so daß sie einander gegenüberstanden, ohne irgend ein Hinderniß zwischen ihnen, der Riese gegen den Zwerg die Stirne faltend, und der Zwerg gegen den Riesen lachend.

In einer Secunde waren Bertin, Parny, Florian, Rivarol, Champcenez aus den Augen der Menge verschwunden, deren Aufmerksamkeit sich bei diesen zwei Männern concentrirte, die ihr doch völlig unbekannt.

Das war die Epoche der Wetten, denn die englischen Moden waren in Frankreich im Gefolge des Herzogs von Orleans und der Elegants des Hofes eingefallen; augenscheinlich konnte der Eine von diesen zwei Männern den Andern zerbrechen, wenn er nur seine Hand auf ihn fallen ließ: nun wohl! hätte ein Kampf zwischen ihnen stattfinden sollen, so wären eben so viel Wetten für den Einen als für den Andern gemacht worden; die Einen hätten für den Löwen gewettet, die Anderen für die Schlange, die Einen für die Stärke, die Anderen für das Gift.

Der Riese wiederholte seine Frage unter dem fast feierlichen Stillschweigen, das eingetreten war.

»Sie behaupten also, Herr Necker sei zum Minister an der Stelle von Herrn von Brienne ernannt worden?« sagte er.

»Das versichere ich.«

»Und Sie freuen sich über diese Veränderung?«

»Bei Gott!«

»Nicht weil sie den Einen erhebt, sondern weil sie den Andern vernichtet, und weil in gewissen Augenblicken vernichten gründen heißt, nicht wahr?«

»Es ist erstaunlich, wie Sie mich verstehen, Bürger!«

»Sie sind also der Freund des Volkes?«

»Und Sie?«

»Ich bin der Feind der Großen!«

»Das kommt auf Eins heraus.«

»Um das Werk anzufangen, ja . . . doch nicht, um es zu beendigen.«

»Sind wir einmal hierbei, so werden wir sehen.«

»Wo speisen Sie heute zu Mittag?«

»Mit Dir, wenn Du willst.«

»Komm, Bürger.«

Nach diesen Worten näherte sich der Riese dem Zwerge und reichte ihm einen eisernen Arm, an welchen sich der Zwerg hing.

Sodann, ohne sich weiter um die Menge zu bekümmern, als ob die Menge gar nicht existirt hätte, entfernten sich Beide mit großen Schritten und liefen die Neuigkeitsliebhaber unter dem Baume von Krakau die Nachricht commentiren, die man ihren politischen Appetiten als Futter preisgegeben hatte.

Am Ende des Palais-Royal und unter den Arcaden angelangt, welche zum Schauspiel-Saale der Variétés führten, — der da lag, wo heute das Théâtre-Francais ist, — begegneten die neuen Freunde, die sich ihre Namen noch nicht genannt hatten, einem ganz zerlumpten Manne, der mit Billets am Tage und mit Contremarques am Abend handelte.

Man spielte in diesem Augenblicke im Theater der Varietes ein sehr besuchtes Stück, betitelt: *Arlequin, Kaiser im Monde*.

»Herr Danton,« sagte der Billethändler zu dem Größeren von den beiden Männern »Bordier spielt heute Abend; wollen Sie eine gute, wohl verborgene kleine Loge, in die man eine hübsche Frau führen, und man sehen kann, ohne gesehen zu werden?«

Danton stieß ihn aber mit der Hand zurück, ohne zu antworten.

Da machte der Billethändler die Runde um Beide, wandte sich an den Kleineren und sagte:

»Bürger Marat, wollen Sie einen Platz auf dem Parterre? Sie werden dort mitten unter trefflichen Patrioten sein! Bordier gehört zu den Guten.«

Marat stieß ihn aber, ohne zu antworten, mit dem Fuße zurück.

Der Billethändler entfernte sich brummend.

»Ah! Herr Hébert,« sagte ein Straßensjunge, der mit den Augen das Billetpäckchen, das der Händler in seiner Hand hielt, verschlang; »ah! Herr Hébert, schenken Sie mir ein Amphitheater-Billetchen.«

So wurde am 24. August 1788 der Advocat Danton dem Arzte vom Marstalle des Grafen von Artois, Marat, durch den Contremarquenhändler Hébert vorgestellt.

IV.

Bei Danton.

Während Rivarol Champcenez, ohne daß dieser ihm antworten konnte, fragte, wer die zwei Unbekannten seien, die sich entfernten, während Bertin, Parny und Florian sich sorglos verließen, — Singvögel, die den Sturm nicht vorhersahen, — Bertin, um seine Anstalten zur Abreise zu treffen, Parny, um seine letzten Verse der *Galanteries de la Bible* zu reimen, und Florian, um seine Rede zur Aufnahme in die Academie vorzubereiten; während Métra, für den Augenblick seines Rufes verlustig unter diesen Neuigkeitskrämern, deren König er war, sich in den Tiefen des Circus verlor und das *Journal de Paris* im Lesecabinet von Girardin verlangte; während unter den gegen die Kreuzpflanzung mündenden Lindenalleen die eleganten Frauen und die Muscadins lustwandelten, ohne sich darum zu bekümmern, wer noch Minister war oder nicht war, — Jene mit schwarzen Gaze Hüten à la caisse d'escompte, welche Hüte ohne Fonds waren, diese mit Westen, worauf die großen Männer des Tages zu sehen, das heißt verziert mit den Portraits der zwei Helden, welche in der Mode: Lafayette und d'Estaing, — schritten unsere zwei Patrioten über den Platz des Palais-Royal, schlugen den Weg durch die Rue Saint-Thomas du Louvre ein, erreichten den Pont-Neuf und mündeten durch die Rue des Fosses-Saint-Germain in die Rue du Paon, wo Danton wohnte.

Unter Weges erfuhr Jeder, mit wem er es zu thun hatte. Hébert hatte, wie wir gesehen, hinter einander die Namen Danton und Marat ausgesprochen; diese ausgesprochenen Namen gaben aber keinen ganz klaren Aufschluß, in so fern der eine, der von Marat, kaum bekannt, und der andere, der von Danton, völlig unbekannt war; doch seinem Namen fügte sodann Jeder seine Titel und seine Eigenschaften bei, so daß Danton wußte, er gehe an der Seite des Verfassers der Schriften: *die Fesseln der Sklaverei, der Mensch oder Principien und Gesetze des Einflusses der Seele auf den Körper und des Körpers auf die Seele, Vermischte literarische Aufsätze, Forschungen über das Feuer, die Elektricität und das Licht, die Optik von Newton*, und endlich, *Academische Memoiren oder Neue Entdeckungen über das Licht*; und Marat seinerseits wußte, daß er den Arm gab Georges Jacques Danton, Advocaten am Cassationshofe, letztem Erben einer guten bürgerlichen Familie in Arcis-sur-Aube, seit drei Jahren verheirathet mit einer reizenden Frau Namens Gabriele Charpentier und seit zwei Jahren Vater von einem Taugenichts, auf den er, wie alle Väter, die schönsten Hoffnungen gründete.

Das Haus, das Danton bewohnte, wurde zugleich von seinem Schwiegervater, Herrn Ricordin, bewohnt; der Vater von Danton war jung gestorben und seine Mutter hatte sich wieder verheirathet; doch sein Schwiegervater war so vortrefflich gegen ihn gewesen, daß er den Verlust, den er erlitten, kaum bemerkt hatte. Herr Ricordin hatte im zweiten Stocke die auf die Straße gehende große Wohnung inne, während Danton seinerseits eine kleinere Wohnung einnahm, deren Fenster sich auf die Passage du Commerce öffneten. Die zwei Wohnungen, die des Schwiegervaters und die des Schwiegersohnes, standen durch eine Thüre mit einander in Verbindung, und seit einiger Zeit hatte, in der Hoffnung auf die zukünftige Clientel des jungen Advocaten, Herr Ricordin von seiner Wohnung einen großen Salon abgetrennt, aus dem Danton sein Cabinet gemacht. Durch diese Beifügung fand sich die kleine Wirthschaft behaglicher;

Danton schloß sich mit seiner ganzen mächtigen Vitalität in dieses große Cabinet ein, und überließ seiner Frau, seinem Kinde und seiner Köchin, die den einzigen Dienstboten des Hauses bildete, die ganze übrige Wohnung, bestehend aus einer großen gemeinschaftlichen Küche, welche zugleich vom Schwiegervater und vom Schwiegersohne benützt wurde, einem Vorzimmer, einem Schlafzimmer und einem Salon.

In dieses letzte, mit den Portraits von Madame Ricordin und Herrn Charpentier Vater geschmückte, Zimmer wurde Marat eingeführt. Die zwei Portraits waren vollkommene Typen des Bürgerthums von damals und hoben nur um so mehr ein Bild von Danton in Lebensgröße, stehend und mit ausgestreckter Hand dargestellt, hervor; dieses Bild war, wenn man es von zu nahe betrachtete, nur eine Skizze, an der man nichts unterscheiden konnte; wich man aber ein paar Schritte zurück, studirte man es aus der Entfernung, so entwirrte sich diese ganze Impastirung, und man sah eine Anlage erscheinen, — allerdings eine Anlage, doch eine lebendige, voll Feuer und Genie. Diese Anlage war in ein paar Stunden unter dem Pinsel eines jungen Freundes von Danton, den man Jacques Louis *David* nannte, entstanden.

Die übrige Wohnung war äußerst einfach; nur aus einigen Einzelheiten, wie Vasen, Leuchter, Pendeluhren, errieth man ein dumpfes Verlangen nach Luxus, ein sinnliches Bedürfniß, Gold zu sehen.

In dem Augenblicke, wo Danton klingelte, erkannte man seine Art zu klingeln, und Alles lief nach der Thüre, die junge Frau, das Kind, der Hund; als aber die Thüre sich öffnete, als man hinter dem Herrn des Hauses den fremden Gast sah, den er brachte, da wich die Frau einen Schritt zurück, weinte das Kind, bellte der Hund.

Das Gesicht von Marat zog sich leicht zusammen.

»Verzeihen Sie, mein lieber Gast,« sagte Danton, »Sie sind noch fremd hier, und . . .«

»Und ich bringe meine Wirkung hervor,« versetzte Marat. »Es ist unnöthig, daß Sie sich entschuldigen, ich kenne das!«

»Meine gute Gabriele,« sprach Danton, indem er seine Frau küßte wie ein Mensch, der sich Verzeihung für etwas zu verschaffen hat, »ich habe diesen Herrn im Palais-Royal getroffen: es ist ein ausgezeichnete Arzt; er ist mehr als dies, er ist Philosoph, und er hatte die Güte, meine Einladung, bei uns zu Mittag zu speisen, anzunehmen.«

»Von Dir gebracht, mein lieber Georges, ist der Herr sicher des Empfanges, den man ihm bereiten wird, nur war das Kind nicht in Kenntniß gesetzt, und der Hund . . .«

»Ist ein guter Wächter, wie ich sehe,« sprach Marat; »überdies habe ich Eines bemerkt,« fügte er mit einer bewunderungswürdigen Rücksichtslosigkeit bei, »die Hunde sind sehr aristokratisch ihrer Natur nach.«

»Ist einer von unseren Tischgenossen angekommen?« fragte Danton.

»Nein . . . nur der Koch.«

Madame Danton sprach diese Worte lächelnd aus.

»Hast Du ihm Deine Unterstützung angeboten? — denn, meine gute Gabriele, Du bist auch eine vortreffliche Köchin!«

»Ja, doch zu meiner Schande habe ich mich zurückgewiesen gesehen.«

»Bah! . . . Du hast Dich also darauf beschränkt, daß Du den Tisch zugerichtet?«

»Nicht einmal dies.«

»Wie, nicht einmal dies?«

»Nein; zwei Diener haben Alles gebracht! Tischzeug, Silbergeschirr, Candelaber.«

»Glaubt er denn, wir haben das nicht?« versetzte Danton, indem er sich aufrichtete und die Stirne faltete.

»Er hat gesagt, das sei eine unter Euch verabredete Sache, und er sei nur unter diesen Bedingungen gekommen, um zu kochen.«

»Gut! lassen wir ihn in Ruhe: das ist ein Original . . . Höre, mein Kind, man klingelt: sieh, wer kommt.«

Dann sich gegen Marat umwendend:

»Vernehmen Sie die Liste unserer Tischgenossen, mein Gast: vor Allem ein College von Ihnen, der Herr Doctor Guillotin; Talma und Maria Joseph von Chénier, zwei Unzertrennlliche; Camille Desmoulins, ein Kind, ein Straßenjunge, doch ein Straßenjunge von Genie; — und wer noch? . . . Sie, meine Frau und ich, das sind Alle . . . Ah! ich vergaß David. Ich hatte meinen Schwiegervater eingeladen, doch er findet, wir seien zu hohe Gesellschaft für ihn; das ist ein guter, vortrefflicher Mann der Provinz, der sich in Paris ganz fremd fühlt und mit gewaltigem Geschrei nach seinem Arcis-sur-Aube zurückverlangt . . . Nun, tritt doch ein, Camille, komm herein!«

Diese letzten Worte waren an einen Mann von mittlerem Wuchse gerichtet, der, obwohl sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre alt, kaum zwanzig zu zählen schien. Es war offenbar ein Vertrauter des Hauses; denn eben so gut von Jedermann aufgenommen, als man Marat schlecht aufgenommen hatte, war er im Vorzimmer stehen geblieben, um Madame Danton die Hand zu drücken, das Kind zu küssen und den Hund zu streicheln.

Auf die Einladung von Danton trat er ein.

»Woher kommst Du denn?« fragte Danton; »Du siehst ganz zerzaust aus.«

»Ich? nicht im Geringsten!« erwiderte Camille, während er seinen Hut auf einen Stuhl warf; »doch stelle Dir vor . . . Ah! verzeihen Sie, mein Herr. . .«

Er hatte nun erst Marat wahrgenommen, und er grüßte ihn; Marat erwiderte seinen Gruß.

»Stelle Dir vor,« fuhr Camille fort, »ich komme vom Palais-Royal.«

»Wir auch,« versetzte Danton, »wir kommen auch von dort.«

»Ich weiß es wohl; ich habe Dich gesucht und war sehr erstaunt, Dich nicht unter den Linden zu finden, da ich Dir dort Rendez-vous gegeben.«

»Du hast die Neuigkeit erfahren?«

»Ja, die Entlassung von dieser Canaille Brienne, die Rückkehr von Herrn Necker! Es ist vortrefflich, Alles dies . . . Doch ich kam aus einem anderen Grunde ins Palais-Royal.«

»Und warum kamst Du?«

»Ich glaubte dort Jemand zu finden, der geneigt wäre, Streit mit mir zu suchen, und da ich geneigt war, ihn anzunehmen . . .«

»Bah! auf wen hattest Du es denn abgesehen?«

»Auf diese Viper Rivarol und auf die Natter Champcenetz . . .«

»Aus welchem Anlaß?«

»Weil diese Schufte mich in ihren *Kleinen Almanach unserer großen Männer* gesetzt hatten.«

»Und was macht das Dir?« sagte Danton, die Achseln zuckend.

»Das macht mir, das macht mir . . . Man soll mich nicht zwischen Herrn Desenarts und Herrn

Derome genannt Eugene classificiren, zwischen einen Menschen, der den *Befreunden Amor*, ein abscheuliches Theaterstück, gemacht, und einen Menschen, der gar nichts gemacht hat.«

»Und was hast Du gemacht, daß Du so häkelig bist?« fragte lachend Danton.

»Ich?«

»Ja, Du.«

»Ich habe nichts gemacht, aber ich werde machen, dafür stehe ich Dir. Uebrigens irre ich mich: doch, bei Gott! ich habe einen Viervers gemacht, den ich ihnen zugeschickt . . . Ah! ich habe sie gut zugerichtet; das ist Martial, Altrömisch . . .

Au grand hôtel de la Vermine

On est, logé très-proprement:

Rivarol y fait la cuisine,

Et Champcenez, l'appartement.

»Du hast unterzeichnet?« fragte Danton.

»Bei Gott! darum ging ich ins Palais-Royal, aus dem sich weder der Eine, noch der Andere rührt. . . . Ich glaubte Antwort auf meinen Viervers zu finden: nun, ich bin nicht auf meine Kosten gekommen, wie Talma sagt.«

»Sie haben nicht mit Dir gesprochen?«

»Sie haben sich den Anschein gegeben, als sähen sie mich nicht, mein Lieber.«

»Wie, mein Herr,« rief Marat, »Sie sind noch dabei, daß Sie sich um das bekümmern, was man sagt, oder was man über Sie schreibt?«

»Ja, mein Herr, ja,« antwortete Camille; »ich muß gestehen, ich habe eine sehr empfindliche Haut; ich werde auch, wenn ich je etwas thue, sei es nun in der Literatur, oder in der Politik, ein Journal haben, und dann . . .«

»Was werden Sie denn in Ihrem Journal sagen?« fragte eine Stimme, welche aus dem Vorzimmer kam.

»Mein lieber Talma,« erwiderte Camille, die Stimme des großen Künstlers erkennend, der damals seine dramatische Laufbahn begann, »ich werde sagen, daß Sie an dem Tage, wo Sie eine schöne Rolle bekommen, der erste Tragiker der Welt sein werden.«

»Nun wohl, ich habe die Rolle,« versetzte Talma, »und hier ist der Mann, der sie mir gegeben.«

»Ah! guten Tag, Chénier! . . . Du hast also ein neues Trauerspiel gemacht?« fragte Camille sich an den Letzteren wendend.

»Ja, mein Freund,« antwortete Talma, »ein herrliches Werk, das er gestern gelesen hat, und das einstimmig angenommen worden ist: einen Karl IX. Ich werde Karl IX. spielen, vorausgesetzt, daß das Gouvernement die Ausführung des Stückes erlaubt . . . Denke Dir, dieser Dummkopf Saint-Phal hat die Rolle zurückgewiesen: er hat gefunden, Karl IX. sei keine sympathische Person! . . . Sympathisch, was sagst Du dazu, Danton? Ich hoffe ihn wohl verabscheuenswerth zu machen!«

»Sie haben Recht aus dem Gesichtspunkte der Politik,« bemerkte Marat: »es ist gut, die Könige verabscheuenswerth zumachen; aus dem Gesichtspunkte der Geschichte werden Sie aber vielleicht Unrecht haben,«

Talma war äußerst kurzsichtig; er näherte sich dem, welcher mit ihm sprach, und dessen Stimme er nicht erkannte, obschon er mit allen Stimmen, die man bei Danton hörte, vertraut war,

und durch den Schleier seiner Kurzsichtigkeit, die sich erhellte, gewährte er endlich.

Ohne Zweifel war die Entdeckung nicht günstig, denn er blieb rasch wieder stehen.

»Nun?« machte Marat, der, wie bei Madame Danton, wie bei dem Kinde, wie beim Hunde, die von ihm hervorgebrachte Wirkung bemerkte.

»Nun, mein Herr,« erwiderte Talma ein wenig aus der Fassung gebracht, »ich bitte Sie um die Erklärung Ihrer Theorie.«

»Meine Theorie, mein Herr, ist folgende: hätte Karl IX. die Hugenotten ihre Werke vollbringen lassen, — und hierin bin ich nicht der Parteilichkeit zu beschuldigen, — so wurde der Protestantismus die Religion des Staates, und die Condé wurden Könige von Frankreich; dann geschah mit unserem Lande, was mit England geschehen ist: wir hielten in unserem Marsche an, der methodische Geist von Calvin trat an die Stelle der unruhigen Thätigkeit, welche das Eigenthümliche der katholischen Völker ist, und die sie zur Eroberung der Verheißungen Christi antreibt. Christus hat uns die Freiheit, die Gleichheit, die Brüderschaft verheißen; die Engländer haben die Freiheit vor uns gehabt; erinnern Sie sich aber wohl dessen, was ich Ihnen sage, mein Herr: wir werden die Gleichheit und die Brüderschaft vor ihnen haben, und diese Wohlthat werden wir verdanken . . .«

»Den Priestern?« versetzte Chénier mit einer spöttischen Miene.

»Nein, nicht den Priestern, Herr von Chénier,« entgegnete Marat, indem er einen besonderen Nachdruck auf die Partikel legte, welche zu jener Zeit der Verfasser von *Azemire* und *Karl IX.* noch nicht abgelehnt hatte, »es ist die Religion, die das Gute gemacht hat, es sind die Priester, die das Böse gemacht. Sollten Sie eine andere Idee in Ihren *Karl IX.* eingeführt haben? Dann hätten Sie sich getäuscht.«

. »Nun wohl! wenn ich mich getäuscht habe, so wird das Publikum gegen meinen Irrthum Gerechtigkeit üben.«

»Es ist abermals ein sehr schlechter Grund, den Sie mir da angeben, mein bester Herr von Chénier, und ich bezweifle, daß Sie ihn für Ihre Tragödie *Azemire* adoptirt haben, wie Sie ihn für Ihr Trauerspiel *Karl IX.* zu adoptiren bereit zu sein scheinen.«

»Mein Trauerspiel *Azemire* ist nicht vor dem Publikum gespielt worden, mein Herr; es ist bei Hofe gespielt worden, und Sie kennen die Meinung von Voltaire über dieses Tribunal:

»La cour a sifflé tes talents;
Paris applaudit tes merveilles.
Grétry, les oreilles des grands
Sont souvent de grandes oreilles.¹²«

»Oh! ja, mein Herr, ich bin es gewiß nicht, der Ihnen über diesen Punkt widersprechen wird. Aber hören Sie mich wohl an, denn ich will nicht der Inconsequenz beschuldigt werden: es ist möglich, daß Sie eines Tages sagen hören, Marat verfolge die Religion, Marat glaube nicht an Gott, Marat fordere den Kopf der Priester. Ich werde den Kopf der Priester fordern, mein Herr; aber gerade weil ich die Religion verehren, weil ich an Gott glauben werde.«

»Und wenn man Ihnen die Köpfe gibt, die Sie fordern, Herr Marat,« sagte ein kleiner Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, der eben eingetreten war, »dann rathe ich Ihnen, das Instrument zu nehmen, in dessen Verfertigung ich begriffen bin.«

»Ah! Sie da, Doctor?« rief Danton, indem er sich gegen den neuen Gast umwandte, den er, ganz beschäftigt mit dem Gespräche von Chénier und Marat, bei seinem Eintritte nicht begrüßt

hatte.

»Ah! Herr Guillotin!« sprach Marat mit einer gewissen Ehrfurcht grüßend.

»Ja, Herr Guillotin?« erwiderte Danton, »ein vortrefflicher Arzt, doch ein noch viel vortrefflicherer Mensch . . . Und was für ein Instrument ist es, das Sie verfertigen, und wie heißt es, mein lieber Doctor?«

»Wie es heißt, lieber Freund? ich vermöchte es Ihnen nicht zu sagen, denn ich habe ihm noch keinen Namen gegeben; doch der Name thut nichts zur Sache.«

Dann fuhr er, zu Marat zurückkehrend, fort:

»Sie kennen mich wahrscheinlich nicht, mein Herr; doch wenn Sie mich kennen lernen, so werden Sie erfahren, daß ich ein wahrer Philanthrop bin.«

»Ich weiß über Sie Alles, was man wissen kann, mein Herr,« erwiderte Marat mit einer gewissen Höflichkeit, die er erst bei dieser Gelegenheit hatte zum Vorschein kommen lassen, — »nämlich, daß Sie nicht nur einer der gelehrtesten Männer sind, die es gibt, sondern auch einer der besten Patrioten, welche existiren. Ihre These auf der Universität von Bordeaux, der Preis, den Sie bei der medicinischen Facultät davon getragen, Ihr Urtheil über Mesmer, die wunderbaren Curen, die Sie alle Tage bewerkstelligen, so viel, was das Wissen betrifft; Ihre Petition der in Paris domicilirten Bürger, dies, was den Patriotismus betrifft. Ich sage mehr: ich weiß sogar etwas von dem Instrumente, von dem Sie reden. Ist es nicht eine Maschine, um den Kopf abzuschneiden?«

»Wie, Doctor, Sie nennen sich Philanthrop, und Sie erfinden eine Maschine, um die Menschheit zu tödten?« rief Camille.

»Ja, Herr Desmoulins,« antwortete ernst der Doctor, »und gerade weil ich Philanthrop bin, erfinde ich sie. Die Todesstrafe anwendend, hat bis heute die Gesellschaft nicht nur gestraft, sondern sich gerächt. Was sind alle diese Strafen des Verbrennens, des Rades, der Viertheilung? was ist das siedende Oel? was ist das geschmolzene Blei? ist es nicht die Fortsetzung der Tortur, die Ihr vortrefflicher König modificirt, wenn nicht aufgehoben hat? Meine Herren, was will das Gesetz, wenn es schlägt? Es will den Schuldigen zu Nichte machen; nun wohl! die ganze Strafe muß im Verluste des Lebens und nicht in etwas Anderem bestehen; die Beifügung irgend eines Schmerzes zur Strafe ist ein Verbrechen dem gleich, welches es auch sein mag, das der Verbrecher begangen haben kann.«

»Ah! ah!« rief Danton; »und Sie glauben, Sie werden den Menschen, diese so wunderbar organisirte Maschine, die sich an das Leben durch alle ihre Begierden, durch alle ihre Sinne, durch alle ihre Fähigkeiten anklammert, — Sie glauben, Sie werden den Menschen zerstören, wie ein Quacksalber einen Zahn auszieht, — ohne Schmerz?«

»Ja, Herr Danton! ja, ja, ja!« rief der Doctor sich begeisternd, »ohne Schmerz! . . . Ich zerstöre den Menschen durch die Vernichtung; ich zerstöre, wie die Elektrizität zerstört, wie der Blitz zerstört; ich schlage, wie Gott, diese höchste Gerechtigkeit, schlägt!«

»Und wie schlagen Sie?« fragte Marat; »ich bitte, sagen Sie mir das, wenn es nicht ein Geheimniß ist. Sie können sich keinen Begriff machen, wie sehr mich Ihr Gespräch interessirt.«

»Ah!« machte Guillotin athmend, als gewährte es ihm die größte Freude, endlich einen seiner würdigen Zuhörer gefunden zu haben. »Nun wohl, mein Herr, vernehmen Sie: meine Maschine ist eine ganz neue Maschine, und zwar von einer Einfachheit . . . wenn Sie das sehen, werden Sie erstaunt sein über diese Einfachheit; und Sie werden sich wundern, daß eine so wenig

complicirte Sache sechstausend Jahre gebraucht hat, um sich zu produciren! Stellen Sie sich eine Plattform vor, mein Herr, eine Art von Theater . . . Herr Talma, nicht wahr, Sie hören auch?»

»Bei Gott!« erwiderte Talma, »ich glaube wohl, daß ich höre; ich schwöre Ihnen, das interessirt mich fast eben so sehr als Herrn Marat.«

»Nun wohl, ich sagte Ihnen also: stellen Sie sich eine Plattform, eine Art von kleinem Theater vor, zu welchem man auf fünf bis sechs Stufen hinaussteigt; die Zahl thut hierbei nichts. Auf diesem Theater errichte ich zwei Pfosten, ich bringe unten an diesen zwei Pfosten eine Art von kleinem Charnier an, dessen oberer Theil beweglich ist und sich auf den Kopf des Verurtheilten senkt; oben an diese zwei Pfosten oder Säulen setze ich ein durch einen Block von dreißig bis vierzig Pfund beschwertes Messer, das durch ein Seil festgehalten wird: ich mache dieses Seil los, ohne es nur anzurühren, — mit einer Feder; das Eisen schlüpft zwischen den zwei wohl eingeschmierten Falzen nieder; der Verurtheilte fühlt eine leichte Kühle auf dem Halse, und pautz! der Kopf ist herab!«

»Pest!« rief Camille, »wie sinnreich ist das!«

»Ja, mein Herr,« erwiderte Guillotin, der sich immer mehr belebte, »und diese Operation, welche das Leben von der Materie trennt, welche tödtet, zerstört, zerschmettert, diese Operation dauert . . . errathen Sie, wie lang: — eine Secunde.«

»Ja, nicht eine Secunde, das ist wahr,« sagte Marat; »doch sind Sie sicher, mein Herr, daß der Schmerz nicht länger währt, als die Execution?«

»Wie soll der Schmerz das Leben überleben?«

»Bei Gott! wie die Seele den Leib überlebt.«

»Ah! ja, ich weiß es wohl,« versetzte Guillotin mit einer von der Vorhersehung des Kampfes herrührenden leichten Bitterkeit, — »Sie glauben an die Seele! Sie weisen ihr sogar, gegen die Ansicht der Spiritualisten, die sie durch den ganzen Körper verbreiten, einen besondern Sitz an; Sie geben ihr ihre Wohnung in den Hirnhäuten; weshalb Sie Descartes verachten und Locke folgen, den Sie wenigstens hätten citiren müssen, da Sie einen Theil von seiner Lehre angenommen haben. Oh! haben Sie meine Brochure über den dritten Stand gelesen, so habe ich Ihr Buch über den Menschen gelesen; ich habe Alles gelesen, was Sie gemacht, Ihre Arbeiten über das Feuer, über das Licht, über die Elektrizität . . . Ja, ja, da es Ihnen nicht gegen Voltaire und die Philosophen geglückt ist, so hat Ihr kriegerischer Geist mit Newton angebanden! Sie haben seine Optik zu zerstören geglaubt und sich in eine Menge von übereilten, leichten, leidenschaftlichen Experimenten geworfen, die Sie von Franklin und Volta ratificiren zu machen versuchten; doch weder der Eine, noch der Andere war Ihrer Ansicht über das Licht, Herr Marat; erlauben Sie mir also, anders als Sie über die Seele zu denken.«

Marat hatte diesen ganzen Ausfall des Doctors Guillotin mit einer Ruhe angehört, über welche derjenige gewaltig erstaunt gewesen sein mußte, der den reizbaren Charakter des Arztes vom Marstalle des Grafen von Artois gekannt hätte; doch in den Augen eines tiefen Beobachters würde sogar diese Ruhe das Maß vom Grade des Interesses geboten haben, das Marat an der großen Erfindung des Doctors Guillotin nahm.

»Nun wohl, mein Herr,« sagte er, »auf einen Augenblick, und da Sie dieselbe so sehr erschreckt, verlasse ich die Seele und kehre zur Materie zurück, denn die Materie ist es und nicht die Seele, was leidet.«

»Dann, da ich die Materie tödte, leidet die Materie nicht.«

»Sie sind ganz sicher, daß Sie sie tödten?«

»Ob ich die Materie tödte, wenn ich den Kopf abschneide?«

»Sind Sie ganz sicher, sie auf der Stelle zu tödten?«

»Erklären Sie sich!« versetzte Guillotin.

»Oh! meine Erklärung ist sehr einfach; Sie legen den Sitz des Urtheils in das Gehirn, nicht wahr? Mit dem Gehirne denken wir, und zum Beweise dient, daß wir, wenn wir viel gedacht haben, Kopfweh bekommen.«

»Ja, doch ins Herz legen Sie den Sitz des Lebens,« rief Guillotin, der die Argumente seines Gegners vorhersah.

»Es sei; legen wir den Sitz des Lebens ins Herz; doch das Gefühl des Lebens, wohin werden wir es legen? Ins Gehirn . . . Nun wohl! Trennen Sie den Kopf vom Leibe: der Leib wird todt sein, das ist möglich; der Leib wird nicht mehr leiden, das ist abermals möglich; doch der Kopf, mein Herr! der Kopf!«

»Nun! der Kopf?«

»Der Kopf, mein Herr, wird fortfahren, zu leben und folglich zu denken, so lange ein Blutstropfen sein Gehirn beleben wird, und daß er sein Blut verliert, braucht er wenigstens acht bis zehn Secunden!«

»Oh! acht bis zehn Secunden,« sagte Camille, »das ist bald vorüber.«

»Das ist bald vorüber?« rief Marat aufstehend; »sind Sie so wenig Philosoph, junger Mann, daß Sie den Schmerz nach der Zeit messen, die er dauert, und nicht nach dem Schlage, den er schlägt, nach dem Factum, und nicht nach den Folgen? Aber, — bedenken Sie das wohl, — dauert ein unerträglicher Schmerz eine Secunde, so dauert er eine Ewigkeit, und wenn dieser, schon unerträgliche, Schmerz Gefühl genug läßt, daß derjenige, welcher ihn empfindet, begreift, während er ihn empfindet, das Ende des Schmerzes sei das Ende des Lebens, und wenn er, trotz dieses unerträglichen Schmerzes, um sein Leben zu verlängern, seinen Schmerz verlängern wollte, glauben Sie nicht, das sei eine unduldbare Strafe?«

»Ah! darin stimmen wir gerade nicht überein,« sagte Guillotin; »ich leugne, daß man leidet.«

»Und ich, ich behaupte es,« entgegnete Marat. »Uebrigens ist die Strafe der Enthauptung nicht neu; ich habe sie in Polen und in Rußland vollziehen sehen; man setzt dort den armen Sünder auf einen Stuhl; vier bis fünf Schritte von ihm ist ein Häufen Sand bestimmt, wie in der Arenen Spaniens, das Blut zu verbergen; der Henker löst den Kopf mit einem Säbelhiebe ab. Nun wohl, ich, ich habe, — ich sage Ihnen, mit meinen eigenen Augen, — gesehen, wie einer von diesen Körpern ohne Kopf aufstand, ein paar Schritte stolpernd machte und erst wieder niederfiel, als er an den Sandhaufen stieß, der vor ihm war. Ah! sagen Sie, mein Herr, Ihre Maschine sei rascher, abkürzender, in Revolutionszeiten biete sie den Vortheil, daß sie thätiger vernichte, als eine andere, und ich werde Ihrer Ansicht beitreten, — und das wird schon ein der Gesellschaft geleisteter großer Dienst sein; — doch daß sie milder sei? nein, nein, nein, mein Herr, das leugne ich!«

»Nun wohl! meine Herren,« sprach Guillotin, »die Erfahrung wird Sie das lehren,«

»Ei! Doctor,« fragte Danton, »wollen Sie damit sagen, wir werden den Versuch mit Ihrer Maschine machen?«

»Mein lieber Freund, meine Maschine ist nur für die Verbrecher bestimmt . . . Ich will damit sagen, man werde sie an den Köpfen der Verbrecher versuchen.«

»Wohl, Herr Guillotin, stellen Sie sich zum ersten Verurteilten, dessen Kopf durch die Anwendung Ihres Mittels fallen wird; heben Sie diesen Kopf im Augenblicke auf; schreien Sie ihm den Namen ins Ohr, den er im Leben hatte, und Sie werden diesen Kopf die Augen wieder öffnen und dieselben gegen Sie drehen sehen; das werden Sie sehen, mein Herr.«

»Unmöglich!«

»Das werden Sie sehen, mein Herr, wiederhole ich Ihnen; und Sie werden es sehen, weil ich, nachdem ich gethan, was ich Ihnen sage, daß Sie thun sollen, dies gesehen habe!«

Marat hatte diese Worte mit einer solchen Ueberzeugung ausgesprochen, daß Niemand es versuchte, nicht einmal der Doctor Guillotin, die Fortdauer, wenn nicht des Lebens, doch wenigstens des Gefühls in den abgeschnittenen Köpfen zu leugnen.

»Aber bei alle dem, Doctor,« sagte Danton, »und trotz Ihrer Beschreibung habe ich keinen sehr genauen Begriff von Ihrer Maschine.«

»Sieh,« sagte aufstehend und Danton eine Skizze darbietend ein junger Mann, der eingetreten war, ohne gesehen zu werden, so belebt war das Gesprächs sich gesetzt und auf ein Papier eine Skizze von der von Herrn Guillotin beschriebenen entsetzlichen Maschine gezeichnet hatte; »sieh, Danton, hier ist die Sache . . . Begreifst Du nun?«

»Ich danke, David,« erwiderte Danton. »Ah! sehr gut . . . Doch mir scheint. . . Deine Maschine functionirt.«

»Ja,« antwortete David, »sie ist im Zuge, an drei Mördern Gerechtigkeit zu üben; einer ist da, den man, wie Du siehst, gerade executirt, und zwei, welche warten.«

»Und diese drei Mörder sind Cartouche, Mandrin und Poulailleur?« fragte Danton.

»Nein, diese drei Mörder sind Vanloo, Boucher und Watteau.«

»Und wen haben sie denn ermordet?«

»Bei Gott! die Malerei.«

»Mein Herr, es ist aufgetragen,« meldete ein Diener in großer Livree, indem er die zwei Thüren des Arbeitscabinets von Danton öffnete, das, nur für einen Tag, Speisezimmer geworden war.

»Zu Tische! zu Tische!« rief Danton.

»Herr Danton,« sprach Marat, »zum Andenken an das Glück, das ich heute gehabt, mit Ihnen zusammenzutreffen, schenken Sie mir die Zeichnung von Herrn David.«

»Oh! sehr gern,« erwiderte Danton. »Du siehst, David, man beraubt mich!«

Und er reichte die Zeichnung Marat.

»Sei ruhig,« versetzte David, »ich werde Dir eine andere machen, und Du wirst vielleicht nichts beim Tausche verlieren!«

Nach diesen Worten ging man ins Cabinet oder vielmehr, wie gesagt, ins Speisezimmer.

V.

Das Mittagmahl.

Die Doppelthüre öffnend, hatte der Diener vom Speisezimmer in den Salon eine wahre Lichtwooge einströmen lassen; denn man hatte, obgleich es erst vier Uhr Nachmittags war, zu welcher Stunde man damals zu Mittag speiste, Läden und Vorhänge schließend die Nacht improvisirt und diese Nacht erleuchtet mittelst einer großen Verstärkung von Lustres, Candelabres und sogar Lämpchen, von denen eine doppelte Reihe am Karnieß hinlaufend das Zimmer mit einem Feuerdiadem bekränzte.

Ueberdies war es augenscheinlich, daß man Alles im Cabinet des Advocaten beim Cassationshofe dem großen Acte, der darin in Erfüllung gehen sollte, geopfert hatte. — Der Schreibtisch war zwischen zwei Fenster gerückt worden; der große Mahagonifauteuil mit ledernem Polster hatte sich unter ein improvisirtes Buffet gefügt; Vorhänge waren vor den Fachkasten ausgespannt worden, um die Cartons zu verbergen und um begreiflich zu machen, jedes Geschäft, welches es auch sein mochte, sei auf den andern Tag verschoben worden; in der Mitte des Zimmers hatte man endlich die Tafel zugerichtet.

Diese Tafel von runder Form, bedeckt mit dem feinsten Leinenzeug, war geschmückt mit einem Aufsätze, der von Blumen, Silbergeschirr und Kristallen glänzte, und in der Mitte von diesen erblickte man in den manierirtesten Stellungen kleine Statuen von Flora, Pamaona, Ceres, Diana, Amphitrite, Nymphen, Najaden, Hamadryaden, natürlichen Repräsentantinnen der verschiedenen culinaren Combinationen, die ein wohl geordnetes Mahl bilden, bei welchem die ausgesuchtesten Producte der Gärten, der Felder, der Wälder, des Meeres, der Flüsse, der Bäche und der Quellen erscheinen müssen.

Jeder Gast hatte auf seiner Serviette eine Karte, worauf mit vollkommen leserlicher Schrift der Küchensettel des Mahles geschrieben war, damit Jeder, nachdem er zum Voraus seine Wahl getroffen, mit Berechnung und Unterscheidung essen konnte.

Diese Karte war also abgefaßt:

1. Austern von Ostende nach Belieben, in Betracht der Jahreszeit, in der man sich befindet, durch außerordentlichen Courier gebracht, welche man auch nur aus dem Seewasser zieht, um auf der Tafel geöffnet und servirt zu werden.

2. Osmazomsuppe,

3. Eine sieben bis acht Pfund schwere Truthenne mit Perigord-Trüffeln vollgestopft bis zu ihrer Verwandlung in ein Sphäroid.

4. Ein großer Rheinkarpfen, reich garnirt, lebendig von Straßburg nach Paris gekommen, in stark eingekochtem Jus und rothem Weine fertig gemacht.

5. Wachteln mit Trüffeln gefüllt und mit Ochsenmark fertig gemacht, auf gerösteten Brodschnitten mit Basilienkraut zugerichtet.

5. Ein Flußhecht, gespickt, gefüllt und mit einer Krebsrahmsauce begossen.

7. Ein Fasan, abgelagert, gespickt, auf einer à la Soubise gearbeiteten gerösteten Brodschnitte liegend.

8. Spinat mit Wachtelfett.
9. Zwei Dutzend Ortolane à la Provencale.
10. Eine Pyramide Meringuen à la vanille und à la rose.

Tafelweine.

Madeira, Bordeaux, Champagner, Burgunder, Alles von den besten Gewächsen und den besten Jahrgängen,

Dessertweine.

Alicante, Malaga, Xeres, Syrakuser, Cyperwein und Constantiawein.

Anmerk. Es steht den Gästen frei, die Weine nach ihrer Laune zu fordern und zu vermengen; ein Freund gibt ihnen jedoch den Rath, bei den ersten von den substantielleren zu den leichteren, und bei den andern von den flackerern zu den mit starker Blume überzugehen.

Die Gäste nahmen jeder seinen Platz und lasen die Karte des Mahles mit verschiedenen Eindrücken: Marat mit Geringschätzung; Guillotin mit Interesse; Talma mit Neugierde; Chénier mit Gleichgültigkeit; Camille Desmoulins mit Sinnlichkeit; David mit Erstaunen, und Danton mit Wollust.

Dann umherschauend, bemerkten sie, daß ein Gast fehlte: sie waren nur zu sieben bei Tische und die Tafel hatte acht Gedecke.

Der achte, zwischen Danton und Guillotin vorbehaltene, Platz war leer.

»Meine Herren,« sagte Camille, »es fehlt uns Einer, wie es scheint; doch auf einen verspäteten Gast warten ist ein Mangel an Rücksicht gegen alle Anwesende; ich verlange als«, daß zur Eröffnung der Sitzung geschritten werde, und zwar ohne Verzug.«

»Und ich, mein lieber Camille, ich bitte die Gesellschaft tausendmal um Entschuldigung; doch ich hoffe, sie fühlt sich nur bei Einsicht dieser Karte zu sehr dankbar gegen denjenigen, welcher diesen Platz einnehmen soll, um ohne ihn ein Mahl anzufangen, das sie nicht ohne ihn machen würde.«

»Wie! der Gast, der uns fehlt,« versetzte Camille, »es ist . . .«

»Unser Koch!« sprach Danton.

»Unser Koch?« wiederholten im Chor die Gäste.

»Ja, unser Koch . . . Damit Sie nicht glauben, ich sei im Zuge, mich zu Grunde zu richten, meine Herren, muß ich Ihnen die Geschichte unseres Gastmahles geben. Ein wackerer Abbé, den man den Abbé Roy nennt, und der, wie es scheint, mit den Angelegenheiten der Prinzen beauftragt ist, kam zu mir und verlangte eine Konsultation für Ihre Hoheiten . . . Wem verdanke ich dieses Glück? der Teufel soll mich holen, wenn ich eine Vermuthung hierüber habe. Doch die Consultation wurde gegeben, und vor acht Tagen brachte mir der Biedermann von einem Abbé tausend Franken. Da ich nun meine Hände nicht mit dem Gelde der Tyrannen beschmutzen wollte, so beschloß ich, den Erfolg meiner Consultation einem Mahle von Freunden zu weihen, und da Grimod de la Reynière der Nächste ist, so fing ich meine Runde mit Grimod de la Reynière an; der erhabene Feinschmecker erklärte mir aber, er speise nie außer seinem Hause, wenn er nicht das Diner selbst mache; ich erwiderte ihm daher, ich stelle ihm nicht nur die tausend Franken, welche zu verspeisen, sondern auch meine Küche, meine Köchin, meinen Keller u. s. w. zur Verfügung. Bei diesem Anerbieten schüttelte er den Kopf. »»Ich nehme die Küche, und das Uebrige sei meine Sache,«« sagte er. Alles Uebrige, meine Herren, ist also von unserem Koche: Tischzeug, Silbergeschirr, Blumen, Aussatz, Candelabres, Lustres, und wenn

Sie einen Dank abzustatten haben, so ist es nicht mir, sondern ihm.«

Danton hatte kaum diese Erklärung vollendet, da öffnete sich die Thüre im Fond, und ein zweiter Lackei meldete:

»Herr Grimod de la Reynière.«

Bei dieser Kunde stand Jeder auf, und man sah einen Mann von fünfunddreißig bis sechsunddreißig Jahren, mit sanftem, vollem, blühendem, angenehmem, geistreichem Gesichte eintreten; er war bekleidet mit einem weiten schwarzen Sammetrocke, mit einer Hose von brochirtem Atlaß, auf der zwei mit Berlocken beladene Uhrketten bummelten; seine Fußbekleidung, bestand aus seidenen Strümpfen mit gestickten Zwickeln und Schuhen mit Diamantschnallen, und er trug auf dem Kopfe einen runden Hut von fast spitziger Form, den er nie ablegte, nicht einmal bei Tische, und dessen einziger Zierrath ein zwei Finger breites, durch eine stählerne Schnalle fest gehaltenes Sammetband war.

Bei seinem Anblicke drang ein schmeichelhaftes Gemurmeln aus dem Munde Aller hervor, — Marat ausgenommen, der den illustern Generalpächter mit einer Miene anschaute, welche dem Zorne näher war, als dem Wohlwollen.

»Meine Herren,« sprach Grimod, indem er die Hand an die Krämpfe seines Hutes legte, ohne jedoch diesen Hut von seinem Kopfe aufzuheben, »gern hätte ich mir mögen bei dieser feierlichen Veranlassung durch meinen Meister la Guepiere helfen lassen, doch er hatte gegen den Herrn Grafen von Provence eine Verbindlichkeit übernommen, von der er sich nicht frei machen konnte; ich bin also auf meine eigenen Mittel beschränkt gewesen. Jeden Falls habe ich mein Möglichstes gethan, und ich empfehle mich Ihrer Nachsicht.

Das Gemurmeln verwandelte sich in ein Beifallklatschen; la Reynière verbeugte sich wie ein durch die Bravos des Publikums aufgemunterter Künstler. Die Karte des Mahles hatte alle Gäste, mit Ausnahme von Marat, vortrefflich gestimmt.

»Meine Herren,« sagte Grimod, »Niemand ist mehr verpflichtet, zu sprechen, außer für seine Bedürfnisse: die Tafel ist der einzige Ort, wo man sich in der ersten Stunde nie langweilt.«

Dem zu Folge und nach diesem Rathe fing Jeder an seine Austern zu verschlingen, ohne eine andere Begleitung von Worten, die von la Reynière ausgenommen, welche von Zeit zu Zeit mit derselben Regelmäßigkeit und, ich möchte fast sagen, mit demselben Ernste wiederkehrten wie das: *Schließet die Glieder*, unter dem Feuer.

»Nicht zu viel Brod, meine Herren! nicht zu viel Brod!«

Als die Austern gegessen waren, fragte Camille Desmoulins:

»Warum nicht *zu viel Brod*?«

»Aus zwei Gründen, mein Herr; einmal ist das Brod das Nahrungsmittel, das am schnellsten den Appetit befriedigt, und es ist unnütz, sich am Anfange eines Mahles zu Tische zu setzen, wenn man sich nicht bis zum Ende essend dabei zu halten weiß. Die Thiere füttern sich, alle Menschen essen, nur der geistreiche Mensch allein versteht zu essen. Dann treibt das Brod, wie alle Mehlspeisen, zur Feistigkeit an, die Feistigkeit aber, meine Herren, — fragen Sie den Doctor Guillotin, der nie fett sein wird, — die Feistigkeit ist die grausamste Feindin des Menschengeschlechts: der feiste Mensch ist ein verlorener Mensch! Die Feistigkeit schadet der Stärke, indem sie das Gewicht der zu bewegenden Masse vermehrt, ohne die bewegende Kraft zu vermehren; die Feistigkeit schadet der Schönheit, indem sie die ursprünglich von der Natur festgestellte Harmonie der Verhältnisse zerstört, weil nicht alle Theile auf eine gleiche Weise

zunehmen; die Feistigkeit schadet endlich der Gesundheit, weil sie den Ekel gegen das Tanzen, den Spaziergang, das Reisen nach sich zieht, und zu allen Beschäftigungen oder allen Belustigungen, welche ein wenig Behendigkeit und Gewandtheit erfordern, unfähig macht; sie prädisponirt folglich zu verschiedenen Krankheiten, wie zum Schlagflusse, zur Wassersucht, zur Erstickung u. s. w. Ich hatte also Recht, wenn ich sagte: »Nicht zu viel Brod, meine Herren! nicht zu viel Brod!« Hören Sie, zwei Menschen aßen zu viel Brod, wie dies die Geschichte constatirt: Marius und Johann Sobieski; nun wohl, sie hätten beinahe mit ihrem Leben ihre Vorliebe für die Mehlspeisen bezahlt. In der Schlacht bei Lowicz von den Türken hart bedrängt, sah sich Johann Sobieski genöthigt, zu fliehen; der arme Mann war ungeheuer: der Athem fehlte ihm bald; man hielt ihn fast ohnmächtig auf seinem Pferde, während seine Adjutanten, seine Freunde und seine Soldaten sich für ihn tödten ließen; es kostete vielleicht zweihundert Menschen das Leben, weil Johann Sobieski zu viel Brod gegessen! Was Marius betrifft, der auch diesen Fehler hatte, er war, da er ein Mann von kleinem Wuchse, eben so breit als groß geworden; bei seiner Proscription magerte er allerdings ein wenig ab, doch er blieb immer noch so dick, daß der Cimber, der ihn zu tödten beauftragt war, darüber erschrak. Plutarch sagt, der barbarische Soldat sei vor der Größe von Marius zurückgewichen; Täuschung, meine Herren, vor seiner Dicke. Erinnern Sie sich dessen wohl, Herr David, Sie, der Sie ein Freund der Wahrheit sein sollen, wenn Sie je den Gegenstand von Marius bei Minturnä behandeln.«

»Aber, mein Herr,« versetzte David, »diesmal hat ihm wenigstens seine Feistigkeit etwas genützt.«

»Nicht viel; denn Marius überlebte dieses ärgerliche Abenteuer nicht lange. Als er nach Hause kam, wollte er seine Rückkehr durch ein Familienmahl feiern; er machte dabei einen armseligen kleinen Exceß in Wein und starb.¹³ Ich vermöchte Ihnen also nicht zu oft zu wiederholen: »Nicht zu viel Brod, meine Herren! nicht zu viel Brod!«

Die gelehrte historisch-culinarische Abhandlung des Redners wurde durch das Oeffnen der Thüre unterbrochen.

Man brachte die Suppe und den ersten Gang.

Vor diesem ersten Gange erschien ein Wappenherold die Lanze tragend, und als Krieger gekleidet; es folgte ihm ein Haushofmeister, ganz schwarz angethan; dann kam ein weiß gekleideter junger Mensch, den *Puer* der Alten vorstellend; dann die Köche, die baumwollene Mütze auf dem Kopfe, die Schürze um den Leib gebunden, die Messer im Gürtel steckend, bekleidet mit einer weißen Jacke, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen, und die Schüsseln hoch in ihren Händen trugen.

Diese Procession, gefolgt von sechs Bedienten, welche mit den zwei anwesenden Dienern ihre Zahl der der Gäste gleich machten, ging dreimal rings um den Tisch und setzte beim dritten Male die Gerichte ein wenig außer dem Aufsätze nieder, damit die Gäste ihren Anblick genießen konnten, während sie die Suppe aßen.

Wonach die Procession wieder abzog, mit Ausnahme der acht Diener, von denen sich jeder einem Gaste anschloß, den er nicht, mehr verließ.

Die Suppe allein war auf einen besondern Tisch gestellt worden, und sie wurde in einer Secunde servirt.

Das war eine einfache Kraftbrühe, doch so markig, so fein von Geschmack, daß Jeder, zu der Karte greifend, welche neben ihm lag, wissen wollte, mit welcher nahrhaften Substanz er es in diesem Augenblicke zu thun habe.

»Bei meiner Treue, lieber Grimod,« sagte Danton, »obschon Sie uns die Erlaubniß gegeben, während der ersten Stunde nichts zu reden, werde ich doch das Stillschweigen brechen, um Sie zu fragen, was das Osmazom ist.«

»Lieber Freund, das ist, — fragen Sie den Doctor Guillotin, — ganz einfach der größte Dienst, den die Chemie der Nahrungswissenschaft geleistet hat.«

»Aber was ist das Osmazom?« fragte Talma: »Ich bin wie der Bürger als Edelmann von Molière, der entzückt war, zu erfahren, was er machte, indem er Prosa machte: ich wäre entzückt, zu erfahren, was ich esse, indem ich Osmazom esse.«

»Ja, ja! . . . was ist das Osmazom? . . . was ist das Osmazom? . . .« fragten alle Stimmen mit Ausnahme von der von Guillotin, welcher lächelte, und von der von Marat, der die Stirne faltete.

»Was das Osmazom ist?« antwortete Grimod de la Reynière, während er seine langen Aermel auf seine, von Natur verstümmelten, Hände vorschlug, die er wegen dieser Verstümmelung nicht gern sehen ließ; »hören Sie. Das Osmazom, meine Herren, ist der außerordentlich schmackhafte Theil des Fleisches, der im kalten Wasser auflösbar ist und sich von dem extractiven Theile dadurch unterscheidet, daß dieser nur im siedenden Wasser auflösbar ist: Im Osmazom besteht das Verdienst der guten Suppen; es bildet, sich caramelisirend, das Rothgelbe des Fleisches; durch das Osmazom consolidirt sich die Bräunung des Bratens; von ihm kommen der Wildgeruch und der Geschmack des Wildprets her. Das Osmazom ist eine Entdeckung der neueren Zeit, meine Herren, das Osmazom bestand aber lange, ehe es entdeckt wurde; das Vorwissen des Osmazoms inspirirte den Canonicus Chevrier, als er die Töpfe erfand, welche mit dem Schlüssel verschlossen werden; um haushälterisch mit dieser Substanz, welche so leicht verdunstet, zu Werke zu gehen, werden Sie alle wahre Gourmands, selbst diejenigen, welche nicht wissen, was das Osmazom ist, sagen hören, um gute Fleischbrühen zu machen, müsse man darüber wachen, daß der Topf immer lächle und nie lache. Das ist das Osmazom, meine Herren.«

»Bravo! bravo!« riefen alle Gäste.

»Ich, meine Herren,« sagte Camille Desmoulins, »ich bin der Meinung, daß während des ganzen Mahles nur von der Küche die Rede sein soll, damit unser gelehrter Professor einen vollständigen Cursus geben kann, und es soll eine Buße von zehn Louis d'or zum Vortheil der armen Leute, welche durch das Gewitter am 15. Juli zu Grunde gerichtet worden sind, Jedem, der von etwas Anderem spricht, aufgelegt werden.«

»Chénier reclamirt,« rief Danton.

»Ich?« versetzte Chénier.

»Ich wünsche, daß eine Ausnahme zu Gunsten von *Karl IX.* gemacht werde,« sagte lachend Talma.

»Und David zu Gunsten des *Todes von Sokrates*,« fügte Chénier bei, dem es nicht unangenehm war, auf einen Andern den Scherz zurückzuwerfen, den man gegen ihn gerichtet.

»*Karl IX.* wird ohne Zweifel ein bewunderungswürdiges Trauerspiel sein,« sagte Grimod, »und der *Tod von Sokrates* ist ganz gewiß ein herrliches Gemälde, doch ohne Lobeserhebungen für meine Beredtsamkeit zu machen, müssen Sie zugestehen, meine Herren, daß es für Leute, welche zu Mittag speisen, eine ziemlich traurige Unterhaltung ist, die Unterhaltung über einen jungen König, welcher auf Hugenotten jagt, und über einen alten Weisen, der Schierling trinkt! . . . Keine traurige Eindrücke bei Tische, meine Herren! die Mission des Hausherrn ist ein Priesterthum: Einen zum Essen einladen heißt das moralische und physische Glück von diesem

Einen für die ganze Zeit, die er unter unserem Dache weilt, übernehmen.«

»Wohlan, mein Lieber,« sagte Danton, »geben Sie uns das Historische von dieser köstlichen Truthenne, in der Sie so eben das Messer mit so großer Geschicklichkeit entwickelt haben.«

Grimod de la Reynière war in der That, obgleich er nur zwei Finger an jeder Hand hatte, einer der geschicktesten Zerleger, die es in der Welt gab.

»Ja, ja, die Geschichte der Truthenne,« rief Guillotin.

»Meine Herren,« erwiderte Grimod, »die Geschichte dieser Truthenne, eines einfachen Individuums, steht nicht minder im Zusammenhange mit der Geschichte der Gattung, und die Geschichte der Gattung, als Thier, gehört zum Ressort von Herrn von Buffon; als Product, zum Ressort von Herrn Necker, dem neuen Finanzminister.«

»Gut!« versetzte Chénier, der den Gastronomen, welcher die Schicklichkeit eines Gespräches bei Tische über *Karl IX.* geleugnet hatte, in Verlegenheit zu bringen suchte, »welche Beziehung kann die Truthenne zum Minister der Finanzen haben, wenn nicht etwa als Contrebande?«

»Welche Beziehung die Truthenne zum Finanzminister haben könne?« rief Grimod; »ei! wenn ich Finanzminister wäre, so, würde ich hauptsächlich auf die Truthenne operiren.«

»Sie werden hoffentlich den Truthahn nicht vergessen!« versetzte Camille Desmoulins mit der undeutlichen Aussprache, welche dem, was er sagte, eine so komische Seite gab.

»Weder die Eine noch den Andern, mein Herr; nur habe ich gesagt, die Truthenne, statt des Truthahns, weil es anerkannt, daß bei dieser Gattung das Fleisch des Weibchens viel feiner ist, als das des Männchens.«

»Zur Sache! zur Sache!« riefen zwei andere Stimmen.

»Ich bin bei der Sache, meine Herren . . . Nun wohl, nach meiner Ansicht haben die Controleurs der Finanzen bis jetzt das Truthuhn noch nicht unter einem mit seinem Verdienste harmonirenden Gesichtspunkte ins Auge gefaßt. Das Truthuhn, meine Herren, und besonders das mit Trüffeln gefüllte Truthuhn ist die Quelle eines bedeutenden Zusatzes zum öffentlichen Vermögen geworden: durch das Aufziehen von Truthühnern erlangen die Pächter leichter den Preis ihrer Pachtzinse; die Mädchen häufen eine für ihre Verheiratung hinreichende Mitgift an; so viel, was die nicht mit Trüffeln gefüllten Truthühner betrifft . . . Folgen Sie nun diesem: es ist eine einfache Berechnung, welche sich auf die mit Trüffeln gefüllten Truthühner bezieht. Vom Anfange des Novembers bis in den Februar, das heißt in vier Monaten, werden nach meiner Berechnung täglich in Paris dreihundert mit Trüffeln gefüllte Truthennen gegessen; im Ganzen sechsunddreißig tausend Truthennen! Der gewöhnliche Preis einer Truthenne ist aber zwanzig Franken; im Ganzen: für Paris siebenmal hundert zwanzigtausend Livres. Nehmen wir an, die ganze Provinz, das heißt dreißig Millionen Menschen verglichen mit achtmal hundert tausend verzehren an Truthähnen und Truthennen nur dreimal so viel als Paris; die Provinz gibt eine Gesamtsumme von zwei Millionen hundert und sechzigtausend Livres, welche mit den siebenmal hundert tausend von Paris zwei Millionen achtmal hundert achtzig tausend Livres geben, was, wie Sie sehen, eine ziemlich hübsche Bewegung der Fonds macht. Meine Herren, fügen Sie nun dieser Summe eine ungefähr gleiche Summe für Geflügel, wie Fasane, junge Hühner, Feldhühner, ebenfalls mit Trüffeln gewürzt, bei, und Sie werden fast die Summe von sechs Millionen erreichen, — das ist der vierte Theil der Civilliste des Königs. Ich hatte also Recht, wenn ich Ihnen sagte, meine Herren, die Truthühner gehören eben so wohl zum Ressort von Herrn Necker, als zu dem von Herrn von Buffon.«

»Und die Karpfen?« fragte Camille, welcher als ein ächter Epicuräer, was er war, ein unendliches Vergnügen an diesem Gespräche fand, »zu wessen Gerichtsbarkeit gehören sie?«

»Oh! die Karpfen, das ist etwas Anderes; es ist Gott, der sie geschaffen hat, es ist die Natur, die sie aufzieht, fett, schmackhaft macht; der Mensch beschränkt sich darauf, daß er sie fängt oder vervollkommnet, doch nach ihrem Tode, — während das Truthuhn, ein wesentlich geselliges Hausthier, sich zu seinen Lebzeiten vervollkommnet.«

»Verzeihen Sie, mein Herr,« sagte Chénier, der keine Gelegenheit versäumte, um den gelehrten Demonstranten anzugreifen, »ich sehe hinsichtlich dieses Karpfens, daß er lebendig von Straßburg nach Paris gekommen ist. Ist er hierher mit Relais von Sklaven gebracht worden, wie es die Römer machten, wenn sie die Meerbarbe vom Hafen von Ostia nach der Küche von Lucullus oder Varro expedirten, — oder auf einem eigens gebauten Fourgon, wie es die Russen machen, wenn sie den Sterlet von der Wolga nach St. Petersburg transportiren?«

»Nein, mein Herr, dieser Karpfen, den Sie hier sehen, ist ganz einfach von Straßburg nach Paris mit der Diligence gekommen, welche die Briefe bringt, daß heißt ungefähr in vierzig Stunden. Er ist vorgestern Morgen im Rhein gefangen und sodann in einer nach seiner Größe gemachten Schachtel unter frisches Gras gelegt worden; man hat ihm in den Mund eine Art von Saughörnchen gesteckt, das mit einem, damit sie nicht sauer werde, gesottene Sahne enthaltenden Gefäße correspondirte, und er hat auf dem ganzen Wege gesaugt, wie Sie es gemacht haben, Herr Chénier, wie wir es Alle gemacht haben, als wir Kinder waren, wie wir es abermals machen werden, wenn das System der Seelenwanderung wahr ist, und wenn wir zu Karpfen werden.«

»Ich neige mich,« erwiderte Chénier zum zweiten Male geschlagen, »und ich muß den Vorzug der culinarischen Kunst vor der poetischen Kunst anerkennen.«

»Und Sie haben Unrecht, Herr Chénier! die Poesie hat ihre Muse, die man Melpomene nennt; die Küche hat die ihrige, die man Gasterea nennt; das sind zwei mächtige Jungfrauen: beten wir sie Beide an, statt die Eine oder die Andere zu verleumden.«

In diesem Augenblicke wurde die Thüre wieder geöffnet und mit demselben Ceremoniell wie beim ersten Gange brachten die Köche den zweiten.

Der zweite Gang bestand, wie man sich erinnert, aus Wachteln mit Trüffeln gefüllt und mit Ochsenmark fertig gemacht, aus einem Flußhechte, gespickt, gefüllt, und mit Rahmkrebsauce Übergossen; aus einem Fasan, abgelagert, auf einer à la Soubise zubereiteten gerösteten Brodschnitte liegend; aus einer Platte Spinat mit Wachtelnfett; aus einem Dutzend Ortolane à la Provencale und einer Pyramide Meringuen à la vanille und à la rose.

Alles war würdig des ausgezeichneten Gastronomen; doch der Fasan und der Spinat besonders hatten einen außerordentlichen Succèß.

Der Glossenmacher Camille fand es auch unbegreiflich und warf die Frage auf, wie ein so schlechter General wie Herr von Soubise seinen Namen der trefflichen gerösteten Brodschnitte, auf welcher der Fasan liege, habe geben können.

»Meine Herren,« antwortete Grimod, als er sah, mit welcher Aufmerksamkeit Jeder die Antwort erwartete, die er geben sollte, »meine Herren, glauben Sie mir, ich gehöre nicht zu den gemeinen Essern, welche die Dinge verschlingen, ohne sich um ihren Ursprung zu bekümmern. Ich habe tiefe Forschungen über den Namen Soubise angestellt, den der unglückliche General sterbend einem Gerichte, das ihn unsterblich machte, zu hinterlassen das Glück gehabt hat. Herr

von Soubise war einer von den am öftesten und am besten geschlagenen Generalen, welche je existirt haben; bei einem seiner Rückzüge flüchtete sich Herr von Soubise zu einem deutschen Wildmeister, der ihm kein anderes Gericht anzubieten hatte, als einen Fasan, doch einen Fasan acht bis zehn Monate alt, sieben Tage aufbewahrt, folglich gehörig abgelagert. Der Fasan wurde mit den Füßen an einem Bindfaden hängend gebraten, — eine Art des Bratens, welche dem auf diese Weise zubereiteten Vogel einen großen Vorzug vor dem am Spieße gebratenen gibt, — sodann auf eine einfache mit einer Zwiebel bestrichene und in der Bratpfanne fertig gemachte Brodschnitte gelegt. Der unglückliche General, dem die Verzweiflung über seine Niederlage den Appetit benommen hatte, — er glaubte es wenigstens, — fing an ihn wiederzufinden im ersten Mundvoll, den er von dem Fasane zu sich nahm, und er fand ihn so gut, daß er Fasan und Brodschnitte verschlang, und sich, die Beine aussaugend, erkundigte, auf welche Art dieses vortreffliche Gericht zubereitet worden sei; der Wildmeister ließ sodann seine Frau kommen, und Herr von Soubise schrieb unter ihrem Dictate die Anweisung, welche seine Adjutanten, die mittlerweile bei ihm eingetroffen waren, für Notizen über die Stellung des Feindes hielten. Die jungen Officiere bewunderten deshalb die Sorgsamkeit ihres Generals, der sich nicht Zeit nahm, zu Mittag zu speisen, und Alles bis auf seinen Appetit dem Wohle seiner Soldaten opferte. Ein Bericht wurde hierüber an den König durch die Augenzeugen gemacht, der nicht wenig dazu beitrug, Herrn von Soubise in der Gunst bei Ludwig XV. und Frau von Pompadour zu behaupten. Nach Versailles zurückgekehrt, gab Herr von Soubise, als wäre es von ihm, das Recept seinem Koche, welcher, gewissenhafter als der Prinz, mit dem Namen von Soubise diese unvergleichliche Brodschnitte taufte.«

»Wahrhaftig, mein lieber Grimod, Sie sind ein Mann von einer Gelehrsamkeit, um d'Alembert, Didonad, Helvetius, Condorcet und die ganze *Enzyklopädie* aus dem Sattel zu heben.«

»Nur möchte ich wissen . . .« fügte Chénier bei.

»Nimm Dich in Acht, Chénier,« sagte Talma, »Du hast heute kein Glück.«

»Gleichviel, ich wage es zum letzten Male. . . es ist eine letzte Charge, was bei Fontenoy den Feind in die Flucht geschlagen hat.«

»Was möchten Sie gern wissen, Herr von Chénier?« fragte Grimod de la Reynière, sich höflich verbeugend; »reden Sie, ich bin bereit, zu antworten.«

»Ich möchte gern wissen,« erwiderte Chénier mit einem leicht ironischen Ausdrucke, »ich möchte wissen, wie es möglich, daß ein am Ende eines Bindfadens gebratener Vogel besser sein soll, als ein an einen Spieß gesteckter.«

»Oh! mein Herr, nichts ist leichter zu erklären und folglich zu beweisen: jedes lebende Geschöpf hat zwei Mündungen, eine obere Mündung und eine untere Mündung; es ergibt sich augenscheinlich, daß, wenn Sie dieses Geschöpf, ist es einmal todt und zum Braten bestimmt, an den Pfoten aufhängen und entweder mit Butter oder mit Sahne begießen, das Innere und das Außere zugleich dieses Begießen empfinden werden, während, wenn Sie ihm den Leib durchlöchern, der dem Thiere persönliche Saft durch die zwei Wunden entfliehen muß, ohne daß er durch die benetzende Materie, welche am Körper abgleiten und nicht eindringen wird, ersetzt werden kann. ist also evident, daß ein an den Füßen aufgehängter und auf diese Art gebratener Vogel viel saftiger und schmackhafter sein wird, als ein von einem Spieße durchlöcherter. Das ist klar wie der Tag, nicht wahr, Herr von Chénier?«

Chénier verbeugte sich.

In demselben Augenblicke gab der Doctor Guillotin einen Ausruf von sich.

»Oh! Welch ein Spinat, mein lieber Grimod!«

Grimod verbeugte sich ebenfalls.

»Sie sind Kenner, Doctor: das ist mein Meisterwerk!«

»Wie Teufels machen Sie diese Ambrosia?«

»Ein weniger philanthropischer Mann als ich würde sagen: »»Ich behalte mein Recept für mich!«« Ich aber, der ich behaupte, daß der Mensch, der ein Gericht erfunden oder vervollkommnet hat, der Menschheit mehr Dienste geleistet, als derjenige, welcher einen Stern entdeckt, ich sage, daß man, um guten Spinat zu machen, ihn, zum Beispiel, am Sonntag kochen, alle Tage der Woche auf dem Feuer mit einer Zuthat von frischer Butter aufkochen, am letzten Tage mit dem Fette oder dem Saft von Wachteln begießen, und am folgenden Sonntag heiß serviren muß. Uebrigens habe ich eine Vorliebe für die Aerzte,«

»Bah! und warum dies? Die Aerzte schreiben doch die Diät vor.«

»Ja, doch sie hüten sich wohl, sie zu befolgen; die Aerzte sind Gourmands vermöge ihres Standes, obschon sie nicht immer zu essen verstehen . . . Ah! Doctor, so habe ich vorgestern eine gastronomische Consultation Ihrem Collège, dem Doctor Corvisart, gegeben.«

»Wo dies?«

»Bei einem Diner bei Sartine . . . Ich bemerkte, daß er, sobald die Suppe abgetragen war, Champagner in Eis abgekühlt zu trinken anfang; er war auch heiter, witzig, schwatzhaft schon beim ersten Gange, während im Gegentheil, als die anderen Gäste den moussirenden Wein in Angriff nahmen, Corvisart verdrießlich, schweigsam, fast schläfrig wurde. »»Ah! Doctor,«« sagte ich zu ihm, »»nehmen Sie sich in Acht, Sie werden nie gute Desserts haben.«« »»Und warum nicht?«« fragte er. »»Weil der Champagner wegen der Kohlensäure, die er enthält, zwei Wirkungen hat: die erste ist erregend, die zweite ist betäubend.«« Corvisart gab die Wahrheit dieser Behauptung zu und versprach, sich zu corrigiren.«

»Und die Gelehrten,« fragte Chénier, »sind sie auch Gourmands vermöge ihres Standes?«

»Mein Herr, die Gelehrten bessern sich; unter Ludwig XIV. waren sie nur Trunkenbolde: heute sind sie noch keine Gourmets, doch sie sind schon Gourmands. Voltaire hat die Sache dadurch in den Gang gebracht, daß er den Kaffee popularisirte; er würde noch etwas Anderes popularisirt haben, hätte er nicht einen schlechten Magen gehabt . . . Ah! ein schlechter Magen, meine Herren! Gott behüte Sie vor einem schlechten Magen! Der Geier von Prometheus ist nur eine Allegorie: was dem Sohne von Jupiter die Leber zerfraß, waren die schlechten Verdauungen! Der Besieger von Mithridates hatte einen schlechten Magen; sehen Sie auch, wie traurig, verdrießlich, unentschlossen er ist, während im Gegentheil Antonius, der gut verdaute, bis zum letzten Augenblicke nur an die Liebe dachte, sich verwundet in die Gruft tragen ließ, wo sich Cleopatra eingeschlossen hatte, und der schönen Königin von Aegypten die Hände und vielleicht noch etwas Anderes küssend starb. Meine Herren, meine Herren, behalten Sie wohl das Axiom: »»Man lebt nicht von dem, was man ißt, sondern von dem, was man verdaut.««

»Ah!« sagte Camille, »da Sie von der Königin von Aegypten reden . . . mir scheint, wir haben da eine Pyramide von Meringuen, welche anzugreifen sehr ersprießlich wäre.«

»Greifen Sie an, meine Herren, greifen Sie an,« versetzte mit gleichgültigem Tone Grimod; »ich verachte sehr alle diese Leckereien, welche nur für die Frauen und für die Männer mit Abbés waden gut sind; nicht wahr, Doctor?«

Doch der Doctor war damit beschäftigt, daß er das Dessert kommen sah, welches mit dem

obligaten Ceremoniell heranrückte.

Das Dessert war würdig des übrigen Mahles; doch beim Kaffee erwarteten die Kritiker den trefflichen Professor. Chénier, David, Talma, Danton, selbst Marat waren Liebhaber des Kaffees; Jeder bot also seine Tasse dar und fing an das Aroma des Trankes einzuathmen, ehe er ihn zu sich nahm.

Ein Gemurmeln der Zufriedenheit durchlief die Versammlung.

»Meine Herren,« sagte Grimod, indem er sich in seinem Stuhle mit dem sanften Stöhnen ausstreckte, das der Mensch entschlüpfen läßt, dessen Sinne alle befriedigt sind; »meine Herren, haben Sie je einigen Einfluß auf die Gesellschaft, so helfen Sie mir sie entwurzeln, die unselige Gewohnheit, vom Tische aufzustehen und den Kaffee in einem andern Zimmer zu nehmen. Diejenigen, welche diese Ketzerei begehen, meine Herren, vermengen das Vergnügen, zu essen, mit dem Vergnügen der Tafel, was zwei ganz verschiedene Vergnügen sind: man kann nicht immer essen, doch man kann immer bei Tische bleiben, und besonders, um den Kaffee zu trinken, muß man daran bleiben. Vergleichen Sie in der Thai eine Tasse Kaffee stehend genommen, in einem Salon, unter dem Auge eines dummen Bedienten, der nicht vermuthet, er lasse Sie die Ruchlosigkeit begehen, schnell zu trinken, was langsam geschlürft werden muß, und von Ihnen erwartet, daß Sie ihm Ihre Tasse und Ihre Unterschale zurückgeben; vergleichen Sie das mit der Extase des wahren Liebhabers, der bequem sitzt, seine beiden Ellenbogen auf dem Tische, — ich bin der Ansicht, daß man sie beim Dessert aufstützen kann, — seine Backen in seinen zwei Händen und eine Beräucherung von dem Kaffee, den er zu trinken im Begriffe ist, empfangend; denn beim Kaffee, meine Herren, ist nichts verloren: der Dunst ist für den Geruch, der Trank ist für den Geschmack! Dugazon, derjenige Mensch, welcher am meisten auf der Welt Herr über seine Nase, da er zweiundvierzig Manieren, sie bewegen zu machen, gefunden hat, verliert alle Herrschaft über dieses Organ, wenn er eine Tasse Kaffee in der Hand hält: seine Nase zittert, geräth in Unordnung, verlängert sich wie ein Horn; es ist ein wahrer Kampf zwischen dem Munde und der Nase, wer zuerst zur Tasse kommen werde; bis jetzt ist es dem Munde geglückt; doch er sagte mir gestern, man könne nicht vorhersehen, wie die Sache endigen werde.«

»Bei meiner Treue, lieber Professor,« rief Guillotin begeistert, »wie wäre es erst, wenn er von dem Ihrigen kosten würde? Der Ihrige, sehen Sie, der Ihrige ist nicht Kaffee, das ist Nectar! Dieser Kaffee kann unmöglich gemahlen sein: er ist gestoßen.«

»Oh! wie würdig sind Sie Ihres Rufes, lieber Doctor!« sagte zärtlich Grimod de la Reynière; »ich verspreche Ihnen auch ein Geschenk.«

»Welches?«

»Ich werde Ihnen einen von meinen alten Mörsern geben.«

Camille schlug ein Gelächter auf.

Grimod schaute ihn schief an.

»Profaner!« sagte er. »Wissen Sie, daß ich von Tunis einen Mörser habe kommen lassen, der über zweihundert Jahre alt war und mich dreihundert und fünfzig Piaster gekostet hat!«

»Der Mörser war also von Silber und der Stößel von Gold?«

»Der Mörser war von Marmor und der Stößel von Holz; doch das Holz . . . das Holz war Kaffee durch seine fortwährende Berührung mit dem Kaffee geworden . . . Ah! mein Herr, die Türken sind unsere Meister im Kapitel des Kaffees . . . Oh! was machen Sie, Herr von Chénier?

ich glaube, Sie zuckern Ihren Kaffee mit gepulvertem Zucker, — ein Dichter!«

»Ei! mir scheint, daß der Zucker in Pulver oder der Zucker in Stücken . . .« »ersetzte Chénier.

»Irrthum, mein Herr! Irrthum! haben Sie nie den Unterschied studirt, der zwischen einem Glase Wasser mit Zucker in Pulver und einem Glase Wasser in Stücken stattfindet? er ist ungeheuer, mein Herr!«

»Ei! ich, was mich betrifft . . .« fing Chénier wieder an.

»Doctor!« rief Grimod, »Doctor! sagen Sie doch diesem unglücklichen Dichter, daß der Zucker drei Substanzen enthält, deren Urstoffe sind: der Zucker, das Gummi und das Amidon, und daß bei der Collision, die sich durch das Zerdrücken übt, ein Theil von den gezuckerten Portionen in den Zustand von Amidon oder Gummi, das ist das Geheimniß der Natur, übergeht, wodurch dem Zucker die Hälfte seines Geschmacks benommen wird . . . Lackei, mein Freund, schenken Sie Herrn von Chénier eine andere Tasse Kaffee ein! . . Und nun, Herr Dichter, ein Gläschen Liqueur, um die Gaumenexaltation auf ihre höchste Stufe zu bringen, — dann lassen Sie uns in den Salon gehen.«

Man stand auf und folgte Grimod de la Reynière, der der wahre Amphitryon geworden war.

Danton und Marat, gingen zuletzt.

»Sie haben nicht ein Wort während des ganzen Essens gesprochen,« sagte Danton; »haben Sie es schlecht gefunden?«

»Ich habe es im Gegentheil zu gut gefunden.«

»Und das hat Sie trübe gestimmt?«

»Das hat mich nachdenken gemacht.«

»Worüber?«

»Ueber Eines: daß dieser Grimod de la Reynière, dieser Generalpächter, für sich allein, seitdem er auf der Welt ist, die Substanz verschlungen hat, von der zehntausend Familien hätten leben können.«

»Sie sehen, daß er darum nicht trauriger ist.«

»Ja, gewiß, Gott hat sie mit Blindheit geschlagen; doch es wird ein Tag kommen, wo alle diese Vampire mit dem Volke rechnen müssen; und an diesem Tage . . .«

»Nun, an diesem Tage?«

»An diesem Tage wird man, glaube ich, die Erfindung unseres Freundes Guillotin zu ihrem wahren Werthe schätzen . . . Guten Abend, Herr Doctor.«

»Wie, Sie verlassen uns?«

»Was soll ich machen, ungeschickt, wie ich bin, die Aphorismen Ihres Generalpächters zu würdigen?«

»Sie sollen bleiben, um mit mir in den Clubb zu kommen.«

»Wann dies?«

»Heute Abend.«

»Und in welchen Clubb?«

»In den Socialclubb, bei Gott! ich kenne keinen andern.«

»Wenn ich da gewesen bin, wohin Sie mich führen wollen, werden Sie mit mir dahin gehen, wohin ich Sie führe?«

»Mit großem Vergnügen.«

»Bei Ihrem Ehrenworte?«

»Bei meinem Ehrenworte.«

»Gut, ich bleibe.«

Hiernach traten Danton und Marat in den Salon ein, wo Grimod de la Reynière mit einem wachsenden Successe seine Theorien vom Speisezimmer zu entwickeln fortfuhr.

VI.

Der Socialclubb.

In der That, eine Stunde, nachdem diese Uebereinkunft geschlossen worden, — David war nach Hause gegangen; Camille Desmoulins hatte sich, um seinen Hof zu machen, zu einem jungen Mädchen begeben, welches er liebte, von dem er geliebt wurde, und das er zwei Jahre später Heirathen sollte; Talma und Chénier waren in die Comedie-Francaise gegangen, um dort ein wenig von dem erwähnten Karl IX. zu reden, von dem ihnen beim Mahle so wenig zu reden erlaubt gewesen; Grimod de la Reynière war 'nach seiner Gewohnheit, um zu verdauen, in die Oper gegangen; Guillotin hatte eine Zusammenkunft mit den Herren Wählern, — eine Stunde nachher, sagen wir, verließen Danton und Marat ebenfalls die Rue du Paon und schlugen, um sich nach dem Palais-Royal zu begeben, den Weg ein, den sie schon am Morgen, um in das Haus von Danton zu kommen, gemacht hatten.

Doch so belebt das Palais-Royal bei Tage war, das Palais-Royal bei Lichte war noch etwas ganz Anderes: alle Bijouterie-, Silberzeug-, Kristallwaarenhändler, alle Putzmacherinnen, alle Schneider, alle Friseurs, mit dem Degen an der Seite, hatten sich dieser neuen Läden bemächtigt, für welche der scandalöse Proceß ihres Eigenthümers als Prospect gedient. In einer seiner Ecken rauschte das Theater der Varietes, wo der Schauspieler Bordier ganz Paris zu seinen Arlequinaden anlockte; in einer andern toste das 113, das entsetzliche Spielhaus, auf das Herr Andrieux kurz zuvor den philosophischen Viervers gemacht hatte:

Il est trois partes à, cel antre:
L'espoir, l'infamie et la mort;
C'est par la premiere qu'on entre,
C'est par les deux autres qu'on sort!¹⁴

113 gegenüber war das Cafe Foy, der gewöhnliche Zusammenkunftsort aller Motionäre; im Mittelpunkte dieses Dreiecks endlich erhob sich der Circus, von dem wir schon gesprochen, der Circus, der das Lesecabinet von Herrn Girardin, das Theater Gaukler und den Socialclubb enthielt, welcher für diesen Abend in den Americanischen Clubb verwandelt worden war.

Schon bei ihrem Ausgange aus der Rue du Paon, — einer zu jener Zeit wie heute ziemlich abgelegenen Straße, — gewahrten Danton und Marat Merkmale der Aufregung, welche das Herannahen einer Krise verkündigten. Das Gerücht von der Entlassung von Herrn von Brienne und der Zurückberufung von Herrn Necker fing in der That an sich zu verbreiten, und die Bevölkerung kam allmählig ganz bewegt aus den Häusern heraus, um Gruppen in den Straßen, auf den Plätzen und auf den Kreuzwegen zu bilden; überall hörte man die Namen der zwei Antagonisten aussprechen: den von Brienne mit der Befriedigung des triumphirenden Hasses, den von Necker mit dem Ausdrücke der Dankbarkeit und der Freude. Mitten unter Allem dem wurden dem König große Lobeserhebungen gespendet; denn im Jahre 1783 war mit der Feder in der Hand oder mit dem Worte im Munde noch Jedermann Monarchist.

Marat und Danton durchschritten diese Gruppen, ohne sich darunter zu mischen; auf dem Pont-Neuf waren sie so zahlreich, daß die Wagen im Schritte fahren mußten; was übrigens allen

diesen Gruppen einen fast bedrohlichen Charakter gab, war der Umstand, daß die Nachricht, die sich am Tage verbreitet, noch zweifelhaft schien, und daß die Hoffnung, die man einen Augenblick gefaßt hatte, wenn man sich getäuscht, eine Flamme wurde, welche, wenn auch ephemer, doch lange genug gedauert hatte, um die Leidenschaften kochen zu machen.

Näherte man sich dem Palais-Royal, so war es noch schlimmer; man glaubte sich einem Bienenstocke zu nähern. Vor Allem waren die Gemächer des Herzogs von Orleans glänzend erleuchtet, und die vielen Schatten, die man durch die Gazevorhänge im Rahmen der Fenster sich bewegen sah, deuteten an, daß an diesem Abend großer Empfang bei Seiner Hoheit stattfand; überdies stationierte das Volk auf dem Platze wie in den andern Straßen, und das ewige Hin- und Hergehen der Schaaren, die in das Palais-Royal vordrangen und aus diesem Palaste herauskamen, gab der Menge jene Bewegung von Ebbe und Fluth, welche die Wellen am Gestade des Meeres haben.

Marat und Danton waren zwei kräftige Schwimmer in diesem Ocean; sie hatten sich auch bald durch die Cour des Fontaines gearbeitet und das Palais-Royal auf der Seite der entgegengesetzt erreicht, welche ihnen am Morgen Durchgang gewährt.

Als sie am Ende der doppelten Gallerie angelangt waren, die man damals, wie gesagt, das Lager der Tartaren nannte, blieb Danton, trotz des sichtbaren Widerwillens seines Gefährten, einen Augenblick stehen. Sie boten in der That ein seltsames Schauspiel, von dem wir Männer aus dem Anfange dieses Jahrhunderts das Ende gesehen haben, diese angemalten Frauen mit Juwelen und Federn beladen, bis an den Gürtel entblößt, bis an die Kniee aufgeschürzt, Jeden, der vorüberging, durch eine lascive Geberde rufend, oder ihn mit spöttischen Scherzen verfolgend, Einige neben einander gehend, Freundinnen ähnlich, Andere sich beegnend und, wie der Funke, der aus dem Zusammenstoße des Kieselsteins hervorspringt, eine Schmähung in der Weise der Hallen wechselnd, welche immer die Zuschauer beben machte, da sie sich nicht daran gewöhnen konnten, eine solche Sündfluth von obscönen Worten aus dem Munde dieser schönen Geschöpfe kommen zu hören, die sich in der Tournure und im Anzuge durch Nichts von den vornehmen Damen jener Zeit unterschieden, als daß sie falsche Juwelen trugen und nicht für sich das Sprichwort: »Stiehlt wie eine Herzogin,« annehmen wollten.

Danton schaute also. Dieser Mann mit der mächtigen Organisation war, wo er auch sein mochte und in welcher Lage er sich befand, immer entweder zum Vergnügen oder zu dem Metalle, welches dasselbe gibt, hingezogen: bei der Thüre eines Wechslers blieb er vor dem Goldschüsselchen stehen, wie er beim Eingange des Palais-Royal vor den Freudenmädchen stehen blieb.

Marat zog ihn zu sich, und er folgte Marat, jedoch unwillkürlich den Kopf nach dem unreinen Winkel umdrehend.

Kaum aber befanden sie sich unter der steinernen Gallerie, da war es etwas Anderes: auf die physische Versuchung folgte die moralische. Die obscönen Bücher waren damals äußerst beliebt. Menschen, die man an ihren Mänteln erkannte, — denn diese Menschen trugen Mäntel, obgleich man mitten im August war, — boten solche Bücher den Vorübergehenden an. Sie zogen um die Wette Marat und Danton am Rockflügel: »Mein Herr, wollen Sie den Libertin de qualité vom Herrn Grafen von Mirabeau? Ein reizender Roman!« »Mein Herr, wollen Sie Félicia ou Mes fredaines, von Herrn von Nerciat, mit Kupferstichen?« »Mein Herr, wollen Sie den Compère Mathieu vom Abbé Dulaurens?« Das nannte man zu jener Zeit Bücher unter dem Mantel verkaufen.

Um sich von diesen Infamiemäklern zu befreien, — gegen welche, wir müssen es gestehen, Danton nicht denselben Widerwillen hegte, wie Marat, ein strenger Bewunderer von Jean Jacques, — eilten Beide in den Garten, wo sich die Duenen kreuzten, deren Geschäft es war, für das Domicil zu rekrutiren; doch an diesem Abend waren die ehrwürdigen Matronen ein wenig verscheucht durch den Lärmen, der im Garten herrschte, wo sich vielleicht über zweitausend Neuigkeiten suchende Personen zusammengescharrt fanden, mit denen sich nichts machen ließ, da die Neugierde alle andere Gefühle erstickt hatte.

Nicht ohne Mühe kamen Marat und Danton zu dem Abhänge, auf welchem man zum Circus hinabstieg; hier angelangt brauchte man sich nur noch gehen zu lassen, und war man Besitzer einer Karte, so hinderte nichts, daß man zur Zahl der Auserwählten zugelassen wurde.

Danton hatte zwei Karten; es wurde also bei der Thüre keine Schwierigkeit gemacht; Danton und Marat wurden im Gegentheile von den Commissären, Leuten von Lebensart, auf das Freundlichste begrüßt, und Beide traten in den Saal ein.

Der Anblick war in der That blendend. Wohl zweitausend Kerzen beleuchteten die aristokratische Versammlung. Die Fahnen von America, verschlungen mit denen von Frankreich, beschatteten mit ihren Falten Kartuschen, worauf die von beiden Heeren errungenen Siege geschrieben standen; drei mit Lorbeeren bekränzte Büsten zogen die Augen nach der Tiefe des Saales; diese Büsten waren in den beiden Ecken die von Lafayette und von Franklin, in der Mitte die von Washington.

Theodor Lameth, der Aeltere von den zwei Brüdern dieses Namens, hatte den Präsidentenstuhl inne; Laclos, der Verfasser der *Liaisons dangereuses*, versah den Dienst des Schriftführers.

Die Gallerien und die Tribunen waren voll von Frauen, Gönnerinnen der americanischen Unabhängigkeit. Man bemerkte darunter Frau von Genlis, bekleidet mit einer Polonaise von gestreiftem Tasset und frisirt à l'insurgente; die Marquise von Villette, die *schöne und gute* Protegee von Voltaire in einer Circassinne mit Blondin und einem getigerten Bande garnirt, und eine mit einer Barrière verzierte Haube auf dem Kopfe; Theresa Cabarrus, welche später Madame Tallien wurde und damals nur die Marquise von Fontenay war: immer schön, doch an diesem Tage noch schöner unter einer Therese in schwarzem Gazeschleier, durch welche, wie zwei Sterne in der Nacht, ihre spanischen Augen funkelten; die Marquise von Beauharnais, Josephine Tascher de la Pagerie, eine anbetungswürdige Creolin, voll Indolenz, belebt in diesem Augenblicke durch eine Prophezeiung von Mademoiselle Lenormand, der Zauberin des Faubourg Saint-Germain, die ihr verkündigt hatte, sie werde eines Tags Königin oder Kaiserin von Frankreich werden: welche von Beiden? die Zauberin wußte es nicht; doch nach dem Orakel der Karten mußte sie unfehlbar die Eine oder die Andere werden; — die bekannte Olympia von Gouges, geboren in Montpellier von einer Mutter, welche Putztrödlerin war, aber von einem Vater, dessen Haupt, wie Leonard Bourdon sagt, eine königliche Binde umschloß, wie Olympia von Gouges sagt, ein einfacher Lorbeerzweig bekränzte: eine seltsame Schriftstellerin mit einem Vermögen, das ihr zweimal hunderttausend Livres Einkünfte gab, eine Frau, welche weder lesen, noch schreiben konnte und ihren Secretären Romane und Stücke dictirte, die sie nicht wiederzulesen vermochte. Ihr Eintritt, der mit dem von Marat und Danton zusammentraf, war mit einer dreifachen Salve von Beifallklatschen begrüßt worden; sie hatte gerade im Théâtre-Francais, nach fünf Jahren der Erwartung, der Bemühungen und der Geschenke, ihr Stück: *die Sklaverei der Schwarzen*, aufführen lassen, das fast durchgefallen war; doch daß das Stück durchgefallen, verhinderte nicht, daß die Verfasserin beklatscht wurde, wenn nicht wegen des

Talentes, doch wenigstens wegen der Absicht.

Man müßte Alles anführen, was sich in Paris an schönen Frauen, an reichen Frauen oder an berühmten Frauen fand, wollte man die Tribunen und die Gallerien des Socialclubbs, der, wie gesagt, für diesen Abend in den Americanischen Clubb verwandelt worden war, die Revue passiren lassen.

Mitten unter ihnen, angezogen von der Einen, zurückgerissen von der Andern, angefleht von einer Dritten, welche von fern ihre hübsche Hand gegen ihn ausstreckte, flatterte der Held des Tages, der Marquis von Lafayette. Das war damals ein schöner und eleganter junger Mann von einunddreißig Jahren. Edelmann von Geburt, Besitzer eines ungeheuren Vermögens, durch seine Frau, — die Tochter des Herzogs d'Ayen, die er schon vor fünfzehn Jahren geheirathet hatte, — mit den größten Häusern Frankreichs verwandt; mit zwanzig Jahren aus Frankreich getrieben durch jenen Freiheitshauch, der über die Welt hinging, ohne noch zu wissen, wo er sich festsetzen sollte, hatte er insgeheim zwei Schiffe ausgerüstet, sie mit Waffen und Munition beladen, und war in Boston angekommen, wie fünfzig Jahre später Byron in Missolonghi ankommen sollte; aber, glücklicher als der große Dichter, sollte er die Befreiung des Volkes sehen, dem er zu Hilfe geeilt, und wenn Washington sich den Titel Vater der americanischen Freiheit vorbehalten hatte, so hatte er wenigstens erlaubt, daß Lafayette den seines Pathen annahm. Die Begeisterung, welche Lafayette nach Frankreich zurückgekehrt eingeflößt hatte, war vielleicht größer, als die, welche er in America zurückgelassen; die Mode hatte ihn adoptirt, die Königin hatte ihm zugelächelt, Franklin hatte ihn zum Bürger gemacht, Ludwig XVI. machte ihn zum General.

Diese Popularität war süß, und die Generalsuniform stand einem einunddreißigjährigen jungen Manne sehr gut; seine Eitelkeit hatte es ihm gesagt, und annehmend, die Eitelkeit, welche einmal gesprochen, könne schweigen, wiederholten es ihm die Frauen so oft, daß er genöthigt war, sich dessen zu erinnern.

Derjenige, welcher mit Lafayette die Ehrenbezeugungen des Abends theilte, war der Graf d'Estaing. Besiegt in Indien, wo er zweimal zum Gefangenen gemacht worden war, hatte er seine Genugthuung in America genommen; hier, nachdem er Howe eine unentschiedene Schlacht geliefert, nachdem er bei einem Angriffe auf St. Lucie gescheitert war, hatte er den Commodore Byron völlig geschlagen. Ganz das Gegentheil von Lafayette, war der Graf Hector d'Estaing ein Greis; der Enthusiasmus theilte sich auch zwischen ihm und seinem jungen Rivalen, und wie die Frauen einstimmig Lafayette in Anspruch genommen hatten, so hatten die Männer d'Estaing empfangen.

Die anderen Anwesenden sollten, zu dieser Zeit vielleicht weniger bekannt, doch Jeder einen gewissen Grad von Berühmtheit erlangen. Es waren: der Abbé Gregoire, der damals die Philosophie lehrend reiste; er hatte noch nichts über die Sklaverei geschrieben, aber er beschäftigte sich schon mit dieser Frage, die ihn übrigens sein ganzes Leben hindurch beschäftigte; — der Abbé Raynal, der aus der Verbannung kam, wohin ihn seine *Philosophische Geschichte der beiden Indien* geschickt hatte; — Condorcet, der ein neues Leben anzufangen im Begriffe war, das dritte! der, nachdem er Mathematiker mit d'Alembert, Kritiker mit Voltaire gewesen, Politiker mit Vergniaud und Barbarour werden sollte. Condorcet, der ewige Denker, im Cabinet wie im Salon, in der Einsamkeit wie unter der Menge, specieller in allen Dingen, als die speciellsten Menschen, unzugänglich für die Zerstreung, wo er sich auch befinden mochte; wenig sprechend, Alles hörend, Alles benützend, ohne je etwas von dem, was er gelernt oder

gehört, zu vergessen! — Brissot, der von America ankam, ein Fanatiker für die Freiheit, ein Enthusiast für Lafayette; Brissot, der zukünftige Verfasser der *Adresse an die fremden Mächte*; Brissot, dessen die unselige Ehre, seinen Namen einer Partei zu geben, harrte; — Roucher, der sein Gedicht: *Die Monate*, veröffentlicht hatte und mit der Übersetzung des Werkes: *Die Reichthümer der Nation*, von Smith, beschäftigt war; Malouet endlich, der seine bekannte *Denkschrift über die Sklaverei der Neger* herausgegeben hatte; er bestieg im Augenblicke des Eintritts von Marat und Danton die Tribune und wartete, um seine Rede zu beginnen, bis sich die durch die Ankunft von Olympia von Gouges hervorgebrachte Wirkung besänftigt hatte.

Er folgte auf Clavieres, der über die Sklaverei, jedoch die Frage generalisirend, gesprochen und von der Tribune herabsteigend angekündigt hatte, sein Freund Malouet werde auch sprechen, aber, besser als er über diese Materie unterrichtet, Thatsachen anführen, welche die ganze Versammlung werden schauern machen.

Die Versammlung fühlte dieses Bedürfniß der Gemüthsbewegungen, das sich bei den Völkern in gewissen Epochen ihrer Existenz verbreitet, und verlangte folglich nichts Anderes, als zu schauern.

Ueberdies waren, wie gesagt, viele hübsche Frauen im Saale, und die Frauen machen eine so reizende Bewegung mit den Schultern, wenn sie schauern, daß es sehr ungeschickt von einer hübschen Frau wäre, wenn sie nicht schauern würde, so oft sich eine Gelegenheit dazu findet.

Die Stille stellte sich also rascher wieder her, als man hätte hoffen dürfen; allmählig wandten sich die Blicke von Olympia von Gouges ab, und nachdem sie noch einen Moment, die der Männer von Frau von Beauharnais zu Therese Cabarrus, die der Frauen von Brissot zu Lafayette, hin und hergeschwebt hatten, hefteten sie sich auf die Tribune, wo der Redner, die Hand zur Geberde bereit, den Mund zum Worte gerüstet, wartete.

Als sodann tiefe Stille herrschte und die Aufmerksamkeit vollkommen war, sprach Malouet:

»Meine Herren, ich unternehme eine schwierige Aufgabe: die, Ihnen die Mißgeschicke einer Race zu schildern, welche verflucht scheint, während sie doch nichts gethan hat, um diesen Fluch zu verdienen. Zum Glücke ist die Sache, die ich zu Gunsten der Menschheit vertheidige, die der fühlenden Seelen, und die Sympathie wird mir zu Hilfe kommen, wo mir das Talent mangelt.

»Ist es Ihnen je begegnet, meine Herren, wenn Sie am Ende eines köstlichen Mahles, als völlig unerlässlich bei diesem Mahle, die zwei Substanzen, die sich gegenseitig ergänzen: den Zucker und den Kaffee, mit einander verbanden, wenn Sie lange, ehe sie den Kaffee tranken, wollüstig in Fauteuils mit weichen Polstern ausgestreckt sein köstliches Aroma einathmeten, wenn Sie ihn langsam schlürften und Ihre Lippen, so zu sagen, Tropfen um Tropfen von dem belebenden Tranke einsogen, ist es Ihnen je begegnet, daß Sie daran dachten, dieser Zucker und dieser Kaffee, woraus Sie Ihre Wonne gemacht, habe mehreren Millionen von Menschen das Leben gekostet?

»Sie errathen, wen ich meine, nicht wahr? Ich meine die unglücklichen Kinder Africas, die wanden wollüstigen Launen der Europäer zu opfern übereingekommen ist, die man behandelt wie Lastthiere, und die doch unsere Brüder vor der Natur und vor Gott sind.«

Ein Gemurmel der Billigung ermuthigte den Redner. Alle diese eleganten, gepuderten, bisamduftenden Männer, alle diese reizenden mit Spitzen, Federn und Diamanten bedeckten Frauen stimmten durch eine anmuthige Kopfbewegung der Ansicht des Redners bei und anerkannten, sie seien die Brüder und die Schwestern der Neger des Congo und der Negerinnen

vom Senegal.

»Und nun, mitleidige Herzen,« fuhr Malouet mit jener sentimental, der damaligen Zeit eigenthümlichen Phraseologie fort, welche hauptsächlich durch die Anrufung zu Werke ging, »erinnern Sie sich wohl, daß das, was ich Ihnen sagen werde, kein Roman ist, entworfen in der Hoffnung, Sie in Ihrer Muße zu unterhalten; es ist eine wahre Geschichte der Behandlung, durch welche seit Jahrhunderten Ihres Gleichen zu Boden gedrückt werden; es ist der Schrei der seufzenden und verfolgten Menschheit, die es wagt, sich bis zu Ihnen zu erheben und allen Nationen der Welt die Grausamkeit zu denunzieren, deren Opfer diese Unglücklichen sind; es sind endlich die Neger von Africa und America, welche den Beistand ihrer Vertheidiger anrufen, damit diese Vertheidiger für sie an das Urtheil der Fürsten Europas appellieren und Gerechtigkeit für die grausamen Leiden, mit denen man sie in ihrem Namen erdrückt, verlangen mögen. Werden Sie taub für ihre Bitte sein? Nein! die Stimme der Männer wird sich stark und streng erheben, die Stimme der Frauen wird sanft und flehend hörbar werden, und die Könige, welche Gott zu seinen Stellvertretern auf Erden gemacht hat, werden erkennen, es heiße Gott selbst beleidigen so der niederträchtigsten Behandlung Geschöpfe geschaffen wie wir nach seinem Bilde preisgeben.«

Hier machte das Gemurmel der Billigung dem lauten Beifalle Platz. Nichtsdestoweniger war es augenscheinlich, daß man den Eingang genügend fand, und daß eine allgemeine, obgleich noch stumme Aspiration den Redner zu seinem Gegenstande hinzog,

Malouet fühlte das Bedürfniß, in die Materie einzugehen, und fing an:

»Ohne Zweifel wissen Sie, was der Negerhandel ist; wissen Sie aber auch, wie der Negerhandel getrieben wird? Nein, Sie wissen es nicht, oder Sie haben wenigstens nur einen oberflächlichen Blick auf diese seltsame Operation geworfen, bei der eine Race mit der andern gehandelt hat, wo die Menschen sich zu Verkäufern von Menschen gemacht haben.

»Will der Kapitän eines Negerschiffes Sklaven kaufen, so nähert er sich den Gestaden Africas und läßt einen der kleinen Fürsten, deren Gebiet an der Küste liegt, benachrichtigen, er sei da, er bringe Waaren aus Europa, und er möchte gern diese Waaren gegen eine Ladung von zwei bis dreihundert Negern vertauschen; dann schickt er ein Muster von seinen Waaren dem Fürsten, mit dem er handeln will, läßt seine Muster von einem Geschenke mit Branntwein begleiten und wartet.

»Branntwein, Feuerwasser, wie die unglücklichen Neger sagen; unselige Entdeckung, die uns von den Arabern zugekommen ist, — mit jener Kunst des Destillirens, die wir von ihnen erhalten haben, und die sie erfunden hatten, um den Wohlgeruch der Blumen und besonders der, in den Schriften ihrer Dichter so sehr gefeierten, Rose auszuziehen! — warum bist du eine so furchtbare Waffe in den Händen von grausamen Menschen geworden, daß man dich verfluchen muß, dich, die du mehr Nationen gebändigt und besonders vernichtet hast, als die Feuegewehre, welche den Menschen der neuen Welt unbekannt waren, und die sie für einen Donner in den Händen von neuen Göttern hielten?«

Malouet hatte sich, wie man sieht, in den höchsten Lyrismus geworfen: er wurde für seine Kühnheit durch eine Salve von Beifallklatschen belohnt.

»Wir sagen,« fuhr er fort, »der Kapitän des Negerschiffes warte. Ach! er wartet nicht lange; ist die Dunkelheit eingetreten, so kann er den Brand von Dorf zu Dorf laufen sehen; in der nächtlichen Stille kann er die Klagen der Mütter hören, denen man ihre Söhne raubt, der Kinder, denen man ihren Vater entreißt, und mitten unter Allem dem das Todesgeschrei von denjenigen,

welche lieber sogleich sterben wollen, als ein Leben des Verschmactens fern vom Dache der Familie, fern vom Himmel der Heimath hinschleppen.

»Am andern Tage erzählt man an Bord, der Negerkönig sei zurückgeschlagen worden; die Unglücklichen, die man habe wegführen wollen, haben mit der Heftigkeit der Verzweiflung gekämpft; ein neuer Angriff sei für die nächste Nacht organisiert, und die Auslieferung der *Waaren* könne erst am kommenden Tage stattfinden. Sobald es Nacht geworden, fangen der Kampf, der Brand, die Klagen wieder an. Das Blutbad dauert die ganze Nacht fort, und am Morgen erfährt man, man müsse wieder bis zum andern Tage warten, wenn man die verlangte Ladung haben wolle.

»Doch in dieser Nacht wird man sie sicherlich bekommen, denn der zurückgeschlagene König hat seinen Soldaten befohlen, die Sklaven in seinen eigenen Staaten zu nehmen; er wird einige von *seinen* Dörfern umzingeln lassen, und, getreu dem gegebenen Worte, seine Unterthanen ausliefern, da er seine Feinde nicht ausliefern kann.

»Endlich, am dritten Tage sieht man vierhundert gefesselte Neger ankommen, gefolgt von Müttern, Frauen, Töchtern und Schwestern, — wenn man nur Männer nöthig hat, denn hat man Weiber nöthig, so werden die Frauen, die Töchter, die Schwestern mit den Brüdern, den Vätern und Gatten gefesselt.

»Da erkundigt man sich und erfährt, es seien in diesen zwei Nächten viertausend Menschen umgekommen, damit der König-Speculant vierhundert habe liefern können.

»Und glauben Sie nicht, ich übertreibe: ich erzähle; ich erzähle, was geschehen ist: der Kapitän des Schiffes ist der Kapitän des New-York, der König, der seine eigenen Unterthanen verkauft hat, ist der König von Barsilly.

»O Männer der Regierung! o Fürsten Europas! Ihr schlaft ruhig in Euren Palästen, während man Eures Gleichen erwürgt; nicht wahr, Ihr wißt nichts von allen diesen Gräueln? Sie werden doch in Eurem Namen begangen. Nun wohl! das Geschrei dieser Unglücklichen mag über die Meere ziehen und Euch aufwecken!

»Werfen wir nun,« fuhr der Redner fort, »werfen wir die Augen auf diese dürre, unfruchtbare Küste, welche gleichwohl die des Vaterlandes ist; sehen wir diese unglücklichen Neger auf dem Boden liegend und nackt den Blicken und der Untersuchung der europäischen Rheder ausgesetzt.

»Haben die Wundärzte diejenigen von den Negern, welche sie für gesund, behende, kräftig und gut constituirt halten, aufmerksam geprüft, so sprechen sie ihre Billigung für sie aus und nehmen sie im Namen des Kapitäns in Empfang, wie Pferde und Ochsen, und lassen sie, auch wie Pferde und Ochsen, mit einem glühenden Eisen an der Schulter zeichnen: dieses Zeichen sind die Anfangsbuchstaben vom Namen des Schiffes und des Commandanten, der sie gekauft hat.

»Aldann, so wie man sie zeichnet, fesselt man sie zu zwei und zwei an einander, und man führt sie in den Fond des Schiffes, der ihnen für zwei Monate als Gefängniß und häufig als Grab dienen soll.

»Oft, während einer Ueberfahrt, — so gewaltig ist ihr Grauen vor der Sklaverei! — kommen zwei, vier, sechs von diesen Unglücklichen überein, sich ins Meer zu stürzen, führen ihr Vorhaben aus und finden, da sie gefesselt sind, den Tod in den Tiefen des Oceans.

»Bei dem letzten Ankaufe, den der Kapitän Philips in Guinea, beim König von Juida gemacht hat, hat er so zwölf Neger verloren, die sich freiwillig ertränkten.

»Da man sie indessen sehr scharf bewacht, so gelangen gewöhnlich die allermeisten Sklaven ins Schiff. Sogleich bringt man sie in den Raum; hier bleiben dann fünf bis sechshundert Unglückliche unter einander in einer nach der Länge ihres Leibes abgemessenen Reiche aufgehäuft, das Licht nur durch die Oeffnung der Luken erschauend, bei Tag und Nacht nur eine Luft einathmend, welche ungesund und verpestet wird durch den beständigen Aufenthalt der menschlichen Ausdünstungen und der Excremente, welche nicht entfernt werden; dann entspringt aus dem Gemische aller dieser faulen Ausdünstungen eine schmerzliche Infection, welche das Blut verdirbt und eine Menge von Entzündungskrankheiten erzeugt, die dem Viertel und manchmal dem Drittel von allen diesen Sklaven in der kurzen Zeit von zwei bis drittehalb Monaten, welche gewöhnlich die Ueberfahrt dauert, den Tod bringen.

»O Ihr, an die ich mich wende,« rief der Redner, indem er die Hand ausstreckte, als wollte er das ganze Weltall beschwören, »Engländer, Franzosen, Russen, Deutsche, Americaner, Spanier! mag Euch das Schicksal eine Krone auf das Haupt gesetzt oder einen Spaten in die Hand gegeben haben, werft einen Blick auf die Lage, in welche Euch die europäischen Rheder seit so langer Zeit versenken; bedenkt, daß in dem Momente, wo ich spreche, die Kapitäne der Negerschiffe alle die von mir geschilderten Gräuel üben, und daß im Namen Europas und unter dem Regime seiner Gesetze solche Verbuchen ohne Gewissensbisse begangen werden.

»Erleuchtete Europäer, glaubet auch nicht an die Fabeln, welche diese entarteten Menschen Euch kalt in Europa vorschwatzen, um ihre Missethaten zu verbergen; hütet Euch, ihren Verleumdungen Glauben zu schenken, wenn sie behaupten, die unglücklichen Neger seien des Gefühls und der Vernunft beraubte Thiere; erfahret im Gegentheile: es ist nicht Einer unter denjenigen, welche Ihr ihrer Heimath entreißt, der nicht eine zarte Neigung seines Innersten, die Ihr gebrochen, beklagt, — nicht ein Kind, das nicht schmerzlich den Verlust seiner Eltern oder seines Vaters fühlt, — nicht eine Frau, die nicht um einen Gatten, um eine Mutter, um eine Schwester, um eine Freundin weint, — nicht ein Mann, den nicht in der Tiefe seines geschworenen Herzens die Verzweiflung über die zarten Bande verzehrt, die Ihr durch eine gewalthätige, grausame Trennung vernichtet habt. Ja, ich sage es Euch freimüthig, es ist nicht Einer von Euren Sklaven, der Euch nicht in der Wahrheit seines Herzens als die mörderischen Henker betrachtet, welche die süßesten Gefühle der Natur mit Füßen treten, erwürgen.

»Grausame, unversöhnliche Menschen! wüßtet Ihr im Grunde der Herzen zu lesen, würden ihre gerechten Klagen nicht auf das Strengste zum Stillschweigen gebracht oder mit den entsetzlichsten Strafen geahndet, so könntet Ihr hier einen verscheidenden Vater zu Euch sagen hören: »Du hast mich von einer Schaar Kinder getrennt, welche meine Arbeit ernährte, und die nun vor Hunger und Elend sterben!«« Dort müßtet Ihr eine Mutter in der Verzweiflung finden, die Ihr aus den Armen eines Gatten oder einer geliebten Tochter gerissen, welche dem Augenblicke ihrer Verheirathung ganz nahe war; anderswo ihren Familien geraubte junge Kinder, welche weinend und schluchzend ausrufen: Pau, pau, bulla! (Vater, Vater, die Hand!) — neben ihnen ein bestürztes Mädchen, das um die Zärtlichkeit einer Mutter oder eines jungen Mannes weint, von dem es aufrichtig geliebt wurde; überall Geschöpfe, welche im tiefsten Jammer darüber, daß sie nicht den traurigen Trost gehabt, ihre Thränen mit denen ihres Vaters oder ihrer Verwandten, dieselben auf immer verlassend, zu vermischen; in allen Herzen würdet Ihr endlich die Schaam und die Entrüstung concentrirt finden, und darum diese Menschen auch fähig zu den Extremitäten, zu denen die Verzweiflung führen kann.«

Das Mitleid der Versammlung zu Gunsten der unglücklichen Neger hatte den höchsten Grad

erreicht; nachdem sie den Redner durch ihr Beifallklatschen unterbrochen, brauchte sie auch eine Zeitlang, um sich wieder zu fassen: der Redner benützte diesen Waffenstillstand, um sich die Stirne mit einem Batistsacktuche abzuwischen und ein Glas Zuckerwasser zu trinken.

Während dieses ganzen Plaidoyer, dem wir geflissentlich die oratorische Form der Zeit gelassen haben, betrachtete Danton aufmerksam Marat, dessen Gesicht allmählig den Ausdruck einer mächtigen Ironie annahm.

Malouet fuhr fort:

»Sie haben gebebt, Sie haben geweint. Hören Sie, was mir noch zu sagen bleibt, empfindsame Herzen, liebende Seelen. Als der Kapitän Philips, dessen Namen ich schon ausgesprochen, seine Ladung beendigt hatte, da geschah es, abgesehen von den zwölf Negern, die sich ins Meer gestürzt, daß Viele sich weigerten, zu essen, in der Hoffnung, durch einen rascheren Tod ihren Qualen zu entgehen; nun machten einige Officiere des Schiffes den Vorschlag, den Halsstarrigsten die Füße und die Arme abzuschneiden, um die Andern zu erschrecken; doch menschlicher, als man hoffen durfte, weigerte sich der Commandant und sagte: »«Sie sind schon unglücklich genug, ohne daß man sie noch so grausame Strafen braucht erdulden zu lassen!«« Mit Freuden, meine Herren, lasse ich diesem Manne seinen Edelmuth veröfentlichend Gerechtigkeit widerfahren; doch gegen Einen, welcher so handelt, wie Viele verhalten sich anders! wie Viele brechen auf diese Weigerung, zu essen, mit eisernen Stangen, und zwar an mehreren Stellen, die Arme und die Beine der unglücklichen Widerspänstigen, die durch das entsetzliche Geschrei, das sie ausstoßen, den Schrecken unter ihren Gefährten verbreiten und sie nöthigen, aus Furcht vor derselben Behandlung zu thun, was sie mit eben so viel Stärke als Vernunft zu thun sich weigerten!

»Diese Strafe, meine Herren, kommt dem Rade in Europa gleich, nur mit dem Unterschiede, daß diejenigen, welche man in Europa rädert, Verbrecher sind, während diejenigen, welche man auf den Negerschiffen rädert, Unschuldige sind.

»Warten Sie noch, ich bin nicht zu Ende: ich habe hier einen geschriebenen, veröffentlichten, gedruckten Bericht von John Atkins, Wundarzt an Bord des Admiralschiffes der *Ogles-Squadron*, mit Negern von Guinea befrachtet; hören Sie, was er Ihnen sagt . . . John Harding, der dieses Schiff befehligte, bemerkte, daß mehrere Sklaven sich ins Ohr sprachen, daß mehrere Weiber das Ansehen hatten, als verbreiteten sie ein Geheimniß; er bildete sich ein, es conspiriren einige Schwarze, um ihre Freiheit wiederzuerlangen; wissen Sie, was sodann, ohne sich zu versichern, ob der Verdacht gegründet war, der Kapitän Harding that? Er verurtheilte auf der Stelle zwei von diesen Unglücklichen, einen Mann und eine Frau, zum Tode, und sprach dieses Urtheil, indem er die Hand gegen den Mann ausstreckte, der zuerst sterben sollte: sogleich wurde der Unglückliche vor allen seinen Brüdern umgebracht, dann riß man ihm das Herz, die Leber und die Eingeweide aus, und streute Alles dies auf dem Boden umher, und da dreihundert Sklaven auf dem Schiffe waren, so schnitt man das Herz, die Leber und die Eingeweide in dreihundert Stücke und zwang die Gefährten des Todten, sie roh und blutig zu essen, wobei der Kapitän mit derselben Strafe Jeden bedrohte, der diese gräuliche Nahrung zu verzehren sich weigern würde!«

Ein Gemurmel des Entsetzens durchlief die Versammlung.

Doch die Stimme des Redners beherrschte dieses Gemurmel; er begriff, daß er, nach den Formen der Redekunst, einen zweiten Schlag nach dem ersten thun mußte.

»Hören Sie, hören Sie!« rief er. »Nicht befriedigt durch diese Execution, bezeichnete der

grausame Kapitän seinen Henkern auch noch die Frau; die Befehle, wie man bei ihr zu Werke gehen sollte, waren zum Voraus gegeben worden. Die Arme wurde mit Stricken an beiden Daumen gebunden und an einem Maste aufgehängt, bis ihre Füße die Erde verloren hatten. Man zog ihr die Lumpen aus, die sie bedeckten, und peitschte sie zuerst, bis das Blut an ihrem ganzen Leibe herabrieselte; dann löste man ihr mit Rasirmessern die Haut ab, und man schnitt ihr, um auch von den Sklaven gegessen zu werden, dreihundert Stücke Fleisch vom Leibe, so daß alle ihre Knochen bloß gelegt waren, und sie unter den grausamsten Qualen verschied!«

Schreie der Entrüstung wurden hörbar; der Redner wischte sich aufs Neue die Stirne ab und trank vollends sein Glas Zuckerwasser.

»Das haben die unglücklichen Neger auf der Ueberfahrt zu erdulden,« fuhr Malouet fort; »sagen wir nun, was sie leiden müssen, wenn sie angekommen sind.

»Ein Drittel ungefähr ist auf der Ueberfahrt gestorben, wir haben es gesagt; beschränken wir uns aus das Viertel und Sie sollen sehen, wohin uns die Todtenrechnung führen wird.

»Der Scorbut, die Schwindsucht, die Faulfieber, und ein anderes acutes Fieber, das keinen wissenschaftlichen Namen hat, und das man das Fieber der Neger nennt, brechen auf sie ein in dem Augenblicke, wo ihre Füße die Erde berühren, und rafften abermals ein Viertel weg; das ist ein Tribut, den das Klima denjenigen auflegt, welche von Africa auf die americanischen Inseln übergehen. England führt aber allein hunderttausend Schwarze aus und Frankreich die Hälfte; hundert und fünfzigtausend Beide; es sind also fünfundsiebzig tausend Neger, welche zwei an der Spitze der Civilisation stehende Nationen alle Jahre sterben lassen, um fünfundsiebzig tausend andere den Colonien zu geben. Berechnen Sie, Sie, die Sie mich hören, berechnen Sie, welche ungeheure Anzahl von Opfern, ohne einen Nutzen daraus zu ziehen, diese zwei Nationen seit zweihundert Jahren, daß dieser Sklavenhandel dauert, haben sterben lassen; fünfundsiebzig tausend Neger jährlich, zweihundert Jahre hindurch, geben eine Zahl von fünfzehn Millionen von uns vernichteter Menschen; und fügen Sie dieser schmerzlichen Rechnung eine gleiche Zahl für alle Sklaven bei, deren Tod die anderen Königreiche Europas verursacht haben, so werden Sie dreißig Millionen Geschöpfe der Oberfläche der Erde durch die unersättliche Habgier der Weißen entrissen finden!«

Die Anwesenden schauten sich an. Es schien ihnen unmöglich, daß sie, und wäre es auch nur aus Gleichgültigkeit, ihren Theil an einer solchen Schlächtereie genommen haben sollten.

Der Redner bedeutete durch einen Wink, er wolle fortfahren; die Stille trat wieder ein, und er sprach in folgenden Worten weiter:

»Wenn, nachdem das Meer seinen Zehnten genommen, wenn, nachdem das Fieber seinen Tribut genommen, einige Hoffnung auf Glück wenigstens den Ueberlebenden bliebe, wenn der Aufenthalt in der Verbannung leidlich wäre, wenn sie nur Herren fänden, die sie behandeln würden, wie man Thiere behandelt, so ließe sich das noch ertragen. Sind sie aber einmal angekommen, sind sie verkauft, so übersteigt die Arbeit, die man von ihnen fordert, die menschlichen Kräfte. Bei Tagesanbruch werden sie zu den Arbeiten gerufen, und bis zum Mittag müssen sie dieselben ohne Unterbrechung fortsetzen; um Mittag ist es ihnen endlich erlaubt, zu essen; doch um zwei Uhr müssen sie wieder unter der glühenden Sonne des Aequators zu ihrer Aufgabe schreiten, und sie haben diese bis zum Ende des Tages zu verfolgen; diese ganze Zeit werden sie auf das Strengste überwacht und bestraft von den Aufsehern, die mit mächtigen Peitschenhieben diejenigen schlagen, welche mit einiger Nachlässigkeit arbeiten. Ehe man sie in ihre traurigen Hütten zurückkehren läßt, nöthigt man sie noch die Geschäfte des Hauses zu

verrichten, das heißt, Futter für das Vieh zu sammeln, Holz für die Herrschaft, Kohlen für die Küche, Hafer für die Pferde zu führen; so daß es oft Mitternacht oder ein Uhr ist, ehe sie in ihre Hütten kommen. Dann bleibt ihnen kaum Zeit, ein wenig Mais für ihre Nahrung zu zerstoßen und kochen zu lassen; während nun dieser Mais kocht, legen sie sich auf eine Matte nieder, wo sie sehr oft, gelähmt vor Müdigkeit, einschlafen, und wo sie die Arbeit des nächsten Tages wieder holt, ehe sie Zeit gehabt haben, den Hunger zu stillen, der sie verzehrt, oder den Schlaf zu befriedigen, der sie verfolgt.

»Und dennoch hat ein Schriftsteller unserer Tage, bekannt durch eine große Anzahl von Werken, welche vom Umfange und den Kenntnissen seines Geistes zeugen, behaupten wollen, die Sklaverei der Neger biete eine Existenz, welche viel glücklicher, als das Loos, dessen der Mehrzahl nach unsere Bauern und Tagelöhner in Europa theilhaftig seien.,

»In der That, beim ersten Anblicke scheint sein System verführerisch. »»Ein Arbeiter verdient in Frankreich,«« sagt er, »»zwanzig bis fünfundzwanzig Sous täglich. Wie kann man mit diesem mäßigen Lohne sich nähren, sein Weib und fünf bis sechs Kinder nähren und unterhalten, seine Hausmiete bezahlen, Holz kaufen und alle Kosten für eine ganze Familie bestreiten? Sie leben dann in der Dürftigkeit, und es fehlt ihnen immer am Nothwendigen. Ein Leibeigener dagegen oder ein Sklave ist wie das Pferd seines Herrn: sein Herr ist dabei interessiert, daß er ihn gut nährt, gut unterhält, um seine Gesundheit zu bewahren und nützliche, anhaltende Dienste aus ihm zu ziehen; da er also Alles hat, was er nothwendig braucht, so ist er glücklicher, als die freien Tagelöhner, welche manchmal kein Brod haben!««

»Ach! die Vergleichung ist nicht richtig, und ich liefere den Beweis; er ist mir vor nicht langer Zeit auf folgende Art gegeben worden. Vor acht Tagen trat ich in ein Kaffeehaus ein; drei oder vier Americaner saßen um einen Tisch: der Eine von ihnen las die öffentlichen Blätter, die Andern sprachen vom Negerhandel; die Neugierde beweg mich in ihre Nähe zu sitzen, und ich horchte. Vernehmen Sie Wort für Wort die Berechnung, die ich Einen von ihnen machen hörte:

»»Meine Neger,«« sagte er, »»kommen mich Einer in den Andern gerechnet auf vierzig Guineen. Jeder von ihnen trägt mir ungefähr, nach Abzug aller Kosten, sieben Guineen Nutzen, wenn ich sie nähre, wie das sein soll; breche ich aber von ihrer Nahrung nur den Werth von zwei Pence täglich ab, so gibt mir diese Erparniß an jedem Neger drei Pfund Sterling Profit, also neunhundert Pfund Sterling an meinen dreihundert Negern, außer den sieben Pfund Sterling, die mir schon Jeder trug. Durch dieses Mittel gelingt es mir, jährlich auf Jedem von meinen Sklaven zehn Guineen Nutzen zu machen; was den Reinertrag meines Gutes auf dreitausend Pfund Sterling erhöht. Es ist wahr,«« fügte er bei, »»befolge ich den Plan dieser ökonomischen Verwaltung, so dauern meine Neger höchstens acht bis neun Jahre, doch was liegt daran, da am Ende von vier Jahren jeder Neger mir wiedergegeben hat, was er mich gekostet? Sollte er also nur noch vier bis fünf Jahre leben, so ist das seine Sache, da der Ueberschuß der vier Jahre ein reiner Nutzen ist. Der Mann stirbt, glückliche Reise! mit dem Profit allein, den ich in sieben bis acht Jahren an seiner Nahrung gemacht habe, besitze ich Mittel, um einen andern jungen, kräftigen Neger zu kaufen, statt eines erschöpften Menschen, der zu nichts mehr taugt, und Sie begreifen, bei dreihundert Sklaven ist die Ersparniß ungeheuer!««

»Das ist es, was dieser Mensch oder vielmehr dieser Tiger mit einem menschlichen Gesichte sagte! das ist es, was ich gehört habe, und ich schämte mich, daß derjenige, welcher dies sagte, ein Weißer war wie ich!

»O Europäer!« rief der Redner, indem er mit dem Willen, ihn zu unterbrechen, den Schauer

unterbrach, den seine letzten Worte in der Versammlung erregt hatten, »werdet Ihr immer grausame Tyrannen sein, während Ihr wohlthätige Beschützer sein könnt? Die Wesen, die Ihr verfolgt, sind doch empfangen und geboren, wie Ihr, im Leibe einer Frau; sie hat sie neun Monate in ihrem Schooße getragen, wie Eure Mütter Euch getragen haben; sie hat sie zur Welt gebracht mit denselben Schmerzen und denselben Gefahren, mit denen Eure Frauen ihre Kinder zur Welt bringen! Sind sie nicht mit Milch gesäugt worden wie Ihr? mit derselben Zärtlichkeit wie Ihr aufgezogen worden? sind sie nicht Menschen wie Ihr? ist es nicht derselbe Schöpfer, der sie gebildet hat? ist es nicht dieselbe Erde, die uns getragen hat, und die uns nährt? ist es nicht dieselbe Sonne, die uns leuchtet? ist es nicht derselbe Vater des Weltalls, den wir Alle anbeten? haben sie nicht ein Herz, eine Seele, dieselben Neigungen der Zärtlichkeit und der Menschenliebe? Weil die Farbe ihrer Haut nicht der unsern gleicht, ist das ein gesetzlicher Titel, um sie umzubringen, um ihre Frauen zu entführen, ihre Kinder zu stehlen, ihre Väter in Fesseln zu schlagen, um sie auf dem Lande und auf dem Meere die abscheulichsten Grausamkeiten erdulden zu lassen?

»Leset die Geschichte aller Völker und aller Nationen der Erde, in keinem Reiche, in keinem Jahrhundert, selbst in den barbarischsten, werdet Ihr das Beispiel von einer so überlegten und so beharrlichen Grausamkeit finden. Warum müßt Ihr in einer Zeit, wo die gesunde Philosophie und die umfassendsten Kenntnisse Europa durch die erhabensten Entdeckungen erleuchten, noch der Schrecken der Africaner, der Abscheu von Eures Gleichen, die Verfolger des Menschengeschlechts sein? Laßt, es ist noch Zeit hierzu, so viele Grausamkeiten dadurch vergessen, daß Ihr der ganzen Erde das Beispiel der Humanität und der Wohlthätigkeit gebt: macht die Neger frei, zerbrecht ihre Ketten, schafft ihnen eine erträgliche Lage, und seid sicher, daß Ihr besser bedient werdet durch Freigelassene, welche Euch wie ihre Väter lieben werden, als durch Sklaven, die Euch hassen wie Henker!«

Dieser in einer Antithese endigende Redeschluß riß das Auditorium fort: Beifallklatschen, Bravos, stürmische Rufe erschollen von allen Seiten; die Männer stürzten nach der Tribune; die Frauen schwenkten ihre Taschentücher, und der Redner stieg unter dem enthusiastischen Geschrei: »Freiheit! Freiheit!« herab.

Danton wandte sich gegen Marat um; zwei- oder dreimal war er auf dem Punkte gewesen, sich der allgemeinen Hinreißung zu überlassen; doch er fühlte in seiner Nähe, in seinem Gefährten, etwas wie einen schlecht verhaltenen Spott, etwas wie eine Verachtung, welche loszubrechen im Begriffe, und das drängte ihn wieder zurück.

Als indessen der Redner geendigt hatte, wandte sich Danton, wie gesagt, gegen Marat um.

»Nun,« fragte er ihn, »was denken Sie hiervon?«

»Ich denke,« erwiderte Marat, »man müßte viele Sitzungen wie diese und viele Redner wie diesen brauchen, um zu machen, daß die Menschheit einen Schritt thun würde.«

»Die Sache, die er vertheidigt, ist jedoch schön!« versetzte Danton, der, an diese philosophische Phraseologie gewöhnt, wenigstens kämpfen wollte, ehe er sich ergab.

»Allerdings, aber es gibt eine Sache, deren Vertheidigung noch dringlicher ist, als die der Sklaven Americas.«

»Welche?«

»Die der Leibeigenen Frankreichs.«

»Ich verstehe.«

»Sie haben versprochen, mir zu folgen?«

»Ja.«

»Kommen Sie.«

»Wohin gehen wir?«

»Nicht wahr, Sie haben mich unter die Aristokraten geführt, welche die Befreiung der Schwarzen verhandeln?«

»Allerdings.«

»Nun wohl, ich werde Sie unter die Demokraten führen, die sich mit der Befreiung der Weißen beschäftigen.«

Nach diesen Worten gingen Marat und Danton weg, ohne daß es Jemand bemerkte, — so merkwürdig sie waren, — dergestalt hatte sich die allgemeine Aufmerksamkeit beim Redner concentrirt, welcher unter den Glückwünschen der Versammlung von der Tribune herabstieg.

VII.

Der Clubb der Menschenrechte.

Nachdem sie ein paar Schritte gemacht, befanden sich Marat und Danton wieder im Palais-Royal, das schon etwas weniger zu dieser Stunde bevölkert war, als in der, wo sie angekommen, denn es fing an spät zu werden, und wenn die Beredtsamkeit von Malouet auch die Macht gehabt hatte, die Zeit vergessen zu machen, so hatte sie doch nicht die gehabt, dieselbe zu hemmen. Ueberdies, statt daß es Danton war, der Marat als Führer diente, war es Marat, der Danton führte, und den düstern Mann schien es zu drängen, das Ziel des Weges zu erreichen, als wäre er zu einem Rendez-vous gegangen.

Die zwei Gefährten gelangten in die Gallerie, welche längs der Rue de Valois hinläuft, und machten einige Schritte in dieser Gallerie; dann trat Marat rechts in eine kleine Passage, Danton folgte ihm, und Beide befanden sich bald außer dem Palais-Royal.

Die Rue de Valois war noch viel öder zu jener Zeit, als sie es heute ist; in der That, die Eigenthümer der Hotels, deren Aussicht durch die neuen Gebäude von Monseigneur dem Herzog von Orleans beschränkt worden war, hatten noch nicht Lust gehabt, Nutzen aus ihren Höfen und ihren Gärten dadurch zu ziehen, daß sie selbst bauen ließen; überdies war die ganze Facade des Palais-Royal, welche auf diese Seite ging, noch nicht vollendet und stellenweise der Durchgang, der den Wagen verboten, da Steine darin aufgehäuft lagen, kaum für die Fußgänger benutzbar.

Marat fand sich unter allen diesen Gerüsten, unter allen diesen zur Bearbeitung und Benützung bereit liegenden Steinen aus, als hätte er in seiner Hand den Faden dieses andern Labyrinths gehalten, und von Zeit zu Zeit sich umwendend, um zu sehen, ob sein Gefährte ihm folgte, führte er Danton an den Eingang von einer Art von Keller, in welchen man gelangte, nachdem man ein Dutzend Stufen hinabgestiegen war.

Alles schlief oder schien in der Straße zu schlafen, dieses Kellerloch ausgenommen, aus welchem bis zur äußeren Atmosphäre ein warmer Dampf und von Zeit zu Zeit Geräusche aufstiegen, welche die eines unterirdischen Vulcans zu sein schienen.

So gut ihn das Aeußere aus das Innere vorbereitet hatte, Danton blieb bei der Mündung dieses Schlundes stehen, in den Marat ohne Zögern getaucht war; endlich entschloß er sich, stieg die Treppe Stufe um Stufe hinab und machte auf der letzten Halt.

Man vernehme, was er von dieser letzten Stufe erblickte.

Einen ungeheuren gewölbten Saal, der ohne Zweifel einst, — das heißt vor der Erhöhung des Terrain, — als Orangerie für eines der großen Hotels gedient hatte, von denen ein Theil schon zu dieser Zeit verschwunden war, während der Rest alle Tage verschwand; diese Orangerie hatte seit fünfundzwanzig bis dreißig Jahren einer Taverne Platz gemacht, die sich ebenfalls, ohne ihre Bestimmung zu verändern, nichtsdestoweniger modificirte und ein Clubb werden sollte oder vielmehr geworden war.

Dieser, mit Ausnahme seiner Affiliirten, noch unbekanntes Clubb, in welchen man, wie in den Freimaurerlogen, nur mit Hilfe gewisser Zeichen oder mittelst gewisser Worte aufgenommen wurde, dieser Clubb war der der Menschenrechte.

Die Tische, mochte das eine Klugheit sein, oder hatte man geglaubt, es finde keine zu stark ausgesprochene Disharmonie zwischen der alten und der neuen Bestimmung des Locals statt, die Tische waren an ihren Plätzen geblieben und fanden sich, in diesem Augenblicke beladen mit zinnernen, an Ketten festgehaltenen Bechern, umgeben von Trinkern, welche auf wurmstichigen Bänken und hinkenden Stühlen saßen.

Im Hintergrunde, in einer durch den Tabakrauch, durch den Dampf der Lampen, durch die verdichteten Aushauchungen der Consumenten unentschieden gewordenen Atmosphäre, sah man wie Schatten diejenigen sich bewegen, welchen ihre pecuniären Mittel nicht erlaubten, sich den Wein der Anstalt schmecken zu lassen, und die, bei leerem Magen, mit einer finstern, neidischen Miene diese Günstlinge des Glückes betrachteten, denen das Elend, minder grausam, noch ein paar Sous, um sie in dieser Kneipe auszugeben, ließ.

Hinter dieser compacten Masse, in einer fast verlorenen Ferne, erhob sich auf leeren Fässern eine Art von Theater, bekränzt mit einem alten Zählische, der das Bureau des Präsidenten geworden war. Dieses Bureau trug ein angezündetes Licht, ohne welches es völlig im Schatten verborgen gewesen wäre, , und ein ausgelöschtes Licht; der Geist der Sparsamkeit, der über die Anstalt wachte, hatte als einen tadelnswerthen Luxus diese zwei zu gleicher Zeit angezündeten Lichter betrachtet und eines unterdrückt.

Es war ein großer Abstand von der eleganten, bisamduftenden Gesellschaft, von dem vergoldeten und mit Sammet tapezirten Saale, woher Danton und Marat kamen, zu dieser düstern, zerlumpten Versammlung, zu diesem schwarzen, rauchigen Gewölbe, unter das sie eindringen; doch wir müssen hier sagen, sie waren durch die Ränder eines unsichtbaren Bürgerthums aus dem Paradiese der Aristokratie in die Hölle des Volkes getaucht.

Für den Augenblick schien die wichtige Person dieser unterirdischen Versammlung der Herr der Anstalt zu sein; es war wenigstens sein Name, der am öftesten, wenn nicht am harmonischsten, in der Versammlung ertönte, welche sicherlich zu dieser Stunde nicht ihres Gleichen aus der Welt hatte.

»Jourdan, Wein!« rief mit einer Stentorstimme ein colossaler Trinker mit zurückgeschlagenen Hemdärmeln, nervigen Armen und frischem Gesichte, — von jener Frische, welche den Fleischern und den Wurstmachern, das heißt den Menschen eigenthümlich, die den Dunst des Blutes einathmen.

»Man kommt schon, Herr Legendre,« sagte Jourdan, der die verlangte Flüssigkeit brachte; »doch ich muß Ihnen bemerken, daß dies die vierte Flasche ist.«

»Hast Du Angst, man bezahle Dich nicht, Thier?« versetzte der Fleischer, indem er aus seiner von Blut befleckten Schürze eine Handvoll Sous zog, unter welchen, wie jene Sterne, die uns viel größer scheinen, je näher sie der Erde sind, Thaler von drei und sechs Livres glänzten.

»Oh! das ist es nicht, Herr Legendre: man kennt Sie, und man weiß, daß Sie gut sind, um vier Flaschen zu bezahlen. Wenn Sie wollten, ich würde sogar mein Etablissement in der Rue de Valois gegen Ihre Fleischbank in der Rue des Boucheries-Saint-Germain tauschen; doch Sie sind ein Mann, der leicht aufbraust, und ich habe bemerkt, daß Ihnen von der fünften zur sechsten Flasche immer Unglück widerfuhr.«

»Mir?« sagte Legendre.

»Nein, ich irre mich,« erwiderte Jourdan, »Ihren Nachbarn.«

»So lasse ich es gelten!« rief Legendre mit seinem plumpen Gelächter, »doch da wir erst bei

der vierten Flasche sind, so bediene kecklich, mein würdiger College! — denn Du hast alle Handwerke getrieben! Du bist Fleischer, Hufschmied, Schmuggler, Soldat im Regimente Auvergne, Stallknecht beim Marschall von Vaux gewesen . . . Nun bist Du in Deiner wahren Sphäre: Weinhändler! Du hast Alles vollauf . . . Zu trinken also, Meister Petit, wie man Dich jetzt nennt, oder Meister Jourdan, wie man Dich nannte, — zu trinken!«

»He! Jourdan!« rief man von einer andern Seite.

Jourdan stellte die Flasche vor Legendre und lief dem neuen Rufe zu, der an ihn von einem Menschen gerichtet wurde, welchen wir schon in dieser Geschichte erschaut haben.

»Was willst Du, mein alter Hébert?« fragte Jourdan vertraulich; »bleibt Dir noch eine kleine Contremarque, die man morgen benützen könnte?«

»Es bleibt mir nichts, nicht einmal mein Platz, weil man mich heute bei den Varietes vor die Thüre gesetzt hat, unter dem Vorwande . . . Doch es lohnt sich nicht der Mühe, den Vorwand zu nennen.«

»Und dann,« versetzte Jourdan lächelnd auf eine Weise, die nur ihm eigenthümlich, »und dann bin ich nicht neugierig.«

»Nein, Du bist aber gastfreundlich, besonders wenn man Dich bezahlt . . . Ich mache Dich also darauf aufmerksam, daß Du von morgen an uns auf Kosten der Masse zu speisen hast, — mich und diesen Herrn!«

Hierbei deutete Hébert auf einen Mann von sechsunddreißig bis achtunddreißig Jahren, mager, gelb, mit lebhaftem Auge, dessen Tracht eine seltsame Mischung von falschem Luxus und wirklichem Elend bot.

»Wer ist dieser Herr?« fragte Jourdan.

»Der Herr ist der Bürger Collot d'Herbois, der die ersten Trauerspielrollen in der Provinz spielt und in seinen verlorenen Stunden Komödien macht; da er aber in diesem Augenblicke weder die Rollen der Andern spielen, — weil er ohne Anstellung ist, — noch die seinigen spielen machen kann, — weil die Comedie-Francaise seine Stücke zurückweist, — so wendet er sich an den Clubb der Menschenrechte, und da jeder Mensch ein Recht auf Nahrung hat, so sagt er zu der Gesellschaft, zu der wir gehören: »Nähre mich!«

»Hierzu brauche ich ein Wort des Präsidenten.«

»Hier hast Du es, Dein Wort . . . Du siehst, es ist für zwei: von morgen an mußt Du uns speisen. Mittlerweile tränke uns: man ist noch nicht ganz entblößt, und man kann die Zeche von heute Abend bezahlen.«

Und lachend zog Hébert mit einem freundschaftlichen Lieblingsschwure aus seiner Hosentasche ein Dutzend Thaler, welche bewiesen, daß er, wenn man ihn von dem Platze, den er bei der Controle der Varistés einnahm, weggeschickt hatte, nicht ganz mit leeren Händen abgegangen war.

Jourdan holte den Wein, doch unter Weges wurde er aufgehalten von einer Person, die an einem von den das Gewölbe tragenden Pfeilern stand.

Es war dies ein wohl sechs Fuß hoher Mann, der einen fadenscheinigen, aber reinlichen, anständigen schwarzen Rock trug; er hatte ein durch sein feierliches Wesen fast trauriges Gesicht. »Einen Augenblick, Jourdan,« sagte er.

»Was wünschen Sie, Herr Maillard?« fragte der Wirth mit einer Art von Ehrfurcht; »nicht Wein, das weiß ich.«

»Nein, mein Freund; ich wünschte nur zu wissen, wer jener Mensch ist, der sich auf zwei Krücken stützt und mit unserem Vicepräsidenten, Fournier dem Americaner, spricht.«

Auf der andern Seite des Saales sprach in der That ein Mann von zweiunddreißig bis vierunddreißig Jahren, mit langen Haaren, mit leidendem, schwermüthigem Gesichte, mit zusammengebogenem Körper und gestützt durch zwei Krücken, mit einer Art von Bullenbeißer.

Es war der Letztere, der seitdem so berühmt geworden, — wie übrigens die Mehrzahl von denjenigen, welche wir in Scene bringen, — den der Huissier Maillard Jourdan unter dem Namen Fournier der Americaner bezeichnet hatte.

»Der, welcher mit unserem Vicepräsidenten spricht?« versetzte Jourdan; »warten Sie doch!«

»Oh! ich bin der Mann der Gesetzmäßigkeit: es ist beschlossen, daß man nur unter gewissen Bedingungen zugelassen werden soll, und ich will wissen, ob diese Bedingungen erfüllt sind.«

»Ah! ich erinnere mich! er ist vollkommen in Ordnung . . . Und sehen Sie, er zeigt eben sein Creditiv Herrn Fournier. Es ist ein Advocat oder ein Richter, — ein Richter vom Tribunal von Vermont, glaube ich; er ist mit einer Lähmung in den Beinen bedroht und kommt nach Paris, um sich Rath zu erholen. Er heißt Georges Couthon und ist von Patrioten von Auvergne empfohlen.«

»Gut, sprechen wir nicht mehr davon . . . Und jener Andere, der so schöne Kleider hat und so häßlich ist?«

»Welcher?«

»Der, welcher auf der letzten Stufe der Treppe steht, als wäre er ein zu vornehmer Herr, um auf demselben Boden zu gehen, wie wir.«

»Der dort? ich kenne ihn nicht; doch er ist mit einem unserer Bekannten gekommen.«

»Mit wem?«

»Oh! mit Einem, der nicht verdächtig ist.«

»Mit wem ist er denn gekommen?«

»Mit Herrn Marat.«

»He! he! . . . und der Wein?« rief Hébert, indem er sich an Jourdan mit einer halb freundschaftlichen, halb drohenden Geberde wandte, welche dieser durch eine analoge Bewegung des Kopfes und der Schultern erwiderte; »unser Wein?«

Dann die Hand einer neuen Person reichend, welche in diesem Augenblicke eingetreten war und mitten durch die ehrenwerthe Versammlung mit dem anmuthigen, geschmeidigen Wesen einer Katze schlüpfte:

»Ah! komm doch, Bordier, daß ich Dich Herrn Collot d'Herbois, einem Collegen, vorstelle.«

Der Ankömmling verbeugte sich, indem er seine Hände kreuzte und eine reizende Kopfbewegung machte.

»Herr Collot d'Herbois, mein Freund Bordier, der berühmte Arlequin, der gerade im Zuge ist, das Glück der Varietes zu machen, wo er im Augenblicke: *Arlequin, Kaiser im Monde* spielt, ein Werk, welches sicherlich nicht den Werth der Ihrigen hat, das aber ganz Paris anzieht.«

»Ich habe den Herrn gestern gesehen,« ermiederte Collot, »und ich habe ihm mit dem größten Vergnügen Beifall zugeklascht.«

»Mein Herr. . .« sprach der Arlequin sich aufs Neue verbeugend.

»Sie sagen besonders auf eine bewunderungswürdige Weise: »»Ihr werdet sehen, daß ich bei

Alle dem am Ende eines Tages gehenkt werde!««

»Sie finden, mein Herr?« versetzte Bordier.

»Oh! bei meinem Worte, es ist unmöglich, eine mehr durch die Angst komische Betonung zu finden, als es die Ihrige ist.«

»Stellen Sie sich vor, daß ich in das Stück diese Phrase habe setzen lassen, welche nicht darin war.«

»Und aus welchem Grunde?«

»Ah! hören Sie. Als Kind sah ich einen Menschen henken; das war sehr häßlich. In der folgenden Nacht träumte ich, ich werde gehenkt; das war sehr traurig. Der Traum und die Wirklichkeit sind mir so lebendig im Geiste geblieben, daß ich schaudere, so oft ich an einen Galgen denke! Sie wissen aber, man ist Künstler, oder man ist es nicht: Dugazon hat zweiundvierzig Manieren, die Nase zu bewegen, erfunden, und mit jeder macht er lachen; ich habe nur eine Manier erfunden, zu sagen: »»Ihr werdet sehen, daß ich bei Alle dem am Ende eines Tages gehenkt werde!«« und ich mache beinahe weinen . . . Doch verzeihen Sie, ich glaube, die Sitzung beginnt.«

Es war wirklich das zweite Licht, welches das Bureau zu beleuchten bestimmt, angezündet worden, und der Vicepräsident Fournier schien den Präsidenten Marat einzuladen, er möge den Stuhl einnehmen. Marat weigerte sich aber.

»Was hat denn Marat heute?« fragte Bordier; »man sollte glauben, er lehne die Ehre des Präsidiums ab.«

»Er will ohne Zweifel sprechen,« erwiderte Hébert.

»Spricht er gut?« fragte Collot d'Herbois.

»Ich glaube wohl!« antwortete Hébert.

»Wie wer spricht er?«

»Wie wer? Er spricht wie Marat.«

In diesem Augenblicke ließ sich die Glocke des Vizepräsidenten hören; ein Schauer durchlief die Versammlung. Auf ein Zeichen von Jourdan verrammelte ein Aufwärter der Schenke die Kelleröffnung. Marat nahm Danton beim Arme und führte ihn in die erste Reihe des Kreises, der sich um die Tribune bildete; auf die Töne der Glocke folgten die vom Vicepräsidenten ausgesprochenen Worte:

»Bürger, die Sitzung ist eröffnet.«

Als bald erlosch das Gemurmel, das über dieser Menge schwebte, und es trat eine Art von Stille ein, in der man indessen alle die Volkstumulte leben fühlte, welche die Sitzung unterbrechen sollten, von der wir Rechenschaft zu geben versuchen wollen.

VIII.

Der Weißenhandel.

Für Danton besonders war der Anblick dieser Versammlung charakteristisch. Im Bürgerstande geboren, hatte Danton, wie jeder in einer Mitte geborene Mensch, einen Instinct, der ihn aus dieser Mitte herauszog: — die Instincte des Einen ziehen ihn nach oben, die Instincte des Andern ziehen ihn nach unten; die Instincte von Danton zogen diesen zur Aristokratie hin. Ein sinnlicher Mensch, ein politischer Epicuräer, ein zukünftiger Staatsmann, sanguinisch, aber nicht sanguinär, liebte Danton die schöne Wäsche, die berauscheden Wohlgerüche; Danton liebte die Seide und den Sammet; Danton, er mit der noch harten, rauhen Haut, liebte die feine, weiße Haut, welche am 2. und am 3. September, an diesen Tagen entsetzlichen Andenkens, im Munde seiner Agenten ein Todesurtheil wurde.

Danton kam nun aus einer Reunion, wo er Alles dies gefunden hatte: Glanz der Kerzen, Rauschen der Seide, Zartheit des Sammets, Schaukeln der Federn, Licht der Diamanten; er hatte die balsamische Atmosphäre eingeathmet, welche nicht nur aus einer Mischung von destillirten Wohlgerüchen, sondern auch aus jener noch viel sinnlicheren, noch viel berauschederen Ausströmung besteht, die aus jungen, gepflegten, aristokratischen, mit einander in Berührung gesetzten Organisationen hervorgeht; und plötzlich, ohne Uebergang, fiel er in die Untiefen der Gesellschaft, mitten unter rauchige Lichter, schmutzige Hände, übel riechende Lumpen; er begriff die unbekante Existenz dieser andern lebenden Katakomben unter diesem andern Rom, dessen Anblick sie an einem gegebenen Tage verändern sollten; er begriff! — und ganz schauernd nach dem Contraste des Gesichtes, des Gehöres, des Geruches, wartete er auf den Contrast der Rede.

Der Contrast ließ nicht auf sich warten.

Bordier, der Schriftführer des Clubbs, stand auf und gab der Versammlung Kenntniß von den Correspondenzen aus der Provinz.

Das erste Factum, das dem Clubbe der Menschenrechte angezeigt wurde, war folgendes:

»Gilles Leborgne, Ackermann in Machecoul bei Nantes, der ein Kaninchen, welches seinen Kohl fraß, getödtet hatte, war auf Befehl des Herrn von Machecoul an einen Pfosten gebunden und gepeitscht worden.«

Die Thatsachen folgten sich, und alle zeugten von dieser Grausamkeit, welche mit wenigen Ausnahmen die Privilegirten der Zeit an den niedrigen Klassen übten.

Pierr, genannt der Glöckner, Tagelöhner in Pont-Saint-Mesmin, der sich geweigert hatte, in der Frohne das Wasser in den Gräben des Schlosses zu schlagen,¹⁵ während die gnädige Frau in den Wochen lag, war in einen noch heißen Ofen eingesperrt worden. Er war durch Erstickung gestorben.

Barnabé Lampon von Pithiviers, der eine Frau und sechs Kinder hatte, lebte seit drei Monaten nur von Gras und Baumblättern; er war so schwach, daß er kaum seinen Namen unten an diese Angabe seines Elends hatte schreiben können.

Und bei jedem Factum, das der Schriftführer mittheilte, drückte Marat heftig das Handgelenke

von Danton und fragte ihn leise:

»Was sagst Du hierzu, Danton? was sagst Du?«

Und Danton der Sinnliche, Danton der Wollüstige, Danton der Epicuräer fühlte etwas wie einen Gewissensbiß in seine Seele hinabsteigen, indem er an alle die Perlen, an alle die Diamanten, an alle die Vergoldungen dachte, die er gesehen, an diese Männer, welche Seufzer ausstießen, an diese Frauen, welche Thränen vergossen über das Elend der Africaner, die zweitausend fünfhundert Meilen von Frankreich litten, während in Frankreich selbst, unter den Füßen von Paris, Menschen nicht minder gräßliche Schmerzen litten, mit nicht minder entsetzlichem Elend rangen.

Die Liste entrollte sich, und jede neue Thatsache entzündete einen neuen Blitz in allen diesen flammenden Blicken; man fühlte, daß es nicht eine fremde, entfernte Sache, die Sache einer andern Race war, die diese Menschen verteidigten, sondern eine Sache, für die sie gelitten hatten, eine Sache, für die sie zu kämpfen im Begriffe standen. Die Brust Aller war keuchend, angeschwollen, nahe daran, durch die Lippen zu überströmen! Jeder wartete auf den Augenblick, wo der Schriftführer seine lange, schmerzliche Aufzählung werde gelesen haben, um nach der Tribune zu eilen, um sein Wort auf diesen Brand zu gießen, nicht als ein Wasser, das auslöscht, sondern als ein Oel, das in Flammen setzt.

Alle stürzten nach der unförmlichen Tribune.

Marat streckte, ohne sich von seinem Platze zu rühren, die Hand aus.

»Der Bürger Marat verlangt das Wort,« sagte der Präsident: »der Bürger Marat hat das Wort.«

»Ja! ja!« riefen zweihundert Stimmen; »Marat auf die Tribune! . . . Marat! Marat! Marat!«

Und Marat schritt mitten auf dem Wege hin, den ihm diese menschlichen Wogen machten, wie Moses mitten durch die Wellen des rothen Meeres schritt, das vor ihm zurückwich.

Er stieg langsam die Leiter mit ihren vier Sprossen hinauf, welche zu der Schaubühne führte, griff mit seiner schwarzen, fettigen Hand in seine langen Haare, warf sie zurück, als hätte er befürchtet, ein einziger von seinen häßlichen Zügen könnte in seinem Ausdrucke verschleiert werden, und sprach:

»Ihr Alle, die Ihr hier seid, Ihr habt das Röcheln eines ganzen Volkes gehört, das mit dem Tode ringt und wehklagt! eines Volkes, das sich an Euch wendet, denn es setzt seine Hoffnung nur auf Euch! . . . Nun wohl! sagt, auf wen setzt *Ihr* Eure Hoffnung, an wen werdet *Ihr* Euch wenden? Wir kennen diejenigen, welche wir fürchten müssen: sagt uns diejenigen, auf welche wir hoffen dürfen?«

»Lafayette! Necker!« riefen mehrere Stimmen.

»Lafayette! Necker!« wiederholte Marat, »auf diese zwei Männer setzt Ihr Eure Hoffnung?«

»Ja! ja! ja!«

»Auf den Einen als General, auf den Andern als Minister?«

»Ja! ja! ja!«

»Also ein Aristokrat und ein Zöllner, ein Schönredner und ein Geldmäkler, das sind Eure Männer, Eure Helden, Eure Götter! Wißt Ihr, was Lafayette ist? Ich will es Euch zuerst sagen. Wißt Ihr, was Necker ist? Ich will es Euch nachher sagen.«

»Sprich, Marat, sprich!« riefen hundert Stimmen.

Ein Lächeln tiefen Hasses zog über die Lippen des Redners, ein Lächeln des Tigers, der seine Beute zu zerfleischen im Begriffe ist.

»Fangen wir mit Lafayette an,« fuhr Marat fort: »das wird nicht lange dauern, denn er ist, zum Glücke für uns, am Anfange seiner Laufbahn, und ich habe nicht viel über ihn zu sagen: doch das, was ich sagen werde, wird hoffentlich genügen, um das Mißtrauen in Eure Herzen zu bringen, denn was ich sage, wird ihn Euch unter seinem wahren Lichte sehen lassen.

»Unser Held ist geboren in Chavagnac in der Auvergne. Wenn die cabbalistischen Zeichen, welche die Geburt des schändlichen Octavius begleiteten, den seine Schmeichler Augustus nannten, wenn diese charakteristischen Zeichen nicht bei der Geburt des Marquis von Lafayette vorwalteten, so bin ich doch wenigstens befugt, zu behaupten, der Ehrgeiz, die alberne Eitelkeit und die Lächerlichkeit haben über seine Wiege ihre böartigen Einflüsse verbreitet.

»Seine Mutter nannte ihn ihren Rousseau; warum dies? etwa weil er im Ruhme mit dem unsterblichen Verfasser von Emile und vom *Contrat social* rivalisiren sollte, oder einfach, weil ihn die Natur, verschwenderisch für diesen jungen Kopf, mit einem feuerfarbigen Haare begabt hatte?

»Das wird uns die Zukunft enthüllen; ich, was mich betrifft, ich neige mich sehr zu der zweiten Erklärung, weil mein Held noch nichts gethan hat, daß sich die erste auf ihn anwenden ließe.

»Mittlerweile war es der viel geliebte Sohn, der theure Erbe; er kam auch aus den Händen der Frauen so verzogen, so halsstarrig, so unwissend, so eigenwillig, als der gegenwärtige Dauphin vom Hofe von Frankreich. Wen betraute man nun mit der Sorge, diesen reizenden Charakter zu entwickeln? wer war der verständige, der weise, der tugendhafte Lehrer, den man an seine Seite stellte, um die Natur durch die Erziehung zu verbessern? Ihr kennt ihn Alle: es ist ein Schulfuchs, ein ehemaliger Schiffskaplan, ein Jesuit, den die Barmherzigkeit in das Hotel aufgenommen, um das Spielzeug und der Possenreißer der Herrschaft und der Verfolger der Dienstboten zu sein, — trinkend wie ein Tempelherr oder wie der Vicomte von Mirabeau, fluchend wie ein Matrose, ausschweifend wie ein Prinz von königlichem Geblüte; dies war der Mentor vom jungen Marquis, vom zukünftigen Rousseau, von Blondinet, kurz von Lafayette . . .

»In den Händen dieses Menschen, der selbst eine ehrlichere Natur verdorben hätte, blieb der zukünftige Befreier Americas bis zu dem Augenblicke, wo er in das Collége du Plessis eintrat.

»Wer war hier sein Lehrer? wer war der Nachfolger des von uns genannten Menschen? Ein anderer Schulfuchs, ein anderer Jesuit: der Sprößling der Urmarmungen eines Pastetenbäckers der Rue Feydau und der Beschließerin des Herzogs von Fitz-James, der es durch Intriguen und Gemeinheiten dahin gebracht hatte, daß er den König mein Vetter¹⁶ nennen und sein Haupt mit der Rectorsmütze aufputzen durfte. Mit Hilfe dieses würdigen Lehrers durchlief er alle Classen; mit Hilfe dieses würdigen Lehrers concurrirte er um den von der Universität ausgesetzten Beredtsamkeitspreis; mit Hilfe dieses würdigen Lehrers, der ihm seine Ausarbeitung unter dem Titel *Rede eines Generals an seine Soldaten* machte, wurde Blondinet von Lafayette gekrönt. Dieser erste Lorbeer erregte bei ihm den Geschmack hierfür.

»Ueberdies rühmte Jeder diesen jungen Laureaten, der mit achtzehn Jahren eine Hannibals und Scipios würdige Rede geschrieben hatte, welche hinreichend von dem zeugte, was eines Tages auf der Laufbahn der Waffen ein Krieger thun müßte, der mit der Theorie die Praxis verbinden würde.

»Die Frauen, diese frivolen, leichtsinnigen Geschöpfe, fingen auch an die übertriebensten, widerlichst Lobeserhebungen an ihn zu verschwenden; sie vergifteten so seine Eigenliebe, sie leiteten durch diese schmählichen Zuvorkommenheiten, welche ihre gewöhnliche Schwäche nur

zu sehr der Eitelkeit zu bieten weiß, seine Vernunft irre, gefielen sich darin, diese junge Pflanze zu verderben und auszutrocknen, und Jede von ihnen wünschte, — nach dem Beispiele der Königin von Saba, welche einen so weiten Weg machte, um eine Nacht mit Salomo zuzubringen, — Jede wünschte, der schöne Blondinet von Lafayette möchte ihr das Schnupftuch zuwerfen.

»Unter diesen Conjunctionen erschien Blondinet von Lafayette am Hofe von Frankreich, in diesem Klima, dessen Atmosphäre vergiftet ist, von dem die Schaam, die Zucht, die Ehrbarkeit, die Offenherzigkeit und die Aufrichtigkeit ohne Rückkehr verbannt sind; hier geschah es, daß er, da er jeden Tag eine Gelegenheit fand, in sich den Geist der Frivolität zu befestigen, der den Grund seines Charakters bildet, nach und nach geckenhaft, schamlos und falsch wurde; hier nahm er die Gewohnheit an, die er immer behalten, die Gewohnheit, das Lächeln auf den Lippen, die Freundlichkeit im Blicke und die Falschheit im Herzen zu haben. Zum Glücke läßt sich heute außer den Dummköpfen und den Blödsinnigen Niemand mehr durch dieses Lächeln und durch diese Freundlichkeit bethören: die Gleißnerei ist entdeckt, die Maske zerrißt in Fetzen! Oh! warum kann ich sie nicht ganz vor Euren Augen enthüllen, die verschmitzte, arglistige Physiognomie des angeblichen Helden, den die französische Nation, eine blinde Nation, an die Spitze der Patrioten stellt, und dem sie die wichtigsten und ihrem Glücke schädlichsten Gewalten anzuvertrauen bereit ist.

»»Aber,«« werdet Ihr mir sagen, »»Du zeigst uns da den Helden der Bettgänge, der Etiquette, des Hofes, und nicht den Waffengefährten von Washington, den Freund von Franklin, den Befreier von America.««

»Warum habt Ihr ihn nicht vorhin gesehen, wie ich, diesen Helden einer neuen Welt, der in die alte zurückgekommen ist, mit dem Geleite von jenen Erinnerungen, welche, gegen die Gesetze der Perspective, wachsen, indem sie sich entfernen? warum habt Ihr ihn nicht gesehen, wie er das Taschentuch der Frau Gräfin von Montesson aufhob, wie er sein Riechfläschchen der Frau Marquise von Beauharnais bot, wie er seine Degenschleife an den Hals des Hundes der Frau Gräfin von Genlis band, wie er bei der Rede von Herrn von Malouet in die Hände klatschte, und bei der Erzählung von den Mißgeschicken der armen Neger eine Thräne abwischte? Ihr hättet ihn zu seinem Werthe geschätzt, diesen Vorzimmergeneral! Ihr hättet erfahren, was Ihr von diesem aristokratischen Messias erwarten dürft!

»Ist Lafayette wirklich das, was man sagt, daß er sei, warum ist er dort, und nicht hier? warum ist er unter ihnen, und nicht unter uns? Hat er Thränen zu vergießen, Franzosen, so vergieße er seine Thränen über die Schmerzen Frankreichs; liebt er wirklich das Volk, so komme er zu uns, die wir das wahre Volk, das einzige Volk sind; und dann werde ich, der ich ihn in diesem Augenblicke angreife, ich, der ich ihn Euch zeige, nicht wie Ihr ihn seht, sondern so, wie er ist, ich werde ihm entgegengehen, ich werde ihm die Thüre öffnen, ich werde mich auf der Schwelle verbeugen und zu ihm sprechen: »»Sei willkommen, Du, der Du von Seiten der Freiheit kommst!««

Einiges Beifallklatschen unterbrach Marat, doch es war erkünstelt und wie verschämt. Man sah, daß er eine von den am tiefsten befestigten Volksüberzeugungen vor den Kopf gestoßen, und daß die Waffe der Lächerlichkeit, der er sich bedient, denjenigen, welchem er damit eine tödtliche Wunde beizubringen gehofft, nur gestreift hatte.

Er beharrte auch für diesen Tag nicht weiter bei Lafayette, den er zwei Jahre hinter einander mit allen seinen Zähnen beißen und zerreißen sollte.

»Was Necker betrifft,« fuhr er fort, »o armes Volk, wie man Dich verblendet! — was Necker

betrifft, willst Du ebenfalls wissen, wer er ist? ich will es Dir sagen.

»Vor Allem, — ich habe Necker in meinem Leben nicht gesehen: ich kenne ihn nur dem Rufe nach, durch einige von seinen Schriften, durch einige von seinen Operationen; obgleich mein Zeitgenosse, ist er mir so fremd, als es mir ein Bewohner der andern Welt, Sejanus oder Crassus, wäre.

»Vor zwölf Jahren kannte man Herrn Necker nur als Banquier; aber sein Reichthum, der ihm die Achtung in der Welt erwarb, war in meinen Augen ein Titel der Verachtung; denn von diesem Reichthume kannte ich die Quelle. — Soll ich sie Euch nennen? Höret.

»Necker ist geboren in Genf, der Heimath des großen Rousseau. Ach! wie Rousseau verließ er Genf, nicht um sich dem Glücke seiner Zeitgenossen, den Fortschritten der Menschheit zu opfern, sondern um sein Glück zu machen. In dieser Hoffnung trat er als Commis beim Banquier Thélusson ein.

»Durch Beharrlichkeit und heuchlerisches Wesen wurde er Kassier; sobald er diese Stelle hatte, fing er an für seine eigene Rechnung mit dem Gelde der Kasse zu agiotiren.

»Es befand sich im Hause ein Buchhalter Namens Dadret, der durch seine langen Dienste auf dem Punkte war, mit der Banque associirt zu werden; Necker erhielt den Vorzug vor ihm, mittelst der Einzahlung einer Summe von achtmal hunderttausend Livres, die er in die Kasse machte. Wie verschaffte er sich diese Summe, er, der nichts auf der Welt besaß? Ich will es Euch sagen.

»Ein Engländer hatte diese Summe bei Thélusson angelegt, und Herr Necker hatte es auf den andern Tag verschoben, sie einzutragen; der Engländer starb in der Nacht; keine Urkunde bewies dieses Depositum, die Summe wurde nicht reclamirt, der Genfer eignete sich dieselbe an. Dies war der Anfang seines Vermögens.

»Das Verlangen, neue Reichthümer zu erwerben, ließ ihn ein Mittel finden, das Geheimniß des Cabinets von Saint-James zu entdecken; er machte Herrn Thélusson den Vorschlag, Canada-Actien zu kaufen. Wer nichts von den Taschenspielerstücken gehört hat, die er anwandte, um diese Papiere zu discreditiren und sie mit siebzig bis fünfundsiebzig Procent Verlust zusammenzukaufen, der mag die *Lobrede auf Colbert* von Herrn Pelinery befragen. Wer nichts von den Taschenspielerstückchen gehört hat, die er anwandte, um sich, den Ruin der Indischen Compagnie herbeiführend, zu bereichern, mag zwei in einem Werke betitelt: *Theorie und Praxis von Herr Necker bei der Verwaltung der Finanzen*, enthaltene Aufsätze befragen.

»Seine Bewunderer machen als einen Zug von Gewandtheit geltend, er sei fünf Jahre, und zwar in Kriegszeiten, an seinem Posten gewesen, ohne einen Sou Steuer aufzulegen; das heißt mit den Worten spielen, denn die Interessen seiner zahlreichen Anlehen sind wahre vom Volke erhobene Steuern. Er hat aber die Nation um mehr als sechzig Millionen jährlich benachtheiligt!

»Mitten unter den Lustbarkeiten von Trianon wurde die Königin guter Hoffnung.

»Ihr wißt Alle, was für Lustbarkeiten dies waren, nicht wahr? Man erleuchtete einen Theil der Bosquets von Trianon, und in einem derselben errichtete man einen Thron von Farnkraut; hier spielte man König, wie die kleinen Mädchen Gouvernante spielen. Dieser erwählte König hielt seinen Hof, gab seine Audienzen, sprach Recht in den Klagsachen, die bei ihm von seinem durch die Leute des Hofes repräsentirten Volke angebracht wurden. Und was für Kläger waren dies? Die Parodie der Deinen, wahres Volk, das Du leidest, das Du wehklagst, das Du mit dem Tode ringest, während die Großen Deinen Todeskampf, Dein Wehklagen, Deine Leiden spielen! Herr von Vaudreuil war aber beinahe immer der König, der gewählte König. Er wählte die Königin;

die Königin war gefunden, es war die Tochter von Maria Theresia, es war Marie Antoinette, es war die Oesterreicherin; dann verheirathete er die andern Herren an andere Damen des Hofes; dann sprach er das sacramentale Wort, das berufene *Decampativos*; sogleich entflohen jedes Paar, mit dem vom Farnkrautkönig erlassenen Verbote, vor Ablauf von zwei Stunden wieder im Thronsaale zu erscheinen, und besonders mit dem Verbote, mehr als ein Paar zusammen in dasselbe Bosquet zu gehen! Das war ein reizendes Spiel, wie Ihr seht! Wie wäre es möglich, die Seufzer des Volkes bei Hofe zu hören, wenn man dort so reizende Spiele spielt!

»Unter diesen Spielen wurde die Königin schwanger; unglücklicher Weise gebar sie aber eine Tochter: es handelte sich darum, eine neue Schwangerschaft hervorzurufen; die Aerzte schlugen die Bäder vor; doch Herr Necker behauptete, die Bäder seien um nöthig, die Fortsetzung der sinnreichen Belustigung genannt *Decampativos* könne mit dem Einflusse der befruchtendsten Bäder den Wettkampf eingehen, und obgleich es erwiesen war, daß der jeden Abend erwählte König beinahe eben so viel kostete, als der mit göttlichem Rechte regierende König, beharrte er doch bei diesem Recepte.

»Gott segnete Herrn Necker, und zum zweiten Male schwanger geworden, gebar die Königin Monseigneur den Dauphin.

»Die Königin war nicht die Einzige, bei der das Recept seine Wirkung hervorgebracht habe; Madame Jules von Polignac war auch schwanger geworden; die Königin gab ihr im Augenblicke ihrer Niederkunft ein Wickelzeug im Werthe von achtzigtausend Livres, und der König ein Geschenk von hunderttausend Livres. Man wollte das Herzogthum Mayenne beifügen, das einen Werth von vierzehnmal hunderttausend Livres hatte, denn es war ein sehr armseliges Geschenk ein Geschenk von hundert und achtzig tausend Livres für ein königliches Geschenk; doch der rechtschaffene, doch der strenge Herr Necker widersetzte sich. Nach einiger Zeit überlegte er freilich . . . er überlegte, daß Herr Turgot durch eine ähnliche Weigerung gefallen war, und da ihm sehr viel an seinem Platze lag, von welchem ihn die Günstlingin zu vertreiben drohte, so bestimmte er die Königin, Madame Jules ein Geschenk von drei Millionen in Geld zu machen, statt des Herzogthums, das nur vierzehnmal hunderttausend Livres werth war. Herr Necker war ein guter Höfling, wie Ihr seht und Frau von Polignac hat nichts beim Warten verloren.

»Du begreifst nun wohl, armes Volk, daß Herr Necker das, was er für die Fremden thut, um so viel mehr für die Seinigen thut. Herr Necker besitzt eine Tochter, die er an einen Deutschen verheirathet hat; denn, obgleich er ihre Mitgift in Frankreich gewonnen, hat er sie doch nicht für einen Franzosen vorbehalten: diese Tochter heißt Frau von Stael; sie ist jung, sie ist geistreich; sie ist die würdige Tochter des Genfer Banquiers . . . sie spart nichts, gar nichts, um ihrem Vater Parteigänger zu machen, und ihr Vater verweigert nichts den Parteigängern, die sie ihm gemacht hat.

»Ich sagte Euch, wer Lafayette ist, ich sage Euch nun, wer Necker ist, und ich füge bei: Zählt weder auf den Einen, noch auf den Andern, denn das hieße die Zukunft der Nation wie eine Feder in den Wind, wie ein Brett ins Meer werfen; das hieße das Glück des Landes auf die Frivolität, den Verrath und die Habgier bauen.«

Marat hielt inne, um zu athmen. Dieses zweite Mal war er besser inspirirt gewesen, als das erste Mal, nicht als wäre der protestantische Banquier in der Popularität dem aristokratischen General nicht gleichgekommen; doch wir sind so in unseren ganz instinctartigen Sympathien: ein Geldmann ist leichter bei uns anzugreifen, als ein Schwertmann; man zählt nicht den ganzen Tag Geld, ohne daß einem am Abend ein wenig Schmutz an den Händen bleibt.

Das, am Ende der Periode von Marat über Lafayette noch verhaltene, Beifallklatschen brach auch am Ende der Periode von Marat über Necker los.

Jeder hatte diese doppelte Rede mit seinem Temperamente, seinem Instincte, seinem Hasse angehört. Jourdan, ein fanatischer Verehrer des Redners, machte das Zeichen eines Menschen, der einen Kopf abschneidet; Legendre streckte seinen nackten Arm gegen die Tribune aus; Collot d'Herbois wiegte, um seine Beistimmung anzudeuten, den Kopf in einer theatralischen Haltung; Bordier stampfte mit den Füßen; Fournier der Americaner zeigte, die Lippen aufgebogen durch das Lächeln der Verachtung, seine Zähne so weiß wie die eines Tigers; Maillard war ruhig und kalt; mit voller Brust athmend, warf Couthon mit einer edlen Bewegung seines schönen Kopfes seine langen Haare zurück.

Was, Danton betrifft, — er schaute mit einer Art von Schrecken diesen Mann an, der, dunkel und unbekannt, so in die Gesellschaft bei ihren geheimen Theilen biß, der die zwei Idole des Tages, die man Lafayette und Necker nannte, und das Idol aller Zeiten, das man die Monarchie nennt, angriff.

Und wie griff er Alles dies an? Mit der Wahrheit und mit der Lüge, mit der Lästerung und mit der Verleumdung, von vorne und von hinten, ihm gleichviel!

Es war zugleich in diesem Menschen vom Zahne der Dogge und vom Gifte der Schlange!

Aber wie gut wußte dieser Mensch, zu wem er sprach! wie ließ er seine Worte eines um das andere auf diese gierige, mit Schmerzen behaftete leidende Menge fallen! wie war seine Rede ein warmer Thau für diesen Haß, der, in die Tiefe des Herzens von Jedem gesäet, nichts Anderes verlangte, als seine giftigen Blüthen sich erschließen zu machen, als seine vergifteten Früchte zu tragen; wir entdeckten endlich bei den Scheinen, welche die Fackel des Pamphletärs auf diese Welt der Großen schüttelte, welche bis dahin den Kleinen unbekannt, wir entdeckten, sagen wir, diese Kleinen düstere Horizonte in der Vergangenheit und noch düsterere in der Zukunft!

Marat begriff, daß die Geister geneigt waren, ihn zu hören, daß er nach diesen zwei Angriffen eine Hauptcharge, und nach diesen zwei bestrittenen Siegen einen unbestreitbaren Triumph brauchte.

Er winkte, daß er noch etwas zu sagen habe! die Stille trat wie durch einen Zauber wieder ein.

Beide Hände über das schauernde Auditorium ausstreckend, fuhr Marat fort:

»Und nun höret wohl, was ich Euch noch zu sagen habe. Alle, so viel ihr Eurer seid. Hätten zwei Menschen Eure Mutter am längsten, am schmerzlichsten, am grausamsten der Tode, am Hunger sterben lassen, würdet Ihr ihnen vergeben? Nicht wahr, nein? Um so viel weniger würdet Ihr Eure Vertheidiger, Eure Wächter, Eure Netter, Eure Idole aus ihnen machen. Nun wohl, diese Menschen, der Eine Geldmäkler, der Andere Aristokrat, sind die Repräsentanten der zwei Racen, welche Eure Mutter, unsere Mutter, die gemeinschaftliche Mutter getödtet haben, — die Erde! die Erde, auf der wir geboren sind, die uns zur Welt bringt, die uns nährt mit ihrer Substanz, die uns empfängt nach unserem Tode, und die wir, entartete Kinder, vergessen, wenn sie uns zuruft: »»Zu Hilfe! ich ringe mit dem Tode! zu Hilfe! ich sterbe!« «.

»Oh! ich öffne schon lange das Ohr für dieses Klagelied, das die Erschöpfung Frankreichs erzählt. »»Man kann nicht mehr gehen!«« sagt Colbert im Jahre 1631; und er stirbt selbst, nachdem er diese Worte gesagt hat, die sein letzter Seufzer zu sein scheinen. Fünfzehn Jahre später enthüllen die Intendanten, die das Böse thun, dieses Böse und beklagen es; man verlangt von ihnen Denkschriften für den jungen Herzog von Burgund, und sie erzählen naiv, diese

Landschaft habe den vierten Theil ihrer Einwohner verloren, jene den dritten, eine andere die Hälfte! Das ist die Statistik des Todes durch die Henker gemacht: sie muß genau sein!

»Im Jahre 1698 macht man diese traurige Zählung. Nun wohl, neun Jahre später, 1707, sehnt man sich nach diesem Jahre 1693 zurück. »»Damals,«« sagt ein ehrwürdiger Beamter Namens Bois-Guilbert, »»damals war noch Oel in der Lampe . . . Heute,«« fügt er bei, »»heute hat Alles in Ermangelung von Stoff ein Ende genommen! Nun wird sich der Proceß zwischen denjenigen bewegen, welche bezahlen, und denjenigen, welche keine andere Function haben, als bezahlen zu machen!««

»In der That, armes Volk, da ist der Proceß! ein Proceß auf Leben und Tod für Dich!«

»Höret Fénelon nach Bois-Guilbert; der Erzbischof von Cambray ist nicht beruhigender als der normannische Beamte.

»»Die Völker leben nicht mehr als Menschen,«« sagt er; »»es ist nicht mehr erlaubt, auf ihre Geduld zu rechnen: die alte Maschine wird vollends beim ersten Anstoße brechen.««

»Achtzig Jahre sind verlaufen, armes Volk, seitdem der Verfasser von *Télémaque* das sagte, und die alte Maschine währt immer noch, denn Du schmierst ihre Federn mit Deinem Schweiß ein.

»Seht auch, welche Freude in Frankreich losbricht, da Ludwig XIV. stirbt! . . . Sollte man nicht glauben, ein einziger Mensch habe das Land ausgehungert? . . . Wer folgt auf ihn? Hosianna! es ist der gute Herzog von Orleans! Dieser liebt das Volk: das Volk glaubt es wenigstens; ja, doch er ist vor Allem der Freund von England, und er gibt England unsere Ehre, unsern Handel und sogar unsere Staatsgeheimnisse preis; dann stirbt er und hinterläßt die Schuld um siebenhundert und fünfzig Millionen vermehrt.

»»Wäre ich Volk,«« sagte der Regent, »»so würde ich mich sicherlich empören!««

»Als man ihm sodann antwortete, das Volk habe sich wirklich empört, da rief er:

»»Es hat sehr Recht, und das Volk ist sehr gut, daß es so viel leidet!««

»Es kommt Fleury, ein eben so sparsamer Minister, als der Regent ein verschwenderischer Fürst war; unter Fleury soll sich Frankreich wieder erholen: 1739 wirft auch Louis von Orleans, — der Sohn von demjenigen, welcher sagte, das Volk habe sehr Recht, daß es sich empöre, — Louis von Orleans wirft auf den Tisch des Rathes ein Brod von Farnkraut: es ist das Brod, welches das Volk ißt. Allerdings wird zwanzig Jahre später Foulon, — Foulon, der seine Tochter an Berthier verheirathet und ihr zwei Millionen Heirathsgut gegeben hat, — Foulon wird sagen:

»»Brod von Farnkraut! das ist noch zu gut für das Volk: ich werde es Gras fressen machen: meine Pferde fressen wohl Heu!««

»Alles verschlimmert sich, und auf welche Art! selbst die Frauen sehen klar hierin; selbst die Maitressen des Königs erschrecken; Frau von Chateauroux sagt 1742:

»»Ich sehe, es wird eine große Umwälzung stattfinden, wenn man nicht Mittel dagegen ergreift.««

»Ja, Madame, und alle Welt wundert sich, daß diese Umwälzung so lange säumt, daß das Volk, das man verdursten läßt, das man aushungert, dessen Blut man trinkt, dessen Knochen man vertrocknet, daß das Volk, welches immer mehr abmagert, Euch und Eures Gleichen noch widerstehen kann!

»O entsetzliche Geschichte des Hungers, zu sehr vergessen von den Historikern! welche eherne Feder wird deine düsteren Annalen für Frankreich schreiben, das dich erduldet und sein

Mitleid bis heute für die Urheber der Hungersnoth bewahrt hat!

»Armes Volk, ergründe doch das Wort: *Die Erde bringt immer weniger hervor!*

»Warum bringt sie immer weniger hervor, diese bewunderungswürdige, seit sechstausend Jahren fruchtbare Mutter? Ich will es Dir sagen.

»Weil, da der Bauer kein Hausgeräth mehr hat, das man in Beschlag nehmen kann, der Fiscus das Vieh in Beschlag nimmt und nach und nach ausrottet; ist das Vieh in Beschlag genommen, dann kein Dünger mehr: die Cultur beschränkt sich von Tag zu Tag mehr; die Erde kann ihre Kräfte nicht mehr wiederherstellen, die Mutter der Welt, Ceres bringt nichts mehr hervor; Isis mit den acht Brüsten hat keine Milch mehr: die Amme stirbt Hungers, sie fastet, sie erschöpft sich, und wie das Vieh geendigt hat, so wird sie selbst endigen.

»Was ich Dir nun sagen muß, was ich Dir zeigen kann, armes Volk, ist, daß, wie die Adeligen und die Zöllner, das heißt diejenigen, welche von Steuern frei sind, und diejenigen, welche die Steuer erheben, sich alle Tage vermehren, die Steuer alle Tage schwerer auf Dir lastet, das Du sie bezahlst; dann höre wohl und schau wohl: so wie das Nahrungsmittel seltener wird, so wie das Brod durch seine Theure Deinen abgemagerten Fingern entschlüpft, wird es der Gegenstand eines immer mehr productiven Handels; die Profite sind klar, so klar, daß Ludwig XVI. seinen Theil daran haben will und Mehlhändler wird. Das ist seltsam, nicht wahr? ein König, der auf das Leben seiner Unterthanen speculirt, ein König, der mit der Hungersnoth handelt, ein König, der den Tod den Obol bezahlen läßt, welchen er die ganze Welt, selbst die Könige, hat bezahlen lassen! Auf diese Art gibt man sich am Ende, so sicher ist das Gesetz des Fortschrittes, über Alles Rechenschaft: armes Volk! Du stirbst vor Hunger, das ist wahr, Du weißt aber doch wenigstens, wie und warum Du stirbst; die Hungersnoth ist nicht mehr das Resultat der Störung der Jahreszeiten, der atmosphärischen Veränderungen, der Kataklysmen der Natur: die Hungersnoth ist ein natürliches, gesetzliches, beim Parlament einregistriertes Phänomen; man hat Hunger auf Befehl von Ludwig, und weiter unten gezeichnet Pbilippeaux.

»Man hat unter Ludwig XIV. Hunger gehabt, man hat unter Ludwig XV. Hunger gehabt, man hat unter Ludwig XVI. Hunger; vier Generationen sind sich gefolgt, von denen nicht eine gesättigt worden ist: die Hungersnoth ist in Frankreich naturalisirt; sie hat hier ihren Vater und ihre Mutter: ihren Vater, die Steuer, ihre Mutter, die Speculation; eine monstruöse Verbindung, die indessen ihre Früchte trägt, Kinder hervorbringt, eine eigenthümliche Race erzeugt, eine grausame, hungrige, unersättliche Race, eine Race von Lieferanten, Banquiers, Gefällpächtern, Financiers, Generalpächtern, Intendanten und Ministern; Du kennst sie, armes Volk! diese Race: Dein König hat sie geadelt, verherrlicht, in seine Carrossen steigen lassen, an dem Tage, wo sie nach Versailles kam, um ihn den *Hungersnothvertrag* unterzeichnen zu machen.

»Und, armes Volk! in Ermangelung von Brod hast Du Philosophen und Oeconomisten, die Turgot und die Necker, Dichter, welche die *Georgica* übersetzen, Dichter, welche die Jahreszeiten machen, Dichter, welche die *Monate* machen; Jeder spricht über Landwirtschaft, schreibt über die Landwirtschaft, macht Versuche über die Landwirtschaft. Und Du, während dieser Zeit, Du, armes Volk! da der Fiscus Deine Ochsen, Deine Pferde, Deine Esel verschlungen hat, Du spannst Dich mit Deiner Weibe und Deinen Kindern an den Pflug an. Zum Glücke verbietet das Gesetz, das Pflugeisen in Beschlag zu nehmen; doch sei ruhig, das wird kommen! Das wird kommen, und dann wirst Du mit demselben Instrumente, mit dem Du Dir die Brust seit fünfzig Jahren öffnest, die Erde öffnen! Sterbend wirst Du die todte Erde mit Deinen Nägeln aufkratzen!

»Oh! armes Volk!

»Nun wohl! wenn dieser Tag gekommen ist, — und er wird kommen! — wenn die Frau einen letzten Bissen Brod von ihrem Manne verlangen und dieser sie mit einer grimmigen Miene anschauen wird, ohne ihr zu antworten; wenn die Mutter nur noch Thränen dem Geschrei ihres Kindes, dessen Eingeweide der Hunger verzehrt, wird zu geben haben; wenn die Entkräftung die Milch der Amme vertrocknet, und ihr ausgehungertes Säugling nur noch ein wenig Blut aus ihren Brüsten ziehen wird; wenn die Buden Deiner Bäcker, offen oder geschlossen, leer sein werden; wenn Du in Deiner Verzweiflung genöthigt sein wirst, um Dich zu nähren, Deine Zuflucht zu den ekelhaftesten Dingen, zu den abscheulichsten Thieren zu nehmen, — noch glücklich, wenn sie Dir Dein Bruder nicht entreißt, um sich selbst damit zu nähren! dann, armes Volk, wirst Du einmal für allemal über den Lafayette und den Necker enttäuscht sein, und Du wirst zu mir kommen, zu mir, Deinem wahren, Deinem einzigen Freunde, da ich allein Dich zum Voraus von den Calamitäten, die man für Dich bestimmt, von den Gräueln, denen Du vorbehalten bist, werde in Kenntniß gesetzt haben! . . .«

Diesmal hielt Marat im vollen Ernste an; hätte er aber auch nicht angehalten, es wäre ihm unmöglich gewesen, weiter zu gehen, so sehr war es für den wachsenden Enthusiasmus Bedürfniß, loszubrechen.

Er stieg nicht von der Tribune herab: er wurde herabgetragen.

Doch in dem Augenblicke, wo alle Arme sich gegen ihn ausstreckten, wo alle Hände, die ihn nicht berühren konnten, ihm zu Ehren klatschten, wo alle Stimmen jene unartikulirten Schreie von sich gaben, welche manchmal die Freude eben so furchtbar machen, als den Zorn, hörte man gewaltig an die Thüre von der Straße aus klopfen.

»Stille!« rief der Herr des Etablissements.

Und es trat sogleich völlige Stille ein.

Unter dem allgemeinen Schweigen hörte man auf dem Straßenpflaster den Kolben der Gewehre der Wache schallen.

Dann klopfte man zum zweiten Male noch heftiger als das erste Mal.

»Oeffnet!« sprach eine Stimme, »ich bin es . . . ich, Dubois! der Ritter von der Wache in Person, der wissen will, was hier vorgeht . . . Im Namen des Königs, öffnet!«

In demselben Augenblicke, und wie durch *einen* Hauch ausgeblasen, erloschen alle Lichter, und man befand sich in der tiefsten Finsterniß.

Einen Moment verblüfft und unsicher, fühlte Danton, daß ihn eine kräftige Hand beim Faustgelenke faßte.

Diese Hand war die von Marat.

»Komm! sagte er; »es ist von Wichtigkeit, daß man weder den Einen, noch den Andern von uns hier festnimmt, denn die Zukunft bedarf unserer.«

»Komm . . .« erwiderte Danton, »das ist leicht zu sagen . . . Ich sehe nichts . . .«

»Ich sehe,« versetzte Marat; »ich habe so lange in der Nacht gelebt, daß die Finsterniß mein Licht geworden ist.«

Und er zog in der That Danton mit derselben Geschwindigkeit und derselben Sicherheit fort, als ob Beide bei Hellem Tage, im Angesichte der Sonne gegangen wären.

Danton überschritt die Schwelle einer kleinen Thüre und stieß an die erste Stufe einer Wendeltreppe, deren Mitte er nicht erreicht hatte, als er die Angeln knirschen und die Füllungen

der Haupteingangsthüre unter dem Kolben der Gewehre der Nachtwache brechen hörte.

Dann folgte ein erschrecklicher Tumult auf dieses erste Geräusch. Die Wache machte offenbar einen Einfall in den Clubb.

In diesem Momente öffnete Marat eine Thüre, welche auf die Rue des Bons-Enfants ging.

Die Straße war verlassen und ruhig.

Marat schloß die Thüre hinter sich und hinter Danton und steckte den Schlüssel in die Tasche.

»Nun haben Sie zwei Clubbs gesehen,« sagte er: »den Socialclubb und den Clubb der Menschenrechte; im einen spricht man über den Negerhandel, im andern über den Weißenhandel; welcher beschäftigt sich nach Ihrer Ansicht mit den wahren Interessen der Nation? Sagen Sie.«

»Herr Marat,« erwiderte Danton, »ich habe Sie, diese Gerechtigkeit werden Sie mir widerfahren lassen, beim ersten Worte, beim ersten Anblicke begriffen; nur glaube ich, daß wir uns, nachdem wir uns begriffen, müssen kennen lernen.«

»Ah! ja,« sagte Marat, »und ich kenne Sie, während Sie mich nicht kennen . . . Wohl! es sei!.. frühstücken Sie morgen mit mir.«

»Wo dies?«

»Im Marstalle von Artois . . . Sie mögen nach dem Doctor Marat fragen; doch ich sage Ihnen zum Voraus, wir werden bei mir nicht frühstücken, wie wir bei Ihnen zu Mittag gegessen haben.«

»Gleichviel! ich werde Ihnen zu Liebe und nicht Ihrem Frühstücke zu Liebe kommen.«

»Oh! wenn Sie mir zu Liebe kommen, dann bin ich ruhig; da Sie eine gute Aufnahme finden werden, so werden Sie auch zufrieden sein.«

»Morgen also!« sagte Danton, indem er eine Bewegung machte, um sich zu entfernen.

Dann näherte er sich aber wieder Marat, dessen Hände er noch nicht ganz losgelassen hatte, und sprach:

»Sie müssen sehr gelitten haben.«

Marat lachte bitter.

»Sie glauben?« sagte er.

»Ich bin dessen sicher.«

»Ei! Sie sind ein größerer Philosoph, als ich dachte.«

»Ich täuschte mich also nicht?«

»Das ist es gerade, was ich Ihnen morgen zu erzählen gedenke,« erwiderte Marat. »Kommen Sie.«

Und während Marat wieder nach dem Platze des Palais-Royal ging, entfernte sich Danton in der Richtung des Pont-Neuf durch die Rue du Pélican.

In dieser Nacht schlief Danton schlecht: wie der Taucher von Schiller, war er in einen Abgrund getaucht und hatte darin unbekannte Ungeheuer entdeckt!

IX.

Der Marstall von Monseigneur dem Grafen von Artois.

Wir werden nicht geiziger mit unserer Prosa gegen einen von unsern Helden sein, als wir es gegen den andern gewesen sind; wir haben gesagt, wo und wie Danton wohnte: sagen wir, wo und wie Marat wohnte.

Am Ende der Rue Neuve-de-Berry und du Faubourg-du-Roule, auf dem Boden der ehemaligen königlichen Baumschule, erhob sich der Marstall des Grafen von Artois, ein großes Gebäude, von dem wir unsern Lesern mit ihrer Erlaubniß eine Beschreibung bieten wollen, welche, wie wir hoffen, mächtig zum Verständniß dieser Geschichte beitragen wird.

Der Prinz, damals einunddreißig Jahre alt, das heißt in der Vollkraft des Alters, in der ganzen Gluth seiner Jugend, den Luxus liebend, Alles liebend, was den Luxus schmückt, und besonders das liebend, was diesen Luxus vor den Augen der Pariser verbergen konnte, — welche ziemlich schlecht gegen ihn gestimmt waren, in Folge des verschmitzten Benehmens seines Bruders, des Grafen von Provence, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne sich für sich allein der Popularität der ganzen Familie zu bemächtigen, — der Prinz, sagen wir, hatte seinen Baumeister Bellanger beauftragt, ihm einen Plan geeignet, Geld auszugeben und zu gewinnen, einen Ruin und eine Speculation zu finden.

Der Architekt, sobald er diesen Auftrag erhalten hatte, war sogleich zur Aufsuchung eines zugleich glänzenden und unfruchtbaren Bauplatzes geschritten: glänzend, weil seiner Ansicht nach die Fantasten des Prinzen in die Augen fallen sollten, um ihm Ehre zu machen, ihm, der sie verwirklichte; unfruchtbar, weil der Graf von Artois, der, minder reich durch eigene Mittel, schon zweimal, um seine Schulden zu bezahlen, seine Zuflucht zu Ludwig XVI., — einem König, welcher ganz und gar nicht freigebig, — genommen hatte, um sich eine Anzahl von Launen zu erlauben, diese so wenig theuer, als nur immer möglich, bezahlen mußte.

Das war der Augenblick, wo Paris, indem es sich auf dem Procrustesbette zu schütteln versuchte, auf welchem Karl V. es ausgestreckt, und das Heinrich II. und Karl IX. vergebens hatten vergrößern wollen, endlich den alten Gürtel seiner früheren Könige krachen machte. Paris hatte sich sehr erweitert unter Heinrich IV. und unter Ludwig XIV., doch es hatte gleichsam heimlich und unschuldig, ohne es selbst zu wissen, in den Faubourg du Roule und den Faubourg Montmartre eingegriffen.

Der Riese hat also seine Arme um den Raum von mehr als einer halben Meile verlängert, und man sieht in den Schriftstellern der damaligen Zeit die düstere Unzufriedenheit jener Vollblutpariser, welche eine Laune des Königs, der Prinzen, der Minister oder der Financiers in ihren Gewohnheiten gestört hatte.

Unter Ludwig XVI. sogar, wo die Sitten so ausschweifend und so frei waren, murren die leichtesten Geister ganz laut, daß sie die Stadt, wie sie es thut, — und zwar heimlicher Weise, — vom Süden nach dem Westen und vom Süden nach dem Norden ausziehen sehen; demüthige Diener des unumschränkten, mürrischen Herrn, welchen man das Publicum nennt, und dem die Widerspenstigsten gehorchen, bauen diesem Herrn vergebens, um sich für ihre anderen Gebäude

Verzeihung zu erwerben, ein römisches Amphitheater unter dem Namen Colysée; vergebens ruiniren sie sich dadurch, daß sie in diesem Gebäude alle gesammelten Reichthümer an Marmor, Bronze und Gold aufhäufen; vergebens versprechen sie hydraulische Feste Cäsars würdig, hängende Gärten, welche die von Semiramis beschämen werden, Concerte, wie Nero, der entsetzliche Tenor, sie nie organisiert hatte, Lotterien, wo jedes herauskommende Billet einen Preis bringen wird, Salons von Licht funkelnd, selbst für die Mondstrahlen verschlossene Säle von Grünem: nichts konnte den Pariser Routinier bewegen, der seinen alten Gärten ergeben, seinen alten Plätzen, seinen alten Straßen, den alten Aussichten an feinem alten Flusse, auf dessen Quais die Werber, die Vögel, die Possenreißer und die Freudenmädchen, rund und roth von ihren häufigen Besuchen in den Schenken, tanzen, fingen und sich schlagen.

Das Colysée! doch ein schönes Wort, gemacht, — man hätte schwören sollen, — um luteischen Maulaffen zu gefallen! das Colysée mit seinen sechzehn Morgen Umfang, seinen Wasserstrahlen und seinen Orchestern! Die Unternehmer, die dieses schöne Project geträumt, hatten versprochen, siebenmal hunderttausend Livres darin zu begraben; sie hatten versprochen, es zu eröffnen bei der Hochzeit von Ludwig XVI. und der armen Prinzessin, die man als Königin eben so sehr zu hassen anfang, als man sie als Dauphine angebetet hatte; sie hatten versprochen . . . Was versprachen sie nicht? . . . Doch als ob Alles, was man im Namen von Ludwig XVI. versprach, nothwendig hätte fehlschlagen müssen, war das Gebäude nicht vollendet zur Zeit der Hochzeit, und, — ein prophetischer Prospect vom Deficit des Staates, — der Uederschlag von siebenmal hunderttausend Livres führte geradezu auf dem geschlagenen Wege, auf dem die Ueberschläge im Galopp gehen, zu einer Ausgabe von zwei Millionen sechsmal hundert fünfundsiebzigtausend fünfhundert Franken! was ein leichtes Deficit von einer Million neunmal hundert fünfundsiebzigtausend fünfhundert Franken hervorbrachte, und trotz dieser Vermehrung der Ausgabe war das Colysée doch nicht vollendet.

Es wurde indessen eröffnet, auf den Zufall rechnend, wie Alles, was man in Frankreich eröffnet; es wurde eröffnet mit Erlaubniß der Stadt, und man höre, was die Gemeinderäthe jener Zeit am Tage nach der Eröffnung, das heißt am 23. Mai 1771, zu den Unternehmern sagten:

»Das Colysée ist ein Katafalk; die Gerüchte, die sich im Publicum über den entschiedenen Willen des Ministeriums, Paris zu zwingen, sich nach diesem Orte zu wenden, verbreitet haben, konnten nur sehr gegen dieses Bauwesen einnehmen.«

Es war, wie man sieht, nicht der Mühe werth, gegen drei Millionen auszugeben, um zu diesem Resultate zu gelangen.

Vom Publicum schlecht aufgenommen, unterlag das Colysée, und im Jahre 1784 kaufte der Architekt des Herrn Grafen von Artois den Bauplatz, ließ das Gebäude einreißen und bestimmte, den Platz mit den Terrains der königlichen Baumschule verbindend, einen Theil zur Erbauung eines neuen Quartiers und den andern zur Gründung des Marstalls vom Prinzen, welcher uns, wie man bemerkt, einen Umweg hat machen lassen, zu dem wir aber, nachdem dieser Umweg völlig gemacht ist, zurückkommen. ,

Dieses neue Quartier, das von den Luxusideen des Herrn Grafen von Artois ausging, mußte notwendig den Einfluß des Prinzen erleiden; der Prinz war aber Anglomane; die Häuser sollten mithin im *englischen Genre* gebaut werden, das heißt ohne irgend eine Art von Verzierung, sehr luftig, sehr gut eingetheilt, und so, daß die Miethen oder die Ankäufe wohlfeiler wären, als in der übrigen Stadt.

Man sieht, daß, wenn die Staatsraison aristokratisch blieb, die Speculation sich populär zu

machen einwilligte. So also, wie wir am Anfange dieses Kapitels gesagt haben, arbeitete der Herr Graf von Artois darauf hin, das Volk zu befriedigen, während er sein Geld gewann, seinen Luxus auszudehnen, während er seine eigenen Einkünfte vermehrte.

Unterstützt durch diesen ökonomischen Grundsatz, erhob sich der Marstall rasch; er bildete ein von Pavillons und geräumigen Höfen durchschnittenes Gebäude: der erste, der am Eingange, enthielt rechts und links flach gewölbte Ställe, äußerlich mit Säulen ohne Basis decorirt, welche als Widerlagen der Gewölbe dienten.

Zu jener Zeit, einer Zeit, wo sich die Kritik an Jedermann zu üben anfang, selbst an den königlichen Personen, geheiligten Häuptern, welche bis dahin der Kritik, — wenigstens der öffentlichen, — entgangen waren, — zu jener Zeit, sagen wir, machten vielleicht strenge Oeconomisten dem Prinzen die Größe und die Pracht der für seine Pferde bestimmten Wohnungen zum Vorwurfe; es haben sich immer eifersüchtige Statistiker gefunden, welche die Wuth hatten, die Thiere mit den Leuten, die Pferde mit den Menschen zu vergleichen und jene aus Liebe für diese um ihre Streu und um ihre Krippen zu beneiden.

Zum Glücke hatte aber der Herr Graf von Artois die Einwendung vorhergesehen, als er diese Häuser im englischen Genre bauen ließ, das heißt diese philanthropischen Wohnungen, in welchen menschliche Geschöpfe leben und athmen könnten, ob im ganzen die Respiration, dieses erste Bedürfnis des Lebens zu theuer zu bezahlen, und zwar mit mehr in ihrer Arbeit geschont zu werden, Pferde des Prinzen waren, — vierfüßige Thiere, welche nach unserer Ansicht zu sehr von den Herren Oeconomisten beneidet wurden, denn gab der Herr Graf von Artois seinen Pferden eine glänzende Wohnung, so schonte er sie dagegen ganz und gar nicht.

In der Zeit, wo die Ereignisse vorkommen, die wir erzählen, war also das Quartier du Roule auf englische Weise gebaut; heute noch, nachdem über sechzig Jahre verlaufen sind, hat es von seinem Princip den Raum und die Regelmäßigkeit bewahrt.

Der Marstall war vollendet: Pferde, Stallknechte und Pariser von diesem Umkreise hatten sich nicht zu beklagen. Das Colysée allein hätte Einspruch thun können, doch die Gräber schweigen.

Wir haben gesagt, das Gebäude sei großartig und bequem gewesen: es konnte dreihundert Pferde beherbergen; es gab wohl vierhundert Personen Wohnung, und Herr Bellanger hatte diese nicht, — ohne Zweifel in Gemäßheit des Glückes, das sie genossen, dem elegantesten Prinzen der Zeit attachirt zu sein, — Herr Bellanger hatte diese nicht, nach der englischen Mode, der Sculpturen und der Ornamente beraubt. Es fanden sich dabei mehr oder minder merkwürdige, — von den zwei Schilderhäusern überragt von Trophäen, welche den Haupteingang bezeichneten, bis zu den Giebeln aller Gänge, Gewölbe oder Vestibules des Innern.

In diesem ungeheuren Gebäude, einer Art von fürstlichem Phalansterium, lebten also ruhig, mit Weibern, Kindern, Hühnern und Hunden, alle Leute vom Hause des Prinzen, die Leute von seinem Marstalle wenigstens; und es war keine kleine Erholung für dieses Dorf, der freie Eintritt in die im zweiten Hofe liegende schöne Reitschule, wo die herrlichen englischen und normannischen Pferde von Monseigneur dressirt wurden.

Eben dieselben Oeconomisten, Gehalteläuber und Sinecurenjäger wären auf eine boshafte Weise Einem der Angestellten, dem Glücklichsten des Hauses, zuwider gewesen, hätten ihre philanthropischen Angriffe den Herrn Grafen von Artois bestimmt, Philanthrop zu werden wie sie und folglich seine Pferde zu verkaufen und Menschen in seine Ställe einzuquartieren.

Wir meinen nicht den Arzt des Marstalls, wie man ihn genannt hat, wir meinen nicht den Veterinär, wie man ihn auch genannt hat, sondern den Wundarzt der Veterinäre, der seine kleine

Wohnung zwischen dem ersten und dem zweiten Hofe, in der Sonne und gegen Norden, mit zwölfhundert Livres Gehalt, hatte.

Das war der Mann, den Danton am vorhergehenden Tage, um Mitternacht, mit dem Versprechen verlassen, ihn am Morgen um zehn Uhr wiederzusehen, ein Versprechen, welches er zu erfüllen sich anschickte, indem er durch das massive Thor des Marstalls, am 26. August 1788, zur bezeichneten Stunde eintrat.

»Wo wohnt der Herr Doctor Marat?« fragte er den breiten Schweizer, der vergebens auf seinem ungeheuren Bauche zwei am Ende von zwei kurzen Armen hängende kleine Hände zu kreuzen suchte.

»1es Vestibule, Treppe B, Corridor D, Thüre 12,« erwiderte der Schweizer, ohne sich zu irren, und dennoch ohne dem, was er sagte, die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

Danton durchschritt in den Strahlen einer lauen Morgensonne den großen Hof, wo schon einige Piqueurs, angethan mit ihren langen Stiefeln, mit den Sporen klirrend auf und abgingen.

Durch die offenen Fenster der Kämpfer drang das kräftige Athmen der Pferde hervor, welche die Esparsette und den Hafer, der sie sticht, durchwühlen. Man hörte rechts das Gewieher der Hengste, denen links die ungeduldigen Stuten antworteten.

Mit diesem Geräusche vermischten sich unter den Arcaden das Geklirr der silbernen Kettchen und das Aneinanderreihen der eisernen Schnallen; die Polirer arbeiteten behende auf den glänzenden Geschirren; das reine Wasser plätscherte in breiten Rinnen am Ende der marmornen Tränken, aus denen die Dienstpferde so eben getrunken hatten.

Danton hatte während des Ganges, den er durch diesen Hof machte, Zeit, Alles zu sehen und Alles zu hören. Vergebens suchte er unter den philanthropischen Erinnerungen vom vorhergehenden Tage seine Bewunderung für alle diese Herrlichkeiten zu ersticken. Wir haben gesagt, das innere Verlangen von Danton sei auf den Luxus gerichtet gewesen, und wir vermöchten nicht zu behaupten, dieser Mann, der zu Marat als ein Vertheidiger und als ein Freund des Volkes kam, habe in diesem Augenblicke nicht ebenso viel Neid auf den reichen Prinzen, als Sympathie für die armen Proletarier gehabt.

Er durchschritt nichtsdestoweniger mit geringschätzendem Auge und die Stirne gefaltet den Hof; nur brauchte er fünf Minuten, um ihn zu durchschreiten, dergestalt hatten diese verschiedenen Gegenstände Herrschaft auf die Sinne geübt, die sie bei ihm afficirten.

Endlich, nachdem er in goldenen, in den Stein eingegrabenen Buchstaben die Nummer 1 gelesen hatte, trat er ein.

Eine weite Arcade führte durch die Masse des Gebäudes fortlaufend nach der Reitschule, deren zwei, wegen der Milde der Luft, geöffneten Thüren, in einer durch die optische Täuschung verdoppelten Entfernung, die auf dem rothen Sande caracolirenden Pferde, von oben beleuchtet, das Auge in Flammen, glänzend, gepreßt von den silbergalonirten Stallmeistern, sehen ließen; sie zogen im Hintergrunde dieser Perspective wie fantasmagorische Schatten hin und her.

Danton blieb unwillkürlich unter dieser ersten Arcade stehen und schaute. Er schaute als ein Mensch, der den Werth dieser schönen Dinge kennt, und entriß sich zu rasch dieser Betrachtung für einen Menschen, der nicht begehrt hätte.

Der griechische Philosoph hatte wenigstens harte Stürme auszuhalten und ging nicht immer siegreich daraus hervor.

Bei dem ungestümen Sprunge, den ihn seine Philosophie machen ließ, befand sich Danton vor

der Treppe B; er stieg die Stufen zu zwei und zwei hinauf, warf sich in den Corridor D und klopfte sachte an die Thüre Nr. 12.

Er klopfte sachte, haben wir gesagt; nicht als wäre Danton seiner Natur nach schüchtern oder sehr ängstlich bei den Etiquettefragen gewesen; doch es gibt gewisse Häuser, welche Ehrfurcht gebieten, gewisse Wohnungen, welche Altären gleichen.

Danton wäre vielleicht mit dem Hute auf dem Kopfe beim Gouverneur einer Provinz eingetreten; bei Marat wagte er das aber nicht.

Da er indessen einen Augenblick, nachdem er geklopft, — in welchem Augenblicke er aufmerksamer horchte, als er es in seinem Leben gethan, — sah, daß man ihm nicht antwortete, und kein Geräusch vernahm, so drehte er den Schlüssel und befand sich in einem geplatteten Corridor, welcher das Licht von dem Gange empfing, den er gerade verlassen hatte. Ein starker Bratengeruch führte ihn nach der Küche links, wo vor einem schmutzigen Ofen eine Frau mit indolentem Wesen saß und Radießchen von ihrem Kraute befreite, während sie das Braten von zwei Cotelettes überwachte, welche eine weiße Rauchwolke umhüllte, die sich begleitet vom Prasseln des auf der Gluth siedenden Fettes erhob.

Auf einer der Abtheilungen des Ofens sott Milch in einem durch den Gebrauch gesprungenen Pfännchen, indeß auf derselben Abtheilung, ohne Zweifel, um die Kohle zu sparen, in einem irdenen Kaffeetopfe ein schwarzes Kaffeegebräu brodelte und gleichgültig das bisschen Aroma verdunsten ließ, das sein Kochen an zwei vorhergehenden Tagen überlebt hatte.

Quer über der Feuerzange endlich, welche unmittelbar neben dem Roste lag, auf dem die Cotelettes brieten, verkohlten sich drei Brodschnitten auf der Gluth, welche über den Rost hinausging.

Danton brauchte also keine lange Beobachtungen anzustellen, um mit einem Blicke den Küchenzettel des Frühstücks, das ihm sein neuer Freund vorbehielt, zu umfassen.

Der Epicuräer lächelte und fand, an den Küchenzettel von Grimod de la Reuniere denkend, der stoische Philosoph Marat zeige bei dieser Gelegenheit eben so viel Stolz, als Knauserei; er hatte einen Augenblick Lust, ihm ganz einfach zu sagen, etwas weniger Eitelkeit und ein wenig mehr Cotelettes hätte besser die Sache eines durch den Gang, den er gemacht, vollkommen zum Appetit disponirten Magens gethan.

Doch nicht gerade um zu frühstücken war Danton von der Rue du Paon nach dem Ende des Faubourg du Roule gekommen; er erkundigte sich also bei der Köchin, deren präntensöse Tracht er einen Augenblick bewundert hatte, und diese schaute empor und antwortete hoffärtig, der Herr arbeite.

Zu gleicher Zeit aber, es ist nicht zu leugnen, deutete die Köchin mit dem Finger auf das Zimmer von Marat.

Danton öffnete die Thüre, ohne anzuklopfen, da ihm diese Vorsichtsmaßregel das erste Mal mißglückt war, und befand sich beim *Herrn*.

X.

Marat zu Hause.

Ein gelbes Sacktuch mit weißen Tüpfeln auf dem Kopfe, den Leib auf einen Tisch von schwarzem Holze geneigt, die Arme entblößt bis an den Ellenbogen, — Arme haarig und dürr wie der verhexte Arm von Gloucester — hackte Marat mit einer kurzen, stumpfen Feder auf einem robusten Papiere, auf einem von jenen Papieren, die man damals in Holland fabricirte, und die zwei bis drei Lagen Durchstriche aushalten konnten.

Viele Bücher waren vor ihm geöffnet; mehrere auf antike Weise aufgerollte Manuscripte lagen auf der Erde.

Dieser spartanische Schriftsteller ließ überall die dürftige Industrie des kleinen Bureaukraten sehen: Federmesser mit Bindfaden zusammengeflickt, Schreibzeug abgestoßen wie die Vasen von Fabricius, verkrümmte und zernagte Federn einen Monat Dienst bezeichnend, Alles war in Harmonie um Marat; dabei eine Oblatenschachtel von geschwärztem Papier; als Streubüchse eine offene und zu drei Vierteln leere hornene Tabaksdose; als Schrenzblatt das Tabakstuch von grobem Rouener Zeug mit großen blauen Vierecken.

Marat hatte seinen Tisch weit vom Fenster in eine Ecke des Zimmers gestellt. Er wollte nicht zerstreut, nicht einmal durch die Sonne erfreut sein; er wollte nicht, daß die zwischen den Spalten der Steine wachsenden Grashalme mit ihm von der Welt sprächen; er wollte nicht, daß die auf seiner Fensterlehne flatternden Vögel mit ihm von Gott sprächen.

Die Nase auf seinem gelben Papiere, wenn er schrieb, das Auge auf einer alten Tapete, wenn er dachte, genoß er keine andere Zerstreung bei der Arbeit, als die Arbeit selbst; die ganze Freude des Schriftstellers, der ganze Luxus seines Schaffens waren ihm nicht nur unbekannt, sondern auch gleichgültige Dinge.

Bei ihm schien das Wasser jedem andern Bedürfnisse als dem des Durstes fremd.

Marat war einer von jenen cynischen Dichtern, welche die Muse mit schmutzigen Händen um ihre Gunst bitten.

Bei dem Geräusche, das der sonore Husten von Danton hervorbrachte, als er in das Zimmer von Marat eintrat, wandte sich dieser um, und den erwarteten Gast erkennend, machte er mit der linken Hand ein Zeichen, das für seine rechte Hand um Erlaubniß bat, den angefangenen Satz vollenden zu dürfen.

Doch dieser Satz war nicht rasch vollendet, wie Danton bemerkte.

»Wie langsam schreiben Sie!« sagte er; »das ist seltsam bei einem lebhaften, mageren Manne wie Sie. Ich hätte geglaubt, Sie seien ganz Ungeduld, ganz nervös, und ich sehe Sie Ihre Gedanken Buchstaben um Buchstaben an einander reihen, als ob Sie beauftragt wären, für irgend eine Schule ein kalligraphisches Musterblatt zu machen.«

Doch ohne aus der Fassung zu kommen, führte Marat seine Zeile vollends aus, wobei er sich indessen die Mühe nahm, mit der linken Hand Danton ein zweites Zeichen zu machen; dann, nachdem er geendigt hatte, drehte er sich um und reichte beide Hände seinem neuen Freunde mit einem Lächeln, das den finsternen Rictus seiner schiefen Lippen öffnete.

»Ja, es ist wahr,« sagte er, »heute schreibe ich langsam.«

»Wie, heute?«

»Setzen Sie sich doch!«

Danton, statt einen Stuhl zu nehmen, wozu man ihn eingeladen, näherte sich dem von Marat, stützte sich auf die Lehne, so daß sein Blick den Schreibtisch und denjenigen, welcher davor saß, umfaßte, und fragte noch einmal:

»Warum heute? haben Sie Tage der Geschwindigkeit und Tage der Indolenz wie die Boas?«

Marat ärgerte sich nicht über die Vergleichung; sie hatte nur Schmeichelhaftes: *Viper* wäre unhöflich gewesen: die Vergleichung verkleinerte Marat; aber *Boa*! diese Vergleichung vergrößerte.

»Ja, ich begreife,« erwiderte Marat, »und meine Worte bedürfen der Erklärung. Ich habe verschiedene Manieren, zu schreiben,« fügte er mit einer leichten Geckerei bei; »schreibe ich, was ich heute schreibe, so ist meine Feder langsam; sie gefällt sich darin, die feinen Züge und die fette Schrift zu studieren, die Punkte und die Beistriche liebkosend zu behandeln; sie gefällt sich darin, zugleich das Wort und den Gedanken zu sagen, den Augen die Gefühle des Herzens zu malen.«

»Was Teufels sagen Sie mir da?« rief Danton ganz erstaunt über diese Sprache; »ist es wirklich Herr Marat in Fleisch und Knochen, der mit mir spricht, oder sollte es nicht der Schatten von Herrn von Voiture oder von Fräulein von Scudéry sein?«

»Ei! ei!« versetzte Marat, »Collegen!«

»Ja, aber keine Muster . . .«

»Was die Muster betrifft, — ich kenne nur eines: das ist der Zögling der Natur, es ist der Schweizer Philosoph, es ist der treffliche, der erhabene, der unsterbliche Verfasser von Julie.«

»Jean Jacques?«

»Ja, Jean Jacques . . . Dieser schrieb auch langsam, dieser gab auch seinem Gedanken Zeit, vom Gehirne niederzusteigen, sich in seinem Herzen aufzuhalten und sich sodann auf dem Papiere mit der Tinte seiner Feder zu verbreiten.«

»Es ist also ein Roman, was Sie schreiben?«

»Ganz richtig,« sagte Marat, indem er sich in seinem Strohfauteuil zurückwarf und sein tiefes Auge unter seinem matten, gelben, tausendfältig gerunzelten Lide erweiterte, »ein Roman!«

Und seine Stirne faltete sich wie bei einer schmerzlichen Erinnerung.

»Vielleicht sogar eine Geschichte,« fügte er bei.

»Ein Sittenroman? ein historischer Roman?« fragte Danton; »ein . . .«

»Ein Liebesroman.«

»Ein Liebesroman?«

»Ja wohl; warum nicht?«

Bei diesem *warum nicht* konnte der Riese seinen Ernst nicht behaupten: er schmetterte gleichsam mit einem unverschämten Blicke den schmierigen, ungestalteten Pygmäen nieder, klatschte in seine breiten Hände und ließ seiner Heiterkeit freien Lauf.

Doch wider alles Erwarten ärgerte sich Marat nicht; er schien sogar nicht einmal das unschickliche Gelächter von Danton zu bemerken; sein Auge senkte sich im Gegentheile auf das Manuscript und tauchte sich gerührt und träumerisch darein. Dann, nachdem er mit leiser

Stimme ein paar lange Sätze gelesen, stieg sein Blick wieder zu Danton empor, der nicht mehr lachte.

»Verzeihen Sie, wenn ich lache,« sagte dieser; »doch Sie begreifen, ich finde einen Romanendichter, und zwar einen sentimentalen Romanendichter, wie es scheint, da, wo ich einen Gelehrten suchte; ich glaubte, ich habe es mit einem Physiker, mit einem Chemiker, mit einem Experimentenmacher zu thun, und ich finde einen Seladon, einen Amadis, einen Percerose.«

Marat lächelte, antwortete aber nicht.

»Man hat mir von einigen Büchern von Ihnen gesagt,« fuhr Danton fort; »ja, Guillotin sprach davon; obgleich er behauptet, Sie täuschen sich, schätzt er sie sehr, selbst mit ihren Irrthümern; doch das sind wissenschaftliche Werke, philosophische Werke und nicht Werke der Einbildungskraft.«

»Ach!« erwiderte Marat, »oft ist beim Schriftsteller die Einbildungskraft nur Gedächtniß, und derjenige scheint zu componiren, welcher nur erzählt.«

Danton, obwohl scheinbar ziemlich oberflächlich, war nicht der Mann, um einen tiefen Gedanken fallen zu lassen. Es dünkte ihm gut, das, was Marat gesagt hatte, zu ergründen, und er schickte sich an, den ganzen geheimnißvollen Sinn daraus zu ziehen, der darin verborgen sein konnte, als Marat rasch von seinem Stuhle aufstand, seinen ungeordneten Anzug ein wenig zurecht richtete, und zu ihm sagte:

»Lassen Sie uns frühstücken; wollen Sie?«

Und er ging in den Corridor, um die Köchin zu benachrichtigen, es sei Zeit, aufzutragen.

Danton, als er allein war, senkte rasch die Augen auf das Manuscript; es war betitelt: *Abenteuer des jungen Grafen Potocky*; der Held hieß *Gustav* und die Heldin *Lucilie*.

Sodann, da er diese Indiscretion begehend überrascht zu werden befürchtete, kehrte sein Blick vom Manuscripte zum Uebrigen des Cabinets zurück.

Eine abscheuliche grau und rothe Tapete, Karten an der Wand, Zitzvorhänge an den Fenstern, zwei Vasen von blauem Glase auf dem Kamine, eine wurmstichige Truhe von altem Eichenholz, dies war das Ameublement des Cabinets von Marat.

Die schöne Sonne des Frühlings, die heiße Sonne des Sommers brachten diesem Zimmer nichts Lebendiges oder Heiteres. Man hätte glauben sollen, sie möge nicht hier eintreten, sicher, sie werde weder eine Pflanze finden, um sie aufgehen zu machen, noch eine geglättete Oberfläche, um sie glänzen zu machen.

Als Danton sein Inventar vollendete, trat Marat wieder ein.

Er trug ein Ende des völlig servirten Tisches, die Köchin trug das andere Ende.

Man stellte diesen Tisch mitten ins Cabinet; die Köchin rückte den Strohstuhl von Marat daran und ging wieder hinaus, ohne sich um den Fremden zu bekümmern.

Danton hoffte, sein Freund werde die Frage der Entschuldigungen nicht in Angriff nehmen: er täuschte sich.

»Ah!« sagte Marat, »ich gebe nicht zweitausend vierhundert Livres für mein Frühstück aus.«

»Bah!« entgegnete heiter Danton, »gäben Ihnen Ihre Verleger hundert Louis d'or für einen Band Roman, und Sie machten einen Band in der Zeit, in der ich eine Consultation ertheile, so würden Sie wohl eine Cotelette Ihrem gewöhnlichen Essen beifügen.«

Marat reichte ihm den Teller.

»Sie sagen mir das, weil Sie sehen, daß wir nur zwei Cotelettes haben, und weil Sie finden, das sei wenig; essen Sie zufällig mehr als zwei Cotelettes?«

»Und Sie?« fragte Danton.

»Oh! ich,« erwiderte Marat, »ich esse nie Fleisch des Morgens; ich könnte nicht mehr arbeiten.«

»An Romanen?« versetzte Danton, dieses Genre von Literatur, das Marat so schwer dünkte, leicht behandelnd; »was sagen Sie!«

»Allerdings, an Romanen . . . Oh! handelte es sich darum, einen politischen Artikel zu schreiben, so möchte ich lieber Blut genug in den Augen haben, um roth zu sehen, und in diesem Falle würde ich gern Fleisch essen, um mich aufzuregen; doch der Roman, oh! der Roman, das ist etwas Anderes: das schreibt sich weder mit dem Magen, noch mit dem Kopfe; das schreibt sich mit dem Herzen! Man muß nüchtern sein, mein bester Herr, um Roman zu schreiben.«

»Ah! Sie sind ein Liebesritter mit der Feder, mein Bester!« sprach Danton.

Und er reichte den Teller Marat.

»Behalten Sie die zwei Cotelettes, sage ich Ihnen,« versetzte dieser.

»Ich danke!« erwiderte Danton, »bekümmern Sie sich nicht um mich; ich glaube immer, wie Gargantua, nichts kann meinen Hunger stillen, und esse ich eine von Ihren Cotelettes, so wird es Alles sein.«

Danton fühlte sich in Wahrheit nicht mehr durch den Anblick des Tisches angezogen, als er es durch die Gerichte oder die Gesellschaft war.

Ausgebrochene Fayenceteller; abgenutzte silberne Bestecke; Löffel, welche schnitten, Gabeln, die nicht stachen; grobe Servietten von ungebleichter Leinwand, rauh an der Haut; graues Salz mit dem Cylinder einer Flasche zerrieben und in einer Untertasse von Pfeifenerde liegend; ein dicker Wein in der benachbarten Schenke aus dem Fasse gezapft; Alles dies war, man wird es zugestehen, kein sehr Appetit erregendes Mahl für den prunkliebenden Freund von Herrn de la Reynière.

Danton knaupelte auch Alles mit stolzem Zahne, wie die Ratte von Horaz, und das Gespräch fortsetzend, indeß Marat langsam seinen Milchkaffee zu sich nahm, den er fast ganz mit den Brodschnitten auftunkte, sagte er:

»Man gibt Ihnen also die Wohnung hier?«

»Ja, ich bin vom Hause des Prinzen,« erwiderte Marat.

Und er sprach das Wort Prinz aus, als ob es ihm die Lippen geschunden hätte.

»Aurea medioeritas!« versetzte Danton brutal.

Marat lächelte mit seinem seltsamen Lächeln.

»Das ist ein Hafen nach dem Sturme,« sprach er, »und jeder Hafen scheint dem Matrosen gut, der mit dem Schiffbruche gekämpft hat.«

»Wahrhaftig, mein lieber Herr Marat, Sie sind heute wie ein Trappist. . . Man sollte glauben, Sie haben Kummer oder Gewissensbisse . . . In der That, ich sehe Sie Romane schreibend, ich sehe Sie satt, ich sehe Sie die Sonne fliehend . . .«

»Gewissensbisse!« rief Marat, Danton unterbrechend. »Gewissensbisse, ich? ich, der ich die Seele eines Lammes habe? . . . Nein, mein Gast, nein . . . glücklicher Weise habe ich keine Gewissensbisse! . . .«

»Kummer also?«

»Ah! Kummer, ja, das ist möglich . . . Kummer, das leugne ich nicht! . . . Jeder empfindsame Mensch kann Kummer haben; jeder starke Mensch kann sich erlauben, ihn zu offenbaren.«

Danton setzte auf eine derbe Weise seine Ellenbogen auf den Tisch, stützte sein breites Kinn in die Höhlung seiner beiden Hände, und sprach mit einer Stimme, deren Härte er ironisch milderte:

»Ich komme auf das zurück, was ich vorhin sagte: der Gelehrte ist kein Gelehrter, der Philosoph ist kein Philosoph, der Publicist ist kein Politiker, oder, besser gesagt, alle diese Fähigkeiten sind in die Haut eines Verliebten genäht!«

Und als er diesen Satz vollendet hatte, punktierte ihn Danton, den der Gedanke des verliebten Marat maßlos zu ergötzen schien, mit einem hochmütigen Gelächter; nichts konnte natürlicher sein, wenn man bedenkt, daß es aus dieser Riesenbrust kam, daß die furchtbaren Ellenbogen des Riesen den Stützpunkt dieses Pygmäen erschütterten, den mit seinen dicken Lippen und seinen großen Zähnen der Lacher auf einen Bissen zu verschlingen schien; wenn man endlich bedenkt, daß der Eine, der freche Hercules war, der die Deianira fesselt, während der Andere kroch einem Käfer ähnlich, welcher sich schämt, daß er seine Flügel verloren.

XI.

Was Marat im Jahre 1788 war.

Marat wollte sich indessen nicht lange im Verdachte der Schwäche gehalten oder der Unmacht beschuldigt sehen ; er hatte die Eitelkeit, die sich gewöhnlich bei jedem Menschen findet, der nicht fünf Fuß überschreitet, das heißt, eine unbändige Eitelkeit.

»Verliebt!« antwortete er Danton, »und warum nicht?«

Und indem er diese Worte sprach, schlug er auch mit der Faust auf den magern Tisch, und der Stoß scholl fast so laut, als er es unter der Faust des Riesen gethan hatte. Der Zorn steht zuweilen auf einer Stufe mit der Stärke.

»Verliebt!« fuhr er fort, »ja, ich bin es gewesen, und wer weiß? ich bin es vielleicht noch! . . . Ah! lagen Sie! Wahrhaftig, mein lieber Coloß, sollte man nicht glauben, Gott habe den Riesen allein das Monopol der menschlichen Regeneration gegeben, und man müsse Ihre Gestalt haben, um sein Geschlecht fortzupflanzen? Haben wir nicht den Walisisch und die Blicke, den Elephanten und die Milbe, den Adler und den Königsvogel? haben wir nicht die Eiche und den Isop? befruchtet in allen Reichen der Monstruose mehr, als der Mittelmäßige oder der Kleine? Was will Liebe in natürlicher und philosophischer Sprache besagen? Nützliches Vergnügen! Geben wir der Seele davon Alles, was der Seele zukommt, lassen wir aber dem Leibe, was er immer davon zu nehmen weiß. Ich habe anderswo als in den Fabeln von Aesop oder la Fontaine die Liebschaften der Ameisen und der Blattläuse gesehen; es gibt Liebschaften von Atomen, und erfände man ein gutes Mikroskop, so gäbe es sicherlich Liebschaften von Unsichtbaren . . . Entschuldigen Sie also, mein lieber Mikromegas, entschuldigen Sie das Atom Marat, entschuldigen Sie den unsichtbaren Marat, daß er verliebt gewesen ist.«

Und diese Worte sprechend, war Marat leichenbleich geworden, seine hervorspringenden Backenkochen ausgenommen, zu denen das Blut emporgestiegen; zu gleicher Zeit hatte das Fieber zwei Kohlen in seinen Augen entzündet, und seine Nerven bebten, wie Lyrasaiten durch den Sturm ins Spiel gebracht. Man sagt, jede Schlange werde schön in der Liebe: das Axiom muß wohl wahr sein, da Marat in der Erinnerung an seine Liebe beinahe schön geworden war; — schön freilich, wie Marat schön werden konnte, nämlich schön von Häßlichkeit!

»Oh! sachte! sachte, mein Verliebter!« rief Danton, als er diese plötzliche Exaltation wahrnahm; »wenn Sie sich so vertheidigen, ehe ich Sie angegriffen, so werden Sie mir das Recht geben, Sie anzugreifen, nachdem Sie sich vertheidigt. Ich mache Ihnen nicht die Fähigkeit, verliebt zu sein, streitig!«

»Nein, doch Sie machen mir das Recht hierzu streitig,« erwiderte Marat mit schwermüthigem Tone. »Ah! ich verstehe Sie wohl, Danton! Sie schauen mich an, und Sie sagen sich: »»Marat ist klein; Marat ist ganz zusammengeschrumpft, wie ein Thier, welches man das Feuer hat sehen lassen; er hat rothe Augen mit einem schwarzen Punkte, dem jedes Licht einen fahlen Reflex zuwirft; er ist knochig, und feine verkrümmten Knochen sind schlecht bekleidet durch das bisschen Fleisch, das daran hängt; diese Knochen durchbohren da und dort die Hülle in einer Richtung, welche Gott nicht für die Entwicklung der Säugethiere bezeichnet hat; Marat hat

kahle Schläfe und flache Haare; seine Haare sehen aus, als wären sie abgenutzt wie die Mähne eines alten Rosses, das die Mühle gedreht hat; seine Stirne ist zurücklaufend; seine Nase biegt sich rechts um, eine gemeine, schmäbliche Abweichung von der adeligen Linie; er hat spärliche, wackelige Zähne; er hat dünne, haarige Glieder; es ist eine häßliche Varietät von der Gattung homo, die Plinius und Buffon beschreiben.«« Das ist es, was Sie sich sagen, indem Sie mich sehen, und Sie fügen bei: »»Wie, in dieser zurücklaufenden, gedrückten Stirne sollte der Gedanke bequem bleiben? wie, aus diesem krankhaften, schmäblichen Leibe sollte die sympathische Ausströmung hervorgehen, welche die Träumerei im Herzen der Frauen sich erschließen macht, dieser thierische Magnetismus, der ihnen das Verlangen in den Körper gibt? wie sollte dieser unglückliche Ungestaltete das repräsentieren, was das höchste Wesen in das große Ganze gelegt hat, um es zu schmücken, zu erwärmen, zu beleben? wie sollte er, und wäre es nur für ein Hundertmilliontheilchen, die physische Liebe oder die moralische Liebe repräsentieren?«« Gestehen Sie, daß Sie sich das gesagt haben, oder daß, wenn Sie es auch nicht auf eine so absolute Weise ausdrücken, Ihre Colosseninstincte, Ihr Riesenbewußtsein Sie zu der Vergleichung antreiben und Ihre Lachmuskeln — die risorii — erregen, wenn ich Ihnen sage, ich sei verliebt gewesen.«

»Aber, mein Lieber,« erwiderte Danton, betäubt durch diese Woge gedrängter und wie eine steigende Flut sich folgender Argumente.

»Lachen Sie nicht, es lohnt sich nicht der Mühe: ich bin mehr Ihrer Ansicht, als Sie selbst. Mir scheint, ich habe Ihnen so eben ein Portrait von mir ohne alle Eitelkeit gemalt.«

»Oh! sehr wenig geschmeichelt!«

»Nein, ähnlich! Mein Spiegel ist nicht groß; nichtsdestoweniger genügt er, um mein Gesicht wiederzugeben, und dieses Gesicht, ich weiß es, ist das eines wenig für die Liebe gemachten Geschöpfes . . . »»Aber,«« werden Sie mir sagen, nun, da Sie in der Reaction sind, »»daß man häßlich ist, ist kein Grund, nicht zu lieben: das Herz ist immer schön!«« und tausend andere Aphorismen, welche die Dummköpfe befriedigen würden; doch wir sind nicht dabei, und ich meinerseits werde weiter gehen als Sie; ich werde Ihnen sagen: »»Derjenige hat das Recht, Liebe einzuflößen, welcher schön, stark, gesund und verständig auf die Welt gekommen ist; die wahre Leidenschaft, die befruchtende Leidenschaft, diejenige, der die Natur bedarf, gedeiht schlecht in einem schiefen Körper; eine gerade Klinge hält nicht in einer verkrümmten Scheide!«« Ich sage das, und dennoch füge ich bei: »»Ich bin verliebt gewesen, und ich hatte das Recht, verliebt zu sein.««

Da neigte sich Danton, jeden Spott beiseit lassend, gegen Marat, als wollte er ihn besser sehen, als wollte er ihn sorgfältiger betrachten; einige Momente studierte er ihn stillschweigend mit dem tiefen Blicke eines aufmerksam gemachten Mannes und eines verständigen Mannes.

»Ja, suchen Sie wohl,« sagte Marat traurig, »suchen Sie wohl unter dem Skelett, da man es so deutlich sieht; suchen Sie unter der Zusammenziehung der Muskeln und der Nerven, unter der Abweichung der Knochen die ursprüngliche Construction, suchen Sie unter der reducirten Form des Batrachiers . . . der Kröte, — ich verbessere mich, weil Sie genug schöner Mann sind, um das Griechische nicht zu verstehen,— suchen Sie den Apoll vom Belvedere, den jeder Anatom in der zwanzigsten Generation mit ein wenig Geduld, Zeichnung und Elasticität daraus zu ziehen weiß. Finden Sie ihn? Nein, nicht wahr? Nun wohl, Sie haben Unrecht, mein Lieber: der Apoll fand sich darin, allerdings nicht lange, doch er fand sich darin: das matte, leere Auge von Marat war ein lebhaftes und reines Auge mit glatten, frischen Lidern; die unter den schmutzigen Haaren

eingedrückte Stirne war eine poetische Stirne, offen für die duftenden, frühlingsartigen Liebkosungen; der schwindsüchtige, verkrümmte, haarige Körper war ein Endymionstorso, weiß, fest, feucht und frisch. Ja, — nicht wahr, das ist unglaublich? Und dennoch ist es so! ich hatte ein elegantes Bein, einen feinen Fuß und eine schmale Hand; meine Zähne haben den Kuß sinnlicher Lippen herbeigerufen, »das scharfe Gebiß,« wie Jean Jacques sagt; ich bin schön gewesen, ich habe Geist gehabt, ich habe Herz gehabt! Ist das genug, antworten Sie, um mich zu berechtigen, daß ich sage, ich sei verliebt gewesen?«

Danton richtete den Kopf auf, streckte eine Hand gegen Marat aus, ließ die andere an seinem Schenkel herabfallen, und murmelte wie verblüfft mit einer Geberde, welche das aufrichtigste Erstaunen ausdrückte:

»Wahrhaftig!«

»Es ist, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre habe,« antwortete ironisch Marat, dessen Philosophie, so groß sie sein mochte, unwillkürlich für die Impertinenz dieses Erstaunens empfindlich war.

»Es ist Ihnen also etwas dem, was Scarron geschah, Aehnliches widerfahren?«

»Mit Federn bedeckt in einen eiskalten Fluß gefallen und gelähmt durch Rheumatismen herausgekommen zu sein? Ja; nur bin ich glücklicher gewesen, als Scarron; ich habe mich mit meinen Beinen herausgezogen; sie sind allerdings verkrümmt, doch so, wie sie sind, bediene ich mich derselben fortwährend. Ich wollte sagen, ich sei nicht ganz und gar kreuzlahm, wie es der arme Couthon in einem Jahre sein wird. Freilich ist Couthon schön, und ich bin häßlich; das gibt eine Ausgleichung.«

»Ich bitte, Marat, spotten Sie nicht, und erklären Sie mir Ihre Metamorphose.«

»Ah! in diesem Falle werde ich Ihnen viel erklären müssen, mein lieber schöner Mann,« sprach Marat mit seiner einschneidenden Stimme, »ich werde Ihnen sagen müssen, wie sanft, unschuldig, gut ich war . . .«

»Wahrhaftig!«

»Wie sehr ich Alles liebte, was glänzt, Alles, was tönt, Alles, was duftet . . . das heißt, wie sehr ich die Kriegsleute liebte, glänzende Helden . . . wie sehr ich die Dichter und die Schönredner liebte, tönende Mühlen . . . wie sehr ich die Frauen und die Aristokraten liebte, duftende Puppen . . .«

»Und besonders, nicht wahr? Sie werden mir sagen, wie Sie dazu gekommen sind, Alles zu hassen, was Sie liebten . . .«

»Ja, Alles, was ich nicht mehr habe . . . Doch wenn ich Ihnen das gesagt haben werde, sprechen Sie, wozu wird Ihnen meine Erzählung dienen?«

»Mir zu beweisen, daß Ihr Wort von vorhin kein leeres Zurückwerfen der Luft follicitirt durch die Bewegung Ihrer Zunge ist.«

»Welches Wort?«

»Das, welches mir am meisten unter denen, die Sie sagten, aufgefallen ist, seitdem ich das Vergnügen habe, mit Ihnen zu sprechen: »Die Einbildungskraft des Schriftstellers ist oft nur Gedächtnis««

»Ah! dieses Wort ist Ihnen aufgefallen?« versetzte Marat mit einem Lächeln der Befriedigung; »das Wort ist in der That gut construiert, nicht wahr? ja, gut gekommen, in einem Athem und aus einem Geiste, so wie ich selbst war, ehe ich war, was ich bin.«

Und er stand auf, holte seine gewalkten Pantoffeln schleppend seine Feder, schrieb den Satz

quer auf ein Stück Papier, nahm von seinem Schreibtische das Manuscript der Abenteuer des jungen Grafen Potocky, und kam dann zu Danton zurück, der sich in einen Lehnstuhl setzte und sich darin ausbreitete auf die Gefahr, das wurmstichige Holzwerk zerspringen zu machen.

»Wissen Sie, was ich zuerst thun müßte?« sagte Marat.

»Ich wette,« erwiderte Danton fast erschrocken, »Sie haben Lust, mir dieses ungeheure Manuscript vorzulesen?«

»Wetten Sie! Sie werden gewinnen . . .«

»Teufel! ein polnischer Roman!«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Ich habe den Titel gelesen.«

»Doch . . .«

»Der junge Potocky . . . wären Sie das vielleicht?«

»Wer weiß?«

»Und diejenige, in welche Sie verliebt waren, hatte sie Lucilie geheißen?«

»Vielleicht.«

»Das sind Briefe wie in der *Neuen Heloise*?« fragte Danton immer mehr erschrocken.

Marat erröthete; diese Anspielung auf den Roman von Rousseau schien ihm die Beschuldigung eines Plagiats zu sein.

»Es gibt mehr als einen Originalschriftsteller in derselben Sprachform.«

»Ich klage Sie nicht an, mein lieber Romanendichter! erzürnen Sie sich also nicht zur Unzeit; nur wäge ich mit den Augen diesen Band; ich finde ihn schwer hinsichtlich der Zeit, die wir mit einander zuzubringen haben, und ich sage mir, was die *Abenteuer des jungen Potocky* betreffe, so werde ich Geduld haben, um zu warten; während ich, um die Abenteuer von Marat zu erfahren, in einem Striche nach Warschau oder Krakau gehen werde . . . Ah! Sie haben Reisen gemacht?«

»Ja wohl!«

»Sie sind in London, in Edinburgh gewesen, Sie haben, glaube ich, sogar in England Ihr erstes Buch herausgegeben?«

»In England, und zwar in englischer Sprache . . . ja, *die Ketten der Sklaverei*.«

»Das ist nicht Alles; Sie haben auch im Norden gelebt?«

»In Polen, ja.«

»Nun wohl, ich bitte Sie inständig, lassen Sie mich nicht schmachten! . . . Ich sagte Ihnen gestern nach Ihrer Rede: »Sie haben viel leiden müssen! Sie drückten mir die Hand und antworteten: »Frühstücken Sie morgen mit mir.«« Ich bin nicht gekommen, um zu frühstücken: ich bin gekommen, um zu hören, was Sie stillschweigend mir zu sagen versprochen haben. Nun wohl! hier bin ich; ich will den alten Menschen kennen lernen: lüften Sie den Schleier, der ihn vor mir verbirgt! Was den gegenwärtigen Menschen betrifft, — ich bin unbesorgt, Frankreich wird ihn kennen!«

Marat dankte Danton durch eine mehr beredte, als edle Geberde; diese Conversationsschmeichelei, er allein konnte ihre Bedeutung ermessen und finden, sie sei nach der Rechnung seines Stolzes nicht übertrieben.

Danton seinerseits hätte sich dieselbe vielleicht nicht entschlüpfen lassen, hätte er im Jahre 88

das Jahr 93 errathen.

Die Schmeichelei eines großen, starken Mannes war für Marat Befehl; er schickte sich also an, wie die Helden von Homer zu erzählen, und Km seinem Gedächtnisse Zeit zu lassen, ihm die ersten Kapitel zu liefern, und seine heisere Stimme geschmeidig zu machen, trank er aus der abgestoßenen Tasse den Rest der kalt gewordenen Milch, welche Danton zu nehmen verachtet hatte. Er trank wie die Katzen oder wie die Füchse, indem er schief schaute, während er trank, und man sah die Arterie seiner Schläfe beben bei jedem Einsaugen des Trankes.

Als die Tasse leer war, wischte er seine weiß gewordenen Lippen mit der verkehrten Hand ab, strich mit dieser schwarzen, fettigen Hand über feine rebellischen Haare und fing an.

Danton wählte einen Platz zwischen den zwei Fenstern, um keine Bewegung von der Physiognomie des Erzählers zu verlieren. Marat aber, ergründete er nun diese Absicht oder wurden seine Augen durch das Licht verletzt, zog die Vorhänge zu und begann die Erzählung in einem Halbschatten, der Danton durchaus nicht so günstig war, als es das helle Tageslicht gewesen wäre.

Da man sich aber ergeben mußte, so schloß Danton die Augen und öffnete die Ohren: er suchte durch das Gehör zu gewinnen, was er durch das Gesicht verloren hatte.

XII.

Der Fürst Obinsky.

Marat schloß, wie Danton, einen Moment die Augen, als ob er in sich selbst schaute und seine eigene Stimme hörte, die ihm sachte die Erinnerungen seiner Jugend erzählte.

Dann erhob er plötzlich das Haupt und sprach:

»Ich bin von Neuchatel, Sie wissen das ohne Zweifel; ich bin geboren 1744. Ich zählte zehn Jahre in dem Augenblicke, wo mein ruhmwürdiger Landsmann in die literarische oder vielmehr in die politische Welt die *Rede über die Ungleichheit* schleuderte; ich war zwanzig Jahre alt, als Rousseau verbannt, um ein Asyl zu suchen, in seine Heimath zurückkehrte. Empfindsam, glühend, leidenschaftlich für den Philosophen begeistert, hatte mich meine Mutter in der ausschließlichen Bewunderung des Meisters erzogen und ihren ganzen Eifer darauf verwendet, aus mir einen großen Mann in der Art des Verfassers vom **Contrat social** zu machen; sie war hierbei vortrefflich unterstützt worden von meinem Vater, einem würdigen Geistlichen, einem gelehrten und thätigen Manne, der frühzeitig in meinem Kopfe Alles das, was er an Wissen besaß, anhäuften; mit fünf Jahren wollte ich auch Schulmeister werden; mit fünfzehn Jahren Professor; mit achtzehn Schriftsteller, mit zwanzig schaffendes Genie!

»Wie Rousseau, wie meine meisten Landsleute, verließ ich jung meine Heimath, in meinem Kopfe ein ziemlich beträchtliches, aber schlecht geordnetes Magazin von verschiedenen Kenntnissen, eine große Kunde der Kräuter, die ich mir in unseren Gebirgen erworben, mitnehmend, dabei Mäßigkeit, Uneigennützigkeit, viel Eifer und eine Arbeitsmächtigkeit, die ich vor mir bei keinem Menschen gekannt habe.

»Ich fing mit Deutschland und mit Polen an.«

»Und warum gingen Sie nach Deutschland?«

»Ei! wie jeder Abenteurersucher, um zu leben.«

»Und Sie lebten?«

»Sehr schlecht, ich muß es gestehen.«

»Ja, nicht wahr, die Literatur nährte wenig?«

»Hätte ich mich nur an die Literatur gewendet, so würde sie mich gar nicht genährt haben; doch außer der Literatur hatte ich in meinem Dienste das Französische und das Englische, was ich wie meine Muttersprache spreche.«

»Ja, ich erinnere mich, Sie sagten mir in der That, Sie haben Sprachunterricht den Schotten gegeben und in Edinburgh die *Ketten der Sklaverei* veröffentlicht, ohne Zweifel selbst ein Sklave von denjenigen, welche Sie zum Lehrer¹⁷ genommen hatten.«

Marat schaute Danton mit einer Art von Erstaunen an, das diesen fast erröthen machte. Nichts ist betrüblicher für den, welcher es preisgegeben hat, als ein Wortspiel, das schlecht begriffen wird.«

»Wahrhaftig,« sagte Marat mit barschem Tone, »mir scheint, ich höre Herr von Florian oder Herrn Berlin sprechen; es ist Madrigal, was Sie da machen, mein Lieber, und Madrigal, das muß ich Ihnen bemerken, das Madrigal steht Herrn Danton schlecht an.«

»Dann will ich schweigen und mich darauf beschränken, daß ich Sie anhöre, da ich mit meinen Unterbrechungen so wenig Glück habe.«

»Ja, um so mehr als, wenn ich Romane mache, die Geschichten, die ich erzähle, nicht madrigalisch sind. Das werden Sie sogleich sehen.

»Ich komme also auf meine Lectionen zurück, die mich wenig nährten, und auf ein anderes hungriges Geschäft, das mich noch weniger nährte, ich meine die Medicin.

»Ich beschloß, Deutschland zu verlassen und mich nach Polen zu begeben. Das war 1770: ich zählte sechsundzwanzig Jahre, hatte ein paar Thaler im Grunde meiner Börse, viel Hoffnungen im Grunde meines Herzens, und vortreffliche Empfehlungsbriefe obendrein. Der König Stanislaus regierte damals, — Stanislaus August, wohl verstanden, — das war ein Gelehrter, ein unterrichteter Mann, er ist dies Alles, müßte ich sagen, denn er lebt immer noch, der würdige Fürst, und die Philosophie, die Wissenschaft und die Musen helfen ihm ohne Zweifel die Demüthigungen ertragen, welche Rußland, Preußen und Oesterreich in diesem Augenblicke über ihn verhängen.«

»Ich glaube,« sagte Danton, »wenn Sie mir eine philosophisch-politische Unterbrechung erlauben wollen, nachdem Sie mir die madrigalischen Unterbrechungen verboten haben, — ich glaube, daß der ehrliche Monarch wohl daran thut, wenn er die tröstenden Göttinnen zu cultiviren fortfährt; denn es scheint mir nicht sicher, daß er auf dem Throne stirbt, den ihm Katharina, seine strenge Gebieterin, ganz gegeben hat und ihm Stück für Stück wieder nimmt.«

»Diesmal sehen Sie richtig; ich werde auch der Unterbrechung Beifall spenden, statt sie zu tadeln, , und ich bezweifle nicht, König Stanislaus wird glücklich sein, eines Tages, gleichviel wo, die Nelken wiederzufinden, welche der große Condé cultivirte. Doch in der Zeit, um die es sich handelt, regierte, obgleich dumpf bedroht mit der Theilung seines Reiches, dieser Fürst im Frieden. Er liebte, wie gesagt, die Wissenschaften, die Künste, die Literatur, und machte einen edlen Aufwand. Ich, ein dunkler Mensch, — Schweizer durch meinen Landsmann Rousseau, Gelehrter durch meinen Collegen d'Alembert, Philosoph durch die Holbachianer, eine fatale Race, die sich über die ganze Erde verbreitete, — ich wanderte gegen Norden, ganz stolz auf meine siebenundzwanzig Jahre, auf mein wissenschaftliches Gepäck, auf meine schönen, frischen Backen und auf meine kräftige Gesundheit. . . Sie schauen mich an, Danton, und Sie suchen, was aus Allem dem geworden sei . . . Seien Sie unbesorgt, Sie werden erfahren, wie und wo mich dies verlassen hat: das ist meine Geschichte. In meinem jugendlichen Vertrauen sagte ich mir, da Stanislaus Poniatowski einen Thron durch sein gutes Aussehen bei der Großfürstin, nachmaligen Kaiserin, gewonnen habe, so könnte ich wohl mit allen meinen körperlichen und moralischen Vorzügen zwölftausend Livres Einkommen oder Pension bei Stanislaus verdienen. Das war mein Ziel, mein Ehrgeiz. Besitzer dieses Vermögens, würde ich allen Coterien, allen schlimmen Chancen Trotz bieten, ich würde nach Frankreich zurückkehren, um Staatswissenschaft zu studieren, ich würde sie inne haben in dem Alter, wo der Ehrgeiz im Herzen her Menschen treibt; ich könnte ein großer Arzt werden, sollten die Routine und das Vorurtheil fortbestehen; ich könnte ein großer Administrator werden, gelänge es der Philosophie, die Menschheit zu emanzipieren.«

»Das war gut geurtheilt,« sprach Danton mit kaltem Tone; »doch jedes Ding braucht nothwendig seinen Anfang; Alles hängt von diesem Anfange ab; zeigen Sie mir den Ihrigen, und zeigen Sie mir ihn so, wie er war, wenn das möglich ist.«

»Oh! seien Sie unbesorgt, ich werde mich nicht schminken, die Einbildungskraft ist nicht

meine Sache; überdies wird hoffentlich die Wirklichkeit genügen, um Sie zu interessieren.«

»Es ist seltsam, daß Sie so die Einbildungskraft verleugnen, Sie, der Sie einen langen Kopf und breite Schläfe haben!«

»Ich verleugne die Einbildungskraft nicht,« erwiderte Marat, »doch ich glaube nur in der Politik Einbildungskraft zu haben: für alles Uebrige gleiche ich ein wenig der Katze in der Fabel, die nur einen Kunstgriff in ihrem Sacke hatte und genöthigt war, ihre Inferiorität gegen den Fuchs, das Thier mit den hundert Mitteln, anzuerkennen. Das Resultat hiervon ist, daß ich, wenn ich Hunger hatte, — was mir zuweilen begegnete, — Lectionen gab und weder viel, noch wenig aß.«

»Und was für Lectionen gaben Sie?«

»Lectionen in Allem, bei meiner Treue! ich bin ungefähr universell, so wie Sie mich sehen: heute, zum Beispiel, verfaßte, schrieb und druckte ich zwanzig Bände physische Entdeckungen, und ich glaube alle Combinationen des menschlichen Geistes über die Moral, die Philosophie und die Politik erschöpft zu haben.«

»Teufel!« rief Danton.

»So ist es!« sprach Marat mit einem Tone, der keine Widerrede zuließ. »Ich gab also Lectionen in Allem, im Lateinischen, im Französischen, im Englischen, in der Chemie, der Physik, der Medicin, der Botanik, ohne Alles das zu rechnen, was an unbekanntten Fähigkeiten der Appetit, diese große Anspornung zur allgemeinen Industrie, eingibt.«

»Gut! Sie sind nun also, um Lectionen zu geben, nach Polen abgereist,« sagte Danton, der die Weitschweifigkeit von Marat abzukürzen suchte.

»Ich bin nun nach Polen abgereist. Die Sprache beunruhigte mich nicht: in Polen spricht Jedermann Lateinisch, und ich konnte Lateinisch wie Cicero.«

»Fanden Sie wenigstens Schüler im kriegerischen Lande der Jagellonen?«

»Ich war empfohlen an Würdenträger von Stanislaus. Einer derselben, ein Gebieter von sechs Dörfern, ein Starost Namens Obinsky, an den ich einen sehr dringenden Brief hatte, befand sich zufällig in Warschau, als ich ankam; ich beeilte mich, demselben das Schreiben zu übergeben, das mich ihm empfahl! Die Polen sind umgänglich und gastfreundlich; ihr Nationalstolz läßt sie die Franzosen als Brüder betrachten. Der Fürst las den Brief, heftete aufmerksam die Augen auf mich, als wollte er mich nach meinem physischen Werthe schätzen; dann, nach einem Momente der Prüfung und des Stillschweigens, nickte er leicht mit dem Kopfe. Dieses Nicken schien mir wohlwollend.

»Es war ein Mann von hoher Statur, grau von Haaren, weiß von Gesichte, mit durchdringenden Augen, mit schallender Stimme; er kam dem Wuchse nach einem Riesen gleich; ich, ich maß fünf Fuß, — denn ich bin auf einen Zoll kaum je größer gewesen, als ich jetzt bin; — er imponirte mir von Anfang an.

»Ich war, wie ich Ihnen gesagt habe, naiv, Freund der Großen, geneigt, contemplativ durch die Bewunderung oder thätig durch die Dankbarkeit zu werden; kurz, ein streckbarer Teig den Geschmack erwartend, den die erste Beleidigung oder die erste Wohlthat, edelmüthig oder bitter, in die Seele legen würde, welche diese Materie belebte.

»Der Fürst trat endlich aus seiner Träumerei hervor und sagte:

»»Wir haben viele Franzosen hier, doch Alle sind Militäre, und der König, sobald sie ankommen, beeilt sich, sie entweder zu seiner Freundin Ihrer Majestät der Kaiserin, oder zu

seinen Feinden den Opponenten zu schicken, welche auf Bürgerkriege in Podolien sinnen . . .
Kennen Sie die Geschichte dieser Spaltungen?««

»»Bei meiner Treue, nein! und ich gestehe offenherzig meine Unwissenheit,«« antwortete ich ein wenig gedemüthigt.

»Der Fürst schien sehr entzückt, einen Gelehrten zu finden, der offenherzig gestand, er wisse etwas nicht.

»»Also,«« sagte er mit einer sichtbaren Befriedigung, »»Sie gestehen also, daß Sie die Schismen von Soltyk, Massalsky und den anderen wüthenden Katholiken nicht kennen?««

»»Mein Gott, nein, Fürst!«« antwortete ich.

»»Nun wohl! desto besser. Sie werden einen vortrefflichen Hofmeister geben, und besonders einen um so vollkommeneren Moralisten, als Sie keinen politischen oder religiösen Sauerteig in Ihre Lotionen mischen werden. Ich habe Ihnen einen Zögling anzuvertrauen.««

»Denken Sie sich meine Freude, mein lieber Danton, meinen Stolz besonders: ein Zögling, mir ein Zögling gegeben von einem Fürsten, einem Großen der Erde, dem unumschränkten Gebieter auf seinen Gütern, mir der muthmaßliche Erbe eines Königreichs von sechs Dörfern. Ich kniete beinahe nieder; der Starost hob mich auf.

»»Ich setze eine einzige Bedingung für meine Protection,«« sagte der Fürst.

»»Sprechen Sie, Durchlaucht.««

»»Sie haben Briefe an den König: Sie werden den König nicht sehen.««

»Ich schaute meinen Gönner mit Erstaunen an. Er bemerkte mein Erstaunen.

»»Das ist sehr natürlich,«« sagte er; »»man gibt Sie mir als einen gelehrten, als einen äußerst gelehrten Mann; wenn ich Sie will, so will ich Sie für mich allein und nicht für Andere; machen Sie sich also nicht zum Voraus verbindlich; überlegen Sie. Wir sind ein wenig eifersüchtig, wir Sarmaten, exclusiv besonders; wollen Sie bei mir leben mit dem Zögling, den ich Ihnen anbiete, wollen Sie tausend Gulden jährlich, außer den Kosten Ihres Unterhalts . . .««

»Das ist hübsch,« bemerkte Danton.

»Das war herrlich!« erwiderte Marat; »ich willigte auch ein. Der Fürst nahm mich sogleich mit sich oder schloß mich vielmehr bei sich ein; von diesem Tage an gehörte ich leider zum Hause!«

Marat stieß einen Seufzer aus, den Danton im Fluge auffaßte.

»Ich begreife,« sagte er; »Sie bereuten alsbald, nachgegeben zu haben; Ihr Zögling war ein großer Bursche von barbarischem Blute, roth, Trinker und thierisch! ein moldauischer Bär, von seiner Mutter schlecht gelect, der wenig auf Sie hörte und Sie viel schlug!«

»Oh! Sie irren sich,« versetzte Marat.

»Dann war es einer von den Zöglingen, wie sie Juvenal geschildert hat: Arcadius Juvenis?«

»Es war ein fünfzehnjähriges Mädchen, schön, blendend, geistreich, brav, poetisch; eine Fee, ein Engel, eine Gottheit!«

»Au!« murmelte Danton, indem er sich Marat näherte, »das wird interessant! der Roman schürzt sich: Lucilie wird Potocky lieben.«

»Nicht wahr?« sagte Marat mit Bitterkeit.

»Mir scheint, ich wittere den sentimentalen Saint-Preux und die schöne Julie.«

»Warten Sie, warten Sie, lieber Freund, Sie sollen etwas Besseres haben, als Alles dies.«

»Potz Henker! sollten wir unglücklicher Weise statt Saint-Preux und Julie Heloise und Abeilard haben?«

»Oh! nicht ganz. Teufel! wie rasch gehen Sie zu Werke!«

»Ich gehe nicht, ich höre Sie; nur macht das, was Sie mir sagen, in meinem Geiste die Verwunderung entstehen, und aus der Verwunderung entsteht die Supposition.«

»Supponiren Sie also oder supponiren Sie nicht; ich fahre fort.«

»Und ich, ich warte.«

»Ich übergehe mit Stillschweigen mein Erstaunen bei der Vorstellung, welche noch am Abend geschah: getäuscht wie Sie, hatte ich auf einen Schüler gezählt, und nicht auf eine Schülerin; ich übergehe mit Stillschweigen mein Erröthen, mein Beben, mein Unbehagen; ich übergehe mit Stillschweigen meine jugendliche Scham, indem ich, über meinen mageren Philosophenanzug streifend, das Sammetkleid und die Marderpelze von Cäcilie anschaute.«

»Ah! sie hieß Cäcilie? ich glaubte, sie habe Lucilie geheißen.«

»Sie heißt Lucilie in diesem Roman, doch sie hieß Cäcilie in der Geschichte. Das war übrigens der Name einer ausgezeichneten Königin dieses Landes, und diese Königin, Danton, war nie mehr Königin, als die junge Person, der mich der Fürst, sie mir als Zögling übergebend, mich ihr zum Lehrer gebend, vorgestellt hatte . . .«

XIII.

Cicilie Obinska.

»Röthe, Beben, falsche Scham, Alles dies war nichts, und ich war zu ganz Anderem vorbehalten! Der Fürst, nachdem er mich vorgestellt, fügte bei:

»»Cäcilie, dieser gelehrte Franzose hier wird Dich im Französischen, im Englischen, in den abstracten Wissenschaften unterrichten . . . Er wird ein Jahr hier zubringen, und in einem Jahre wirst Du Alles wissen, was er weiß.««

»Ich schaute ihn fest an und suchte zu errathen, ob er mich aus Unwissenheit, oder in einer bestimmten Absicht so schlecht beurtheile.

»»Oh!«« sagte er, »»ich begreife. . .««

»Ich sah, daß der Fürst nicht aus Unwissenheit so sprach, und daß er im Gegentheile einen sehr scharfen Geist besaß.

»Dann setzte er hinzu:

»»Wundern Sie sich nicht, mein lieber Herr, wenn ich sage, in einem Jahre werde Cäcilie Alles wissen, was Sie wissen: ich kenne ihre Anlagen und ihr Gedächtniß; sie ist ein Mädchen von einem Geiste, mit dem Sie den Ihrigen nicht zu vergleichen vermöchten. Lehren Sie nur, und Sie werden sehen, wie sie lernen wird . . .««

»Ich verbeugte mich.

»»Durchlaucht,«erwiederte ich ehrerbietig, »»Gott behüte mich, daß ich an den Vorzügen von Fräulein Obinska zweifle; um sie aber alle diese Dinge zu lehren, müßte man mir die materielle Zeit gewähren.««

»»Gut!«« sprach er, »»ich habe Ihnen ein Jahr bestimmt . . . Nun wohl, Cäcilie wird Sie nicht verlassen, oder Sie werden vielmehr Cäcilie in diesem Jahre nicht verlassen: Sie werden ihr also in Wirklichkeit die Summe der Zeit geben, die Sie in sechs Jahren jedem Zögling in Frankreich geben würden. Dort gehen die Mädchen in Assemblées, an den Hof; — ich kenne das: ich bin in Paris gewesen; — sie empfangen bei sich, sie geben eine Stunde des Tages der Cultur des Geistes, und die übrige Zeit Frivolitäten . . . Hier dagegen wird die Prinzessin Obinska zwölf Stunden des Tages auf das Studium verwenden.««

»»Ist es mir erlaubt, Eurer Durchlaucht eine Bemerkung zu machen?««

»»Oh! ja, gewiß.««

»»Zwölf Stunden an einem Tage für das Studium ist zu viel, und das Fräulein wird das nicht aushalten.««

»»Ah!«« versetzte lächelnd der Fürst, denn im Ganzen lächelte er zuweilen, »»Sie nöthigen mich nicht, Sie Ihr Handwerk zu lehren . . . Ja, Sie haben Recht, Doctor, zwölf Stunden müßten das beste Gehirn vernichten, würde man sie ohne Unterlaß und ohne Abwechslung auf das Studium verwenden; da Sie aber hier mit der Prinzessin jeden Morgen zwei Stunden reiten werden; da Sie sodann mit ihr frühstücken werden; da Sie sich einschließen werden, um bis zum Mittag zu schreiben oder an der Tafel zu rechnen; da Sie um Mittag in ihrem Wagen spazieren fahren werden; — man plaudert im Wagen, nicht wahr? — da Sie am Mittagessen, wenn wir

Gesellschaft empfangen, auf den Jagden, bei den Abendunterhaltungen bei Cäcilie sein und mit ihr plaudern werden, da Sie sie endlich nicht verlassen werden, so mache ich keine übertriebene Rechnung, wenn ich Ihnen zwölf gute Arbeitsstunden im Tage gebe.««

»So wie der Fürst sprach, schien es mir, als hörte ich die Worte eines Geistes der Träume; so wie er diesen Erziehungsplan erklärte, schien er vor meinen Augen eines von den wunderbaren Gemälden zu entrollen, welche, mittelst des Haschisch, der Alte vom Berge seine eingeschlafenen Adepten sehen ließ. Ich hatte so viel zu denken, daß ich kein Wort zu erwidern fand.

»Und ich fühlte doch so große Lust in mir, zu antworten, daß ich meine Hände und meine Füße zusammenzog, um mich nicht vom Platze zu rühren, oder um keine Geberde zu machen, die mich aufgeweckt hätte. Ich glaubte zu schlafen.

»Cäcilie hatte ihrerseits, während dieser köstlichen Vision, nicht aufgehört, mich mit einem ruhigen, kalten Äuge anzuschauen, dies jedoch mit einer Beharrlichkeit, die mir heute noch, nach Verlauf von siebzehn Jahren, das Herz wie eine von einem geheimen Dämon auf mich gerichtete unsichtbare Klinge durchbohrt.

»Groß, von gerader Haltung, die Haare dicht, von einem gelblichen Blond, das Auge blau und tief wie die Wogen unserer Seen, kreuzte sie ihre Arme unter ihrem Pelze und hatte die Lippen noch nicht auseinander gethan, so daß ich nicht mehr von ihr erschaut, als was man von einer Statue unter ihren Draperien sieht. Da ich mich nicht erinnerte, daß ich sie hatte in das Zimmer eintreten sehen, da ich sie nicht hatte sich zu ihrem Vater stellen sehen, und da nichts an ihr sich bewegt hatte, nicht einmal ihre langen Wimpern, so konnte ich glauben, die menschliche Form, die ich vor Augen habe, sei einfach eine von jenen Schutzheiligen, welche die polnischen Edelleute im Bilde in ihre Schlösser oder unter den Mantel ihrer Kamine stellen, wie dies einst die Römer mit ihren Laren thaten, und die die stillschweigenden Wächterinnen der Familie und des Herdes sind.

»Dieser Vater, der so viel und so bizarr sprach, diese Tochter, welche so viel schaute und so wenig sprach, Alles dies brachte auf mich eine Wirkung hervor, die ich nicht ausdrücken kann; . . . vielleicht werden Sie dieselbe begreifen.«

»Teufel! ob ich sie begreife . . . ich glaube wohl!« rief Danton. »Doch fahren Sie fort, mein Lieber, ich vermuthete entfernt nicht, alle diese Namen in *sky* und in *ska* könnten in so interessanten Geschichten figuriren. Freilich haben wir im *Faublas* von Louvet de Couvray eine gewisse Lodoiska . . . Haben Sie *Faublas* gelesen?«

»Nein,« antwortete Marat, »ich lese nie obscöne Bücher.«

»Obscön! Sie finden?« versetzte Danton. »Pest! Sie sind Rigorist! ich finde das nicht obscöner, als die *Neue Heloise*.«

»Oh! blasphemiren wir nicht!« sagte Marat erbleichend.

»Ja, Sie haben Recht: es ist weder von *Faublas*, noch von Lodoiska, noch von der Heloise die Rede, sondern es handelt sich um Sie, um eine Geschichte, und nicht um einen Roman. Fahren Sie fort, fahren Sie fort . . . Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie unterbrochen habe.«

Marat fuhr fort:

»Mein Erstaunen war so groß, oder vielmehr meine Betäubung war so vollständig, daß es einen Augenblick gab, wo mir der Kopf herumging, und wo ich von einem Schwindel erfaßt wurde. Während dieses Augenblickes wurde ich — von wem? ich weiß es nicht, wie? ich weiß

es nicht; — in ein großes Zimmer geführt, wo ich ungefähr wieder zu mir kam, und wo ich mich mitten unter höflichen, lächelnden Dienern fand, die mir ein gutes Bett und ein gutes Mahl zeigten.«

»Wahrhaftig, mein lieber Freund,« sagte Marat, »wie sehr ich auch Ihnen und mir selbst Sie nicht zu unterbrechen versprach, ich kann dem Verlangen nicht widerstehen, Ihnen zu bemerken, daß es nicht möglich ist, die Feerei auf eine angenehmere Weise zu beginnen; das ist gerade wie in den Debuts der arabischen Märchen: es versteht sich auch hoffentlich von selbst, daß Sie dem Mahle und dem Bette Ehre anthaten.«

»Ich speiste ziemlich gut,« erwiderte Marat, »doch ich schlief ziemlich schlecht: nach den langen Strapazen des Körpers, nach den großen Erschütterungen des Geistes ruht der nervöse Mensch schwer. Ich besonders hatte einen doppelten Grund, schlecht zu schlafen: mein Körper war gelähmt, mein Geist betäubt; ich träumte indessen, doch mein Traum war eine Art von Extase. Fräulein Obinska hatte mich magnetisirt mit ihren großen, offenen Augen und ihrer schweigsamen Unbeweglichkeit!

»Ich würde indessen lügen, sagte ich Ihnen, ich habe gar nicht geschlafen; ich muß das Bewußtsein verloren haben, da ich erwachend auf einem Stuhle neben mir, beim Scheine einer Nachtlampe, Kleider sah, welche, ich gestehe es, viel schicklicher für das Klima des Landes, in dem ich mich befand, als die von mir aus Frankreich mitgebrachten.

»Ich stand auf, ging gerade auf die Kleider zu und zog sie an, ohne einen Augenblick zu verlieren. Ich vermöchte Ihnen nicht zu sagen, wie stolz und schön ich mich vor dem Spiegel meines Zimmers fand. Ein Rock von der Form derjenigen, welche man seitdem in Frankreich getragen, und denen man den Namen *Polonaisen* gegeben, eine veilchenblaue Sammethose, Stiefel mit silbernen Sporen, ein reizender Hut mit einer Rundschnur bildeten die Hauptgegenstände meines Anzugs. Ich fand überdies an der Wand über dem Fauteuil, auf das man meine Kleider gelegt hatte, hängend einen Hirschfänger mit einem Griffe von geschnitztem Elfenbein und eine Jagdpeitsche, kurz das ganze Geräth eines reichen Edelmannes. Unter diesem Costume fühlte ich mich der ganzen Erde gleich, und ich hätte gern mit Voltaire, trotz des Hasses, den ich gegen ihn hege, ausgerufen:

Ce n'est pas la naissance, C'est le oostume seul qui fait 1a différence.¹⁸

»Während ich vor meiner so verschönerten Person in Entzücken gerieth, verlief die Stunde, und ein Piqueur benachrichtete mich, die junge Prinzessin sei hinabgegangen und erwarte mich.

»Wir waren am Anfange des März; es hatte fünf Uhr Morgens geschlagen; die Erde sprang auf unter den letzten Frösten; nirgends eine andere Helle, als der Reflex des Schnees. Dieses blaßblaue Licht so sanft wie eine Dämmerung erlosch am Horizont in den Krümmungen der Berge, hinter denen man aus gewissen rosenfarbigen Dunststreifen die zukünftige Erscheinung der Sonne errieth.

»Dies war das Gemälde, das mir in die Augen fiel, während ich rasch die breite Treppe hinabstieg, durch deren Fenster man die Ebene erblickte.

»Unten an der großen Treppe befand ich mich im Ehrenhofe.

»Fräulein Obinska saß, wie man mir gemeldet hatte, schon zu Pferde und erwartete mich; ich sah Anfangs, unter den Fackeln, nur die schwarze Silhouette ihres Rosses und die Hermelinjacke, welche sie angezogen, um die freie Bewegung ihrer Hände zu haben, ohne unter der Kälte zu leiden.

»Ich ging von einem Erstaunen zum andern über, verzweifelnd, ob ich je die klare Einsicht der Dinge, die mir begegneten, erreichen werde; diese seltsame Theorie des Vaters durch die Tochter verwirklicht, diese reizende, zarte, schwächliche Frau vor Tag ausgestanden und bereit zur Leibesübung, während ich, ein Mann, noch schlief, war Alles dies, selbst in Polen, nicht wunderbar und sogar unglaublich?«

»Bei meiner Treue, ja!« erwiderte Danton, »und noch viel unglaublicher und wunderbarer wird es sein, Sie zu Pferde zu sehen.«

»Warten Sie,« sagte Marat, »wir kommen hierzu.«

»Ich halte Ihnen den Steigbügel,« versetzte Danton, »vorwärts!«

»Nachdem ich die Prinzessin und die Fackeln, und Alles, was mich umgab, angeschaut hatte, erblickte ich endlich das für mich bestimmte Pferd . . .«

»Ah! ah! die Beschreibung des Pferdes!«

»Es war ein schöner Renner der Ukraine mit spindelförmigen Beinen, mit verständigem Kopfe, mit ungeheurer Mähne. Er scharfte mit dem rechten Fuße den Sand des Hofes, und als ich mich ihm näherte, hörte er auf zu stampfen und schaute mich von der Seite an als ein Thier von Geist, das wissen will, mit was für einem Reiter es werde zu thun haben . . .«

Danton lachte.

»Man konnte glauben,« fuhr Marat fort, »seine Forschung habe den Renner befriedigt, denn er fing wieder an zu scharren und schien so ein Verlangen zu bezeigen, die Promenade unter meiner Leitung zu machen. Ich schaute ihn ebenfalls an, wie man einen Gegner anschaut, dem man mißtraut, und schwang mich in den Sattel.«

»Oh! mein Gott!« rief Danton mit einem Ausdrücke der Enttäuschung, der einem Schrecken glich, »sollten Sie zufällig Reiter sein?«

»Reiter ist nicht das rechte Wort; doch in Boudry, wo ich geboren bin, war ich oft als Gassenjunge auf den Pferden der Postillons geritten, welche leer zurückkamen.«

»Ah! gut! das raubt mir mein ganzes Vergnügen; ich hoffte Sie beim ersten Trabe fallen zu sehen.«

»Geduld! Geduld, Freund!« erwiderte Marat mit seinem bitteren Lächeln; »ich bin im Begriffe, abzugehen, doch ich bin noch nicht zurückgekehrt.«

»Gehen Sie, gehen Sie, ich folge Ihnen.«

»Ich bestieg also das Kosakenpferd,« fuhr Marat fort, »und ging, ohne daß die Prinzessin ein Wort gesprochen, in ihrem Gefolge ab, denn sie war mit ihrem herrlichen Rappen vorausgeritten.«

»Und Sie waren allein?«

»Nein, der Piqueur, der mir gemeldet hatte, es sei Zeit, aufzubrechen, und die Prinzessin erwarte mich, folgte auf dreißig Schritte, seine Büchse an seinem Schulterriemen tragend; doch es waren nicht fünf Minuten verlaufen, als mein Pferd, um an mir das durch den schiefen Blick, welchen ich an seinem Orte einregistriert habe, angefangene Studium zu vollenden, statt seinen Weg fortzusetzen, in der Richtung des Stalles umzukehren beschloß.«

»Ah!« rief Danton, »das ist ein sehr unverschämter Beschluß bei einem solchen Reiter.«

»Ich wollte mich demselben auch widersetzen; es schlug aus: ich glaubte, es sei der Augenblick gekommen, die schöne Peitsche zu benützen, die ich in meinem Zimmer gefunden; ich gab meinem Bukephalos einen kräftigen Hieb, den er nicht sobald empfangen, als er mich

mittelst eines Seitensprunges auf zehn Schritte, den Kopf voran, in den Schnee schleuderte.«

»Vortrefflich!«

»Das ist ein herrliches Land für die Equitation, dieses Polen, besonders im Winter! Ich drang drei Fuß tief in diese Eiswatte ein; das war Bescheidenheit von meiner Seite: ich hätte fünf Fuß tief eindringen können, ohne den unten liegenden Flechten den geringsten Schaden zu thun.«

Danton lachte aus Leibeskräften.

»Ho! ho!« sagte er, »das ist ein Debut, welches im Stande, den Roman zu compromittiren. Sie haben keine Idee, wie sehr mich das ergötzt; ich bin nun ganz vom Wege abgebracht, und Sie können mir erzählen, was Ihnen beliebt. Teufel! ich befürchtete einen Augenblick sehr, Sie haben Ihr Pferd gebändigt und sogar das Leben Fräulein Obinska gerettet, deren mächtiger Rappe nach dem Beispiele Ihres Thieres ausgerissen . . . Gott sei gelobt, nichts von Allem dem existirt.«

»Oh! seien Sie ohne Furcht! die Geschichte, , welche ich erzähle, gehört zu denjenigen, die ihre Resultate können vorhersehen lassen, die aber, dafür stehe ich Ihnen, die Einzelheiten nicht errathen lassen. Fräulein Obinska, als sie sah, daß ich abgeworfen worden war, hielt an, wandte sich anmuthig auf dem Sattel um und betrachtete mich.

»Ich zitterte, während ich mich aus dem Schneehaufen losmachte, ihr Gelächter zu hören, und ich säuberte mich, so gut ich konnte; doch die Prinzessin lachte durchaus nicht; ihr Gesicht war dasselbe, wie ich es seit dem vorhergehenden Abend gesehen, das heißt kalt und unempfindlich.

»»Sie wird mich wenigstens fragen, ob ich mir wehe gethan,«« dachte ich, indem ich wieder aufstieg, wobei der Piqueur gefälliger Weise das Gebiß meines Pferdes hielt.

»Ich täuschte mich: Cäcilie öffnete nicht den Mund; durch dieses Stillschweigen erfolgte, daß ich meinen Weg ziemlich verdrießlich fortsetzte; die Prinzessin ritt aber weder schneller, noch langsamer.

»Nach zehn weiteren Minuten wählte mein Pferd das, wie es scheint, neuen Anlaß zur Klage gegen mich bekommen hatte, eine trockene, geschlagene Chaussee eingefaßt mit Steinen, auf die es mich schleuderte, wie das erste Mal, doch mit sehr verschiedenem Glücke.

»Bei diesem Falle fand ich, statt des weichen Eiderdunenbettes, das die Natur für mich ausgebreitet zu haben schien, ein hartes Granitlager, so daß mein Kopf und meine Schulter geschunden wurden, und daß einige Blutstropfen auf meinen Haaren zum Vorscheine kamen.

»Cäcilie war kaum zehn Schritte von mir entfernt, als mir dieser Unfall begegnete. Der Tag brach an; — in diesem Lande ist er, wie Sie wissen, von der Morgenröthe voll; — sie sah den Diener mich aufheben, sie sah mein Gesicht erbleichen, sie sah mein Taschentuch sich röthen, und gab kein Zeichen einer Gemüthsbewegung von sich.

»Ich war gereizt; überdies litt ich; um ihr ihre Unmenschlichkeit fühlbar zu machen, übertrieb ich mein Ungemach. Ich trocknete also lange meine Haare ab, so daß ich mein ganzes Taschentuch mit Blut befleckte.

»Ich wollte sehen, wie weit die Härte ihres jungen Herzens ginge, das todt und eiskalt zu sein schien, wie die eiskalte, todtte Natur, die sie umgab.

»Sie war vielleicht stumm?« fragte Danton.

»Nein, denn ihre Lippen öffneten sich, ihre Zähne thaten sich aus einander, und es fielen von ihren Lippen die zwei lateinischen Worte:

»»Prave equitas!««

»Du reitest schlecht!« rief Danton: »Das war das Ganze?«

»Ja.«

»Oh! das hübsche Sarmatenherzchen!«

»Nicht wahr? Ich wäre vor Zorn beinahe rasend geworden: mit einer Hand ergriff ich die Mähne des widerspenstigen Pferdes, mit der andern hob ich meine Peitsche auf.

»Cäcilie zuckte die Achseln und setzte sich wieder in Marsch.

»»Cave,«« sagte sie, »»te occidet!««

»Und in der That, das tolle Roß hätte mich sicherlich getödtet.

»Fräulein Obinska sprach nicht mehr mit mir während des übrigen Spazierritts; doch ich war in eine Wuth gerathen, welche mit jeder Minute zunahm und einen solchen Grad von Erbitterung in dem Augenblicke erreicht hatte, wo mein Pferd die Laune erfaßte, sich zum dritten Male meiner zu entledigen, daß ich beim ersten Zeichen, welches dasselbe von diesem Entschlusse gab, den Zügel losließ, mit einer Hand die Mähne packte und, mit meinen beiden Fersen eine doppelte Schwingung vollbringend, das Thier grimmig spornte. Ganz erstaunt über diesen fast angreifenden Widerstand, ging mein Pferd mit mir durch; ich ließ es machen; es wollte anhalten, doch nun wollte ich meinerseits nicht, daß es anhielt, und ich spornte es rasend. An das Thier angeklammert durch Bande fast so eng, als die, welche Mazeppa auf seinem Renner der Ukraine festhielten, ermüdete ich das meine dergestalt, daß es sich für besiegt erklärte.

»Dreimal wiederholte sich derselbe Scherz von seiner Seite, und dreimal schloß ich mich wieder, vermittelt der neuen Stabilitätsweise, die ich mir geschaffen hatte, mit einer stolzen Bescheidenheit dem Gefolge der Prinzessin an, welche eben so wenig das Thier beklagte, als sie den Menschen beklagt hatte.

»Von diesem Augenblicke an glaubte ich, ich werde einen Haß gegen Cäcilie fassen, und ich bemühte mich absichtlich, sie nicht anzuschauen; doch sie, sie genoß ruhig ihre Promenade, röthete ihre schönen Wangen in der frischen Morgenluft, ließ ihr Pferd alle Uebungen der Reitschule hinter einander durchmachen, und kam in das väterliche Palais mit einem Männerappetit zurück.

»Ich hatte mir unter Weges die Achtung und die Freundschaft des Piqueur erworben; dieser Mensch bezeugte mir seine ganze Sympathie und gab mir in seinem schlechten Latein sehr vernünftige Rathschläge über die Reitkunst.«

»Teufel!« sagte Danton, »mir scheint, die erste Lection von Saint-Preux bei Julie war weniger hart, als Ihre erste bei der schönen Cäcilie.«

»Es ist wahr; doch sehen Sie, Danton, das rührt von Einem her: Saint-Preux debutirte bei Julie damit, daß er ihr Dinge zeigte, die sie nicht wußte; so daß er von Anfang an sich von ihr bewundern machte, während ich mich im Gegentheile dieser jungen Wilden unter einem ungünstigen Anblicke präsentierte. Ich fühlte wohl das Lächerliche und das Untergeordnete meiner Stellung; indeß sie unstörbar frühstückte, ohne mich anzuschauen oder mir etwas anzubieten, überlegte ich auch in meinem Innern, die Lectionen werden mir eine Genugthuung geben, und Fräulein Obinska, dieses ausgezeichnete, von ihrem Vater so sehr gerühmte Genie, werde bald wahrnehmen, welchen Unterschied der Urheber der Natur zwischen den Geist und die Materie gelegt hat.

»Da sie indessen zu essen aufgehört hatte, und, trotz dieser Unthätigkeit ihres Kinnbackens, sie denselben durchaus nicht damit beschäftigte, daß sie mit mir sprach, so erfaßte mich wieder

der Aerger, und ich sagte lateinisch zu ihr, indem ich sie mit einer fast angreifenden Dreistigkeit anschaute:

»»Mein Fräulein, bitten Sie Ihren Herrn Vater, mir mein Wort zurückzugeben.««

»Sie schaute mich ihrerseits starr an und fragte:

»»Cur?««

»»Weil ich Ihnen zwölf Stunden Lectionen und Unterredungen täglich zu geben habe, und weil schon vier vergangen sind, ohne daß Sie sich herabgelassen, ein einziges Wort an mich zu richten. Wäre ich ein Leibeigener, ein Lastthier oder ein Jagdhund, so würde ich mich mit der Kost begnügen, die man mir gibt, und für das Uebrige nach Ihrer Laune thun; doch ich bin ein Mensch, ich verdiene meinen Lebensunterhalt, und bettle nicht darum. Arbeiten wir, mein Fräulein, oder trennen wir uns.««

»Sie löschte meinen Blick unter der Flamme und der Starrheit des ihrigen aus.

»Dann fragte sie:

»»Quid vocatur, gallice, equus?««

»»Cheval,«« antwortete ich.

»»Anglice?««

»»Horse.««

»Und so fuhr sie zehn Minuten fort, mich im Französischen und Englischen nach den Namen von Allem dem zu fragen, was dazu dient, das Pferd auszurüsten und zu schmücken.

»Dann hielt sie inne; nachdem sie aber einen Augenblick überlegt hatte, fragte sie weiter:

»»Quid vocatur, gallice, sanguis?««

»»Sang.««

»»Anglice?««

»»Blood.««

»»Quid. Gallice. Capilli?««

»»Cheveux..««

»»Anglice?««

»»Hair.««

»Wonach sie anfang, französisch und englisch, die ganze menschliche Anatomie aufzuzählen.

»Nachdem sie wieder wie das erste Mal überlegt hatte, befragte sie mich über die Bewegung, über die ich ihr eine ziemlich klare Theorie entwickelte; über die Bildung und Circulation des Blutes, was ich ihr sehr ausführlich und umständlich erklärte; endlich forderte sie mich, immer in demselben Tone, auf, ihr ins Französische und ins Englische ungefähr dreißig Verba, fünfzig Substantiva und nur zwölf Adjectiva, ausgewählt unter den ausdrucksvollsten, zu übersetzen.

»Sie hörte aufmerksam zu, ließ sich zwei- und sogar dreimal die Wörter wiederholen, die sie schlecht verstanden hatte, und fragte nach der Orthographie von einigen, die sie in Verlegenheit brachten; als sodann dieses Gespräch, das zwei Stunden dauerte, beendet war, zog sie sich in ihr Zimmer zurück und ließ mir die Freiheit, mich in das meinige zurückzuziehen; — was ich that.«

»Seltsamer Charakter!« sagte Danton.

XIV.

Der Roman schürzt sich.

»Ich blieb zwei bis drei Stunden allein in meinem Zimmer, und während dieser paar Stunden hatte ich alle Zeit, zu überlegen; nur um mit Erfolg nachzudenken, hätte ich nöthig gehabt, mehr Selbstbeherrschung zu besitzen: die seltsame Gestalt von Fräulein Obinska, mit ihrer gerade durch ihre unstörbare Ruhe erschrecklichen Stirne, mit ihren großen klaren Augen, mit ihrer Geberde einer Königin, störte mich aber unglücklicher Weise unablässig in meinen Betrachtungen: seit dem vorhergehenden Tage, das heißt seit achtzehn bis zwanzig Stunden, hatte sie Mittel gefunden, mich mehr Demüthigungen erdulden zu lassen, als ich in meinem ganzen Leben erduldet. Ich haßte diese Frau, denn es war unmöglich, ihre Ueberlegenheit nicht zuzugestehen: es gibt Leute, welche für das Befehlen geboren werden, und diese befehlen mit dem Blicke, mit der Geberde, mit den Händen; das Wort ist bei ihnen nur ein Zugehör des Befehls: die junge Prinzessin war eine von diesen Personen.

»Es kam die Stunde des Mittagmahls, ohne daß ich das Fauteuil verlassen hatte, auf welches ich ganz nachdenkend bei der Rückkehr in mein Zimmer gefallen war.

»Man meldete mir, es sei bei der Prinzessin servirt; ich hatte mich von meinen Unfällen am Morgen ein wenig erholt, und ging besonders ruhiger und mehr in der Stimmung, Alles zu beobachten, hinab.

»Cäcilie hatte bei sich bei Tische zwei weibliche Verwandte, um die sie sich fast nichts bekümmerte, so daß ich sah, es sei die Gewohnheit der Prinzessin, sich um ihrer Gäste willen keinen Zwang anzuthun; gegen das Drittel des Mahles jedoch begann, ohne sich mit den Anwesenden zu beschäftigen, Cäcilie wieder ihre Fragen, und ich begann wieder meine Antworten. Ich bemerkte indessen so viel Unbestimmtes, so viel Unbändigkeit in ihrer Neugierde; es war unter dieser Anhäufung von heterogenen Studien eine so lächerliche Prätension auf Universalität des Wissens, daß ich mir vornahm, die Arbeit zu regeln, wenn ich freier mit ihr wäre, und sie zu zwingen, auf dem Papiere wenigstens den Hauptinhalt aller Wissenschaften festzustellen, die wir plaudernd berühren würden; ich beschloß gleichfalls, Lexica und Grammatiken kaufen zu lassen; doch ehe dieses Project zum Vorschlage kam, war es unnütz geworden.«

»Wie so?« fragte Danton.

»Ja, Sie können sich nicht denken, was geschah.«

»Was geschah?«

»Es geschah, daß nach Verlauf eines Monats von Spazierritten, von Mittagmahlen, von Conversationen, von academischen Sitzungen, — nach Verlauf eines Monats, hören Sie wohl? — Fräulein Obinska an einem schönen Morgen, während wir frühstückten, im reisten Französisch zu mir sagte:

»»Herr Paul,«« — ich heiße Paul wie der Held von Bernardin de Saint-Pierre, — »»Herr Paul, nun, da ich das Französische und das Englische kann, gehen wir zu einer andern Sprache über.««

»Wie?« rief Danton.

»Ich war ganz verblüfft.«

»Beim Teufel! ich glaube es wohl! sie wagte es, Ihnen das zu sagen, und sie konnte es sagen?«

»Sie konnte es, und sie hatte Recht, es zu wagen; denn, in der That, nach einem Monat war sie des Englischen und des Französischen fast so mächtig als ich; sie behielt alle Wörter im Fluge, sprach sie mit jener Leichtigkeit aus, welche die Gewohnheit der flavischen Sprache gewissen Völkern des Nordens gibt; waren sie dann einmal ausgesprochen, so schien sie dieselben in einem Behälter ihres Gehirnes einzuschließen, von wo sie nur bei Gelegenheit herauskamen. Das Lateinische hatte ihr dazu gedient, mich französisch oder englisch jeden Satz, den sie lernen sollte, aussprechen zu lassen, und ich wiederhole, was man einmal vor ihr gesagt hatte, blieb eben so tief in ihren Geist eingegraben, als sich die Musiknote in das Blei eingräbt. Dieses ganze Gemeng von scheinbar unzusammenhängenden Fragen war das Resultat ihrer geheimen Studien, ihrer inneren Berechnungen. Die Antwort, die ich ihr gab, war ein Schimmer, der für sie einen Horizont von zwanzig Meilen erleuchtete; sie glich jenen Bergleuten, welche ein kleines Loch in einen riesigen Stein graben, ein paar schwarze Körner darein legen und gehen: Plötzlich glänzt eine Flamme, man hört eine Explosion, und es löst sich und rollten fürchterlicher Block, den zwanzig Männer in zwanzig Tagen nicht abgebrochen hätten!

»Diese Masse von Arbeiten hatte Cécilie in einem Monat aus tausend Millionen von Einzelheiten componirt, welche ich, das Thier der Routine, ich, die organisierte Materie, ich, die plumpe Natur, Stückchen um Stückchen anzuhäufen zwanzig Jahre gebraucht hatte; und ich rühme mich doch, verständig zu sein.

»Von dem, was man dieser Frau einmal gesagt, vergaß sie nichts, war es eine Periode, war es eine Seite, war es ein Kapitel, war es ein Band! Dies, mein Lieber, war der Zögling, mit dem ich es zu thun hatte! Was halten Sie davon?«

»Bei meiner Treue! ich weiß nicht recht, was ich davon halte,« antwortete Danton; »doch ich weiß wohl, was ich fühle, und das gleicht sehr der Bewunderung.«

»Es versteht sich von selbst,« fuhr Marat fort, »Fräulein Obinska, so stolz sie war, wußte mir Dank, daß ich ihr einen solchen Triumph der Eitelkeit verschafft hatte; nur offenbarte sich ihre Freude nicht, wie dies bei einer Andern geschehen wäre, bei einer gewöhnlichen Frau, zum Beispiel, durch eine Verdoppelung von Zärtlichkeit, oder durch die Entwaffnung dieser Festigkeit, die sie mir furchtbar gemacht hatte; nein, Fräulein Obinska war weder mehr, noch minder unangenehm, als sie es von Anfang an gewesen.«

»Ei!« fragte Danton, »dann möchte ich gern wissen, was Sie von ihrer Veränderung wahrnahmen, wenn sie sich nicht geändert hatte?«

»Mein lieber Satyriker, erinnern Sie sich wohl: die Frauen sind extrem in Allem. Cécilie war, wie die Andern, das heißt sogar mehr als die Andern, mit dem gräßlichen Stolze der polnischen Aristokraten begabt. Sie hatte bemerkt, welchen Eindruck sie auf mich gemacht, und das genügte ihr.«

»Ah! sie hatte Eindruck auf Sie gemacht?« sagte Danton.

»Ich leugne es nicht.«

»Nun, nun, der Roman schürzt sich!«

»Vielleicht . . . Doch ich bitte, lassen Sie ihn fortsetzen; er währt schon lange, und die Stunde rückt vor.

»Ich habe Ihnen mit großen Zügen den Vater gemalt; Sie müssen die Tochter kennen, denn ich

habe ihr die Vollendung einer Miniature gegeben; Sie sind nicht zu wenig Landschaftsmaler, um sich nicht die Gegend, das Schloß, die Stadt vorzustellen. Bedenken Sie also, was für mich, einen sechsundzwanzigjährigen jungen Mann, — bedenken Sie, was der Frühling war, was der Sommer war, mitten unter dieser Gesellschaft, unter allen diesen Berausungen des Reichthums, der Schönheit, des Geistes zugebracht.

»Ich war leicht zu bezaubern, ich wurde wahnsinnig, — wahnsinnig vor Liebe! Ja, vor Liebe . . . So wie der Geist von Cäcilie sich des meinigen bemächtigte, so wie diese Frau mich fesselte, mich blendete durch ihre Ueberlegenheit, ward mein Herz, das die einzige Fähigkeit meines Wesens geblieben, deren Macht sie nicht übertraf, ward mein Herz überschwemmt von Liebe, und ich brachte meiner Schülerin mein Wissen, meine Philosophie, meinen Stolz dar, unter der Bedingung, daß sie mir eines Tags ein wenig von *ihrer* Herzen würde überlassen wollen; und das, Sie begreifen es wohl, war keine gemachte Bedingung: es war eine gefaßte Hoffnung!«

»Sie machten ihr also ein Geständniß, wie die neue Heloise?« fragte Danton.

Marat lächelte stolz und erwiderte:

»Nein, ich wußte zu gut, an welche Frau ich mich wandte; ich hatte zu wohl die Kälte bemerkt, mit der sie meine Bestrebungen aufnahm. Wie hätte ich, demüthig und verliebt, dem unablässig tyrannischen Befehle widerstanden, der den Augen der adeligen Frau, die man liebt, entschlüpft? . . . Nach einem Studium von drei Monaten wußte Cäcilie all mein Wissen; nach vier Monaten hatte sie meinen Geist entziffert; ich hatte also nur noch Eines zu befürchten: ihr Scharfsinn werde mein Herz entziffern; von dem Tage an, wo sie mich von dieser Seite völlig errathen, war ich, wie ich fühlte, verloren.«

»Das war also ein Wesen von Marmor?« fragte Danton.

»Hören Sie, soll ich Ihnen ein Bekenntnis machen?«

»Thun Sie es.«

»Ich habe mir immer eingebildet, wenn diese Frau je hätte lieben sollen, so wären ihre Augen auf mich gefallen.«

»Was hinderte sie dann, die Augen zu senken?«

»Es gibt in den menschlichen Gefühlen, in der Art, wie sie geboren werden, sich erzeugen oder sich ersticken, Geheimnisse, die sich nicht erklären lassen. Cäcilie verachtete mich; sie richtete nur bei der äußersten Nothwendigkeit ein Wort an mich; nicht ein einziges Mal hatte sie meinen Arm auf dem Spaziergange oder bei den Uebungen angenommen, und dennoch trieb mich etwas an, sie zu lieben, obschon etwas noch Mächtigeres mich abhielt, es ihr zu sagen.«

»Das ist, bei Gott! der Roman.«

»Ja, der Roman, das heißt der Teufel! Sie werden sehen, ob der Teufel bei mir Unrecht hatte, und ob er durch das Warten verlor.«

»Lassen Sie hören!«

»Ich habe Ihnen gesagt, daß das Frühjahr verging, daß der Sommer verging . . . Nun wohl, es war immer dieselbe Kälte bei diesem Mädchen, und ich fing an der Unglücklichste der Menschen zu werden! Alle meine Ideen hatten sich verwandelt; ich liebte nicht mehr, ich begehrte . . . ich träumte nicht mehr, ich delirirte. Eines Tags, — ah! mein lieber Zuhörer, was wollen Sie? Sie müssen sich wohl mit dieser Formel begnügen, bis Sie eine bessere gefunden haben; — eines Tags, da ich sie so schön und so ungerecht sah, hatte ich einen Augenblick der Schwäche; wir waren auf der Promenade in ihrer Caleche, die sie selbst mitten in den Wäldern

führte, — und ich sagte mit einem Gesichte, in welchem sich die Frauen, auch die grausamsten, nie täuschen:

»»Mein Fräulein, wäre es Ihnen gefällig, den Wagen anhalten zu lassen? Ich leide sehr!««

»Sie blies in ein goldenes Pfeifchen, und ihre halbwilden Pferde blieben, gewöhnt, ihr aus dieses Zeichen zu gehorchen, sogleich stehen.

»»Was haben Sie?«« fragte sie mit ihrem kurzen Tone und ihrem durchdringenden Blicke. ,

»»Ich getraue mir nicht, es Ihnen zu sagen; es wäre Ihrer würdig, es zu errathen.««

»»Ich lerne Alles, außer Räthsel zu errathen,«« versetzte sie trocken.

»»Ach!«« erwiderte ich, »»der Ton, den Sie annehmen, um mir zu antworten, beweist mir, daß Sie mich begriffen; ich glaube indessen nicht, Sie schon beleidigt zu haben, nicht wahr? Nun wohl . . .««

»»Nun wohl, was?«« fragte sie.

»»Erlauben Sie mir, mich zu entfernen, ehe mir der Gedanke kommt, die Achtung gegen Sie zu verletzen.««

»»Es steht Ihnen vollkommen frei, sich zu entfernen oder zu bleiben: gehen Sie, wenn Ihnen das zusagt; bleiben Sie, wenn es Ihnen beliebt.««

»Ich erbleichte und sank auf dem Sitze des Wagens zusammen; die Prinzessin schien es nicht zu bemerken; nur entschlüpfte die Peitsche ihren Händen und fiel auf die Erde in dem Augenblicke, wo sie die Pferde angetrieben hatte. Ich sprang aus dem Wagen, nicht um die Peitsche aufzuheben, sondern um mich von den Rädern zermalmen zu lassen. Immer kalt und unempfindlich, errieth der Dämon mein Vorhaben, ehe es gefaßt war, und lenkte mit einem Zuge der Hand die Pferde ab; das Rad, das mich entzwei schneiden sollte, ergriff nur den Flügel meines Rockes.

»Ausgestreckt auf dem Sande, wie ich da lag, schaute ich sie sodann an; sie schleuderte mir einen Blick so leuchtend, so voller Drohungen zu; sie war so bleich, so zornig ohne Zweifel, daß ich es beklagte, daß ich für eine solche Frau hatte sterben wollen.

»Ich stand auf.

»»Quid ergo?«« sagte sie mit einem ungeheuren Uebermuthe.

»»Ecce flagellum; recipe!«« antwortete ich ironisch, während ich wieder meinen Platz bei ihm nahm.

»Und ich hatte im Herzen eine solche Verachtung, im Gehirne eine solche Exaltation, als ich diese Worte sprach, daß ich nicht die Macht besaß, meine Geberde zu messen, und daß ich, indem ich Cäcilie ihre Peitsche zurückgab, mit meiner Hand ihre Hand streifte, die sich ausstreckte, um sie von mir zu nehmen.

»Die Berührung brannte mich, wie es ein glühendes Eisen gethan hätte; sie, indem sie sich gegen mich neigte, um sie mir zu entreißen, stieß mit der Wange an meine Stirne.

»Ich gab einen Seufzer von mir und hätte beinahe das Bewußtsein verloren.

»Cäcilie peitschte ungestüm, wüthend, zwanzigmal hinter einander, ihre gereizten Pferde, welche in einem entsetzlichen Galopp davon jagten und ein wildes Gewieher vernehmen ließen.

»Der Lauf dauerte über eine Stunde.

»Während dieser Stunde machten wir vielleicht zehn Meilen, ich ohne eine Bewegung zu versuchen, sie ohne ein Wort zu sprechen.

»Und das war Alles. Wir kehrten ins Schloß zurück, ich halb todt, sie nervös, schauernd und ergrimmt, die Pferde in Schweiß und Schaum gebadet.«

»Und Sie reisten nach diesem schönen Streiche ab?« fragte Danton.

»Nein, das Fleisch dieser Frau hatte mein Fleisch verzehrt; ich gehörte ihr: sie mußte mir gehören.«

»Ho! ho! das ist nicht mehr Saint-Preux; das ist ganz reiner Valmont.«

»Die Geschichte ist noch nicht zu Ende,« erwiderte Marat lächelnd, »und wir werden vielleicht einen Typus finden, der weniger schaal als Valmont. Warten Sie!«

XV.

Der Roman entwickelt sich.

Es trat ein Augenblick der Stille ein. Für Marat war es Bedürfniß, Athem zu holen, Danton war es nicht unangenehm, nachzudenken.

»Ich sagte Ihnen,« fuhr Marat fort, »es sei durch meine Adern Feuer geströmt, nicht Blut, warten Sie, warten Sie, mein Roman ist nicht Laclos unterzeichnet, und ich bin kein Romanendichter mit Manchetten; warten Sie, warten Sie!«

Doch abermals die vielfache Ueberlegenheit, die er über Marat hatte, mißbrauchend, sprach Danton:

»Es ist gewiß, daß Sie jung waren; es ist sogar möglich, daß Sie schön waren, — Sie sagen es, und ich glaube es; doch ich muß Ihnen gestehen, ich kann mir nicht erklären, wie Sie sich von einer solchen Frau lieben gemacht hätten.«

»Und wer spricht von sich lieben machen?« entgegnete Marat bitter. »Mich lieben gemacht haben! ich? Die von der Liebe mit ihrer Ungunst verfolgten Leute, welche weder eine Frau, noch eine Geliebte finden konnten, haben zuweilen wenigstens das Glück gehabt, von ihrem Hunde geliebt zu werden. Ich, ich suchte einen zu bekommen: es war eine herrliche schottische Dogge; sie erwürgte mich zu drei Vierteln, als ich ihr eines Tags aus ihrer Suppe einen Knochen nahm, der sie selbst hätte erwürgen können. Mich lieben machen . . . bah! ich habe nur bei meiner ersten Zusammenkunft mit Cäcilie hieran gedacht; seitdem nie mehr!«

»Dann wird der Roman ganz kurz hier in Ihre Tasse Milch fallen, wie Sie selbst in den Schnee fielen?«

»Oh! nein! Sie kennen mich nicht, lieber Freund: ich habe Beharrlichkeit, sehen Sie, und was ich will, das will ich recht. Sie sind groß, Sie sind stark, Sie sind mir überlegen; — Sie glauben es wenigstens, und ich gebe es zu. — Nun wohl, wenn es mir einfiel, Sie im Einzelkampfe schlagen oder in der Beredtsamkeit besiegen zu wollen, so wären Sie geschlagen oder besiegt, mein Lieber! Nöthigen Sie mich nie, Ihnen einen Beweis hiervon zu geben. . . Ich wollte mich nun an Cäcilie rächen, ich wollte sie unterwerfen, ich wollte sie besiegen, und hierbei benahm ich mich also . . .«

»Mit Gewalt? Ei! mein Lieber, bei der ersten Geberde, die Sie wagen, wird Sie diese Frau krumm und lahm schlagen.«

»Ich machte mir dieselbe Reflexion wie Sie,« erwiederte Marat, »und ich griff zu minder gefährlichen Mitteln.«

»Teufel! Teufel!« rief Danton, »gab es dort einen Codex der Erfindungen des berufenen Marquis de Sade¹⁹?«

»Warum Jemand copiren?« erwiederte Marat verächtlich. »Ist man nicht selbst? Warum im Arsene Anderer Werkzeuge der Ueppigkeit suchen? War ich nicht Mediciner-Botaniker und sehr speciell bewandert im Studium der Schlafmittel?«

»Ah! ja! ein kleines Narcoticum! ich begreife,« rief Danton.

»Nehmen Sie das an, wenn Sie wollen; gewiß ist, daß bei einem unserer Spazierritte, in der

Tiefe einer mit Wald bedeckten Schlucht, die junge Prinzessin von einem unüberwindlichen Schläfe befallen wurde. Sie begriff vielleicht, von wo dieser Schlaf ihr zukam, und was das Resultat davon sein sollte. Denn sie schrie: »Zu Hilfe!« Da nahm ich sie in meine Arme, um sie vom Pferde steigen zu machen, und da sie das Bewußtsein völlig verloren hatte, so sandte ich den Piqueur weg, um einen Wagen im Schlosse zu holen; so befand ich mich allein mit der Prinzessin.«

»Sehr gut,« sagte Danton, starr und mit einem gewissen Ekel Marat anschauend; »doch wenn man geschlafen hat, besonders einen bewegten Schlaf, so erwacht man wieder.«

»Cäcilie erwachte in der That in dem Augenblicke, wo der Wagen mit ihren Frauen ankam,« antwortete Marat. »Es war nicht nöthig, den Arzt zu holen; der Arzt, das war ich; ich erklärte, Fräulein Obinska laufe keine Gefahr, und Jedermann war zufrieden.«

»Und Sie auch?«

»Oh! ja . . . Ich erinnere mich, daß sie, als sie erwachte, zuerst suchte; da sie mich aber nicht fand, verfolgte sie mich mit den Augen, bis sie mich gefunden hatte. Dann schien ihr Blick zugleich bis in den tiefsten Falten meines Herzens und meines Geistes zu forschen.«

»Das war ein Verbrechen, wissen Sie das?« sagte Danton, »und Sie haben vollkommen Recht, Atheist zu sein; denn wenn es einen Gott gab, mein Lieber, und dieser Gott hätte in diesem Augenblicke auf Ihre Seite geschaut, so würden Sie die Strafe für Ihr Verbrechen erlitten haben, und zwar eine fürchterliche Strafe!«

»Sie werden sehen, ob ich bezahlt bin, an einen Gott zu glauben,« sagte Marat mit einem grimmigen Zähneknirschen. »Ich hatte berechnet, ohne Zeugen, ohne Genossen, ohne Feinde, sei ich nichts ausgesetzt in Folge dieser Handlung, die ich eine Rache nenne, und die Sie ein Verbrechen nennen; in der That, wer konnte mich bei Cäcilie in Verdacht bringen, und hatte sie mich im Verdachte, wie sollte sie es wagen, mich anzugeben?«

»Alles ging Anfangs, wie ich es vorhergesehen. Cäcilie behandelte mich fortwährend ohne Bevorzugung, aber auch ohne Haß, sie suchte weder, noch floh sie eine Gelegenheit, mit mir beisammen zu sein; und selbst wenn eine Veränderung bei ihr vorgegangen, so war dies vom Strengen zum Sanften.«

»Oh! der Unglückliche, der nicht entfloh!« rief Danton; »warum flohen Sie denn nicht. Wahnsinniger? . . . Ah! ich errathe es aus ihren Augen!«

»Warum ich nicht floh? Sagen Sie es, scharfsinniger Mann, und wir werden sehen, ob Sie richtig errathen.«

»Sie flohen nicht, weil der Dieb, der nicht entdeckt worden ist, auf Straflosigkeit für einen zweiten Diebstahl hofft.«

»Ah! Sie sind scharfsinniger, als ich glaubte,« antwortete Marat mit einem häßlichen Lächeln. »Ja, ich erwartete die Straflosigkeit, ich erwartete die Gelegenheit bis zum Monat September, das heißt zwei Monate lang.«

»Doch, zwei Monate bewältigt, brach der über meinem Haupte angehäuften Sturm endlich los.«

»Eines Morgens trat der Fürst Obinsky in mein Zimmer ein; ich kleidete mich an, da ich wie gewöhnlich mit Cäcilie auszureiten gedachte. Ich wandte mich um bei dem Geräusche, das er die Thüre zuschlagend machte, und nahm, um ihn zu empfangen, meine freundlichste Miene an; der würdige Herr hatte gegen mich immer nur Wohlwollen und Aufmerksamkeiten gehabt. Doch die Thüre schließend mit einem Zittern, das ich noch nicht bemerkt, und das mich sogleich sehr

beunruhigte, sprach er lateinisch:

»»Galle! Galle, proditor infamis! flecte geuua et ora!««

»Zu gleicher Zeit zog er seinen Säbel aus der Scheide und ließ die Klinge über meinem Kopfe glänzen.

»Ich folgte mit den Augen, vom Schrecken erfaßt, der Schwingung dieser zischenden Klinge.

»Ich stieß einen so entsetzlichen Schrei aus, daß mein Henker zögerte; überdies dünkte ihm der Tod durch den Säbel vielleicht noch zu edel für einen Verbrecher meiner Art.

»Es erschollen mehrere Tritte im Flurgange; der Fürst steckte seinen Säbel wieder in die Scheide und öffnete die Thüre denjenigen, welche sich näherten:

»»Kommt, kommt,«« sagte er zu den erschrockenen Dienern, »»kommt! hier ist ein Schurke, der ein großes Verbrechen begangen hat.««

»Und er deutete mit dem Finger auf mich.

»Ich schauerte, denn erklärte der Starost laut die Schande seiner Tochter, so geschah es, weil er sie zu rächen beschlossen hatte, und diese Rache war mein Tod! ich war verloren!

»Ich glaube, es ist erlaubt, in einem solchen Momente Angst zu haben; überdies bin ich kein Prahler, und ich gestehe, daß es mir manchmal, wenn ich unversehens überfallen werde, an Muth fehlt, wie es gewissen Leuten an Geistesgegenwart gebricht.

»Ich warf mich auf die Kniee, die Hände gefaltet, die entflamnten Augen des Fürsten befragend, und meinen Blick nur von ihm abwendend, um ihn auf diese seinen geringsten Willensäußerungen unterworfenen Menschen zu richten, die nur auf eine Geberde warteten, um ihm zu gehorchen.

»»Aber was habe ich denn gethan?«« rief ich ganz zitternd und zugleich hoffend, denn mir schien, wenn mich der Fürst nicht geschlagen, so habe ihn irgend eine Furcht zurückgehalten.

»Doch er antwortete mir nicht einmal und rief seinen Dienern zu:

»»Dieser Franzose, den ich bei mir aufgenommen, den ich bei mir genährt habe, ist ein Verräther, ein Spion der Katholiken, ein Verschwörer abgesandt von den Feinden unseres guten Königs Stanislaus Poniatowski!««

»Da er Lateinisch sprach, so verstand ich ihn. »»Ich!«« rief ich erschrocken, »»ich, ein Spion?«« »»Und,«« fuhr Obinsky fort, »»statt ihn auf eine ehrenvolle Art zu tödten, wie ich es so eben mit meinem Säbel thun wollte, habe ich beschlossen, daß er sterben soll wie die Sklaven und die Verbrecher, das heißt, unter der Knute! Holla! holla! die Knute dem Elenden! die Knute!««

»Ich hatte nicht Zeit, etwas zu erwiedern: zwei Männer bemächtigten sich meiner, und auf ein Zeichen des Starosten schleppte man mich in den Hof, wo der Profoß des Schlosses, — jeder von diesen kleinen Herren, denen das Recht über Leben und Tod bei ihren Leuten zusteht, hat einen Profoß, — wo der Profoß des Schlosses Befehl hatte, mich knuten zu lassen, bis der Tod erfolge.

»Beim zehnten Streiche ward ich, in meinen: Blute gebadet, ohnmächtig!«

Hier machte Marat eine Pause; er hatte Danton durch seine Blässe und den grimmigen Ausdruck seiner Physiognomie erschreckt.

»Ho! ho!« murmelte der Riese, »Fräulein Obinsky hatte nicht Unrecht gehabt, ihre Geheimnisse ihrem Herrn Vater anzuvertrauen: das war ein verschwiegener Beichtiger!«

»So verschwiegen,« antwortete Marat, »daß er mich hätte tödten lassen, damit ich nicht

spreche; ich sage tödten, denn der Fürst hatte, ich wiederhole es, befohlen, zu schlagen, bis ich dm letzten Athem ausgehaucht.«

»Mir scheint aber, Sie sind nicht todt,« entgegnete Danton.

»Dank sei es dem Freunde, den ich mir, ich weiß nicht wie, gemacht hatte.«

»Welcher Freund?«

»Der Piqueur, der uns auf unsern Ausflügen folgte, und der, da er die Grausamkeit von Cäcilie sah, Mitleid mit mir bekommen hatte: das war der vertrauteste Freund meines Henkers; er bat für mich bei ihm; der Henker ließ mich ohnmächtig liegen und meldete dem Fürsten, ich sei todt. Glücklicher Weise hatte der Fürst nicht den Gedanken, sich der Thatsache durch sich selbst zu versichern! Man trug mich ohnmächtig in das Zimmer des Piqueur, von wo ich auf einen von den kleinen Friedhöfen geworfen werden sollte, in denen die polnischen Herren einfach die unter der Knute gestorbenen Leibeigenen beerdigen lassen, und hier verband mich mein Piqueur aus seine Weise, das heißt, er legte mir Umschläge mit Wasser und Salz auf meine Wunde.«

»Sie sagen meine Wunde,« bemerkte Danton, der vom Leiden seines Wirthes nicht sehr bewegt schien; »ich glaube, ich hörte Sie erzählen, Sie haben eine zahllose Menge von Peitschenhieben bekommen?«

»Ja,« antwortete Marat; »doch ein geschickter Henker schlägt immer aus dieselbe Stelle, und die zehn Hiebe machen nur einen einzigen Einschnitt, einen gräßlichen Einschnitt, durch den gewöhnlich die Seele mit dem Blute entströmt.«

»Nun, das Salz that Ihnen gute Dienste, nicht wahr?« fragte Danton.

»Gegen Abend, es war ein Sonntag; — ich erinnere mich dessen, weil an diesem Tage Fräulein Obinska beim Fürsten Czartoryski speisen sollte, wo der König Stanislaus speiste; — gegen Abend besuchte mich mein Retter; ich war erschöpft, ich hatte kaum die Kraft, die Augen zu öffnen, der Schmerz entriß mir unaufhörlich Schreie.

»»Jedermann hält Sie hier für todt!«« sagte er lateinisch zu mir, »»und Sie wagen es, zu schreien?««

»Ich antwortete ihm, es geschehe unwillkürlich.

»»Wenn der Herr oder das Fräulein Sie hörten,«« sprach er, »»so würde man Ihnen den Garaus machen, und ich würde dieselbe Strafe erleiden, wie Sie.««

»Ich suchte sodann meine Schreie zu ersticken; hierzu mußte ich aber meine Hand auf den Mund drücken.«

»»Hier ist Ihr Geld,«« fügte er bei, indem er mir meine Börse bot, welche vierhundert Gulden von meinen Ersparnissen enthielt; »»der Herr hatte es mir mit Ihrer übrigen Verlassenschaft geschenkt; doch ohne Geld könnten Sie nicht fliehen, und Sie müssen fliehen.««

»»Wann?«« fragte ich mit Bangigkeit.

»»Ei! sogleich.««

»»Sogleich? Sie sind verrückt! ich kann mich nicht rühren.««

»»In diesem Falle,«« sprach phlegmatisch der redliche Freund, »»in diesem Falle will ich Ihnen die Hirnschale mit einem Pistolenschusse zerschmettern! Sie werden nicht mehr leiden, und ich werde außer Angst sein.««

»Zu gleicher Zeit streckte er die Hand gegen die am Kamine hängenden Pistolen aus.

»»Ei!«« sagte ich mit kläglichem Tone, »»warum haben Sie mich von der Knute gerettet, da

Sie mich nun tödten wollen?««

»»Ich habe Sie gerettet,«« antwortete er, »»weil ich auf Ihre Energie hoffte; weil ich dachte, ich werde Sie noch am Abend auf die Beine bringen, Ihnen Ihre Gulden geben, und Sie aus dem Schlosse führen . . . bis vor die Thore von Warschau, wenn es sein müßte; da Sie sich aber selbst verlassen, da Sie, während Sie in größter Eile fliehen müßten, erklären, es sei Ihnen unmöglich, sich zu rühren; da Sie endlich, wenn Sie hier bleiben, mich mit sich ins Verderben stürzen, so ist es besser, daß Sie allein zu Grunde gehen.««

»Diese Worte, und die entschlossene Geberde, die ihnen vorangegangen war, bestimmten mich völlig; ich stand auf; ich stieß keinen Schrei mehr aus, trotz entsetzlicher Leiden; was mich von der Wahrheit des Spruches von Gallienus: Malo pejore minus deletur, überzeugte.«

»Armer Teufel!« sagte Danton, »mir ist, als sähe ich Sie.«

»Oh! Sie haben Recht, armer Teufel! Ich zog einen Mantel über mein von Blut feuchtes Hemd an; der Piqueur steckte meine Börse in meine Tasche, führte mich an der Hand fort und brachte mich in die Stadt auf den abgelegensten Wegen, die er nehmen konnte. Jeder Schritt, den ich machte, riß mir die Seele aus. Ich hörte zehn Uhr im Palais Czartoryski schlagen, und mein Führer sagte mir, er werde mich nun verlassen, da ich keine Gefahr mehr laufe; um zehn Uhr seien die Straßen verödet, und wenn ich ganz gerade der Straße folge, in der wir uns befanden, so werde ich nach fünf Minuten außerhalb der Stadt sein. «

»Ich dankte ihm, wie man einem Lebensretter dankt. Ich bot ihm an, meine vierhundert Gulden mit mir zu theilen; er schlug es aus und erwiderte, ich habe nicht zu viel, um Frankreich zu erreichen; was er so rasch als möglich zu thun mich aufforderte.

»Der Rath war gut; ich verlangte auch nichts Anderes, als ihn zu befolgen. Zum Unglücke hing der Wunsch allein von mir ab; doch die Ausführung hing vom Zufalle ab.«

XVI.

Wie sich die Abenteurer von Marat mit denen eines Königs vermengt finden.

»Mein Plan, oder vielmehr der des wackern Mannes, welcher mich gerettet hatte, war ganz gemacht. Obgleich er mich zu fliehen antrieb, hatte der Piqueur doch eingesehen, daß ich, verwundet, wie ich war, nicht unmittelbar fliehen konnte. Und er hatte mir eine Rast zgedacht.

»Sobald ich aus der Stadt wäre, sollte ich eine Meile von da, bei einem von seinen Schwägern, einem Köhler seines Standes, wohnen, der mich nur bei Nennung des Namens Michael aufnehmen würde. — Michael, ich habe vergessen, Ihnen dies zu sagen, so hieß der Piqueur. — Hier, mitten im Walde verborgen, sollte ich mich wiederherstellen und unfindbar bleiben bis zu dem Augenblicke, wo ich mich stark genug, suhlte, um Preußen oder Flandern zu erreichen, oder, besser noch, um mich in Danzig einzuschiffen und nach England zu reisen.

»Wer jenes Etwas, das das Geschick der Menschen leitet, war in dieser Nacht beschäftigt, meine Pläne und die von vielen Anderen zu verrücken; dies sei beiläufig gesagt, damit Sie mich nicht der Abgeschmacktheit beschuldigen.

»Wir waren, wie Sie schon wissen, an einem Sonntage, — einem Sonntage des Septembers, dem ersten; das heißt am 3. September 1771.«

Marat hielt inne und schaute Danton an.

»Nun?« fragte dieser.

»Nun, erinnert Sie dieses Datum an nichts?«

»Bei meiner Treue! nein!« erwiderte Danton.

»Mich erinnert es sehr, und ganz Polen zugleich mit mir.«

Danton suchte, aber vergebens.

»Ah!« sagte Marat, »ich sehe Wohl, daß ich Ihnen zu Hilfe kommen muß.«

»Kommen Sie, ich bin nicht stolz.«

»Sie, der Sie so viele Dinge wissen,« fuhr der Erzähler mit einer leichten Färbung von Ironie fort, »Sie wissen ohne Zweifel, daß der König Stanislaus zu politischen Feinden alle Dissidenten der griechischen Kirche, die Lutheraner und die Calvinisten hatte, deren Rechte auf eine freie Uebung ihres Cultus durch die Conferenzen in Kadan im Jahre 1768 anerkannt worden waren?«

»Ich gestehe, daß ich mich wenig um die Religion bekümmert habe, aus dem Gesichtspunkte des Auslands besonders, da mir diese Fragen nicht sehr interessant für Frankreich zu sein schienen.«

»Das ist möglich; doch Sie werden bald sehen, wie interessant sie für einen Franzosen waren,« erwiderte Marat.

»Ich höre.«

»König Stanislaus hatte also die Rechte der Dissidenten anerkannt; doch kaum waren diese Heresiarchen im Genusse der freien Uebung ihrer Religion, als gewisse ultrakatholische Bischöfe und der Adel mit diesen Bischöfen in Podolien ein Bündniß bildeten, um die religiösen Freiheiten zu vernichten, und da Stanislaus, ein redlicher Mann und ein edelmüthiger König, an

seinem Worte hielt und den Dissidenten ruhig im Schatten des Thrones zu leben erlaubte, so zettelten die Conföderirten von Podolien gegen diesen Fürsten eine kleine Verschwörung an.«

»Ei! das gleicht sehr dem, was Heinrich IV. begegnete.«

»Ja, abgesehen von der Entwicklung . . . Ich sage also, daß die Bischöfe Soltyk von Krakau und Massalsky von Wilna in Bar gegen den toleranten König conspirirten, und die Verschwörung war folgender Art.«

»Ich höre, um das insurrectionelle Verfahren der Herren Polen zu beurtheilen.«

»Oh! der Plan war einfach, fast naiv: es wurde beschlossen, Stanislaus sollte aus Warschau entführt und sequestirt werden, bis er sich zu bessern versprochen hätte. Im Falle, daß man ihn nicht lebendig entführen könnte, sollte man ihn todt wegbringen, was beinahe auf Eins herauskäme und, nach der Behauptung Einiger, noch sicherer wäre.«

»Wahrhaftig,« sagte Danton, »für Franzosen des Nordens, wie man diese Herren nennt, war das beinahe eben so galant, als bei den Türken!«

»Es mag sein . . . mir gleichviel! Doch beurtheilen Sie die Fatalität: diese Leute waren zu vierzig versammelt und hatten drei Chefs ernannt; sie wählten, um die Entführung zu vollbringen, gerade den ersten Sonntag vom September, den dritten Tag des Monats, denselben, an welchem der Herr Obinsky sich, — er glaubte es wenigstens, — die Befriedigung gegeben hatte, mich unter der Knute sterben zu lassen.

»Es war verabredet, daß, da an diesem Tage der König beim Fürsten Czartoryski speisen würde, die Verschworenen ihn angreifen sollten, sobald sein Wagen in die große öde Straße, wo ich mich befand, gelangt wäre. Man geht in Warschau frühzeitig zu Bette, am Sonntag besonders. Der König fuhr von seinem Wirthe um zehn Uhr weg; er hatte eine kleine Escorte, und ein Adjutant war bei ihm in seinem Wagen.

»Die Verschworenen, alle zu Pferde, lagen im Hinterhalte in einem Gäßchen, durch das der König nothwendig, passieren mußte, um die große Straße zu erreichen.

»Kennen Sie die Einzelheiten oder nur das Factum dieser Entführung?«

»Ich kenne das Factum, nicht mehr.«

»Da ich das Opfer zugleich des Factums und der Einzelheiten war, so will ich Ihnen diese erzählen; doch seien Sie unbesorgt, das wird ungefähr eine Zeit brauchen der gleich, welche es brauchte, daß sie in Erfüllung gingen.

»Die Ungeduld der Verschworenen erlaubte diesen nicht, zu warten, bis der König die große Straße erreicht hatte; überdies war das Gäßchen günstiger für einen Hinterhalt. Sie fingen damit an, daß sie ein Rottenfeuer mit ihren Pistolen auf den Wagen eröffneten; bei diesem Debut zerstreute sich die Escorte, und der Adjutant machte sich durch den Wagenschlag aus dem Staube. Ein Heiduck allein, der einen Platz auf dem Sitze des Kutschers hatte, hielt Stand, widersetzte sich den Angreifenden und ließ sich von einer Menge von Kugeln durchbohren. Das war der einzige Vertheidiger des Königs; der Kampf währte auch nicht lange.

»Die Verschworenen stürzten sich auf den Wagen, ergriffen Stanislaus in dem Augenblicke, wo er zu fliehen suchte, wie es sein Adjutant gethan hatte, zogen ihn an den Haaren und an den Kleidern im Galopp ihrer Pferde fort, brachten ihm zuerst eine tiefe Wunde am Kopfe durch einen Säbelhieb bei, verbrannten ihm das Gesicht durch einen Pistolenschuß und schlepten ihn am Ende aus der Stadt.

»Was der arme Fürst litt, bildete den Stoff eines langen Gedichtes, das man in Polen singt, wie

man einst die *Odyssee* in Griechenland sang, wie man das *Befreite Jerusalem* in Venedig sang, wie man heute noch den *Orlando Furioso* in Neapel fingt. In dieser *Odyssee*, die man in Polen fingt, kommen Einzelheiten vor, welche Sie vor Entsetzen würden schaudern machen. Sie würden sehen, daß Stanislaus seinen Pelz, seinen Hut, seine Schuhe und eine Börse von Haaren verlor, an der ihm mehr lag, als an dem Gelde, das darin war; daß er zehnmal vor Entkräftung fast umkam, zehnmal die Pferde wechselte, zehnmal den Befehl erhielt, sich zum Tode vorzubereiten, und daß sich alle seine Entführer einer um den andern wie Gespenster zerstreuten, den Anführer ausgenommen, der zuletzt allein bei seinem Gefangenen blieb; er kräftig, unverseht, bewaffnet wie ein Arsenal; der Gefangene verwundet, erschöpft, in Verzweiflung.

»Dann, in dem Augenblicke, wo es der Gefangene am wenigsten erwartete, wo ein schneller Tod der Gegenstand seines sehnsüchtigsten Wunsches war, beugte der Anführer der Empörer plötzlich ein Knie vor dem König, bat sein Opfer um Verzeihung, und ließ sich am Ende von demjenigen beschützen, welcher nur Gott allein zum Beschützer zu haben glaubte . . . Alles dies dürfte Ihnen aber eine Abschweifung scheinen, mein lieber Danton; ich komme also auf mich zurück. Richten Sie die Augen wieder auf den Ort, wo Sie Ihren Diener gelassen haben; ich trenne mich vom wackeren Michael, das Blut fließt immer aus meiner Wunde, der Schweiß überströmt mich mit dem Blute, der Schwindel macht Bäume und Häuser vor mir wirbeln, ich kenne mich nicht mehr; ich schwanke und rolle rechts und links wie ein Trunkener; im Grunde von Allem dem existiert der Instinct des Lebens immer noch, und mit diesem Reste von Kraft versuche ich es, dem Wege zu folgen, der mir bezeichnet worden ist.

»Plötzlich höre ich das Knallen von Feuergewehren in dem Gäßchen, das ich zu meiner Linken gelassen hatte; ich höre Geschrei der Drohung mit Schreckensschreien vermischt! Ueberdies hatte ich das Geräusch eines Wagens gehört: das beunruhigte mich, denn wenn ich in der Mitte blieb, konnte mich der Wagen zerquetschen; doch beim Lärmen der Schüsse hält er an, und die Pferde stampfen. Was ist das?

»Erschrocken orientiere ich mich, indem ich horche. Was das war, wissen Sie schon, denn ich habe es Ihnen so eben gesagt; es sind die Leute des Königs, die mit verhängten Zügeln in allen Richtungen davonjagen. Zwei oder drei von ihnen wählen die Straße, der ich folge; Einer derselben streift mich im Vorüberreiten, und der Wind feines Laufes ist beinahe genügend, um mich niederzuwerfen. Dann fährt der Wagen unter der Escorte von dreiundvierzig Verschworenen weiter; Wagen und Verschwörer erscheinen am Ende der Straße, wo ich war, und stürmen über mich hin wie ein Orkan, der mich zu Boden wirft; die Pferde springen, ich weiß nicht wie, über mich, ohne mich zu berühren; und derjenige, welcher mich mit den Füßen tritt, ist der arme König Stanislaus, den man fortschleppt! Die Pferde, der Wagen, in den man den Gefangenen hat einsteigen lassen, die Verschwörer mit dem bloßen, durch die Nacht funkelnden Säbel, Alles verschwindet sodann in der Ferne, und ich bleibe auf dem Boden ausgestreckt, nicht mehr athmend, nicht begreifend, und mich aufs Gerathewohl dem heiligen Paulus, meinem Patron, empfehlend, daß er mich aus diesem neuen Unglücke herausziehe.

»Nach Verlauf von fünf Minuten vollkommene Stille, tiefe Nacht, nichts mehr am Horizont, Alles ist verschwunden wie ein Rauch; nur einige Fenster um mich her, die man bei dem Lärmen des wüthenden Galopps geöffnet hat, und die sich ziemlich gleichgültig wieder schließen.

»Die Einwohner von Warschau verzeihen leicht einen Soldatenstreit am Sonntag: der Tumult hat für einen Streit gegolten. Ich, ein armer Verstümmelter, bleibe unbeweglich, zu schwach oder vielmehr zu sehr erschrocken, um es zu versuchen, auszustehen. Alles, was ich verlange, ist, es

möge Niemand so neugierig sein, in die Straße zu schauen, es möge Niemand so barmherzig sein, mir Hilfe zu bringen.

»So vergeht eine halbe Stunde, während welcher alle meine Sinne, fast vernichtet durch die vergangene Gefahr, allmählig wieder erwachen und die zukünftige Gefahr zu ahnen anfangen. Während dieser halben Stunde hat die Kühle meine Kräfte wiederbelebt; die Muskeln spannen sich an, die Ideen kehren schärfer in mein Gehirn zurück. Ich erhebe mich und versuche es, die Wanderung wieder zu beginnen. In dem Augenblicke, wo ich mich auf mein Knie stütze, wo ich mich auf eine Hand aufrichte, erscheint eine Fackel am Ende der Straße; es folgen ihr drei, fünf, zwanzig Fackeln! Ein Schwarm von Officieren eilt, sich befragend, unmittelbar hinter zwei Dienern des Königs her; diese hastigen, vor Angst bleichen Leute stoßen sich an dem Leichname des Heiducken, der noch seinen blutigen Säbel in der Hand hält.

»Dann bleibt der ganze Schwarm stehen, commentirt und deliberirt über diesen Leichnam.

»Da jeder Leichnam eine Trauerrede haben will, so riefen zwanzig Stimmen:

»»Es ist ein Braver! — Er hat seinen Fürsten vertheidigt! — Er hat einen Feind getödtet! — Er hat zehn Kugeln bekommen!««

»Und Jeder schaut den durchlöchernten Körper an, untersucht die geröthete Klinge und wiederholt im Chor, wie es die Soldaten von Odin beim Leichenbegängnisse ihres Anführers thun: »»Es ist ein Braver! es ist ein Braver!««'

»Man verliert zehn Minuten mit dieser Lobeserhebung; während dieser zehn Minuten ist es mir gelungen, hundert Schritte zu machen, und da bei mir die Kräfte mit der Nothwendigkeit, sie wiederzufinden, zurückkehren, so werde ich in weiteren zehn Minuten außer der Stadt sein und mich gegen rechts oder gegen links über das Feld wenden können.

»Plötzlich ruft eine Stimme:

»»Sie sind offenbar dieser Straße gefolgt und durch jenes Thor abgegangen. Eilen wir nach dem Thore; sind wir einmal auf dem Wege, so werden wir die Spur der Pferde finden, sie verfolgen und diese Räuber erreichen.««

»Sogleich stürzen sie fort, die ganze Straße einnehmend, wie Fischer, die ein Sägnetz schleppen; nach hundert Schritten treffen sie mich, sie halten mich für einen Flüchtling und strecken die Arme mit gewaltigem Geschrei gegen mich aus.

»Ich fiel vor Schrecken in Ohnmacht.

»Als ich wieder zu mir kam, — was nicht lange anstand, — stritt man über mich und um mich.

»Fragen und Erklärungen kreuzten sich.

»»Wer ist dieser da? ist er todt? — Nein, er ist ohne Zweifel nur verwundet . . . Es ist kein Mann vom Fürsten . . . Kennt man ihn? — Ich nicht! ich nicht! Niemand! — Dann ist es ein Fremder, einer von den Mördern des Königs wahrscheinlich, derjenige vielleicht, den der brave Heiduck verwundet hat. Athmet er noch? — Ja . . . nein . . . doch . . . So tödten wir ihn! hauen wir ihn in Stücke!««

»Und man schickte sich an, zu thun, wie man gesagt hatte. Einer von den Officieren hob seinen Säbel empor.

»»Sta!«« rief ich.

»Ich hatte während dieser paar Secunden überlegt: die Wunde, die mir den Rücken durchfurchte und meine Knochen bloßlegte, glich so ziemlich dem Eindrucke eines Wagenrades.

»»Ich bin kein Mörder,«« fuhr ich immer lateinisch fort; »»ich bin ein armer Student; die Entführer des Königs haben mich umzingelt, niedergeworfen, mit Füßen getreten, und der Wagen Seiner Erhabenen Majestät hat mir die Ehre erwiesen, mir über den Leib zu fahren.««

»Das war im Ganzen genommen möglich; es genügte auch, um mir einen Augenblick Frist zu geben.

»»Meine Herren,«« sprach einer der Officiere des Königs, »»was dieser Mensch da sagt, ist nicht wahrscheinlich, und ich behaupte, daß wir es mit einem der Mörder des Königs zu thun haben; doch desto besser, wenn es sich so verhält; die Vorsehung gestattet, daß er noch lebt und nicht tödtlich verwundet scheint; behalten wir ihn, er wird sprechen, und weigert er sich, zu sprechen, so wird man Mittel finden, ihm die Zunge zu lösen.««

»Die Motion wurde mit Enthusiasmus aufgenommen; fortan, da man mich hatte, da man darauf rechnete, man werde durch mich Auskunft erhalten, glaubte sich Niemand mehr verpflichtet, weiter zu gehen. Eine Stimme rief: »»Nach dem Palaste!«« Alle Stimmen wiederholten: »»Nach dem Palaste!««

»Man nahm mich zu vieren, man trug mich fort, nicht aus Mitleid, sondern ohne Zweifel, weil man bange hatte, zu Fuße gehend werde ich entfliehen.

»Fünf Minuten nachher zog ich im Triumph in den Palast ein, escortirt von fünfhundert Personen, welche, trotz der vorgerückten Stunde, durchaus hatten wissen wollen, wer der Bandit sei, der die ganze Stadt in Aufruhr bringe. — Was denken Sie hiervon, Danton? ist das ein Abenteuer? Lassen Sie ein wenig Ihre Ansicht hören.«

»Bei meiner Treue!«« erwiderte Danton, »Sie haben ein wunderbares Assortiment von Umständen vor mir entrollt! Sie sind prädestinirt, mein lieber Herr Marat . . . Doch ich bitte, fahren Sie fort; ich weiß nicht, ob die Abenteuer des jungen Potocky belustigend sind, daß sie mich aber unendlich interessieren, das weiß ich.«

»Ich glaube es bei Gott wohl!« sagte Marat; »und wäre es anders, so erkläre ich, als Held des Abenteurers, Sie müßten sehr ekel sein, und, ich würde darauf verzichten, Sie zu befriedigen!«

XVII.

Wie Marat, nachdem er Bekanntschaft mit den Officieren des Königs von Polen gemacht, mit den Kerkermeistern der Kaiserin von Rußland Bekanntschaft machte.

Marat fuhr fort:

»Ich sagte Ihnen, wie ich glaube, Stanislaus habe dem Anführer der Verschwörer, der ihn um Vergebung angefleht, verziehen.«

»Und ich glaube, der König that wohl daran, bemerkte Danton, »denn würde er ihm nicht verziehen haben, so hätte die Verzweiflung, in Ungnade zu sein, diesen Menschen antreiben können, das erhabene Haupt von Stanislaus, das schon aufgehauen war, vollends zu spalten.«

»Sie haben wahrlich Recht,« erwiderte Marat, »und Sie lassen mich die Milde Seiner Majestät unter einem neuen Anblicke betrachten . . . Kurz, man verzieh ihm; was die andern Chefs betrifft, so habe ich seitdem erfahren, daß sie von den Russen gefangen genommen und enthauptet wurden, und zwar ohne Urtheil, ohne Aufschub, wahrscheinlich aus Furcht, sie könnten zu freimüthig von der Intention Ihrer Majestät der Kaiserin Katharina II. hinsichtlich ihres lieben Vasallen des Königs von Polen sprechen.

»Meine Verhöre dauerten fort; ich blieb bei meiner ersten Aussage, die man als Halsstarrigkeit behandelte; endlich entdeckten durch diese Halsstarrigkeit meine Richter, welche sehr hellsehende Leute waren, ich sei sicherlich keines der Häupter des Complottes, sondern einfach ein untergeordneter Verschworener.«

»Und Sie protestierten nicht?« fragte Danton.

»Ich finde Sie abermals spaßhaft! Das hätten Sie gethan? Ei! um zu protestiren, mein Theuerster, mußte ich sagen, wer ich war; ich mußte in Betreff meiner das Gedächtniß vom Herrn Grafen Obinsky und von Fräulein Obinska auffrischen. Stanislaus, der einem der vornehmsten Häupter der Conspiration verziehen hatte, konnte mild gegen einen subalternen Verschworenen meiner Art sein, das war eine Chance doch mild, der Herr Graf Obinsky? doch mild, Fräulein Obinska? nie.

»Und zum Beweise, wie ich hundertmal Recht hatte, dient, daß ich verurtheilt wurde, lebenslänglich an den Festungswerken von Kaminiec zu arbeiten, und daß der erhabene Souverain nicht mehr verlangte.«

»Sie wurden sodann gerettet?«

»Das heißt, ich wurde ins Zuchtgefängniß geschickt. Nennen Sie das gerettet werden, — gut, ich wurde gerettet, ich ziehe es nicht in Abrede. Ich ging nach meinem Bestimmungsorte ab; unglücklicher oder glücklicher Weise war ich kaum in Kaminiec angekommen, als die Pest, welche, wie es scheint, nur auf mich wartete, auch dort ankam! Ich war beinahe geheilt von meinen Knutenhieben, oder von meinem Wagenrade, wie Sie wollen; die Beaufsichtigung war schlaff; ich fand eine leichte Gelegenheit, zu Ihrer Majestät der Kaiserin aller Reussen zu entfliehen . . . und ich entfloh.

»Rußland war nach dem, was ich darüber von Wundern hatte erzählen hören, seit langer Zeit

mein Eldorado, und wäre ich nicht in Polen durch die freundlichen Anerbietungen des Grafen Obinsky zurückgehalten worden, so beabsichtigte ich von Anfang an, mich nach den Staaten der Semiramis des Nordens zu begeben, wie sie der Verfasser der *Henriade* nannte.

»»Dort,«« sagte ich mir, »»werden die Gelehrten geehrt. Herr Diderot empfängt alle Tage Artigkeiten von der Kaiserin, Herr de la Harpe steht im Briefwechsel mit ihr, Herr von Voltaire braucht nur zu wünschen, daß sie ihm Diamanten und Bibliotheken schickt; ich, der ich bescheiden bin, werde mich mit einer kleinen Pension von achtzehnhundert Livres begnügen.«« Sie wissen, daß dies meine Zahl war.«

»Und Sie erhielten Ihre Pension?« fragte Danton.

»Sie werden es sehen . . . Ich hatte kaum das russische Gebiet betreten, da verhaftete man mich als Spion.« «

»Gut!« rief Danton; »doch diesmal erklärten Sie sich hoffentlich?«

»Teufel! ich glaube wohl! Da ich wußte, daß die Entführung des Königs ein von der russischen Regierung angezettelter Streich war, und durchaus nichts von der Enthauptung der zweiundvierzig polnischen Chefs wußte, so erzählte ich mit allen möglichen Einzelheiten, ich habe die Ehre gehabt, an der Entführung von König Stanislaus Theil zu nehmen.

»»Es unterliegt keinem Zweifel,«« sagte ich mir, »»daß die russischen Behörden, nach einer solchen Erzählung Triumphbogen zu meinem Einzuge in Petersburg errichten.««

»Das heißt mächtig schließen!« rief Danton, in ein Gelächter ausbrechend. »Gut! ich sehe vorher, was geschehen wird: sie wurden festgenommen und ins Gefängniß geführt.«

»Vortrefflich! Der Officier, der mich verhörte, war ein Provinz-Untergouverneur; er spitzte das Ohr beim Namen Stanislaus, schaute mich schief an, und da man in diesem Augenblicke in Rußland die Polen wie die Pest fürchtete, und die Pest wie die Polen, so expedirte mich der Gouverneur sogleich in eine Festung, deren Namen er ganz leise sagte, damit ich nicht einmal den Namen der Festung kenne, in welche er mich schickte, und die mitten in einem Flusse genannt ich weiß nicht wie lag.«

»Ah! ist das möglich?« rief Danton.

»Das ist unwahrscheinlich, ich weiß es wohl,« erwiderte Marat, »und dennoch ist es wahr; Sie wissen, es gibt hierüber einen Vers von Boileau . . . Ich hatte seitdem allen Grund, zu denken, dieser Fluß sei die Düna gewesen, und diese Festung Dünaburg; doch ich vermöchte nicht dafür zustehen. Versichern kann ich nur, zum Beispiel, daß ich hier in einen Kerker ungefähr auf dem Niveau des Flusses kam, ferner; daß, wie die Pest nur meine Ankunft in Kaminiec abwartete, um dort einen Besuch zu machen, der Fluß nur meine Einführung in den Kerker erwartete, um auszutreten. Dem zu Folge begann mein Keller sich zu füllen und in acht Tagen stieg das Wasser von zwei Zoll auf drei Fuß.«

»Armer Marat!« sagte Danton, der zu begreifen anfang, die schlimmsten Leiden von Marat seien ihm noch nicht erzählt.

»Mein Rücken,« fuhr Marat fort, ohne beim Mitleid von Danton zu verweilen, »mein Rücken, eine schlecht vernarbte Wunde, öffnete sich der Feuchtigkeit; meine Beine erstarrten zu Eis in diesem fortwährenden Bade, und wurden, von gerade, wie sie waren, verkrümmt; zuvor ganz frei, beugten sich meine Schultern unter dem scharfen Drucke des Schmerzes! In dieser Höhle sind meine Augen erloschen, meine Zähne ausgefallen; meine Nase, die einen gewissen adlerartigen Adel hatte, hat sich gebogen, und alle Knochen meines Leibes sind ihrem Beispiele

gefolgt; in dieser Höhle bin ich häßlich, leichenbleich, schmäählich geworden; in dieser Höhle habe ich mich an die Finsterniß gewöhnt; seit jener Zeit fürchtet mein ängstliches Auge das Tageslicht; seit jener Zeit liebe ich die Keller, vorausgesetzt, daß sie nicht zu sehr unter Wasser gesetzt sind, weil ich darin nach meinem Belieben gegen die Menschen, gegen Gott blasphemirt habe, und Gott mich nicht zerschmettert hat, die Menschen mir nicht die Zunge durchstochen haben, wie dies, daß man es den Blasphemirern thue, der fromme König Ludwig IX. befohlen hatte; ich liebe endlich die Keller, weil ich aus diesem überzeugt von meiner Superiorität über den Menschen und über Gott hervorgegangen bin.

»Und nun die Moral von dem Allen:

»Ich bin böse geworden, weil mir die Strafe nicht dem Verbrechen angemessen geschienen hat; weil besonders diese Strafe nicht die logische Strafe des Verbrechens war; weil ich es natürlich gefunden hätte, wenn Herr Obinsky mich erdolchte oder unter der Knute sterben ließ; aber es albern, einfältig, brutal, ungeschickt finde, daß man mich in Folge dieses Verbrechens für einen der Mörder von Stanislaus, sodann für einen polnischen Spion gehalten hat, und es in der That eben so dumm, eben so unlogisch, eben so ungerecht ist, daß ich, gerettet nach so vielen Leiden, das heißt, nachdem ich meine Schuld bezahlt, die neue Strafe der Kälte, der Gefangenschaft, des Hungers und des Wassers in diesem Kerker des Gouverneurs, meines letzten Richters, ausgestanden habe. Ich bin also böse, Danton, ja, ich gestehe es, und wenn Sie mir sagen, Gott habe mich durch alle diese übertriebenen Strafen gezüchtigt, so werde ich Ihnen als einfacher Algebrist antworten:

»»Gut, stellen wir die Proportion: Gott hat mich strafen wollen, er hat mich aber auch böse machen wollen; meine Bestrafung hatte das Resultat, das er sich vorgesetzt, denn indem er mich böse machte, ist er die Ursache meines Verbrechens, und mein Verbrechen ist die Ursache meiner Strafe; die Strafen, die ich meine Feinde werde erdulden lassen, — werde ich einmal der Stärkere sein, wenn ich je der Stärkere bin, — er ist auch der Urquell davon.««

»Ist nun nicht ein großes Resultat im Grunde dieses Räthsels verborgen, trägt nicht das Privatübel auf eine unsichtbare Art zum allgemeinen Wohle bei, so gestehen Sie, daß die Hindus sehr Recht haben, wenn sie ein gutes und ein böses Princip annehmen und den oftmaligen Sieg des Bösen über das Gute zugeben.«

Danton beugte das Haupt vor diesem erschrecklichen Vernunftschlusse; er wußte aber noch nicht, wie weit die Ereignisse die Deduction der Consequenzen treiben würden.

Marat trank ein großes Glas Wasser, um die Galle niederzudrücken, welche so viele Erinnerungen aus seinem Herzen in seinen glühenden Schlund emporgehoben hatten.

»Alles dies sagt mir nicht,« sprach Danton, dem dieses Stillschweigen peinlich war, weil er nicht wußte, was er auf das Raisonement, das er herbeigeführt, antworten sollte, »Alles dies sagt mir nicht, wie Sie, nachdem Sie der Knute des Henkers von Herm Obinsky, den Säbeln der Officiere von Stanislaus, den Festungswerken von Kaminiec und der Pest, welche diese ihretwegen besucht hatte, entkommen waren, den unterirdischen Seen des berufenen Gefängnisses entkamen, das Sie für die Festung Dünaburg halten, dessen Namen Sie mir aber nicht genau anzugeben vermöchten. Wenn Gott Sie manchmal ins Verderben stürzt, so gestehen Sie, daß er Sie immer rettet; wenn die Menschen Sie verfolgen, so gestehen Sie, daß sie Ihnen auch dienen. Ein Graf, ein Starost, der die hohe und die niedere Gerichtsbarkeit über sein Haus hat, verurtheilt Sie zum Tode: ein armer Piqueur, ein Diensthote, ein Lackei, ein Sklave rettet sie; ein Gouverneur, der strenge Befehle in Betreff eines Ereignisses hat, von dem Sie sich selbst als

Mitschuldigen anklagen, schickt Sie in einen Kerker, wo das Wasser eindringt, wo man nicht ohne zu sterben zu bleiben vermöchte; Sie werden darin krank, Sie verkrümmen darin, es mag sein; doch Sie sterben nicht dort, da Sie hier sind. Es ist also ein Mensch zu Ihrer Befreiung angeregt worden, wie ein Mensch zu Ihrer Einkerkung angeregt worden war, das sehen Sie wohl; die Mildherzigkeit von Jenem gleicht die Grausamkeit von Diesem aus.«

»Ah! darin täuschen Sie sich, mein Lieber! Sie glauben, derjenige, welcher mich aus dem Gefängnisse gerettet, wie der arme Michael, der vielleicht seine gute Handlung mit dem Leben bezahlt hat, habe mich aus Mildherzigkeit gerettet? Ah! ja wohl, enttäuschen Sie sich: derjenige, welcher mich aus dem Gefängnis? erlöst, hat es aus Egoismus gethan.«

»Vielleicht,« erwiderte Danton. »Wie wollen Sie das wissen? Derjenige allein, welchen Sie leugnen, liest im Grunde der Herzen.«

»Gut! Sie werden sehen, ob ich mich irre. Ich hatte natürlich einen Gefangenwärter, der mir täglich eine magere Kost brachte; das war ein Bursche, welcher mit seiner ganzen Familie in einer Art von heißem Ofen wohnte und seine Bequemlichkeit ungemein liebte. Alles ging gut, so lange der Fluß in seinem Bette blieb; als aber die Ueberschwemmungen kamen, und dieser Mensch, um zu mir zu gelangen, genöthigt war, zuerst in meinem Sumpfe zu patschen und dann meinen See zu durchwaten, da stieß er, als Russe, eine Serie von progressiven Flüchen aus, welche im Stande gewesen wären, den Fluß zurückweichen zu machen, hätte der Fluß Wellen so furchtsam wie die gehabt, die beim Anblicke des von Neptun, um die Pferde von Hippolyt zu ängstigen, abgeschickten Ungeheuers erschrecken! Der Fluß nahm keine Rücksicht auf die Flüche meines Kerkermeisters und stieg fortwährend, so daß es sich für den braven Mann bald nicht mehr darum handelte, die Füße naß zu machen, sondern er mußte ins Wasser bis an die Kniee und endlich bis an den halben Leib gehen.

»Hierauf verzichtete der Bursche; er erklärte dem Gouverneur, dieser Ort sei für Kerkermeister unbewohnbar; was die Gefangenen betreffe, so sei dies eine ganz geregelte Sache, da der Schlamm eine hinreichende Menge von Ratten und Aalen herbeiführe, um nicht nur einen Gefangenen, sondern sogar zehn Gefangene zu fressen.

»Man habe mich also nur Hungers sterben zu lassen; die Ratten und die Aale würden das Uebrige thun.

»Der Gouverneur antwortete nichts auf diese Klagen des Kerkermeisters, welcher mit großem Widerwillen sein Kaltwasserbad einmal des Tags zu nehmen fortfuhr.

»Da beschloß der Kerkermeister, sein Project auszuführen und mich Hungers sterben zu lassen. Er brachte mir zwei Tage nichts zu essen.

»Obgleich das Leben nichts Süßes für mich war, wollte ich doch nicht sterben. Am zweiten Tage, da ich begriff, es sei dies ein gefaßter Entschluß, stieß ich ein Gebrülle aus; ich habe eine starke Stimme, wie Sie gestern beurtheilen konnten; dieses Gebrülle wurde vom Kerkermeister gehört. Da es von Anderen gehört werden konnte und der Kerkermeister, bezichtigt, er überschreite seine Vollmacht, seinen Platz zu verlieren risquirte, so griff er zu einem Mittel, welches, wie Sie sehen werden, seiner Einbildungskraft alle Ehre machte.

»Vor Allem lief er auf mein Geschrei herbei.

»»Was Teufels haben Sie denn? Fragte er mich, indem er meine Thüre öffnete.

»»Bei Gott! Was ich habe!«« antwortete ich; »»ich habe Hunger!««

»Er kam zu mir und gab mir meine Kost.

»»Hören Sie,«« sagte er zu mir, »»es scheint Sie sind müde , mein Gefangener zu sein?««

»»Ich glaube wohl!«« erwiderte ich.

»»Nun, ich bin es nicht minder, Ihr Wächter zu sein.««

»»Wahrhaftig!««

»Ich schaute ihn an.«

»»So daß, wenn Sie vernünftig seien und mir versprechen wollen, sich nicht wieder fangen zu lassen, heute Nacht...««

»»Nun, heute Nacht?««

»»Sie werden frei sein.««

»»Ich?««

»»Ja,Sie!««

»»Und wer wird mir die Freiheit geben?««

»»Habe ich nicht die Schlüssel von Ihren Ketten und von Ihrem Kerker? . . Essen Sie ruhig, und erwarten Sie mich; heute Nacht verlassen Sie die Festung.««

»»Wenn man aber bemerkt, daß ich entwichen bin, wie wird es Ihnen ergehen?««

»»Man wird es nicht bemerken.««

»»Wie werden Sie es also einrichten?««

»»Gut! das ist meine Sache.««

»Und er schloß die Thüre wieder.

»Ich hatte noch großen Hunger, und dennoch schnitt mir diese Kunde den Appetit ab; ich wußte, daß in allen Ländern der Welt die Kerkermeister die Gefangenen in Rechnung haben, und daß ein Gefangener nicht so verschwindet, ohne daß ein wenig Lärm im Gefängniß entsteht.

»Ich wartete also mehr erschrocken, als freudig über das Glück, das mir versprochen war.

»Ich sah den Tag sich neigen, ich sah die Nacht kommen, ich sah die Finsterniß sich verdichten, ich hörte zehn auf der Uhr der Festung schlagen.

»Beinahe in demselben Augenblicke öffnete sich meine Thüre, und ich erblickte den Kerkermeister. Er hatte eine Laterne in seiner linken Hand und trug auf seiner rechten Schulter eine Last, unter deren Gewicht er schwankte.

»Diese Last hatte eine so seltsame Form, daß sich meine Augen auf sie hefteten und sich nicht davon losmachen konnten. Auf fünfzehn Schritte war es ein Sack; auf zehn war es ein Mensch; auf fünf war es ein Leichnam.

»Ich stieß einen Schreckenschrei aus.

»»Was ist das?«« fragte ich meinen Kerkermeister.

»»Ihr Nachfolger,«« antwortete er mir lachend.

»»Wie, mein Nachfolger?««

»»Ja . . . Begreifen Sie, ich habe zwei Gefangene, für die ich besonders Sorge trage; der Eine ist in einem sehr trockenen Kerker, auf einem guten Strohlager; der Andere ist in einem Keller und hat Wasser bis an den Hals. . . Welcher von Beiden muß sterben? . . . Natürlich der, welcher am Schlimmsten ist . . . Ah! ja wohl, die Gefangenen, sie sind gemacht worden, daß die Kerkermeister darüber des Teufels werden! Einer stirbt, das ist derjenige, welchem es gut geht; der Andere lebt hartnäckig, es ist der, welchem es schlecht geht! . . Bei meinem Ehrenworte, das ist nicht mehr zu verstehen! . . Hier, nehmen Sie Ihren Kameraden.««

»Und er warf mir den Leichnam in die Arme.

»Ich wußte noch nicht, was seine Absicht war; doch ich ahnte unbestimmt, mein Heil beruhe auf diesem Leichname.

»Ich machte eine Anstrengung, und so erschrocken, so schwach ich war, ich hielt ihn in meinen Armen fest.

»»Gut! .. .«« sprach der Kerkermeister. »»Nun suchen Sie Ihr Bein aus dem Wasser zu ziehen . . . das, an welchem eine eiserne Schelle ist.««

»Ich zog mein Bein zurück, indem ich mich, um mich aufrecht zu halten, an einen der Pfeiler anlehnte, welche das Gewölbe trugen.

»Die Operation dauerte lange; das Wasser hatte das Anlegeschloß rostig gemacht, so daß das Innere nicht mehr spielen wollte.

»Der Kerkermeister fluchte wie ein Heide und schob die Schuld auf meinen bösen Willen, weil der Schlüssel nicht angriff.

»Endlich öffnete sich der eiserne Reif, der mir seit drei Monaten das Bein zusammenpreßte. Ich hatte den ersten Theil meiner Freiheit wiedererlangt!

»Der zweite Theil war, außer dem Kerker zu sein; der dritte, außer der Festung zu sein.

»»Nun geben Sie mir das Bein vom *Anderen*,«« sagte der Kerkermeister.

»»Sie wollen ihn also meinen Platz einnehmen lassen?««

»»Bei Gott! Oh! seien Sie unbesorgt! morgen wird man nicht mehr wissen, ob Sie es sind oder er: die Ratten und die Aale werden ein Gerippe aus ihm gemacht haben, und gute Nacht! es wird nur einen Todten gegeben haben, und ich werde von zwei Gefangenen befreit sein . . . Das ist nicht schlecht gespielt, wie?««

»Ich begriff vollkommen, und fand nicht nur, daß es nicht schlecht gespielt, sondern sogar, daß es vortrefflich gespielt war.

»Ich machte ihm aufrichtig mein Compliment zu seiner Erfindung.

»»Gut!«« sagte er, »»glauben Sie, man sei dergestalt Henker seines Leibes? Das war um ein Seitenstechen zu bekommen, wenn man so einmal jeden Tag das Essen zu Ihnen zu bringen hatte.««

»Wenn das, um ein Seitenstechen zu bekommen für den Gefangenwärter war, der einmal täglich in den Kerker ging, beurtheilen Sie, was der Gefangene erwarten mußte, welcher sich den ganzen Tag darin aufhielt! . . . Sie sehen, mein Lieber, was der Gefangene erwarten mußte: das zu werden, was ich bin!« sprach Marat.

Und er schlug ein Gelächter auf.

Danton war nicht leicht für Eindrücke empfänglich, und dennoch schauerte er bei diesem Gelächter von Marat.

XVIII.

Zwei verschiedene Arten, zu sehen.

»Sobald der Lebende abgefesselt,« fuhr Marat fort, »sobald der Todte an der Stelle des Lebenden gefesselt war, nahm der Kerkermeister wieder feine Laterne und winkte mir, ihm zu folgen. Das that ich von Herzen gern; doch es war für mich eine andere Arbeit, mich auf meinen gelähmten Beinen zu halten.

»Der Kerkermeister sah, wie es mir fast unmöglich war, ihm zu gehorchen.

»»Ho! ho!«« sagte er, »»nehmen Sie sich in Acht: man begräbt hier die Todten im Flusse, der sie ganz sachte ins Meer führt, das uns von ihnen befreit . . . Ich war im Begriffe, den Todten in den Fluß zu werfen: ich könnte wohl den Lebenden hineinwerfen; nach fünf Minuten würde das auf Eins herauskommen.««

»Diese Drohung brachte ihre Wirkung hervor: wie in der Hütte des Piqueur, wie in den Straßen von Warschau, rief ich um mein Herz Alles, was mir an Blut blieb, vereinigte ich mit meinem Willen Alles, was mir an Kräften blieb, und ich schleppte mich auf den Füßen und den Händen, nicht mehr wie ein Mensch, sondern wie ein unreines Thier, hinter meinem Kerkermeister fort.

»Nach einer Menge von Umwegen, welche mich die Posten und die Schildwachen vermeiden zu lassen zum Zwecke hatten, kamen wir zu einem bedeckten Wege; von dem bedeckten Wege erreichten wir die Schlupfpforte; der Kerkermeister öffnete die Thüre, deren Schlüssel er hatte, und wir befanden uns auf dem Niveau des Flusses.

»»Hier!«« sagte mein Führer zu mir.

»»Wie, hier?«« erwiderte ich.

»»Allerdings . . . Fliehen Sie!««

»»Wie soll ich fliehen?««

»»Schwimmend, bei Gott!««

»»Aber ich kann nicht schwimmen!«« rief ich.

»Er machte eine erschreckliche Bewegung, die ich durch eine Geberde hemmte; denn ich sah ein, daß er überdrüssig der Schwierigkeiten, die ich bei Allem fand, um damit zu Ende zu kommen, im Begriffe war, mich in den Fluß zu stoßen.

»»Nein,«« sagte ich, »»nein . . . Ein wenig Geduld! wir werden ein Mittel finden!««

»»Suchen Sie!««

»»Ist kein Boot da?««

»»Sehen Sie!««

»»Ei! ich bemerke eines dort.««

»»Ja, angekettet. . . Haben Sie den Schlüssel? ich habe ihn nicht.««

»»Mein Gott! was ist zu thun?««

»»Man sagt, die Hunde schwimmen, ohne es gelernt zu haben; Sie, der Sie so gut auf allen Vieren gehen, versuchen Sie es; vielleicht können Sie schwimmen, und Sie vermuthen es

nicht.««

»»Warten Sie!«« rief ich.

»»Was?««

»»Am Eingange des bedeckten Weges ist ein Zimmerplatz.««

»»Ja.««

»»Auf diesem Zimmerplatze habe ich Balken am Boden liegen sehen.««

»»Gut!««

»»Helfen Sie mir einen von diesen Balken hierher tragen.««

»»Vortrefflich!««

»»Ich werfe den Balken ins Wasser, setze mich darauf, und empfehle mich der Obhut Gottes!««

»Ah!« unterbrach Danton, »Sie sehen wohl, daß Sie an Gott glauben!«

»Ja, hin und wieder, wie Jedermann,« erwiderte Marat; »es ist möglich, daß ich in diesem Augenblicke an ihn geglaubt habe.«

»Sie haben an ihn geglaubt, da er Sie gerettet hat.«

Marat umging die Erörterung.

»Gesagt, gethan: wir holten einen Balken; wir trugen ihn mit großer Mühe, — das heißt er, denn mir schien er nicht schwerer als eine Feder; beim Schlupfthore angelangt, machten wir sodann das Holzstück flott, und ich legte mich die Augen schließend darauf.«

»Sprechen Sie,« sagte Danton, »gestehen Sie, daß Sie sich auch diesmal Gott empfahlen.«

»Ich erinnere mich dessen nicht,« antwortete Marat; »ich entsinne mich nur, daß ich mich allmählig beruhigte; das Wasser des Flusses war vergleichungsweise weniger kalt, als das meines Kerkers; sodann hatte ich den Himmel über meinem Haupte, zu meiner Rechten und zu meiner Linken die Erde, vor mir die Freiheit!

»Die Strömung des Flusses mußte mich nothwendig gegen irgend ein Gebäude oder an den Eingang einer Stadt tragen. Wäre ich ans Land gekommen, so lief ich Gefahr, getroffen, verhaftet zu werden; hätte ich überdies marschiren können? Zu Wasser war es anders: der Fluß marschirte für mich, und zwar ziemlich rasch; ich mußte eine Meile in der Stunde machen!

»Indem ich mich auf meinem Balken fortführen ließ, hörte ich elf Uhr schlagen; der Tag kam um sieben Uhr. Kam der Tag, so hatte ich also schon ungefähr acht Meilen gemacht.

»Ich befand mich einen Augenblick mitten in einem Nebel, der nach und nach verschwand. Mir schien, als hörte ich durch diesen Morgendunst Menschenstimmen zu mir dringen. . . So wie die Strömung mich weiter trug, wurden diese Stimmen deutlicher; in dem Momente, wo der Nebel sich aufhellte, erblickte ich in der That Schiffsleute, welche mit dem Zerstückten eines gestrandeten Schiffes beschäftigt waren; hinter ihnen lagen die wenigen Häuser eines dürftigen Dorfes.

»Ich erhob die Stimme, rief um Hilfe und machte Zeichen mit der Hand.

»Die Arbeiter gewahrten mich, setzten einen kleinen Kahn ins Wasser, ruderten zuerst auf mich zu, und dann mir nach, denn mein Balken kam einen Augenblick dem Nachen zuvor.

»Endlich holte man mich ein, und ich ging in den Nachen über.

»Diese ganze Operation, die mich mit Freude hätte erfüllen müssen, verursachte mir eine gewisse Bangigkeit. Ich hatte meine Geschichte ganz fertig, und ich hatte Zeit gehabt, sie zu

machen; würde man aber an diese Geschichte glauben?

»Der Zufall bediente mich; keiner von diesen Menschen sprach Lateinisch. Man führte mich zum Pfarrer.

»Ich sah, daß der Augenblick, meine Geschichte der Entführung von Stanislaus anzubringen, gekommen war. Der Pfarrer war ein katholischer Priester: er mußte also eine Handlung billigen, welche zur Verherrlichung der katholischen Religion vollführt worden war.

»Diesmal täuschte ich mich nicht: der Pfarrer nahm mich als einen Märtyrer auf, pflegte mich, behielt mich vierzehn Tage bei sich, und einen Wagen benützend, der Waaren nach Riga führend vorüberkam, empfahl er mich dem Fuhrmann und expedirte mich mit den Waaren.

»Nach einem Marsche von acht Tagen war ich in Riga.

»Die Waaren wurden an einen englischen Kaufmann expedirt, bei dem ich damit anfang, daß ich ihm in seiner eigenen Sprache die glückliche Ankunft seiner ganzen Fracht meldete, welche ziemlich bedeutend, weil der größere Theil davon durch Karavanen angekommener Thee war.

»Bei diesem, der ein Protestant, gingen meine ultrakatholischen Heldenthaten in Warschau nicht mehr als Empfehlung; ich gab mich also ganz einfach als einen Sprachmeister, der nach England zu gelangen wünschte. Ein englisches Schiff lag zur Abfahrt bereit im Hafen; der Kaufmann hatte Interessen bei seiner Ladung; er empfahl mich dem Kapitän. Drei Tage nachher durchfurchte das Schiff die Wogen des Baltischen Meeres; acht Tage nachher ging es in Folkestone vor Anker.

»Ich hatte Briefe von meinem Kaufmanne für Edinburgh. Ich kam in der Hauptstadt Schottlands an und wurde hier Professor der französischen Sprache.

»Mit allen meinen Abenteuern hatte ich mein achtundzwanzigstes Jahr und das Jahr 1772 erreicht. Es war dasselbe Jahr, in welchem sich die Veröffentlichung der Briefe von Junius vollendete; England war in der größten Aufregung. Ich habe im Vorübergehen den entsetzlichen Aufruhr gesehen, der wegen Wilkes stattfand, welcher vom Pamphletschreiber plötzlich Lordmayor und Sherif geworden war; ich fing an ebenfalls zu schreiben und gab in englischer Sprache die *Ketten der Sklaverei* heraus. Ein Jahr nachher erschien ein nachgelassenes Werk von Helvetius, und ich antwortete darauf durch mein Buch: *der Mensch*, das ich in Amsterdam veröffentlichte.«

»Stellen Sie nicht in diesem Buche ein neues psychologisches System auf?« fragte Danton.

»Ja; doch ich greife ihn an und vernichte den Ideologen, den man Descartes nennt, wie ich später Newton angriff und vernichtete. Alles dies gab mir indessen kaum um zu leben; von Zeit zu Zeit erhielt ich von einem reichen Engländer oder von einem Fürsten, der meiner Ansicht in der Philosophie war, eine goldene Tabatiere, die ich verkaufte; war aber die Tabatiere verzehrt, so mußte ich aufs Neue betteln. Ich entschloß mich, nach Frankreich zurückzukehren; mein Titel als spiritualistischer Arzt bahnte mir einen Weg zum Hofe; ein Buch über galante Medicin, das ich veröffentlichte, war meine Empfehlung beim Grafen von Artois, und ich trat in sein Haus als Arzt seines Marstalles ein.

»Heute bin ich zweiundvierzig Jahre alt; aufgezehrt von der Arbeit, den Schmerzen, den Leidenschaften und den Nachtwachen, bin ich noch jung an Rache und Hoffnung! Obschon Pferdearzt . . . Arzt ohne Kundschaft . . . muß doch ein Tag kommen, wo Frankreich krank genug sein wird, um sich an mich zu wenden, und, dann seien Sie unbesorgt, werde ich ihm zur Ader lassen, bis es Alles ergossen, was es an Blut von Königen, von Prinzen und von Aristokraten in

den Adern hat.

»Das ist es, was ich bin, mein lieber schöner Mann, das heißt in moralischer und physischer Hinsicht mißgestaltet und gepanzert gegen jede Empfindsamkeit. Ich war schön abgereist, ich bin häßlich wiedergekommen; ich war gut abgereist, ich bin böse wiedergekommen; ich war als Philosoph und Monarchist abgereist, ich bin als Spiritualist und Republicaner wiedergekommen.«

»Und wie bringen Sie ihren Spiritualismus mit Ihrer Gottesleugnung in Einklang?«

»Ich leugne Gott nicht als großes Ganzes, als intelligente Universalität die Materie belebend; ich leugne Gott als himmlisches Individuum sich mit den menschlichen Ameisen und den irdischen Milben beschäftigend.«

»Das ist schon Etwas,« sagte Danton. »Und was ist aus Fräulein Obinska geworden?«

»Ich habe nie mehr von ihr reden hören . . . Bürger Danton, findest Du es nun seltsam, daß ich die Prätension, Gedächtniß zu besitzen, zur Schau stelle? Findest Du es seltsam, daß ich sage, die Einbildungskraft des Schriftstellers sei häufig nur Gedächtnis? findest Du es endlich seltsam, daß ich, Einbildungskraft und Gedächtniß in einem befruchtenden Principe vereinigend, einen Roman über Polen schreibe und Sätze zu Ehren des jungen Potocky aufstelle?«

»Bei meiner Treue! nein,« antwortete Danton, »nichts wird mich mehr von Ihnen in Erstaunen setzen, mag ich Sie nun Politik, Physik, Spiritualismus oder Roman machen sehen; ich werde mich aber jedes Mal wundern, so oft ich Sie mir ein so schlechtes Frühstück geben sehe, so oft ich Sie so vertraut mit Ihrer Köchin sehe; und sollte sie Albertine heißen, wie ich Sie die Ihrige, glaube ich, habe nennen hören; doch hauptsächlich werde ich mich wundern, so oft ich Sie mit schmutzigen Händen sehe.«

»Warum dies?« fragte Marat naiv.

»Weil der Mann, der die Ehre gehabt, auf eine so verliebte Art die unvergleichliche Cäcilie Obinska einzuschläfern, sich selbst sein Leben lang achten müßte, wie der Priester den Altar verehrt, auf dem er den Weihrauch feiner Opfer verbrannt hat.«

»Alles das ist kindisch!« entgegnete Marat mit Verachtung den Kopf schüttelnd.

»Es mag sein! doch es ist reinlich, mein Lieber, und die Reinlichkeit, sagen die Italiener, ist eine halbe Tugend; da ich nun gar keine Tugend von Ihnen kenne, so müßten Sie wenigstens diese erwerben.«

»Herr Danton,« erwiderte der ungestalte Zwerg, während er die Brodkrümchen und die Milchtropfen abschüttelte, die seinen alten Schlafrock besprenkelten, »will man das Volk lenken, so muß man sich fürchten, zu weiße Hände zu haben.«

»Ei!« rief Danton die Achseln zuckend, »was liegt an der Weiße der Hände, wenn es nur solide Hände sind! . . . Schauen Sie die meinen an!«

Und er hielt Marat. unter die Nase ein Paar von jenen sehr weißen und dicken, kräftigen Patschen, die das Volk in seiner gerechten und pittoresken Sprache Hammelsbüge nennt.

So geringschätzig Marat hinsichtlich der natürlichen Vorzüge war, er konnte doch nicht umhin, zu bewundern.

»Im Ganzen hast Du mich interessiert, Bürger Marat,« sagte Danton; »Du bist ein Gelehrter und ein Beobachter. Ich werde Dich also, wenn Du willst, nehmen wie einen Bären, den man vor der Thüre der Marktbuden zeigt. Deine physische Erscheinung wird die Aufmerksamkeit der Menge vorbereiten. An großen Festtagen wirst Du dem Publicum Obinsky und Obinska

erzählen; wir werden einen Tempel dem Piqueur und einen Altar dem Kerkermeister errichten vor Allem muß Du aber die kleine Bude verlassen, die Du hier inne hast: der Platz ist Deiner nicht würdig, und das Schild ist schlecht. Ein Republicaner, wie wir, im Marstalle von Artois wohnen! ein Fabricius im Register der Gehalte der Dienerschaft aufgeführt sein! ein Arzt, der Frankreich, so viel als nur immer möglich, Blut abzapfen will, mittlerweile mit seiner Lancette die Halsader der prinzlichen Pferde stechen, pfui! das compromittirt!«

»Sie sind gut daran mit Ihren Rathschlägen,« sagte Marat; »Sie mißgönnen mir mein unglückliches Plätzchen in der Sonne; Sie mißgönnen mir meinen armen Kaffee am Morgen, und Sie stopfen sich mit Dinern zu fünfzig Louis d'or voll. Ich nähre mich ein Jahr mit dem, was Sie gestern in einer Stunde verschlungen haben.«

»Verzeiht, verzeiht', Meister Diogenes,« erwiderte Danton, »mir scheint, Ihr seid undankbar.«

»Die Undankbarkeit ist die Unabhängigkeit des Herzens,« versetzte Danton.

»Wohl! doch es handelt sich hier nicht um das Herz.«

»Um was denn?«

»Um den Magen! das Mahl war gut; warum übel davon sprechen? sollte es schon verdaut sein?«

»Ich spreche übel davon,« antwortete Marat, »weil es, so gut es war, schon verdaut ist und mir Appetit für heute gelassen hat; weil das Diner mit dem Golde der Prinzen bezahlt wurde, wie meine dreihundert und fünfundsechzig elende Mahle mit den Sous ebenderselben Prinzen bezahlt werden; Gold oder Kupfer, Fasan oder Ochsenfleisch, das ist, wie mir scheint, immer Corruption!«

»Aristides vergißt, daß die vom Abbé Roy, im Namen der Prinzen, gegebenen fünfzig Louis d'or der Preis einer Consultation waren.«

»Und *meine* zwölfhundert Livres sind nicht auch der Preis meiner Consultationen? . . . Nur geben Sie Consultationen für die Prinzen, und ich gebe für ihre Pferde. Bilden Sie sich zufällig ein, Ihr Verdienst stehe zu dem meinigen im Verhältniß von einer Stunde zu dreihundert und fünfundsechzig Tagen?«

Diese Worte sprechend, schwoll der Zwerg vor Zorn und Neid auf; die Galle entzündete sich wie ein Phosphor in seinen Augen; der Schaum stieg ihm aus seine blaurothen Lippen.

»Nun, nun,« sagte Danton, »sachte! Du hast mir gestanden, Du seist böse: gib Dir nicht die Mühe, es mir zu beweisen, mein lieber Potocky! Machen wir Frieden!«

Marat brummte wie eine Dogge, der man ihren Knochen zurückgibt.

»Vor Allem beharre ich bei dem Gesagten,« fuhr Danton fort: »ich werde nicht dulden, daß Du länger hier wohnst; Du spielst eine gemeine Rolle, Freund Marat . . . Oh! ärgere Dich wieder, wenn Du willst; aber höre! Ein Mann wie Du muß nicht das Brod der Tyrannen essen, nachdem er von ihnen alle die hübschen Dinge gesagt hat, die ich Dich gestern im Clubbe habe sagen hören. Sehen wir ein wenig: nimm an, dieser junge Mann, Dein Herr . . . gut! Marat hat keinen Herrn? es sei! Dein Patron; streiten wir nicht über die Worte; nimm an, der Graf von Artois lese Deine kleine Rede über die Rechte des Menschen, nimm an, er lasse Dich kommen, und sage zu Dir: »Herr Marat, was haben Ihnen meine Pferde gethan, daß Sie mich so schlecht behandeln?« Was würdest Du antworten? Sprich.«

»Ich würde antworten . . .«

»Du würdest eine Dummheit antworten; denn ich fordere Dich auf, etwas Geistreiches auf eine solche Interpellation zu erwiedern! eine Dummheit, die das Unrecht auf Deine Seite brächte und Deine Laufbahn verderben würde, weil, man immer mit einer Dummheit dem Manne von Geist antwortet, der Recht hat. Du stehst also, um die schöne Rolle zu behalten, um Dich Fabricius Marat zu nennen und Deinem Pathen nicht Abbruch zu thun, mußt Du den königlichen Fleischtopf umwerfen, das vergoldete Tüfelwerk verlassen, und man muß Dich einen heroischen Hungerleider nennen; sonst bist Du kein Republicaner, und ich glaube weder mehr an Obinsky, noch an Obinska; richte Dich hiernach.«

Danton punktirte diesen Scherz mit einem ungeheuren Gelächter und mit einem freundschaftlichen Tapps, unter welchem Marat ganz zusammenstürzte.

»Es ist Wahres in Allem dem, was Du da sagst,« murmelte Marat, indem er sich seine Schulter rieb; »ja, man ist sich dem Vaterlande schuldig: erfahre aber meine Meinung über Dich, Danton; Du imponierst mir nicht durch Dich selbst', ich nehme Deine Moral an und verwerfe Dein Beispiel; Du gehörst zu denjenigen, welche Jesus *übertünchte Gräber* nannte, und von denen Juvenal schrieb:

»Qui Curios simulant, et bacchanalia vivunt; Du bist nur ein falscher Curius, ein Patriot mit Trüffeln.«

»Ei! den Henker!« rief der Coloß, »glaubst Du denn, Gott habe den Elephanten gemacht, daß er von einem Reiskorne lebe? Nein, mein Lieber, der Elephant ist eine höhere Intelligenz, welche bei einem einzigen Mahle verzehrt, was einen ganzen Tag fünfzig gewöhnliche Thiere nähren würde; der zu feinem Dessert alle Blätter eines Orangenwaldes verschlingt, und um sich ein Bund Klee zu nehmen, ein Morgen zertritt, wo man tausend Bunde ernten würde. Nun wohl, das thut dem Ansehen des Elephanten durchaus keinen Eintrag, wie mir scheint; man achtet den Elephanten, und Jeder von seinen Nachbarn hat Angst, er könnte ihm auf den Fuß treten. Bin ich ein falscher Curius, so ist dies so, weil ich finde, daß dieser Curius ein Einfaltspinsel und ein Unsauberer war: er aß Kohlstrunke aus gemeinen Schüsseln von Sabiner Erde; er würde sein Vaterland nicht minder glücklich gemacht haben, hätte er gute Mahle aus schönem Silbergeschirr zu sich genommen! Und dann sagtest Du mir so eben eine Albernheit, Bürger Marat: Du sagtest, Dein Verdienst stehe zu dem meinen nicht im Verhältniß von tausend Livres zu acht Millionen.«

»Ja, das sagte ich, und ich wiederhole es.«

»Was beweist das? Daß ein Gelehrter zweimal in fünf Minuten dieselbe Eselei wiederholen kann; war ich nicht tausend Livres für eine Stunde werth, mein Lieber, so hätte mir, das kannst Du glauben, der Herr Abbé Roy diesen Preis nicht bezahlt; überdies versuche Dir eben so viel geben zu lassen; versuche es!«

»Ich!« rief Marat wüthend; »ich würde mich schämen, die Hand den Aristokraten zu reichen, und wäre es auch für vierundzwanzig tausend Livres täglich.«

»Dann siehst Du wohl, daß ich hundertmal Recht hatte, Dir zu rathen, Du sollst nicht im Lohne des Herrn Grafen von Artois' um drei Franken sieben Sous für vierundzwanzig Stunden bleiben. Zieh aus, Freund Marat! zieh aus.«

Als Danton diese Worte vollendete, wurde ein gewaltiger Lärm auf der Straße hörbar, und man sah durch das Fenster die Leute vom Hotel nach dem Thore laufen, um hier frische Nachrichten zu erhalten.

Marat ließ sich nicht leicht stören; er schickte nur Mademoiselle Albertine auf Erkundigung

aus.

Danton war nicht so stolz oder so indolent; er stand beim ersten Geräusche auf, lief an das Fenster des Flurgangs, öffnete es und horchte mit dem Verstande eines erfahrenen Mannes, der ein vorüberziehendes Geräusch verkostet, wie ein Mäkler den Wein verkostet.

Dieses Geschrei, diese Aufregung, diese Geräusche waren eine von den Wirkungen, deren Ursache die Leser gestern uns ins Palais-Royal, unter den Baum von Krakau, begleitend erfahren haben.

Die Ursache war die Ungnade von Herrn von Brienne und die Zurückberufung von Herrn Necker.

Die Wirkung war das Gerücht von dieser Entlassung und dieser Zurückberufung, das sich in Paris verbreitet hatte und die ganze Bevölkerung der Hauptstadt unter einander warf.

XIX.

Der Strohmann der Place Dauphine.

Die Köchin von Marat kam zu ihrem Herrn zurück; sie hatte sich nach den Umständen erkundigt.

»Ah! Herr,« rief sie, »nun werden wir Lärmen haben!«

»Lärmen, meine gute Albertine!« versetzte Marat, mit der Zunge über seine Lippen streichend wie die Katze, welche in ihre Beute zu beißen im Begriffe ist; »und wer wird diesen Lärmen machen?«

»Herr, es sind die Arbeiter und die jungen Leute von der Basoche, welche rufen: »»Es lebe Herr Necker!««

»Sie haben das Recht dazu, da Herr Necker Minister ist.«

»Aber, Herr, sie rufen noch etwas Anderes.«

»Teufel! und was ist das Andere, was sie rufen?«

»Sie rufen: »»Es lebe das Parlament!««

»Warum sollten sie nicht rufen: »»Es lebe das Parlament!«« da das Parlament lebt, was auch Ludwig XIV. und Ludwig XV. thun mochten, um es zu tödten?«

»Ah! Herr, sie rufen noch etwas Anderes, etwas viel Erschrecklicheres!«

»Sprechen Sie, Albertine!«

»Sie rufen: »»Nieder mit dem Hofe!««

»Ah! ah!« sagte Danton, »Sie wissen gewiß, daß sie das rufen?«

»Ich habe es gehört.«

»Das ist ja ein meuterischer Ruf.«

»Wahr ist es,« erwiderte Marat, indem er seinem Gaste ein Zeichen machte, »wahr ist es, daß sich der Hof unter dem Ministerium dieses unglücklichen Herrn von Brienne sehr hat irre leiten lassen.«

»Ah! Herr, wenn Sie hörten, wie die Arbeiter und die jungen Leute von der Basoche Diesen und noch einen Andern behandeln!«

»Wer ist der Andere?«

»Herr von Lamoignon.«

»Ah! wahrhaftig! unser würdiger Siegelbewahrer . . . Was sagen sie denn von ihm?«

»Sie rufen: »»Ins Feuer Brienne! ins Feuer Lamoignon!««

Marat und Danton schauten sich an; es fand zwischen diesen zwei Männern ein Austausch von Gedanken statt, der sehr leicht in ihren Augen zu lesen war.

Der Eine wollte sagen: »Sollte dieser Aufstand nicht ein wenig von Ihrem Clubbe kommen, mein lieber Marat?«

Und der Andere fragte: »Sollten Sie hierbei nicht ein wenig von dem Golde der Prinzen, der Nebenbuhler des Königs, gesäet haben, mein lieber Danton?«

«Der Tumult, nachdem er wie ein Orkan getost hatte, vertiefte sich indessen und erlosch im

Centrum von Paris.

Marat befragte aufs Neue seine Dienerin:

»Und wohin gehen diese wackeren Leute?« fragte er.

»Sie gehen nach der Place Dauphine.«

»Und was wollen sie auf der Place Dauphine' machen?«

»Herrn von Brienne verbrennen.«

»Wie! einen Erzbischof verbrennen?«

»Oh! Herr,« erwiderte Albertine naiv, »vielleicht nur im Bildnisse.«

»Im Bildnisse oder in Wirklichkeit, es wird dort ein Schauspiel geben,« sagte Danton; »sind Sie nicht ein wenig neugierig, dieses Schauspiel zu sehen, mein lieber Marat?«

»Bei meiner Treue, nein!« antwortete der Zwerg: »es sind dort Streiche zu bekommen; die Polizei ist wüthend und wird gewaltig schlagen.«

Danton schaute mit Wohlgefallen seine Fäuste an und sprach:

»So ist es, wenn man Danton ist, statt Marat zu sein; ich kann meine Neugierde befriedigen; die Natur erlaubt es mir.«

»Und mir rath die Natur die Ruhe,« erwiderte Marat.

»Gott befohlen also! ich will ein wenig sehen, was auf der Place Dauphine vorgeht,« sprach der Coloß.

»Und ich, ich will mein Kapitel von Potocky vollenden,« versetzte Marat; »ich bin an einer Beschreibung der blühenden Einsamkeit und der duftenden Thäler.«

»Ho! ho!« rief Danton bebend, »man sollte glauben, man höre etwas wie ein Pelotonfeuer . . . Adieu! adieu!«

Und er stürzte aus dem Zimmer.

Was Marat betrifft, er schnitt seine Feder, — eine Ausgabe, die er sich nur in seinen Augenblicken großer Befriedigung erlaubte, — und fing an ruhig zu schreiben.

Danton hatte richtig gesehen, und Albertine hatte wahr gesprochen: es fand ein Aufruhr statt, und der Aufruhr zog theilweise nach der Place Dauphine, wo sein allgemeiner Sammelplatz war; hier schrie eine geräuschvolle Menge, welche unaufhörlich zunahm, aus vollem Halse: »Es lebe das Parlament! es lebe Necker! nieder mit Brienne! nieder mit Lamoignon!«

Da aber der Abend anrückte, so liefen die Arbeiter nach ihren Geschäften, die Schreiber nach der Amtsstube und dem Justizpalaste, die Bürger nach dem Abendbrode von allen Seiten herbei und vermehrten die Gruppen und das Geräusch.

Das begann mit einem ungeheuren Lärmen von Casserolen und Pfännchen. Welche Hand hatte diesen Riesencharivari organisiert, der wie eine Schlange von tausend Stücken sich in Paris bewegte und unablässig sich zu verbinden suchte? Niemand hat es je erfahren; nur fand sich am 26. August, um sechs Uhr, ohne daß Jemand hiervon in Kenntniß gesetzt war, alle Welt bereit.

Da der Mittelpunkt dieser Bewegung und dieses Geräusches die Place Dauphine war, so bedeckten sich alle Straßen, alle umliegende Quais, und besonders der Pont-Neuf mit Charivaristen und vornehmlich mit Neugierigen, welche den Charivari sehen wollten, den mit der ganzen Höhe ihres ehernen Rosses die Statue von Heinrich IV. beherrschte.

Eine merkwürdige Sache beim Pariser Volke ist die Liebe, die es für den Nachfolger der letzten Valois bewahrt hat. Verdankt Heinrich IV. seinem Geiste diese Popularität, die sich durch

die Generationen fortgepflanzt? seiner ein wenig problematischen Herzensgüte? seinem bekannten Worte über das Huhn im Topfe? seiner Liebschaft mit Gabriele? seinen Streitigkeiten mit d'Aubigne? einer oder der andern von diesen Ursachen, oder allen mit einander? Wir vermöchten es nicht zu sagen; ein Factum aber ist, daß Heinrich IV. diesmal wie immer die Aufmerksamkeit von denjenigen fesselte, welche ihn umgaben und erklärten, — für ihre persönliche Sicherheit vor Allem, — Niemand dürfe über den Pont-Neuf fahren, und diejenigen, welche aus dem Wagen ausgestiegen seien, sollten zu Fuße hinübergehen und die Statue von Heinrich IV. begrüßen.

Der Zufall wollte nun, daß die dritte Carrosse, welche passierte, die des Herzogs von Orleans war.

Wir haben uns am Anfange dieses Werkes viel mit dem Herrn Herzog von Orleans beschäftigt und erzählt, wie er durch seine Anglomanie, seine seltsamen Wetten, seine öffentlichen Ausschweifungen und besonders durch seine schamlosen Speculationen den besten Theil von jener Popularität verloren hatte, die ihm Mirabeau später wiederherstellen sollte.

Die Menge hatte auch kaum den Prinzen erkannt, als sie, ohne mehr Rücksicht für ihn als für einen einfachen Privatmann und mit mehr Absichtlichkeit vielleicht, die Pferde am Zügel faßte, sie vor der Statue des Bearners anhielt, den Wagenschlag öffnete und mit dem Tone, der keine Erwiderung zuläßt, weil es weder die Stimme eines Menschen, noch die von zehn Menschen, sondern die Stimme eines Volkes ist, den Prinzen aufforderte, seinen Ahnherrn zu begrüßen.

Der Prinz stieg lächelnd aus und fing, höflich wie immer, damit an, daß er freundlich die Menge

»Grüßen Sie Heinrich IV.! Heinrich IV.!« rief man ihm von allen Seiten zu.

»Meinen Ahnherrn grüßen? den Vater des Volkes grüßen? ei! sehr gern, meine Herren! Für Sie ist es nur ein guter König; für mich, meine Herren, ist es ein erhabener Ahn!«

Und sich gegen die Brüstung umwendend, verbeugte er sich artig vor der Reiterstatue.

Bei diesen Worten, bei diesem Gruße, bei dem wohlwollenden Lächeln, das der Herzog über der Menge ausbreitete, erhob sich ein Donner von Beifallklatschen und erscholl auf beiden Ufern der Seine.

Mitten unter diesen Bravos, nach denen sein Ohr so gierig war, schickte sich der Prinz an, wieder in seinen Wagen zu steigen, als eine Art von schlecht gekleidetem, schlecht gekämmtem, schlecht rasiertem Riesen, ein Grobschmied, der eine eiserne Stange in der Faust hielt und die Gruppen um den ganzen Kopf überragte, sich ihm näherte, eine schwere Hand auf seine Schulter legte und zum Herzog sagte:

»Grüße ihn nicht so sehr, Deinen Ahnherrn, und suche ihm ein wenig mehr zu gleichen!«

»Mein Herr,« erwiderte der Prinz, »ich strenge alle meine Kräfte an, doch ich bin nicht König von Frankreich, wie es Heinrich IV. war, und wie es Ludwig XVI. ist: ich vermag also nichts für das Volk, als mein Vermögen mit ihm zu theilen; das habe ich in den schlechten Jahren gethan, und das bin ich abermals zu thun bereit.«

Diese Worte, nicht ohne einen gewissen Stolz, sprechend, machte der Prinz einen neuen Schritt gegen seinen Wagen; doch er war mit seinem Grobschmiede noch nicht zu Ende:

»Es ist nicht genug, daß Du grüßest,« fuhr dieser fort, »Du mußt singen: Vive Henri IV!«

»Ja,« schrie die Menge, »ja: Vive Henri IV!«

Und ein ungeheurer Refrain, von zehntausend Stimmen gesungen, wirbelte in der Luft.

Der Prinz mischte seine Stimme sehr gutwillig darein, und als der Refrain vollendet war, erlaubte man ihm, wieder in seinen Wagen zu steigen.

Sobald er eingestiegen, setzte er sich; die Piqueurs schlossen den Schlag, und die Carrosse ging unter den begeisterten Bravos der Menge ab.

Kaum war der Wagen verschwunden, als sich der Tumult bei der Ankunft einer andern Carrosse vermehrte, in der ein sehr bleicher und sehr beängstigter Geistlicher durch tausend drohend in die Höhe gehobene Arme signalisirt wurde.

»Das ist der Abbé von Vermont! der Abbé von Vermont!« riefen die fünfhundert Stimmen, denen diese tausend Arme gehörten.

»Es ist der Abbé von Vermont!« wiederholte der Grobschmied mit einer Stimme, von der man hätte glauben sollen, sie werde durch die Blasebälge seiner Schmiede genährt; »ins Feuer den Abbé von Vermont! ins Feuer den Rath der Königin!«

Und Jeder wiederholte mit gewaltigem Geschrei: »Ins Feuer den Abbé von Vermont!« eine Einstimmigkeit, welche den Geistlichen der Carrosse durchaus nicht zu beruhigen schien.

Man muß gestehen, der erhabene Mann, von dem hier die Rede war, stand, trotz seines Abbétitels durchaus nicht im Geruche der Heiligkeit beim Volke. Sohn eines Dorfwundarztes, Doctor der Sorbonne, Bibliothekar des College Mazarin, war er im Jahre 1769, — auf den Antrag desselben Herrn von Brienne, dessen Hinrichtung im Bildnisse vorzubereiten man sich beschäftigte, — zum Nachfolger für zwei Schauspieler, die man als Vorleser der zukünftigen Dauphine Marie Antoinette gegeben, erwählt und ihr letzter Lehrer der französischen Sprache zu werden bestimmt worden; man hatte den Abbé Vermont nach Wien durch Herrn von Choiseul, den Vertrauten von Maria Theresia, als einen Mann geschickt, zu dem die Kaiserin alles Zutrauen haben könnte. Der neue Professor der zukünftigen Dauphine hatte seinen Gönner nicht lügen gemacht; er war mit Leib und Seele bei der österreichischen Partei eingetreten, welche zu dieser Stunde siegreich mit der französischen Partei kämpfte; er war einer der thätigsten Rätthe des kleinen Hofes geworden, der Marie Antoinette nach Frankreich begleitete. Von diesem Augenblicke an waren alle leichtsinnige Handlungen, welche die Dauphine, und sodann die Königin begangen, — die arme Frau ließ es bekanntlich nicht daran fehlen! — alle diese leichtsinnigen Handlungen waren dem Einflusse des Abbé von Vermont zugeschrieben worden. In der That, kaum in Frankreich angekommen, hatte er unter dem Vorwande, seine Eigenschaft als Vorleser müßte ihm auch die des Professors der Geschichte geben, den Historiographen Moreau zurückweisen gemacht, der durch sein Wissen zu den Functionen eines Bibliothekars der Frau Dauphine erhoben worden war. Angestachelt durch den Abbé von Vermont, hatte die Dauphine ihre erste Ehrendame, Frau von Noailles, lächerlich gemacht, und der Spottname *Madame l'Etiquette*, der dieser geblieben, kam, wie man sagte, nicht von der Königin, sondern vom Abbé. Mehr noch, bei ihrer Ankunft am Hofe hatte die Frau Dauphine viel Zärtlichkeit für Mesdames, die Töchter von Ludwig XV., gezeigt; Madame Victoire besonders hatte mit großer Sympathie diese Zuvorkommenheiten ihrer Nichte erwidert. Da hatte der Abbé von Vermont sein Ansehen bedroht erachtet und keine Ruhe gehabt, bis es ihm gelungen war, die Frau Dauphine mit ihren drei Tanten zu entzweien. Es war abermals der Abbé von Vermont, der die Königin mit allen mächtigen Familien entzweit hatte, und besonders mit der Familie Rohan, von der eines ihrer Glieder so unheilvoll für sie bei der Halsbandgeschichte wurde; dieser Zwist war Folge der Herabwürdigung gewesen, die die Königin hinsichtlich der Bildung von Madame Clotilde, der ältesten Tochter von Ludwig XV., ausgesprochen hatte, welche von Frau von

Marsan erzogen worden. Es war immer der Abbé, der, statt seine Schülerin zu ernsten Studien und geschichtlichen Lecturen anzueifern, sie, ohne jemals eine Vorstellung zu versuchen, alle Bücher, die ihr in die Hände fielen, lesen und alle Spiele, welche die Höflinge ersannen, selbst das berufene Spiel *Decampativos*, spielen ließ, gegen das die Schamhaftigkeit von Marat im Clubbe der Menschenrechte gedonnert hatte. Er war es, der die Dauphine, als sie Königin geworden war, angetrieben hatte, sich in Opposition mit dem König zu setzen, es zu versuchen, die österreichische Politik von Frau von Pompadour annehmen zu machen und die Zurückberufung von Herrn von Choiseul zu beantragen. Er war es, der bei der Reise des Erzherzogs Maximilian nach Frankreich, — obgleich der Prinz incognito reiste, — die Königin antrieb, zu verlangen, daß ihr Bruder den Vortritt vor den Prinzen von französischem Geblüte habe. Besorgt wegen aller der neuen Gnadenbezeigungen, welche verschiedenen Personen neben ihm zu Theil wurden, hatte er Madame Jules von Polignac um ihr Ansehen beneidet, er hatte es versucht, die Komödie des Cardinals von Fleury bei König Ludwig XV. zu spielen, und sich auf vierzehn Tage vom Hofe verbannt; da er aber sah, daß man ihn nicht zurückrief, so hatte er sich beeilt, wiederzukommen, und war von diesem Augenblicke an der Freund von derjenigen geworden, welche er nicht hatte stürzen können. Unter dem Einflusse des Abbé von Vermont endlich war, wie man versicherte, die Ernennung zur Generalcontrole seines frühern Gönners des Herrn von Brienne geschehen, desselben, dessen Sturz man in der Stunde feierte, wo der Abbé von Vermont, auf dem Pont-Neuf erkannt, in dieser ganzen Menge die von uns so eben mitgetheilte Aufregung hervorbrachte.

Der arme Geistliche, die Ursache dieser ganzen Aufregung, der momentane Sündenbock des Ministeriums und des Hofes, schien nicht genau zu wissen, was alle diese brüllenden Stimmen, alle diese gegen seinen Wagen ausgestreckten Arme wollten; bei dem Geschrei: »der Abbé von Vermont! der Abbé von Vermont!« schaute er umher, als ob dieses Geschrei nicht ihn angehe, und er schien die Person zu suchen, an die es gerichtet; bald aber war er genöthigt, einzusehen, daß es diese Menge mit ihm zu thun hatte, denn in einem Augenblicke war der Wagen angehalten, waren die Schläge geöffnet, und der Abbé wurde, aus der Carrosse gerissen, trotz seiner Protestationen auf die Place Dauphine geschleppt.

Sogleich setzte sich die ganze Menge in Bewegung, um ihm den Cortege zu bilden und der Züchtigung beizuwohnen, die man ihm versprach.

Mitten auf der Place Dauphine erhob sich ein aus Reisbüscheln und Kohle gemischter Haufen zu einer ansehnlichen Höhe; auf diesem Haufen, den die Obsthändler der Nachbarschaft dem Vaterlande anzubieten aufgefordert worden waren, — und den sie mit Enthusiasmus, man muß es zu ihrem Lobe sagen, dargebracht hatten, — machte eine aus Stroh und Weidengeflechte zusammengesetzte, mit der rothen Simarre bekleidete Figur eine ziemlich klägliche Miene; an ihrem Barrett sah man in Eile, in ungeheuren Charakteren, von einem der Festordner geschrieben den Namen Brienne.

Um dieses leblose Opfer, das offenbar der Flamme geweiht war, bewegten sich die Aufrührer vor Ungeduld brüllend; denn sie warteten die Nacht ab, damit ihr Feuer schöner erscheine und die improvisirte Ceremonie durch diesen Verzug Zeit habe, eine größere Anzahl von Zuschauern herbeizuziehen.

Sie waren daher angenehm überrascht, als sie eine Verstärkung von Collegen, Erfindern eines neuen Programms, ankommen sahen, und sie begrüßten mit wüthendem Geschrei die Leute, die ihnen den Abbé von Vermont brachten, welchen mit dem Strohmanne zu verbrennen man die

glückliche Idee gehabt hatte.

Das Gesicht des armen Abbé trug das Gepräge eines leicht begreiflichen Schreckens an sich. Man errieth wohl an seinen Geberden, daß der Unglückliche sprach und sich Gehör zu verschaffen suchte; da man ihn aber schreiend fortstieß, da diejenigen, welche ihn hätten hören oder zurückhalten können, selbst von anderen Rasenden, welche noch lauter als sie schrienen, vorwärts gedrängt wurden, so gingen die Klagen oder die Erklärungen des armen Sünders im allgemeinen Geschrei verloren.

Endlich erreichte man den Kohlenhaufen. Der Abbé wurde mit dem Rücken daran gestellt, und man begann, obschon es noch Tag war, die Vorbereitungen zur Execution, indem man dem armen Abbé die Hände band.

In diesem Momente öffnete ein Mann die Menge durch eine mächtige Bewegung seiner breiten Schultern, streckte seine beiden Hände beschützend gegen den Abbé aus und rief:

»Aber, Ihr Dummköpfe, die Ihr seid: dieser Mensch ist nicht der Abbé von Vermont!«

»Oh! Herr Danton, zu Hilfe! zu Hilfe!« rief halb ohnmächtig der arme Geistliche.

So stark der allgemeine Lärm war, die gewaltig schallende Stimme von Danton hatte ihn beherrscht, und einige Personen hatten die Worte gehört, die er gesprochen.

»Wie! dieser Mensch ist nicht der Abbé von Vermont?« wiederholten diejenigen, welche zu Hörer, im Stande gewesen waren.

»Nein, nein,« rief der arme Abbé, »ich bin nicht der Abbé von Vermont . . . seit einer Stunde schreie ich mich zu Tode, um es Euch zu sagen.«

»Aber wer sind Sie denn?«

»Ei! es ist der Abbé Roy!« rief Danton; »der Abbé Roy, der große Neuigkeitsjäger! der Abbé Dreißigtausend-Mann, wie man ihn im Palais-Royal nannte, als er Neuigkeiten von Polen unter dem Baume von Krakau zum Besten gab! der Abbé Roy, im Gegentheile, der Widersacher des Abbé von Vermont! der Abbé Roy, Euer Freund, alle Teufel! . . . Gebt wohl Acht auf das, was Ihr thut: Ihr seid im Begriffe, den guten Schacher statt des bösen zu verbrennen!«

Hier schlug Danton ein Gelächter auf, das von den Nächsten wiederholt wurde und sich im Vertrauen bis zu den Extremitäten fortpflanzte.

»Es lebe der Abbé Roy! es lebe der Freund des Volkes! es lebe der Abbé Dreißigtausend-Mann!« riefen zehn Stimmen, vermehrt durch hundert, dann durch tausend.

»Ja, ja, es lebe der Abbé Roy! und da wir ihn haben,« sagte der Grobschmied, »so diene er uns wenigstens zu etwas: er steige auf den Kohlenhaufen und höre Herrn von Brienne Beichte!«

»Und er soll die Beichte laut wiederholen,« sagte ein Anderer,- »das wird drollig sein!«

»Ja, ja, er höre Brienne Beichte! er höre Brienne Beichte!« sprachen die Umstehenden.

Der Abbé Roy bedeutete durch ein Zeichen, er wolle sprechen.

»Stille!« rief Danton mit seiner Donnerstimme, welche über allen diesen Stimmen gehört wurde.

»Stille! st! . . . bst! stille! . . .« machte die Menge.

Und der Wille ist so mächtig bei den Massen, daß nach einigen Augenblicken eine Stille herrschte, daß man eine Mücke hätte fliegen hören.

»Meine Herren,« sprach der Abbé mit klarer, obschon noch ein wenig zitternder Stimme, »meine Herren, ich verlange nichts Anderes, als Ihnen zu gehorchen und den Verurtheilten

Beichte zu hören . . .«

»Ja, ja! gut! bravo! die Beichte! die Beichte!«

»Aber, meine Herren,« fuhr er fort, »ich muß Ihnen zugleich Eines bemerken.«

»Was?«

»Daß Monseigneur der Erzbischof von Sens ein großer Sünder ist.«

»Oh! ja, ja!« sprach laut lachend die Menge.

»Und daß er folglich eine große Anzahl von Sünden begangen bat.«

»Ja! ja! ja!«

»Seine Beichte wird lange währen, sehr lange . . . so lange, daß Sie ihn vielleicht heute nicht verbrennen können.«

»Nun, so werden wir ihn morgen verbrennen.«

»Ja,« sprach der Abbé; »doch der Herr Polizeilieutenant, der Herr Ritter von der Wache . . .«

»Ah! das ist wahr,« sagte die Menge.

»Es wäre also meiner Ansicht nach besser, ihn ohne Beichte zu verbrennen,« fügte der Abbé Roy bei.

»Bravo! bravo! er hat Recht: verbrannt! verbrannt! auf der Stelle verbrannt! . . . Es lebe der Abbé Roy! Es lebe der Abbé Dreißigtausend-Mann! . . . Ins Feuer mit Brienne! ins Feuer!«

Und zu gleicher Zeit trennte sich die Menge in zwei Theile: der eine bildete einen Triumphbogen, unter welchem mit den Flügeln des Sieges und besonders der Angst der Abbé, der beinahe für seinen Collegen bezahlt hätte, forteilte; der andere Theil stürzte nach dem Kohlenhaufen und präludirte beim Lärmen aller Casserolen und aller Kessel des Quartiers durch eine Höllenrunde zu dem Auto da Fe, das den Platz erleuchten sollte.

Auf den Schlag neun Uhr endlich, zur Stunde der Kunstfeuerwerke, erleuchteten sich alle Fenster, die einen durch Lichter, die anderen durch Lämpchen: eine Fackel wurde feierlich an den aus Reisbündeln und Kohle bestehenden Haufen von einem roth gekleideten, den Henker vorstellenden Manne gehalten, und der Haufen fing an flammend zu prasseln, unter den Acclamationen von allen diesen Wahnsinnigen, die der Reflex der Brände mit einer purpurroten, erschrecklich anzuschauenden Tinte färbte, und deren Glutaugen, wie Dante sagt, noch erschrecklicher flammten als die Brände!

XX.

Das Haus von Herrn Réveillon, Tapetenhändler im Foubourg Saint-Antoine.

Unsere Leser mögen uns erlauben, einen Augenblick die Place Dauphine zu verlassen, wo der Brandhaufen von Herrn von Brienne flammt und ein Geräusch ertönt, das alle Bewohner der Cite auf die Beine gebracht hat, um in einen Theil von Paris zu gehen, in welchem die vollkommenste Stille und ebenso die vollkommenste Dunkelheit herrschen.

Flamme und Getöse werden übrigens dieses Quartier gleichfalls seiner Zeit erleuchten und aufwecken, und ist es einmal aufgeweckt, so wird es für sich allein in ein paar Jahren mehr Getöse und Flammen auswerfen, als seit Empedokles und Plinius dem Aeltern der Aetna und der Vesuv ausgeworfen haben.

Ein Hotel von schönem Ansehen erhob sich in der Rue de Montreuil, im Faubourg Saint-Antoine.

Es war das Eigenthum von Réveillon, dem reichen Tapetenhändler, dessen Name durch die Ereignisse, die sich damit verknüpft haben, ein historischer geworden ist.

In dieser Epoche, wo er noch nicht europäisch, war doch der Name von Herrn Réveillon sehr bekannt im Quartier Saint-Antoine, und sogar in der übrigen Stadt, wegen der sinnreichen Erfindungen von demjenigen, welcher ihn führte, wegen seiner commerciellen Thätigkeit und der Solidität seiner Unterschrift.

Réveillon war in der That Besitzer eines ungeheuren Vermögens, und über fünfhundert in feiner Fabrik verwendete Arbeiter, an denen er durch jeden fünf bis sechs Franken täglich verdiente, unterhielten nicht nur dieses Vermögen, sondern vermehrten es in einer so furchtbaren Progression, daß Niemand sagen konnte, wo dieses Vermögen stille stehen werde.

Man hat viel gesprochen und viel geschrieben über Réveillon; daraus geht hervor, daß Réveillon sehr bekannt, aber vielleicht schlecht bekannt war.

Wir haben nicht die Anmaßung, Réveillon besser zu kennen, als die anderen Geschichtschreiber, welche von ihm gesprochen; überdies beschäftigen wir uns wenig mit diesen Zufallsreputationen, gemacht durch ein Ereigniß, das sie anhakt und ans Tageslicht zieht, immer sich schämend der Umstände, die sie emporhoben, und jenes Lichtes, das sie mit den Augen blinzeln macht wie eine aufgeschreckte Nachttaube, die am Tage aus dem Loche hervorgekommen, welches sie nur bei Nacht zu verlassen pflegte.

Wir werden also von Réveillon nur sagen, was man zu jener Zeit von ihm sagte, oder was man seitdem von ihm gesagt hat.

Réveillon, sagten die Jacobiner, — und hinsichtlich der Jacobiner erlaube man uns hier zu bemerken, daß diejenigen, welche ihre Erscheinung in die Register von 90 oder 91 eingetragen, ihnen einen falschen Geburtsbrief gegeben haben: abgesehen von ihrem von dem Orte, wo sie sich versammelten, entlehnten Namen, bestanden die Jacobiner längst zu der Zeit, wo die Ereignisse vorfielen, die wir erzählen, — Réveillon, sagten also die Jacobiner, war ein harter, herber, geiziger Mann: er hatte vorgeschlagen, den Lohn seiner Arbeiter auf fünfzehn Sous

täglich zu reducirern; er war, behaupteten die Führer dieser noch dunklen Partei, einer von jenen Wucherern bereit, die Theorie der Herren Fleffelles und Berthier in Ausübung zu bringen, welche, als man mit ihnen von der Roth des Volkes sprach, antworteten: »Haben die Pariser kein Brod, so wird man ihnen Gras zu fressen geben; unsere Pferde fressen wohl!«

Die Royalisten und die Gemäßigten hatten dagegen eine ganz andere Idee von dem Tapetenhändler. Er war, sagten sie, ein wackerer Mann, lebend, wie man zu jener Zeit lebte, das Geschäft nehmend, wie er es von seinem Vater erhalten hatte, wenig Oeconomist, wenig Philosoph, wenig Politiker, aber sparsam, vernünftig und moralisch, — lauter Eigenschaften, welche sich im Destillierkolben der Revolutionen in Laster verwandeln.

Réveillon mußte Feinde haben, da er Einfluß hatte. Man betrachtete ihn in der Vorstadt als einen Mann, den man zu schonen hatte. Derjenige, welcher mit einer Geberde tausend Arme in Bewegung setzt, ist nie ein unbedeutender Bürger in den Tagen des Sturms.

An diesem Tage nun, zu welchem wir gelangt sind, einem Sturmtage, wie es nur einen geben konnte, soupirte Herr Réveillon in seinem schönen' Speisezimmer, geschmückt mit Gemälden, deren Copien in gemaltem Papier im Handel waren, während er die Originalien von Malern von einigem Talent gekauft und anständig bezahlt hatte.

Das gute, mehr schwere als elegante Silbergeschirr, das schöne Familientafelzeug, die substantiellen und freigebig gewürzten Gerichte, der gesunde Wein von einer kleinen Meierei in der Touraine bildeten einen angenehmen Schmaus, an dem sechs vortrefflich gesinnte Personen Theil nahmen.

Zuerst Réveillon selbst, dessen Portrait zu malen unnöthig ist, da der Name so viel Werth hat, als ein historisches Portrait; zwei von seinen Kindern und seine Frau, eine vortreffliche Frau; sodann ein fremder Greis und ein Mädchen.

Der Greis war bekleidet mit einem Ueberrocke von einer unbestimmten Farbe, welche einst olivengrün gewesen sein mußte; die Fayon bezeichnete fünfzehn Jahre hinsichtlich des Schnitts; das abgeriebene, fadenscheinige Tuch bezeichnete zwanzig Jahre des wirklichen Gebrauchs.

Das war nicht die Armuth, es war auch nicht die Unreinlichkeit, es war die merkwürdigste Nachlässigkeit, und man kann versichern, daß der Träger dieses Ueberrockes eines gewissen Muthes bedurfte, um ihn auf seinen Schultern, beim hellen Sonnenscheine, in Paris zu zeigen, wenn er am Arme das Mädchen chatte, dessen Portrait wir ebenfalls machen werden, sobald die letzten Lineamente von dem des Greises vollendet sind.

Kehren wir also zu diesem zurück.

Ein langer und schmaler, an den Schläfen sich ausbreitender Kopf, ein lebhaftes Auge, eine lange Nase, ein abgenutzter und cynisch spöttischer Mund, spärliche weiße Haare machten aus diesem Manne einen Greis, obschon er erst vierundfünfzig Jahre alt war.

Man nannte ihn *Rétif de la Bretonne*, und dieser sehr bekannte, wenn auch damals nicht sehr populäre Name hat sich nicht ganz durch die Reibung der Jahre verwischt, und ist bis zu uns gelangt. Er hatte schon mehr Bände geschrieben, als gewisse Akademiker seiner Zeit Zeilen geschrieben hatten.

Sein getreuer Ueberrock, an den er keine dithyrambische Strophen gerichtet, wie es für ihre Kleider gewisse abgeschabte und gutmüthige Dichter unserer Zeit gethan haben, dessen Verdienste er aber dennoch in einem Paragraphe seiner *Bekanntnisse* gefeiert hat, war der beständige Gegenstand der Bemühungen und Flickereien des zur Linken von Herrn Réveillon

sitzenden Mädchens.

Diese reine, frische Jungfrau, eine Blume, die sich im Kiessande einer Druckerei erschlossen, hieß Ingénue: ihr Vater hatte ihr einen Romannamen gegeben; übrigens entgingen schon seit zwanzig Jahren, — was merkwürdig und ein Vorzeichen der politischen und religiösen Umwälzungen war, welche stattfinden sollten, — schon seit zwanzig Jahren, sagen wir, entgingen die Taufnamen dem Einflusse des Kalenders, der bald selbst in einen Katalog von Blumen und Gemüsen verwandelt werden sollte. Dieser Romannamen, auf den wir einen besondern Nachdruck legen, und den das Mädchen erhalten hatte, erklärt eine von den Seltsamkeiten des Greifes: er liebte Ingénue weniger als seine Tochter, denn als ein Modell zum Copiren; er widmete ihr weniger eine Zärtlichkeit des Vaters, als eine liebkosende Zuneigung des Schriftstellers.

Uebrigens war die schöne junge Tochter in allen Punkten würdig ihres Namens:²⁰ die jungfräuliche Treuherzigkeit glänzte mild in ihren blauen hervorstehenden Augen. Sie hielt ihren Mund leicht geöffnet durch ein sanftes Lächeln oder ein naives Erstaunen, um, eine entstehende Blüthe, jede Empfindung einzuathmen, die sie der Welt in einem lieblichen süßen Athem zurücksandte! der perlmutterartige Teint, die aschblonden Haare ohne Puder, die reizenden Hände, obwohl ein wenig lang; — Ingénue zählte aber fünfzehn Jahre, und bei den Frauen von diesem Alter haben die Hand und der Fuß ihr ganzes Wachsthum erlangt, — die reizenden Hände, obwohl ein wenig lang, sagen wir, vervollständigten das Gemälde.

Ingénue, mit ihrem jungen und gleichsam nur schüchtern angelegten Leibe, mit ihrer bescheidenen Haltung und ihrem offenerzigen Lächeln, verschönerte das leinene Gewand, das ihr als große Toilette diente. Sie ersetzte den Reichthum dieses Gewebes durch die Eleganz der Form, und so demüthig auch ihre Tracht war, so brauchte es doch, wir wiederholen es, eine große Dosis Muth für Rétif um in Paris mit einem solchen Ueberrocke spazieren zu gehen, neben Ingénue, welche so frisch und so schön in ihrem neuen Gewande.

In dem Augenblicke, wo wir ins Speisezimmer eingetreten sind, trug Rétif die Kosten der Conversation und erzählte den Demoiselles Réveillon moralische Geschichten, die er mit Angriffen auf die Ueberreste eines völlig in Unordnung gebrachten Desserts vermischte, welches Dessert vor seiner Niederlage in schönster Ordnung gewesen sein mußte, denn es war ein Mann von großem Appetit, dieser Meister Rétif de la Bretonne, und seine Zunge that seinen Zähnen keinen Abbruch.

Réveillon, — den die moralischen Geschichten von Rétif de la Bretonne nicht so sehr interessirten, als seine Töchter, und dies vielleicht, weil er, gründlicher unterrichtet als sie, die Moralität des Erzählers kannte, und diese Bekanntschaft den Geschichten viel von ihrer Moralität benahm, — Réveillon entschloß sich, gegen das Ende des Mahles, über Politik mit seinem Gaste zu sprechen.

»Sie, der Sie ein Philosoph sind,« sagte er mit jenem spöttischen Tone, den die Männer des Geldes und der Materie gegen die Männer des Traumes und des Denkens affectiren, »während die Zwiebacke sich verdauen, mein lieber Rétif, erklären Sie mir, warum wir in Frankreich von Tag zu Tag mehr den nationalen Geist verlieren.«

Dieser Eingang erschreckte die Damen, welche, nachdem sie die zwei Männer angeschaut hatten, um sich zu versichern, das Gespräch werde dem ihm gegebenen neuen Impulse folgen, aufstanden, Ingénue mitnahmen und in den Garten gingen, um dort einige kleine Spiele zu spielen.

»Entferne Dich nicht, Ingénue,« sagte Rétif ebenfalls aufstehend und die Krümchen vom letzten Zwiebacke, den er gegessen, abschüttelnd, mit welchen Krümchen sein langer und getreuer Ueberrock bestreut war.

»Nein, mein Vater, ich bin zu Ihren Befehlen,« erwiderte das Mädchen.

»Gut!« sprach Rétif, glücklich, daß man ihm gehorchte, wie alle Väter glücklich sind, welche ihre Kinder zu lenken glauben, während sie von ihnen gelenkt werden.

Sodann sich an Réveillon wendend:

»Ein reizendes Kind, nicht wahr, Herr Réveillon? ein Trost meiner alten Jahre, ein Stab meiner letzten Tage, reine Freuden der Vaterschaft!«

Und er schlug die Augen gottselig zum Himmel auf.

»Sie müssen teufelmäßig freudig sein!« sagte hierauf Réveillon mit jener schalkhaften Gutherzigkeit unserer Bürger.

»Und warum dies?« fragte Rétif de la Bretonne.

»Ei!« antwortete Réveillon, »weil man, darf man Ihren Spionen glauben, Herr Faublas, Ihnen wenigstens ein Hundert Kinder zuschreibt.«

Der Roman von Louvet de Couvray, der gerade erschienen und damals in seiner ganzen Vogue war, hatte Réveillon seinen spöttischen Vergleichungspunkt geliefert.

»Rousseau hat wohl die Wahrheit in seinen Bekenntnissen gesagt,« sprach Rétif de la Bretonne, sichtbar in Verlegenheit gebracht durch den Hieb, den ihm der Tapetenhändler gegeben; »warum sollte ich ihm nicht, wenn nicht durch das Talent, doch wenigstens durch den Muth nachahmen?«

Die vier Worte: *wenn nicht durch das Talent*, wurden mit jenem Tone ausgesprochen, den selbst die Musik, diese große Lügnerin, welche die Prätension hat, sie drücke Alles aus, nicht wiederzugeben vermöchte.

»Nun wohl,« sagte Réveillon, »wenn Sie wirklich hundert Kinder wie Ingénue gehabt haben, so ist das eine hübsche Familie, und ich fordere Sie auf, nicht wenig Papier schwarz zu machen, um sie zu ernähren.«

Réveillon, huldigte ein wenig dem Vorurtheile, — das noch ziemlich von den Journalen unserer Tage, welche Herrn Leclerc²¹ Herrn Eugene Sue vorzogen, zugelassen war, — das weiße Papier habe mehr Werth, als das beschriebene Papier.

Es ist nicht an uns, die Frage zu beurtheilen, trotz unserer tiefen Bewunderung für die sauberen Blätter.

»Da man aber,« fuhr Réveillon fort, »da man nicht immer Kinder zeugen kann, und Sie überdies, unter uns gesagt, nicht mehr im Alter sind, um Ihre anderen Uebungen zu vernachlässigen wie diese, was machen Sie im gegenwärtigen Augenblicke, mein lieber *nächtlicher Zuschauer*²²?«

Rétif gab damals unter diesem Titel eine Art von Journal heraus, das ein Seitenstück zu dem Tableau de Paris von Mercier bildete; nur hatten die zwei Freunde das Zifferblatt getheilt: der Eine hatte den Tag genommen, und das war Mercier; der Andere hatte die Nacht genommen, und das war Rétif de la Bretonne.

»Was ich mache?« fragte Rétif, indem er sich in seinen Stuhl zurückwarf.

»Ja.«

»Ich mache den Plan zu einem Buche, das ganz einfach im Stande ist, Paris zu revolutioniren.«

»Ho! ho!« rief Réveillon, auf seine gewaltige Weise lachend, »Paris revolutioniren! die Sache ist nicht leicht!«

»Ei! mein lieber Freund,« entgegnete Rétif de la Bretonne mit jener Vorhersehung, welche nur den Dichtern eigenthümlich ist, »leichter, als Sie glauben . . .«

»Und die Gardes francaises? und die deutschen Regimenter? und die Gardes du corps? und Herr von Biron? und Herr von Bezenval? . . . Glauben Sie mir, mein Lieber, revolutioniren Sie Paris nicht!«

War es Klugheit, war es Geringschätzung, der Verfasser des *Pornographen* erwiderte nichts auf die Apostrophe, und sagte, die Frage beantwortend, die ihm Réveillon gemacht hatte:

»Sie fragten mich vorhin, warum wir von Tag zu Tag mehr unsern Patriotismus in Frankreich verlieren?«

»Bei meiner Treue! ja,« sprach Réveillon; »ich bitte, erklären Sie mir das.«

»Nun wohl!« antwortete Rétif, »der Franzose hat sich immer etwas auf seine Häupter eingebildet; er setzt seinen Stolz und sein Vertrauen auf sie. Seit dem Tage, wo er Pharamond auf den Schild erhoben, war es so. Er war groß mit Karl dem Großen, groß mit Hugo Capet, groß mit dem heiligen Ludwig, groß mit Philipp August, groß mit Franz I., mit Heinrich IV., mit Ludwig XIV.! Freilich ist es von Pharamond bis zu Ludwig XVI. weit, Herr Réveillon.«

Réveillon erwiderte lachend:

»Es ist doch ein braver Mann, der arme Ludwig XVI.«

Réveillon zuckte die Achseln auf eine Art, daß er eine Naht von seinem Ueberrocke krachen machte.

»Ein braver Mann! ein braver Mann!« sprach er, »sehen Sie, Sie haben selbst auf die Frage geantwortet, die Sie an mich gestellt. Sagen die Franzosen von ihrem Oberhaupte, er sei ein großer Mann, so haben sie Patriotismus; nennen sie ihn einen braven Mann, so haben sie keinen mehr.«

»Dieser Teufels-Rétif,« rief Réveillon aus vollem Halse lachend, »er hat immer das Wörtchen zum Lachen!«

Réveillon täuschte sich: Rétif lachte nicht, und Rétif sagte dies besonders nicht, um die Anderen lachen zu machen.

Dem zu Folge sich verdüsternd und die Stirne faltend, fuhr er fort:

»Und höre ich auf, vom Könige zu sprechen, gehe ich zu den subalternen Chefs über: sagen Sie mir ein wenig, welche Achtung Sie diesen bewilligen werden?«

»Ah! was das betrifft, lieber Herr Rétif, das ist teufelmäßig wahr.«

»Sagen Sie mir ein wenig, was ein d'Aiguillon war?«

»Oh! d'Aiguillon, an ihm hat man Gerechtigkeit geübt.«

»Ein Maupeou?«

»Ha! ha! ha!«

»Sie lachen?«

»Bei meiner Treue! ja.«

»Nun wohl, diese lächerlichen Minister sind Adler im Vergleiche mit den Brienne und den

Lamoignon.«

»Ah! das ist wohl wahr! Doch Sie wissen, daß man Sie entläßt, und daß Herr Necker wieder zu den Geschäften zurückkehrt.«

»Von der Charybdis in die Scylla, Herr Réveillon! von der Charybdis in die Scylla!«

»Ja, ja, zwei Schlünde mit Hundköpfen,« sagte der ehrliche Fabricant auf eines von seinen Bildern deutend, wo mit allen Zuthaten, die sie verschönern, Charybdis, die Rinderdiebin, und Scylla, die Nebenbuhlerin von Circe, dargestellt waren.

Sodann auf das von Rétif ausgesprochene Princip zurückkommend, sagte Réveillon, indem er sich ausstreckte:

»Es ist wirklich wahr, man ist ohne Patriotismus in Frankreich, seitdem man Chefs hat wie die unseren. Ah! ah! hieran habe ich nie gedacht!«

»Das fällt Ihnen auf?« versetzte Rétif , entzückt über sich selbst und über die Fassungskraft von Réveillon.

»Oh! sehr! sehr!«

»Doch dieser auf Sie hervorgebrachte Eindruck, lieber Freund . . .«

»Er ist groß,« unterbrach Réveillon, »in der That sehr groß!«

»Ja, er ist aber nicht rein historisch oder moralisch?«

»Nein! nein!«

»Er ist also persönlich?«

»Nun wohl, ich gestehe es!«

»In wie fern berührt er Sie? Lassen Sie hören.«

»Er berührt mich, in so fern man mich zum Wähler von Paris vorschlägt! Bin ich ernannt . . .« Réveillon kratzte sich am Ohre.

»Nun, wenn Sie ernannt sind?«

»Bin ich ernannt, so muß ich sprechen, eine Rede halten, ein Glaubensbekenntniß ablegen: es ist ein schöner Gegenstand zum Declamiren, der Ruin des Nationalgeistes in Frankreich, und Ihre Gründe, um die Sache festzustellen, haben mir unendlich gefallen; ich werde mich derselben bedienen.«

»Ah! Teufel!« murmelte Rétif mit einem Seufzer.

»Was haben Sie denn, mein lieber Freund?«

»Nichts! nichts!«

»Doch, Sie haben geseufzt.«

»Nichts, sage ich Ihnen; wenigstens eine Kleinigkeit.«

»Nun?«

»Ich werde wohl einen andern Stoff finden.«

»Stoff wofür?«

»Stoff für eine Brochure.«

»Ah! ah!«

»Ja, ich hatte diesen aufgefaßt, und in Hinsicht dessen nährte ich, wie ich Ihnen gesagt habe, Argumente, welche im Stande waren, Paris zu revolutioniren; da aber Sie, mein lieber Freund, diesen Stoff nehmen . . .«

»Nun?«

»Nun, so werde ich einen andern suchen.«

»Nein,« erwiderte Réveillon, »es ist nicht meine Absicht, Ihnen Nachtheil zu bringen!«

»Ah! bah! eine Kleinigkeit!« versetzte Rétif, sich in seinen Ueberrock drapirend; »ich hätte zwei Blätter hierüber componirt.«

»Warten Sie doch! warten Sie doch . . . Teufel!« sagte Réveillon, sich am Ohre kratzend, »es gäbe vielleicht ein Mittel . . .«

»Ein Mittel, wofür, lieber Herr Réveillon?«

»Wenn Sie wollten . . .«

Réveillon zögerte, Rétif de la Bretonne mit einer bezeichnenden Miene anschauend.

»Wenn ich was wollte?«

»Wenn Sie wollten, wäre Ihre Arbeit nicht verloren, und was sich Gutes hieran fände, wäre für mich gewonnen.«

»Ah!« versetzte Rétif, welcher sehr gut begriff, aber sich den Anschein gab, als begriffe er nicht; »erklären Sie mir doch Ihren Gedanken, lieber Freund.«

»Nun wohl, Sie hätten diese Brochure gemacht,« sagte Réveillon, indem er den Aermel seines schönen Kleides unter den fettigen Aermel des Ueberrockes von Rétif schob, »und sie wäre ausgezeichnet gewesen, wie Alles, was Sie machen.«

»Ich danke,« erwiderte Rétif sich verbeugend.

»Mehr noch,« fuhr der Fabrikant fort . . . »sie würde Ihrer kleinen Börse etwas beigefügt haben . . . Ha! ha! ha!«

Rétif schaute empor.

»Sie hätte Ihren Ruf nicht vergrößert, — das ist unmöglich!«

Rétif verbeugte sich abermals.

»Es ist wahr,« sagte er, »doch das würde meinem Freunde Mercier Vergnügen gemacht haben, und es liegt mir viel daran, ihm zu gefallen, weil er mir sehr hübsche Artikel in seinem Table au de Paris schreibt.«

»Nun, mein lieber Herr Rétif,« fuhr Réveillon immer freundlicher fort, »Sie werden wieder etwas ersinnen, während ich . . .«

»Nun, Sie?«

»Ich werde nicht leicht einen Gegenstand wie diesen finden, um zu meinen Wählern zu sprechen . . .«

»Ah! das ist wahr . . .«

»Ich mache Ihnen also den Vorschlag . . .« sprach Réveillon.

Hier spitzte Rétif das Ohr.

»Ich mache Ihnen also den Vorschlag, die Brochure vorzubereiten, als wäre es für Sie, das heißt, ein Brouillon davon zu schreiben, und wenn dieses Brouillon fertig ist, es mir abzutreten; ich werde das Publikum ersetzen, das Ihre Arbeit gelesen hätte, und, bei meiner Treue, ich kaufe die ganze Ausgabe und erspare Ihnen zugleich die Kosten des Druckes. Steht Ihnen das an?« sagte Réveillon auf seine reizendste Weise lächelnd.

»Es ist eine Schwierigkeit dabei,« sagte Rétif.

»Bah!«

»Sie wissen nicht, wie ich componire.«

»Nein; componiren Sie anders, als die Anderen, lieber Herr Rétif ; anders, als Herr Rousseau, Herr Voltaire componirten, und Herr d'Alembert oder Herr Diderot componiren?«

»Ei! mein Gott, ja.«

»Wie componiren Sie denn?«

»Ich componire in der That, das heißt, ich bin zugleich der Dichter, der Factor und der Drucker; statt die Feder zu nehmen, halte ich den Winkelhaken, und statt die Buchstaben zu schreiben, welche die Worte und die Zeilen eines Manuscriptes bilden, bediene ich mich sogleich der typographischen Charaktere; kurz, ich drucke, während ich abfasse, so daß mich der Druck nichts kostet, weil ich selbst Drucker bin; und so findet sich mein Gedanke auf der Stelle in Blei gegossen . . . Das ist die Kabel von Minerva, welche ganz bewaffnet aus dem Gehirne von Jupiter hervorkommt.«

»Mit einem Helme und einem Speere,« sagte der Tapetenhändler; »ich habe das an meinem Plafond, gemalt von Seinard, einem artigen Jungen.«

»Glauben Sie nicht, daß ich Sie deshalb zurückweise,« sprach Rétif .

»Sie nehmen also an?«

»Ich nehme das Vergnügen an, Ihnen dieses kleine Geschenk zu machen; doch seien Sie auf Ihrer Hut . . . ist die Sache aus den typographischen Formen ganz componirt. . .«

»Nun wohl,« erwiderte Réveillon, der in seiner Begierde, sich die Idee von Rétif de la Bretonne anzueignen, kein Hinderniß mehr kannte, »nun wohl, man zieht ein Exemplar hier ab; ich habe Pressen für meine Tapeten, und an weißem Papier wird es Ihnen nicht fehlen . . .«

»Aber . . .« fing Rétif wieder an einzuwenden.

»Ei!« unterbrach Réveillon, »sagen Sie, daß Sie einwilligen, mehr brauche ich nicht. Ich werde meine Rede haben . . . nicht zulange, lieber Freund, nicht wahr? . . . und Phrasen über die griechischen Republiken; das macht viel Effect in der Vorstadt. Nun zum Geschäfte: sagen Sie, die Hand auf dem Gewissen, lieber Freund, wie viel denken Sie, daß . . .«

»Oh!« versetzte Rétif , »oh! reden wir nicht hiervon.«

»Doch, doch, reden wir hiervon; Geschäfte sind Geschäfte.«

»Nie, ich bitte Sie.«

»Sie würden mich entsetzlich in Verlegenheit bringen, mein Freund.«

»Warum sollte ich das nicht für Sie thun, den ich seit zwanzig Jahren kenne?«

»Sie ehren mich, lieber Herr Rétif ; doch ich werde nicht unter den Bedingungen annehmen, die Sie mir machen, oder die Sie mir vielmehr nicht machen: der Priester lebt vom Altar.«

»Bah!« erwiderte Rétif de la Bretonne, »das Schriftstellerhandwerk hat seine Nichtwerthe.«

Und er fügte einen Seufzer bei, der seine Freigebigkeit verdarb, und eine tragische Geberde, die seinen Ueberrock krachen machte.

Réveillon hielt ihn zurück.

»Hören Sie,« sagte er, »ich handle: das bringt mein Geschäft mit sich, und ich bin gerade reich, weil ich mir diese gute Gewohnheit zu eigen gemacht habe; doch ich werde nie etwas für nichts annehmen. Verlangten Sie von mir eine von meinen Platten gratis, so würde ich es Ihnen abschlagen: Wurst wieder Wurst! Für Ihr geschwärztes Papier gebe ich Ihnen einmal hundert Franken in klingender Münze; sodann die Tapete von einem Zimmer oder einem Cabinet für Sie,

und endlich ein hübsches seidenes Kleid für Ingénue.«

Réveillon war so sehr an die Riffe von Rétif gewöhnt, daß er ihm nicht einmal einen andern Ueberrock anbot.

»Topp!« rief Rétif entzückt: »einmal hundert Livres, sodann eine Tapete für mein Cabinet, ferner ein seidenes Kleid für Ingénue . . . Ah! die Tapete mit Figuren, nicht wahr?«

»Die Grazien und die Jahreszeiten, steht das Ihnen an? herrliche nackte Figuren!«

»Teufel!« erwiderte Rétif de la Bretonne, der vor Begierde, in seinem Cabinet die Grazien und die Jahreszeiten zu haben, brannte, »es ist vielleicht ein wenig zu lebhaft für Ingénue, was Sie mir da anbieten!«

»Bah!« versetzte Réveillon, die Lippen ausstreckend, »wir haben nichts, was ein wenig lebhaft wäre, als diesen Schelm, den Herbst, einen sehr hübschen jungen Mann; doch wir werden ihm Weinranken ausschneiden. Was den Frühling betrifft, er ist, Dank sei es seiner Guirlande, sehr decent, und selbst der Sommer mit seiner Sichel mag passiren.«

»Hm!« versetzte Rétif, »seine Sichel . . . man muß sehen . . .«

»Und dann,« fuhr Réveillon fort, »man steckt die Mädchen nicht in Schachteln, mein Lieber! Werden Sie Ingénue nicht eines Tages verheirathen?«

»Sobald ich nur immer kann, mein lieber Herr Réveillon; ich habe sogar einen gewissen Plan hinsichtlich ihrer Aussteuer.«

»Ah! . . . Wir sagen also hundert Livres, die ich Ihnen gegen die Brochure zustellen werde . . .«

Rétif machte eine Bewegung.

»Oh! das ist mercantilisch . . . Hundert Livres, die ich Ihnen gegen die Brochure zustellen werde, ein hübsches seidenes Kleid für Ingénue . . . Madame Réveillon wird das besorgen, und Madame Réveillon macht die Dinge gut; — endlich die Tapete der Grazien und der Jahreszeiten, die ich Ihnen schicke, wann Sie wollen; nur erinnere ich mich Ihrer Adresse nicht mehr, lieber Herr Rétif.«

»Rue des Bernardins, bei der Place aux Veaux.«

»Sehr gut . . . Und das Manuscript?«

»In zwei Tagen.«

»Welch ein Genie!« rief Réveillon, indem er Rétif anschaute und sich die Hände rieb, »zwei Tage! eine Rede, die mich zum Wähler und vielleicht zum Deputirten machen wird!«

»Das ist also eine abgeschlossene Sache,« sagte Rétif. »Doch, wie viel Uhr ist es, lieber Herr Réveillon?«

»Acht Uhr hat es so eben geschlagen.«

»Acht Uhr! Geschwinde, geschwinde . . . Ingénue soll hereinkommen.«

»So bald? . . . Was drängt Sie?«

»Die Zeit, bei Gott!«

»Ei! lassen Sie sie noch eine halbe Stunde mit meinen Töchtern spielen, welche im Garten sind . . . Hören Sie die Mädchen?«

Und da Réveillon die Thüre mit einem väterlichen Lächeln öffnete, so hörte man vor dieser Oeffnung ein Concert von frischen, munteren Stimmen, welche ein Lied im Chore sangen, sich aushauchen.

Das Wetter war mild, die Nelken und die Rosen des Gartens erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen; Rétif streckte schwermüthig seinen verwelkten Kopf durch die Thüre und betrachtete diese ganze lustige, muthwillige Jugend, deren Schatten sich, erbleichend, im ersten Nebel des Abends drehten.

Und diese reizenden Mädchengesperster erweckten in ihm die Erinnerungen an seine Jugend, lebhaftere, aber sicherlich minder keusche Erinnerungen: denn man hätte können unter den Geländern, von denen die Blumen und die Trauben herabhingen, seine Augen von einer Flamme glänzen sehen, welche kühnere Mädchen, als unsere weiße, reine Ingénue, würde erschreckt haben.

Unvermuthet ihren Spielen durch die grobe Stimme von Herrn Réveillon, die sie rief, und durch die furchtsamere Stimme von Rétif , der seine profanen Träume abgeschüttelt hatte, entrissen, nahm Ingénue von ihren Gefährtinnen Abschied und umarmte sie zärtlich. Dann warf sie auf ihre bescheiden entblößten, feuchten Schultern ihr Mäntelchen, das von demselben Stoffe wie ihr Kleid, grüßte, noch belebt von der Hitze des Tanzes, Madame Réveillon, die ihr zulächelte, Herrn Réveillon, der sie als Vater aus die Stirne küßte, und stützte endlich ihren runden, schauernden Arm auf den abgeschabten Aermel des väterlichen Ueberrocks.

Man sagte sich mehrere Male Lebewohl, man winkte sich unter den Mädchen: die Väter empfahlen sich die Erinnerung an ihre gegenseitigen Versprechen, wonach Herr Réveillon Rétif die ungewöhnliche Ehre erwies, ihn in Person bis zur Hausthüre zurückzuleiten.

Hier empfing der würdige Handelsmann die Begrüßungen einer Gruppe von Arbeitern, welche seiner Fabrik angehörten; diese Leute sprachen sehr eifrig mit einander, schwiegen aber auf die Seite tretend, sobald der Patron erschien.

Réveillon erwiderte mit Würde diesen Gruß, der ein wenig zu demüthig war, um nicht geheuchelt zu sein, schlug die Augen zum Himmel auf, um die Atmosphäre zu sehen, die sich gegen Süden mit einer seltsamen, der eines Brandes gleichenden Tinte färbte, machte seinem Freunde Rétif ein letztes liebeiches Zeichen, und ging in sein Haus zurück.

XXI.

Der Vater und die Tochter.

Der Schriftsteller, der unter Weges die Vortheile dieses bei Réveillon zugebrachten Abends überdachte, unterließ es, während er Ingénue den Arm gab, doch nicht, zu beobachten, was um ihn her vorging.

Die geschäftige und sogar verstörte Miene der Arbeiter war ihm aufgefallen.

Die Arbeiter von Paris, sobald die Geschäfte beendigt sind, plaudern gewöhnlich oder schlafen, wenn sie sich nicht die Zerstreuung des Theaters oder die der Schenke erlauben.

Plaudern sie, so geschieht es mit dem langsamen, weichen Wesen, das die Anstrengung des Tages verräth, und das immer der unterscheidende Charakter des Parisers gewesen ist, wenn er in sich selbst zurückgeht, um zu fühlen und zu leben, statt zu denken und zu handeln.

Diese thierische Instinctivität ist das Privilegium der bewunderungswürdigen Maschinen, die man die Proletarier von Paris nennt, — Naturen, welche, eben so wohl für die Ruhe, als für die Thätigkeit organisiert, zu jeder Zeit die Combinationen der Staatsbehörde vereitelt haben, die sie zum Handeln bereit glaubte, wenn sie ruhen wollten, und zur Ruhe bereit, wenn es ihre Laune war, zu handeln.

Für jeden wahren Pariser ist die Haltung der Spaziergänger oder der Flaneurs dergestalt bezeichnend, daß er sich nie über ihre Gesinnungen getäuscht hat, sobald er sie an der Ecke der Gassen umherschauen oder auf eine gewisse Art auf offener Straße stationieren sehen konnte.

Rétif begriff also, da er die verstörten und in ihren Schwärmen aufgeregten Arbeiter erblickte, sie beschäftigen sich mit irgend einem Ereignisse, und diesem Ereignisse mangle es nicht an Bedeutung.

Doch seine Einbildungskraft mußte vor den Unwahrscheinlichkeiten stehenbleiben. Guter Gott! was konnte es in dieser Stadt Paris geben? Unzufriedenheit? Ei! man hatte nichts Anderes seit hundert Jahren!

Rétif vergaß daher schnell die Ideen, die in ihm diese Aufregung der Arbeiter entstehen gemacht hatte, und um Ingénue durch ein wenig Conversation zu interessieren, fing er an mit ihr von Moral und gutem Beispiele zu sprechen.

»Ein schönes Haus,« sagte er, »das Haus von Herrn Réveillon! nicht wahr, Ingénue?«

»Oh! ja, lieber Vater.«

»Ein schönes Haus, verdient durch eine schöne Arbeit!«

»Und durch Glück,« erwiderte Ingénue, »denn Viele arbeiten, denen es weniger gelingt.«

»Ho!« machte Rétif .

»Sie, zum Beispiel,« fuhr Ingénue fort, »Sie, der Sie zwölf Stunden des Tages arbeiten und Talent haben«

»Schließe, schließe«

»Sie haben kein schönes Haus, wie Herr Réveillon, lieber Vater.«

»Das ist wahr,« sagte Rétif hustend, »doch ich habe etwas Anderes.«

»Was denn?«

»Einen wahren Schatz,« antwortete Rétif .

»Einen Schatz?« rief Ingénue mit einer ihres Namens sehr würdigen Naivetät. »Oh! warum machen Sie keinen Gebrauch davon, mein Vater?«

»Mein liebes Kind, das ist ein Schatz allein für meinen Gebrauch, und wenn ich ihn mit Niemand theilen kann, so kann ihn mir dagegen auch Niemand nehmen.«

»Es ist? . . .« fragte Ingénue.

»Es ist vor Allem ein reines Gewissen . . .«

Ingénue machte eine kleine Geberde der Ungeduld.

»Was hast Du?«

»Nichts, mein Vater: ich sprang über die Gosse.«

»Ich sagte Dir ein reines Gewissen, das ist unschätzbar.«

»Mein Vater, hat nicht Jedermann diesen Schatz?«

»Oh! Kind.«

Man sieht wohl, daß Ingénue die Paysanne pervertie nicht gelesen hatte.

»Hast Du die Arbeiten vor der Thüre von Réveillon bemerkt?« fragte Rétif , um abzulenken; »hier Passiren drei, die ihnen gleichen.«

»Sie könnten wohl Recht haben,« erwiderte Ingénue, während sie auf die Seite trat, um drei Menschen, welche sich in aller Hast nach den Quais wandten, vorbeigehen oder vielmehr laufen zu lassen.

»Wackere Arbeiter!« fuhr Rétif fort, »sie gehen nach der Anstrengung des Tages zu ihrem Essen mit so raschem Schritte, als wir, wenn wir zum Vergnügen gehen. Schätzenswerthe Geschöpfe! nicht wahr, Ingénue?«

»Gewiß, mein Vater.«

»Welches Loos kann glücklicher sein, als das der Hausfrau, die sie am Abend erwartet, — vor der Thüre im Sommer, am Herde im Winter? Das Rebholz flammt, oder die Luft kreist; man hört im Hause das Quäcken des jüngsten Kindes und das Lied des Kessels, der das Abendbrod der Familie enthält. Der Arbeiter kommt indessen an; man erwartete ihn mit Ungeduld; er hat heiß, er streckt die Arme gegen seine Frau und feine Kinder aus, empfängt und verschwendet Liebkosungen, welche ein wenig lang für seinen unruhigen Appetit. Das Abendbrod dampft nun auf dem Tische, die Kinder gruppieren sich um die wohlriechende Pfanne; ihre Schemel stoßen und vermengen sich, und die Mutter, welche diese ganze Freude bereitet hat, lächelt und vergißt sich selbst in der Beschauung dieses ruhigen Glückes. Und das fängt alle Tage wieder so an!«

»Ah!« sagte Ingénue, die vielleicht weniger als der schäferliche Schriftsteller Geschmack an dieser Moral fand, welche etwas zu viel gewichst war, um nicht glänzend zu sein; — »mir scheint, ich höre ein seltsames Geräusch. Hören Sie, mein lieber Vater?«

»Wo denn?«

»Dort.«

Und sie streckte die Hand in der Richtung der Brücken aus. Rétif horchte.

»Ich höre nichts,« sagte er; »ist es nicht ein Geräusch von Wagen?«

»Oh! nein, mein Vater, das ist es nicht: man sollte glauben, es sei der Lärm einer ungeheuren Menge von Stimmen.«

»Gut! Stimmen. . . Warum Stimmen? und noch eine ungeheure Menge? Hüte Dich, Ingénue, vor der Uebertreibung, da sie alle gute Naturen verdirbt.«

»Ich glaubte zu hören . . .«

»Glauben ist nicht versichern.«

»Ich habe nicht versichert, mein Vater.«

»Ich sagte also, mein Kind, das Glück der Armen sei beziehungsweise viel größer als das der Reichen.«

»Oh!« machte Ingénue.

»Ja, denn es besteht aus einer kleinen Summe von materiellem Glücke verdoppelt durch eine unberechenbare Summe von moralischen Freuden . . . Ah! Du schaust die schönen Pferde an, welche den Phaeton dieser schönen Dame ziehen?«

»Ich gestehe es, mein Vater.«

»Erinnere Dich der Worte von Rousseau dem Genfer, mein Kind . . .«

»Welcher Worte, mein Vater?«

»»Die Frau eines Kohlenbrenners ist achtungswerther, als die Maitresse eines Fürsten.««

»Achtungswerth besagt nicht glücklich, mein Vater.«

»Ei! Ingénue, welches Glück ist denkbar ohne Achtung? . . . Ich, ich träume nur Eines für Dich.«

»Was, mein lieber Papa?«

»Daß ein guter Arbeiter mit edel gehärteten Händen Deine zarte, sanfte Hand von mir begehre.«

»Sie würden sie ihm geben?«

»Auf der Stelle.«

»Was würde aber dann für Sie aus dem Glücke, das Sie vor einem Augenblicke so gut geschildert haben? Wer würde das Feuer anzünden? wer würde den Kessel fingen machen? wer würde Ihre Suppe bereiten? wer würde die Arme gegen Sie ausstrecken, so oft Sie ohne Geld von Ihren Buchhändlern zurückkommen? Sie sehen wohl, daß Sie, wenn Sie mich nicht hätten, Ihr persönliches Glück dem eines Andern opfern würden!«

»Auch dem Deinigen!«

»Nein, nicht dem meinigen,« entgegnete lebhaft Ingénue, »denn ich, ich wäre nicht glücklich.«

Diese Worte trafen so richtig und so scharf an das Ohr von Rétif , daß er stehen blieb, um den Blick seiner Tochter zu beobachten; doch ein anderer Eindruck hatte schon den vorhergehenden verwischt, und Ingénue schaute nach allen Seiten mit einer Aufmerksamkeit, welche Rétif zu beunruhigen anfang.

Zum Glücke für das Mädchen, das der alte Argus mit seiner ganzen Erfahrung beobachtete, erscholl ein neuer Lärm auf der Seite der Quais und machte zugleich Rétif und seine Tochter horchen.

»Diesmal habe ich gehört!« rief Rétif ; »ja, es sind Stimmen dort, zahlreiche und erzürnte Stimmen.«

Und er nahm eine schräge Richtung gegen rechts. »Wir wenden uns von unserem Wege ab, mein Vater.«

»Ja, wir gehen nach der Seite des Geräusches,« antwortete Rétif ; »das ist ohne Zweifel ein Kapitel, das sich für meinen *Nächtlichen Zuschauer* vorbereitet.«

XXII.

Der Aufstand.

Immer nach der Seite eilend, woher der Lärm erscholl, mündeten Rétif und Ingénue am Ende auf die Quais, und der Tumult hatte eben so wenig mehr etwas Dunkles für Sie, als für irgend Jemand.

»Es ist auf der Place Henri IV. oder auf der Place Dauphine!« rief Rétif . »Komm, Ingénue, komm geschwinde! zaudernd würden wir verlieren, was dort zu sehen ist.«

»Vorwärts, Papa!« erwiderte das Mädchen, ein wenig athemlos, verdoppelte aber dennoch die Geschwindigkeit ihres Ganges.

Sie kamen an die Ecke des Quai des Morfondus.

Die Menge war groß auf dem Pont-Neuf: alle Neugierige machten, in der Entfernung gehalten durch das Feuer des verbrannten Strohmannes, Chorus zum Gesange der Aufrührer, welche auf der Place Dauphine tanzten.

Dieses Schauspiel hatte etwas Piquantes: alle Gestalten beleuchtet durch den Reflex der prasselnden Flamme! alle Fenster besetzt! alle Lichter glänzend! alle Schatten an den gerötheten Häusern tanzend!

Rétif , ein Freund des Pittoresken konnte sich eines Freudenschreies nicht erwehren.

Ingénue fühlte sich ein wenig zu bedrängt; sie hatte zu viel Mühe, ihr Mäntelchen und die Falten ihres Kleides zu halten; mit einem Worte, sie beschäftigte sich zu sehr mit der Menge, die sich theilweise mit ihr beschäftigte, um dem Schauspiele die ganze Aufmerksamkeit zu schenken, die es verdiente.

Rétif , der sich bei einem seiner Nachbarn nach der Ursache, welche alle diese Menschen zu handeln bewege, erkundigt hatte, spendete auch wie die Andern lauten Beifall dem Triumphe der öconomistischen und reformistischen Ideen, die der Brand dieses Strohmannes über Frankreich strahlen machte.

Doch in dem Augenblicke, wo er am Stärksten, mit Commentaren würdig seiner Philosophie, Beifall klatschte, bewerkstelligte sich eine große Bewegung vor ihm und warf auf die Gruppe, zu der er gehörte, die heftigsten Verbrenner von Herrn von Brienne zurück.

Man fing nämlich an über den Häuptern der Menge die Hüte der Soldaten von der berittenen Wache und da und dort einige Mähnen von Pferden, welche ihre Reiter in einem raschen Laufe rüttelten, erscheinen zu sehen.

»Die Wache! die Wache!« riefen dann Tausende von erschrockenen Stimmen.

»Bah! die Wache!« erwiderten die Prahler, seit ihrer Kindheit gewohnt, dieses friedliche Institut zu verachten.

Und ein Theil der Zuschauer blieb hartnäckig an seinem Platze, trotz der Anstrengungen der Furchtsamen, welche fliehen wollten.

An der Spitze der Nachtwache marschierte oder vielmehr galoppierte ihr Commandant, der Chevalier Dubois, ein unerschrockener und zugleich geduldiger Militär, einer der

ausgezeichneten Typen von jenen mitten unter den Pariser Tumulten, wie ihre Pferde, geschmeidigen und unerschütterlichen Gendarmerie-Offizieren.

Doch an diesem Abend hatte der Chevalier Dubois strenge Befehle und wollte nicht zugeben, daß man Erzbischofs- und Siegelbewahrers-Strohleute unter dem ehernen Barte von Heinrich IV. verbrenne, der übrigens hierbei wahrscheinlich in seinen Bart lachte.

Er hatte also in Eile eine Handvoll berittene Wachmannschaft versammelt, und begab sich an den Ort des Aufruhrs im heißesten Augenblicke der Gährung.

Ungefähr hundert und fünfzig Mann bildeten seine Schaar. Er ließ sie mit Gewalt mitten auf die Place Dauphine vor den noch flammenden Brandhaufen rücken, der den Meuterern als Wall diente.

Zahlreiche Schreie, mehr ironisch, als beleidigend, empfingen seine Erscheinung.

Er ritt auf die Gruppen zu und befahl ihnen, sich zu zerstreuen.

Man antwortete ihm durch schallendes Gelächter und durch Zischen.

Er fügte bei, er werde angreifen lassen, wenn man den Widerstand fortsetze.

Man erwiderte seine Drohungen durch Steinwürfe und Stockstrieche.

Der Chevalier Dubois wandte sich gegen seine Leute um und befahl ihnen den einfachen Angriff.

Die Reiter setzten ihre Pferde in den Trab; sodann ein wenig Raum gewinnend, Dank sei es dem Schrecken, der die letzten Gruppen lichtete, gingen sie zum Galopp über, und es trat eine völlige Verwirrung unter den Neugierigen ein, die sich über einander warfen.

Bei den Aufständen von Paris finden sich in der That immer zwei verschiedene Elemente: der Aufrührer, der sich voranstellt, um die Unordnung zu beginnen, und der Neugierige, hinter dem sich der Aufrührer schützt, wenn die Dinge im Zuge sind.

Nur spielten zu jener Zeit die Aufrührer ein schönes Spiel: sie forderten heraus und leisteten Widerstand. Tiefe Ueberzeugung oder Gewissen, — sie arbeiteten für ihre Rechnung, oder für Rechnung der Bezahlenden, doch sie arbeiteten am Ende.

Der Angriff der Reiter zerstreute alle Neugierige; es blieben nur die Aufrührer.

Unter den Neugierigen versuchten es Rétif und Ingénue zuerst, zu fliehen; eine Masse von erschrockenen Leuten trennte sie, und Rétif fiel in einen erschrecklichen Wirrwarr von Beinen, Armen, Perrücken und Hüten, die ihre Herren suchten oder von ihren Herren gesucht wurden.

Ingénue, die allein geblieben, stieß gräßliche Schreie aus bei jedem Ausschlagen, das sie von dem Thiere ohne Zügel, ohne Vernunft traf, welches sich unter dem Schrecken bäumte, und das man den Pöbel in Verwirrung nennt.

Zerrissen, verwickelt, gequetscht, war sie nahe daran, auch zu fallen, als plötzlich auf das Geschrei, das sie von sich gab, ein junger Mann herbeilief, mehrere Personen niederwerfend zu ihr gelangte, sie mitten um den Leib faßte, aufhob, mit einer Stärke, der man ihn nicht fähig geglaubt hätte, an sich zog und zu ihr sagte:

»Mademoiselle, Mademoiselle, sputen wir uns!«

»Mein Herr, was wollen Sie?«

»Ei! Mademoiselle, Sie aus der Verlegenheit ziehen.«

»Wo ist mein Vater?«

»Es handelt sich wohl um Ihren Vater! Sie werden erstickt, vielleicht getödtet werden.«

»Mein Gott!«

»Benützen Sie den freien Raum, der sich hier gebildet hat.«

»Mein Vater!«

»Auf! auf! die Wache wird schießen; die Kugeln sind blind . . . Kommen Sie, Mademoiselle, kommen Sie.«

Ingénue widerstand nicht mehr, als sie das Wuthgeschrei der zurückgedrängten Aufrührer, die Flüche der in der Finsterniß geschlagenen Reiter hörte. Plötzlich vernahm man einen Knall: es war ein Pistolenschuß, der den Commandanten Dubois an die Schulter getroffen hatte.

Wüthend, rief er seinen Reitern zu, sie sollen feuern.

Seine Reiter gehorchten. .

Das Feuer begann, und schon bei der ersten Salve konnte man zehn bis zwölf Leichen auf dem Pflaster zählen.

Mittlerweile wandte sich Ingénue, rasch von ihrem unbekanntem Retter fortgezogen, nach dem Quartier, in welchem sie wohnte, wobei sie unablässig wiederholte: »Mein Vater! wo ist mein Vater?«

»Ihr Vater, Mademoiselle, wird ohne Zweifel nach seinem Hause zurückgekehrt sein, in der Hoffnung, Sie dort zu finden . . . Wo wohnt er? wo wohnen Sie?«

»In der Rue des Bernardins, bei der Place aux Veaux.«

»Nun, so führen Sie mich nach jener Seite,« sprach der junge Mann.

»Guter Gott, mein Herr, ich kenne Paris wenig,« erwiderte Ingénue; »ich gehe nie allein aus, und überdies bin ich in diesem Augenblicke so verwirrt . . . Oh! mein Vater! mein armer Vater! wenn ihm nur nichts zugestoßen ist!«

»Mein Freund,« sagte der Unbekannte, sich an einen Mann wendend, der denselben Weg wie er zu machen schien, »bezeichnen Sie mir gefälligst die Rue des Bernardins.«

Der Mann verbeugte sich, ohne zu antworten, und schritt mehr mit der Miene eines Führers, welcher gehorcht, als eines Vorübergehenden, der einen Gefallen thut, voran.

Nach drei bis vierhundert Schritten rief Ingénue:

»Oh! wir sind da! wir sind in der Straße!«

»Gut! nun sind Sie nicht mehr so beängstigt, nicht wahr, da Sie das Haus erkennen, Mademoiselle?«

»Nein, mein Herr,« erwiderte Ingénue, »nein.«

Und immer mehr zitternd, je näher sie hinzukam, verdoppelte sie die Schritte.

Sie gelangten endlich vor die Thüre von Rétif, in einer dunklen Vertiefung dieser dunklen, einsamen Straße, welche nur eine, traurig im Sturmwinde sich schaukelnde, rothe Laterne erleuchtete.

Ingénue wagte es nun erst, demjenigen, welcher sie gerettet, ins Gesicht zu schauen.

Es war ein junger Mann von edlem Gesichte und elegantem Wuchse; ein wenig in Unordnung, offenbarten seine Kleider, — minder noch als der aristokratische Wohlgeruch, der seiner Frisur, seiner Wäsche, kurz seiner ganzen Person entströmte, — den Mann von Stande.

Während ihm Ingénue ihn schüchtern anschauend dankte, fand sie der junge Mann schön und sagte ihr dies durch kühne Blicke.

Ingénue machte ihren Arm vom Arme des Unbekannten los.

»Werden Sie mir nicht anbieten, ein wenig hinaufzugehen, und wäre es nur, um mich zu überzeugen, daß Sie völlig in Sicherheit sind?« fragte er Ingénue mit dem freien Tone, der damals jener Klasse der Gesellschaft angehörte, welche nichts sich verweigern zu sehen gewohnt war.

»Mein Herr,« antwortete Ingénue, »da mein Vater nicht zu Hause ist, so kann ich es nicht auf mich nehmen, Sie bei ihm eintreten zu lassen.«

»Wie werden Sie aber dann selbst in Ihre Wohnung kommen?«

»Ich habe meinen Schlüssel . . . den Schlüssel vom Gange.«

»Ah! sehr gut! . . . Sie sind schön, mein Kind!«

»Mein Herr!« sagte Ingénue mit einem Seufzer, der ihre ganze Bangigkeit verrieth.

»Was wollen Sie?«

»Mein Herr, ich sterbe vor Angst über das Loos meines Vaters.«

»Ah! Sie möchten gern, daß ich schon weggegangen wäre?«

»Oh! wenn Sie meinen Vater retten könnten, wie Sie mich gerettet haben, mein Herr!«

»Sie ist reizend! . . . Wie heißt Ihr Vater?«

»Es ist ein Schriftsteller Namens Rétif de la Bretonne.«

»Der Verfasser vom Pied de Fanchette und von der Paysanne pervertie! . . . Ah! Sie sind seine Tochter! Und wie heißen Sie?«

»Ingénue.«

,»Ingénue?«

»Ja, mein Herr.«

»Göttlich! und in Allem würdig Ihres Namens!« rief der Unbekannte.

Und er verbeugte sich und machte einen Schritt rückwärts, um noch besser das Mädchen zu sehen, das sich in dieser Bewegung täuschte und sie für ein Zeichen der Ehrfurcht hielt.

»Ich gehe nun in unsere Wohnung,« sprach Ingénue; »doch ich bitte um Ihren Namen, damit wir wissen, wem wir so sehr zu Danke verpflichtet sind.«

»Mademoiselle,« versetzte der junge Mann, »ich werde die Ehre haben, Sie wiederzusehen.«

»Mein Gott!«

»Was haben Sie?«

»Dieser Mensch, der dort im Schatten steht und zu warten scheint, nachdem er uns gefolgt ist!«

»Ei! es ist derjenige, welcher uns so gefällig als Führer gedient hat.«

»Was will er aber, da wir an Ort und Stelle sind? . . . Mein Herr, nehmen Sie sich in Acht, unsere Straße ist sehr öde!«

»Oh! seien Sie unbesorgt, Mademoiselle! dieser Mensch . . .«

»Nun? . . .«

»Nun, dieser Mensch ist in meinem Dienste.«

Ingénue zitterte, als sie die Unbeweglichkeit dieses Gespenstes sah. Sie nahm ihren Schlüssel, grüßte ihren Retter und schickte sich an, in ihr Haus einzutreten; doch der Unbekannte hielt sie zurück.

»Es kommt mir eine Idee,« sagte er, »mein schönes Kind . . .«

»Was denn, mein Herr?«

»Diese Ungeduld ist kaum natürlich: man verläßt nicht so schnell einen Mann, der uns einen Dienst geleistet hat, wenn man nicht einen Andern erwartet.«

»Oh! mein Herr! können Sie glauben?« rief Ingénue zuerst erröthend und dann erbleichend.

»Man hat noch außerordentlichere Dinge gesehen, als dies . . . Warum sollte ein hübsches Mädchen nicht einen Liebhaber haben?«

Schamroth, und mehr noch erschrocken als schamroth, öffnete Ingénue ungestüm die Thüre und schlüpfte in den offenen Gang.

Der junge Mann hätte es vergebens versucht, ihr zu folgen, so rasch und geschickt ging sie zu Werke.

Die Thüre that sich wieder zu, und der Schlüssel drehte sich zweimal im Schlosse.

»Ein Aal!« rief der Unbekannte, »ein wahrer Aal!«

Er wandte sich an den Mann, der bei der Gosse stand und wartete.

»Auger,« sagte er, »Du hast dieses junge Mädchen gesehen? Du kennst seine Adresse? Du weißt den Namen des Vaters? Denke wohl an Eines: daß ich dieses Mädchen haben muß!«

»Sie werden es haben, Monseigneur!« antwortete ehrerbietig der Mann, an den diese Worte gerichtet waren. »Doch ich muß Eurer Hoheit bemerken, daß Paris gegenwärtig nicht sicher ist, daß man dort viel todt geschossen hat, daß man auf dem Grevé-Platze noch schießt. Die Kugeln sind blind,

wie vorhin Eure Hoheit dieser kleinen Demoiselle sagte.«

»Laß uns also gehen; behalte aber wohl die Adresse.«

»Es ist geschehen, Monseigneur.«

»Nicht wahr, Du glaubst, daß sie einen Liebhaber erwartet?«

»Ich werde die Ehre haben, dies Eurer Hoheit morgen zu sagen.«

Sechstes bis Zehntes Bändchen.

XXIII.

Christian.

Ingénue kehrte um so schneller in ihre Wohnung zurück, als sie eine Sache fürchtete und eine andere hoffte: fürchtete sie einen jungen Mann auf der Straße, so hoffte sie einen andern im Hause.

Darum hatte sie so bald heimzukehren gewünscht; darum hatte sie so sehr an den Ecken der Straßen geschaut, während Rétif vergebens für sie seine reinste Moral, abgefaßt in Worten, welche elegant genug, um Eindruck zu verdienen, verschwendete; deshalb endlich, statt empfänglich, wie sie es vielleicht gewesen wäre, für die Hingebung des Unbekannten zu sein, der sie dem Volksgedränge auf der Place Dauphine entrissen, deshalb beschränkte sie sich darauf, daß sie ihm auf eine Weise dankte, die ihm Verdacht einflößte.

Die große Tugend der Mädchen gleicht der Reinheit der wieder strahlenden Seen: ihre Durchsichtigkeit entspricht dem Verhältniß der Reinheit des Firmaments.

Derjenige, welchen Auger Monseigneur genannt hatte, schien also kein vermessenes Urtheil gefällt zu haben.

In der That, als Ingénue eintrat und zwei Stockwerke hinaufgestiegen war, fand sie auf dem Ruheplatze, sitzend, den Kopf in seinen Händen, einen andern jungen Mann, der, ihren Tritt erkennend, aufstand.

»Sind Sie es, Mademoiselle Ingénue?« sagte er.

»Ich bin es, Herr Christian.«

»Ich erwartete Sie sehr ungeduldig. Kommt Ihr Vater herauf? Nimmt er, wie gewöhnlich, sein Licht beim Nachbar Specereihändler?«

»Mein Vater ist nicht zurückgekehrt; mein Vater wird vielleicht nicht zurückkehren . . .«

»Wie! mit welchem Tone sagen Sie mir das, Mademoiselle?«

»Sie wissen also nicht, daß man sich schlägt?«

»Man schlägt sich! wo denn?«

»Auf dem Pont-Neuf, die Nachtwache und die Bürger.«

»Ist das möglich?«

»Man schießt, man tödtet Jedermann . . . Ich wäre beinahe getödtet worden; mein armer Vater ist es vielleicht!«

»Weinen Sie nicht! weinen Sie nicht! man darf hoffen . . .«

»Oh! nein, er wäre nach Hause gekommen.«

»Hoffen Sie, sage ich Ihnen, da Sie nach Hause gekommen sind.«

»Man hat mich gerettet! doch er . . .«

»Wer hat Sie gerettet?«

»Ein Mann, ein junger Mann . . . Oh! Herr Christian, mein Vater kommt nicht zurück.«

»Soll ich ihn aufsuchen?«

»Ich möchte es wohl. . . und . . .«

»Ich zählte auf diesen Augenblick, um Ihnen ein Wort, ein einziges zu sagen! . . . Ich weiß, wo Sie zu Mittag gespeist haben; ich sah Sie mit Ihrem Vater weggehen, als die Arbeiter vor der Thüre waren; da eilte ich voraus, um zuerst anzukommen und Sie auf der Treppe zu erwarten.«

»Aber, Herr Christian. . .«

»Und wie lange sind Sie ausgeblieben! mit welcher Bangigkeit habe ich gewartet! wie oft habe ich die Thüre des kleinen Zimmers auf- und zugemacht, das ich im Hause gemiethet, um das Recht zu haben, hier mit einem allen Miethsleuten gemeinschaftlichen Schlüssel einzutreten! Ah! Mademoiselle, es sind nun sechs Wochen, daß ich Sie alle Tage sehe, und drei Tage, daß ich Sie so verstohlener Weise spreche: ich halte es nicht mehr aus, ich muß wissen, was Sie von mir denken.«

»Herr Christian, ich denke, daß Sie ein sehr guter und gegen mich sehr nachsichtiger junger Mann sind.«

»Ist das Alles?«

Ei! dieses Zimmer, das Sie gemiethet und nicht bewohnen, diese Tracht, die nicht Ihre gewöhnliche Tracht ist, die Hast, mit der Sie von mir verlangen, was nur die Gewohnheit allein den Frauen einflößen kann . . .«

»Die Gewohnheit?«

»Kurz, Herr Christian, Sie sehen klar in Ihrem Herzen; ich, ich sehe nicht klar in dem meinigen.«

»Mademoiselle, mir scheint, Sie könnten, wenn Nachbarn uns so auf dem Ruheplatze plaudern sähen, compromittirt werden.«

»So sagen wir uns gute Nacht, Herr Christian.«

»Wie! Sie werden mir nicht erlauben, mich einmal in Ihrer Wohnung zu setzen, dort mit Ihnen zu plaudern? . . . Sie lieben mich also nicht, Mademoiselle?«

»Wie rasch Sie zu Werke gehen, Herr Christian! Sie lieben!«

»Oh! ich hielt Sie für empfänglicher: Ihre Augen sagten etwas Anderes, als was Ihr Mund sagt.«

»Man kommt von oben. . . Gehen Sie! gehen Sie!«

»Das ist die neugierige Alte, von der ich mein Zimmer gemiethet . . . Wenn sie uns gesehen hat. . .«

»Mein Gott!« wiederholte Ingénue, »gehen Sie doch!«

»Und nun öffnet sich eine Thüre im unteren Stocke! Was ist zu thun?«

»Man wird schlecht von mir denken, und ich thue nichts Schlechtes!« rief Ingénue ganz verdrießlich.

»Geschwinde! geschwinde! treten Sie bei Ihnen ein! Die Alte kommt herab und der Nachbar von unten kommt herauf!«

Von Angst ergriffen, öffnete Ingénue die Wohnung, durch deren Thüre Christian hinter ihr

rasch eindrang.

Sie schlossen die Riegel sogleich wieder, Christian mit pochendem Herzen, Ingénue mit einer Art von Verzweiflung, die sich durch die Besorgnisse über ihren Vater vermehrte.

Plötzlich ertönte ein rascher Tritt auf dem Ruheplatze; eine durchdringende Stimme machte sich hörbar.

»Ingénue! Ingénue!« rief Rétif, »bist Du da?«

»Mein Vater! mein Vater!« antwortete von innen das Mädchen, halb freudig, halb erschrocken. , »So öffne doch!« sagte Rétif.

»Was ist zu thun?« flüsterte Ingénue Christian zu.

»Oeffnen Sie,« erwiderte dieser.

Und er öffnete selbst.

Rétif stürzte sich weinend vor Freude in die Arme seiner Tochter.

»Wir sind also Beide gerettet?« rief er.

»Ja, mein Vater, ja! . . . Wie sind Sie entkommen?«

»Niedergeworfen, mit Füßen getreten . . . zum Glücke bin ich den Schüssen entgangen . . . alsdann lief ich umher, Dich suchend, Dich rufend . . . Oh! wie habe ich unter Weges gelitten! wie habe ich gelitten, als ich das Fenster nicht erleuchtet sah. Aber, Gott sei gelobt! Du bist da Wie bist nun Du entkommen?«

»Ein edelmüthiger Unbekannter hat mich weggebracht, hierher geführt . . .«

»Oh! Du hast Deine Lampe nicht angezündet! Wie mir diese Finsterniß bange gemacht hat!«

»Guter Vater!«

Und sie umarmte Rétif noch einmal.

Sie hoffte, Christian werde diesen Augenblick benützen, um sich zu verbergen; er trat aber im Gegenteile hinzu, und über die Schulter des Kindes erblickte Rétif Christian, der ihn grüßte.

»Wer ist da?« sagte er. »Guten Tag, mein Herr . . . Ah! der Herr ist hier!«

Ingénue stammelte.

»Mein Herr,« antwortete Christian, sich dem guten Manne nähernd, »Sie sind mit Recht erstaunt, mich bei Mademoiselle zu sehen . . .«

»Ohne Licht!« fügte Rétif bei.

Dieses Wort *ohne Licht* fiel bleirecht auf das Mädchen, das den Kopf senkte.

»Wenn Sie nicht etwa der Retter von Ingénue sind, mein Herr,« fuhr der Vater fort, »in welchem Falle Sie mich ganz geneigt sehen, Ihnen zu danken.«

Rétif erinnerte sich seiner Vaterscenen in der Paysanne pervertie; er spielte seine edle Rolle mit Majestät.

Der junge Mann kam nicht aus der Fassung; indeß Ingénue zitternd ein Licht anzündete, erwiderte er:

»Ich bin so eben hierher gekommen, um Mademoiselle meine Liebe zu erklären.«

»Ho! ho!« rief Rétif ein wenig erstaunt, »Sie kennen also Ingénue?«

»Seit langer Zeit, mein Herr.«

»Und ich wußte es nicht!«

»Mademoiselle wußte es auch nicht. . . ich habe nur dreimal die Ehre gehabt, sie zufälliger

Weise zu sprechen.«

»Wahrhaftig! wie dies?«

»Mein Herr, ich bewohne ein Zimmer in diesem Hause.«

Rétif ging von einem Erstaunen zum andern über.

Christian fuhr fort:

»Ich bin ein Ciseleur; ich verdiene auf eine ehrenhafte Weise meinen Lebensunterhalt.«

Rétif senkte seine grauen Augen auf die Hände des jungen Mannes.

»Wie viel verdienen Sie?« fragte er.

»Vier bis sechs Franken täglich.«

»Das ist hübsch!« sagte Rétif.

Und er schaute fortwährend die Hände des jungen Mannes an, welcher, da er endlich diese Beobachtung bemerkte, rasch, indem er sie an einander rieb, seine für einen Ciseleur ein wenig weißen Finger verbarg.

Rétif schwieg einige Augenblicke.

»Und,« sprach er sodann, »Sie kommen, um meiner Tochter zu sagen, daß Sie sie lieben?«

»Ja, mein Herr, ich kam in dem Momente, wo Mademoiselle ihre Thüre schloß; ich bat sie inständig, mich eintreten zu lassen.«

»Sie hat eingewilligt?«

»Ich sprach mit ihr von Ihnen, mein Herr, von Ihnen, über den sie besorgt war.«

»Ja, ja, von mir, über den sie besorgt war.«

Rétif schaute Ingénue an, welche rosenfarbig wie eine Rose und mit schmachtenden Augen dastand.

»War es möglich, daß sie nicht liebte oder nicht geliebt wurde?« dachte er.

Er nahm den jungen Mann bei der Hand und sagte:

»Ich kenne Ihre Eindrücke; lassen Sie nun Ihre Absichten hören.«

»Ich möchte gern Mademoiselle Ingénue heirathen, wenn sie mich lieben wollte.«

»Sie heißen?«

»Christian.«

»Christian! das ist kein Name.«

»Es ist der meinige.«

»Das ist ein fremder Name.«

»Ich bin in der That fremd, oder ich bin vielmehr von fremden Eltern geboren: meine Mutter ist eine Polin.«

»Und Sie sind Arbeiter?«

»Ja, mein Herr.«

»Ciseleur?«

»Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen dies schon zu sagen,« erwiderte Christian erstaunt und sogar beunruhigt durch die Beharrlichkeit, mit der ihn Rétif befragte.

»Ingénue,« sprach Rétif, »bleibe hier, daß ich dem Herrn das Innere der Familie zeige, in welche einzutreten er die Ehre zu haben begehrt.«

Ingénue setzte sich an den Tisch, Christian folgte Rétif.

»Sie sehen hier mein Arbeitscabinet,« sagte der Romanendichter, indem er Christian in ein anstoßendes, armselig mit Portraits und Kupferstichen austapezirtes Zimmer einführte; »hier sind die Portraits von allen denjenigen, welche mich erzeugt haben, hier die Bilder von allen denen, welchen ich das Leben gegeben habe. Diese Pastelle stellen meinen Vater, meine Mutter, meinen Großvater, meine Großmutter vor; diese Stiche sind die Gegenstände der interessantesten Szenen meiner Romane. Die Ersten waren und sind noch ehrenwerthe Ackersleute, aus dem Volke hervorgegangen, — obschon ich vom Kaiser Pertinax abzustammen behauptete.«

»Ich wußte das nicht,« sagte der junge Mann erstaunt.

»Weil Sie meine Werke nicht gelesen haben,« erwiderte Rétif kalt; »Sie hätten darin eine von mir selbst aufgestellte Genealogie gefunden, die unverwerflich beweist, daß meine Familie von Pertinax abstammt, welcher Name im Lateinischen Rétif bezeichnet.«

»Ich wußte das nicht,« wiederholte Christian.

»Daran muß Ihnen wenig liegen,« sagte Rétif. »Was bekümmern Sie, ein Ciseleur, sich darum, daß Ihr Schwiegervater von einem Kaiser abstammt?«

Christian erröthete unter dem Blicke des Romanendichters. Dieser Blick war allerdings mit einem peinlichen Scharfsinne bewaffnet.

»Aber,« fuhr Rétif fort, »was Sie in Erstaunen setzen wird, ist, daß sich das Blut der Kaiser so sehr in meinen Adern geschwächt hat, daß der Bauer nun vorherrscht, und daß nie ein Kaiser die Hand meiner Tochter bekäme, wenn er sie verlangen würde; ich habe die genealogische Leiter dergestalt umgestürzt, daß mir der Bauer das Ideal der Aristokratie zu sein scheint: träte ich mit einem König in ein verwandtschaftliches Verhältniß, so würde ich mir etwas zu vergeben glauben; ich nähme nicht einmal einen einfachen Edelmann an.«

So sprechend, setzte Rétif seine Erforschung der Hände und des Gesichtes von Christian fort.

»Was denken Sie hiervon?« fragte er nach dieser Rede.

»Alles, was Sie mir da sagen, mein Herr,« erwiderte der junge Mann, »ist ein vollkommen vernünftiges Raisonement; doch mir scheint, Sie drehen das Vorurtheil auf eine sehr willkürliche und sehr tyrannische Art um.«

»Wie so?«

»Ja, die Philosophie zertritt den Raceadel; doch ich glaube, daß die Philosophen, während sie mit aller Erbitterung das Princip vernichten, im Grunde die guten Ausnahmen noch respectiren.«

»Sicherlich! . . . Doch worauf zielen Sie ab?«

»Auf nichts, mein Herr, auf nichts,« antwortete lebhaft Christian.

»Sie vertheidigen aber gegen mich den Adel, Sie, ein Ciseleur?«

»Gerade wie Sie ihn gegen mich, einen Ciseleur, angreifen, Sie, der Abkömmling von Kaiser Pertinax.«

Rétif blieb geschlagen, war aber nicht sehr zufrieden.

»Sie haben Geist, mein Herr,« sagte er.

»Ich habe gerade genug, um Sie zu verstehen, mein Herr, und das ist Alles, wonach ich trachte,« antwortete Christian.

Rétif lächelte.

Christian hatte sich durch diese artige Antwort mit seinem zukünftigen Schwiegervater ausgesöhnt.

Doch das war nicht die Rechnung von Rétif: er war, was sein Name im Französischen bedeutet, was *starrsinnig* im Lateinischen bedeutet: starrsinnig.

»Gestehen Sie,« sagte er zu dem jungen Manne, »gestehen Sie, daß Sie, wie alle junge Leute, hierher gekommen sind, um sich von meiner Tochter Ingénue lieben zu machen, und daß Sie keinen andern Zweck haben.«

»Sie täuschen sich, mein Herr, da ich Ihre Mademoiselle Tochter zu heirathen begehre.«

»Gestehen Sie wenigstens, daß Sie sich von ihr geliebt wissen.«

»Muß ich offenherzig sein?«

»Da es kein anderes Mittel gibt, seien Sie es.«

»Nun wohl, ich hoffe, daß Mademoiselle Ingénue keine Abneigung gegen mich hegt.«

»Sie haben es an gewissen Merkmalen gesehen?«

»Mir scheint, ich habe es bemerkt.«

»Bei Eurem Zusammentreffen?«

»Ja, mein Herr, und das hat mich so kühn gemacht,« fuhr der junge Mann fort, bethört durch die falsche Gutmüthigkeit des Romanendichters.

»Ich sehe also,« rief dieser plötzlich aufstehend, »ich sehe, daß Sie schon Ihre Maßregeln getroffen hatten; daß Sie geschickt gegen die arme Ingénue Ihre Verführungsmittel und Ihre Fallen angewendet hatten!«

»Mein Herr!«

»Ich sehe, daß Sie sich ihr, diese Wohnung im Hause miethend, genähert und heute Abend, da Sie mich abwesend, vielleicht todt glaubten, bei ihr eingeschlichen haben!« >

»Mein Herr! mein Herr! Sie beurtheilen mich unwürdig!«

»Ach! mein Herr, ich bin ein erfahrener Mann; ich kenne die Schliche; ich bin eben daran, ein Buch zu schreiben, das mein großes Werk sein wird und den Titel hat: *Das menschliche Herz enthüllt*.

»Sie kennen das meinige nicht, mein Herr, das glaube ich Ihnen versichern zu dürfen!«

»Wer sagt das menschliche Herz, sagt alle Herzen.«

»Ich beteuere. . .«

»Beteuern Sie nicht, es wäre unnütz . . . Sie haben Alles gehört, was ich Ihnen gesagt habe?«

»Ja, gewiß: doch lassen Sie mich nun auch reden.«

»Wozu?«

»Es geziemt sich nicht für einen billigen Mann, sich zum Richter und zur Partei in seiner eigenen Sache zu machen! es geziemt sich nicht für einen Romanendichter, der die Gefühle so gut malt, keinem Gefühle Gehör zu geben! lassen Sie mich sprechen.«

»Sprechen Sie, da Sie durchaus darauf dringen.«

»Mein Herr, wenn Ihre Tochter einige Neigung für mich hat, wollen Sie sie unglücklich machen? Ich sage nichts von mir . . . indessen bin ich vielleicht wohl werth, daß man von mir spricht.«

»Ah! ja,« rief Rétif über dieses Wort herfallend, — ein Vorwand, auf den er wartete; »ah! ja, Sie sind werth. . . Sie sind werth. . . doch Gott weiß, ob es nicht vielleicht gerade das ist, was ich Ihnen vorwerfe! Sagen wir es, Sie sind zu viel werth.«

»Ich beschwöre Sie, keine Ironie.«

»Ei! ich bin nicht ironisch, mein lieber Herr. Sie kennen meine Bedingungen, mein *Ultimatum*, wie man in der Politik sagt.«

»Wiederholen Sie mir dasselbe,« rief der junge Mann ganz in Traurigkeit versunken.

»Ein Arbeiter, ein Kaufmann werden die einzigen Freier sein, die ich für meine Tochter annehme.«

»Da ich Arbeiter bin . . .« sagte schüchtern Christian.

Rétif erhob aber die Stimme und sprach:

»Ein Arbeiter? ein Kaufmann? schauen Sie Ihre Hände an und lassen Sie sich Gerechtigkeit widerfahren!«

Bei diesen Worten drapirte sich Rétif mit einer majestätischen Geberde in seinen schlechten Ueberrock, und grüßte den jungen Mann mit einer Miene, welche weder eine Bestreitung, noch eine Erwiederung zuließ.

XXIV.

Wie der Verdacht von Rétif auf eine traurige Art bestätigt wird.

Beinahe weggejagt durch den vom Kaiser Pertinax abstammenden Demokraten, ging Christian an dem Tische vorüber, auf welchen sich in dem Augenblicke, wo ihr Vater und ihr Geliebter verschwunden waren, die trostlose Ingénue, zitternd und mit pochendem Herzen, mit den Ellenbogen gestützt hatte.

Christian zitterte nicht weniger, als diejenige, welche er liebte.

»Gott befohlen, Mademoiselle!« sagte er, »leben Sie wohl! da Ihr Herr Vater der grausamste und störrigste Mensch ist.«

Ingénue stand so rasch auf, als ob eine Feder sie emporgehoben hätte, und schaute ihren Vater mit lebhaften, klaren Augen an, welche, wenn nicht eine Herausforderung, doch wenigstens die nachdrücklichste Protestation enthielten.

Rétif schüttelte seine Schultern, als wollte er den Sturm verjagen, der sich auf ihn niedersenkte, führte Christian bis auf den Ruheplatz, grüßte ihn höflich, und schloß die Thüre wieder hinter dem jungen Manne nicht nur mit dem Schlüssel, sondern auch mit den Riegeln.

Dann kehrte er zurück, und er fand Ingénue an demselben Orte, wo er sie gelassen hatte, stehend, aufrecht und unbeweglich vor dem Lichte; sie richtete kein Wort an ihn.

Rétif fühlte sich sichtbar unbehaglich; es kostete ihn Ueberwindung, Ingénue entgegen zu sein; doch es hätte ihn noch viel mehr gekostet, auf seine Vorurtheile zu verzichten.

»Du bist mir böse?« sagte er nach einem kurzen Stillschweigen.

»Nein,« antwortete Ingénue, »ich habe nicht das Recht hierzu.«

»Wie, Du hast nicht das Recht hierzu?«

»Sie sind nicht mein Vater?«

Ingénue begleitete diese Worte mit einem fast bitteren Ausdrucke und einem fast ironischen Lächeln.

Rétif schauerte: es war das erste Mal, daß er bei Ingénue einen solchen Ausdruck und ein solches Lächeln fand.

Er trat ans Fenster, öffnete es und sah langsam und mit gesenktem Kopfe, nachdem er die Hausthüre wieder geschlossen, den jungen Mann weggehen.

Alle Bewegungen von Christian offenbarten die heftigste Verzweiflung.

Einen Augenblick kam Rétif die Idee, wenn er sich getäuscht hätte, und wenn der junge Mann, dessen Verbindung er ausgeschlagen, wirklich ein Arbeiter wäre; aber er dachte noch einmal an die elegante Sprache, an die weißen Hände, an den seiner ganzen Person entströmenden aristokratischen Wohlgeruch. Ein solcher Liebhaber konnte kein Ciseleur sein, wenn es nicht etwa ein Ciseleur war wie der Ascanio von Benvenuto Cellini: das war vielmehr ein Edelmann.

In jedem Falle liebte dieser Edelmann Ingénue sichtbar dergestalt, daß er sie durch einen gewaltsamen Versuch in seinen Besitz zu bekommen trachten oder sein Leben durch einen

Streich der Verzweiflung opfern würde.

Welche Vorwürfe hätte er sich zu machen, wenn die Dinge dahin kämen! — abgesehen von den Gefahren, die er, sicherlich der Rache einer Familie in Trauer ausgesetzt, lief. Welche Gewissensbisse für ein empfindsames Herz, für eine philanthropische Seele, für einen Freund von Herrn Mercier, das empfindsamste Herz und die philanthropischste Seele, die es seit Jean Jacques Rousseau gegeben!

Was würde man sagen, denken von einem Romanendichter, welcher fähig eines solchen Mißbrauchs der väterlichen Gewalt?

Rétif wollte wenigstens ins Reine kommen hinsichtlich der Idee, Christian könnte ein Arbeiter sein, eine Idee, die ihn seltsam quälte, — denn, sagen wir es zum Lobe unseres Romanendichters, die von uns erwähnte Furcht vor der Gefahr, die er von Seiten einer beleidigten oder verzweifelten Familie laufen könnte, war nur secundär.

Einen raschen Entschluß fassend, nahm dem zu Folge Rétif seinen Hut und seinen Stock, den er in eine Ecke gestellt hatte, und lief hastig nach der Treppe. Ingénue, mochte sie nun begriffen haben, was im« Geiste ihres Vaters vorging, mochte ihr Herz ohne' Galle unfähig sein, einen Groll zu hegen, Ingénue lächelte Rétif zu.

Durch dieses Lächeln ermuthigt, stürzte Rétif mit der Behendigkeit eines fünfzehnjährigen Läufers die Stufen hinab.

Er versicherte sich zuerst, daß ihn Christian weder gesehen, noch gehört hatte, und eilte ihm dann den Mauern folgend nach, — bereit, anzuhalten und sich unsichtbar zu machen, sollte der junge Mann den Kopf umdrehen.

Die Nacht war finster, und es herrschte eine tiefe Einsamkeit: diese zwei Umstände begünstigten den Plan von Rétif.

Ueberdies ging der junge Mann seines Weges ohne ein einziges Mal nach der Seite der Rue des Bernardins zu schauen, obschon er in dieser Straße sein Leben ließ.

Rétif folgte ihm in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten; er sah ihn auf den Pont Saint-Michel münden, sich der Brustmauer nähern und einen Augenblick auf diese steigen.

Immer in seinen Fußstapfen, wollte der Greis schreien, um ihn zu verhindern, daß er sich ertränke, das er für seine Absicht hielt; doch gerade in diesem Augenblicke machte sich das Geschrei, das von der Place Dauphine kam, mit zunehmender Heftigkeit hörbar, und mitten unter diesem Geschrei erscholl ein entsetzliches Krachen.

Dieser doppelte Lärm machte zugleich die zwei Männer schauern, von denen der Eine den Andern bedauerte, und änderte ohne Zweifel den Entschluß von demjenigen, welcher sich ertränken wollte.

Christian trennte sich von der Brustmauer und lief mit einer wunderbaren Geschwindigkeit in der Richtung der Place Dauphine fort, das heißt den Schüssen entgegen.'

»Er hat seinen Entschluß geändert,« dachte Rétif, und er sucht einen Schuß; das ist entschieden ein Edelmann: das Ertränken widerstrebte ihm.«

Hiernach lief Rétif seinem vermeinten Schwiegersonne nach; dieser schoß wie ein Pfeil zwischen den die umgekehrter Richtung herbeikommenden Flüchtlingen hin und mitten durch die sehr belebten Gruppen, welche man dahin und dorthin, unter tausendfachem wildem Geschrei, Flinten und Säbel schwingend, laufen sah.

Es ist in der That Zeit, dem Leser zu sagen, was nach der ersten von den Herren Soldaten der

Nachtwache abgefeuerten Salve geschah.

Wüthend, daß die Eifrigsten von ihnen todt oder lebendig zu Boden gestreckt waren, drangen die Anführer, da sie die Reiter ein wenig durch die Charge die sie gemacht, verzettelt sahen, muthig auf diese mit Steinwürfen und mit Streichen mit eisernen stanzen, Hämmern und Stöcken ein.

Es ist höchst interessant und seltsam zu sehen, wie bei einem Aufruhr Alles Waffe wird, und zwar tödtliche Waffe.

Der Kampf entspann sich also Leib an Leib, ein erschrecklicher Kampf, der einer großen Anzahl Reiter das Leben kostete, denn man muß es sagen, laut sagen zum Lobe des Volkes von 1789, das man oft mit dem Pöbel von 1793 verwechselt hat, dieses Volk schlug sich bei den ersten Ausständen der Revolution muthig und loyal, obschon es sich mit ungleichen Waffen schlug.

Indem sie sich der Pistolen, der Carabiner, der Säbel der Besiegten, der Verwundeten und der Todten bemächtigten, gelang es den Aufrührern, die Nachtwache in die Flucht zu schlagen, und stolz auf diesen ersten günstigen Erfolg, schritten sie sogleich zum Angriffe eines Postens der Soldaten der Nachtwache zu Fuße, welche während des Kampfes ihre Kameraden nicht vertheidigt hatten, indeß es ihnen doch so leicht gewesen wäre, die Menge zwischen zwei Feuern zu überfallen und in wenigen Augenblicken zu zerstreuen, da sie bei der Statue von Heinrich IV. postiert waren, und der Commandant Dubois den Aufruhr gegen sie von der Tiefe der Place Dauphine hintrieb.

Nach dem Siege fiel auch das Volk, das ohne Zweifel diese Unthätigkeit für Schwäche hielt, über diesen Posten her, und genöthigt, sich nun seinerseits zu vertheidigen, vertheidigte sich derselbe schlecht, ließ seine Gewehre im Stiche, und suchte sein Heil in der Flucht, die den Tod der Mehrzahl herbeiführte.

In den ersten Augenblicken des Zorns, der Berausung oder der Begeisterung, welche auf seine Siege folgen, reißt das Volk nieder oder es verbrennt, da es sich nicht für das Böse, was man ihm angethan, durch Erwiederung an lebenden Geschöpfen rächen will, so rächt es sich an leblosen Gegenständen: das gewährt ihm dieselbe Befriedigung und thut nur den Steinen und dem Holze weh.

Gerade in diesem Momente des Triumphes und der Volksberausung kamen Christian und Rétif de la Bretonne beim Orte der Scene an.

Doch der Rausch fing an sich zu zerstreuen.

Die in Eile abgeschickten Detachements empfingen die Sieger auf dem Grève-Platze mit einem so kräftigen, so wohlgenährten Feuer, daß das Drittel von denjenigen, welche diesen Weg genommen hatten, niedergemäht wurde! Dieses letzte Kleingewehrfeuer war das, welches Christian und Rétif vom Pont Saint-Michel aus gehört hatten, und welches das Echo zur Place Dauphine zurücksandte, wohin Christian so rasch lief.

Er mündete durch den Quai des Morfondus aus, gegenüber von dem Posten, der brannte, und dessen Brand den ganzen Fluß bis zum Louvre erleuchtete, was ein zugleich erschreckliches und prächtiges Schauspiel bot.

Doch in diesem angezündeten Posten hatten die Brandstifter die Flinten der Soldaten vergessen.

Diese Flinten waren aber geladen.

Es geschah also in dem Momente, wo das Dach des kleinen Gebäudes, wie ein Krater, einsank, daß ein Prasseln sich plötzlich in dem Ofen hörbar machte, daß man einen zwanzigfachen Knall vernahm, daß acht bis zehn Schreie, hierauf antworteten, und daß auch diesmal vier bis fünf Personen sich blutend auf das Pflaster niederlegten.

Die in dem Posten vergessenen Gewehre der Nachtwache waren, erhitzt, losgegangen und hatten in der Menge der Triumphatoren acht bis zehn Personen getroffen und mehr oder minder schwer verwundet.

Hiervon die Schreie, die man vernahm, hiervon die Verwundeten, welche sich blutig auf dem Pflaster wälzten. Der Erste, der fiel, war Christian: eine Kugel hatte ihn in den Schenkel getroffen.

Rétif hätte diesen Fall nicht begriffen, ohne den unglaublichen Eifer, mit dem die Menge die Verwundeten aufhob, sie pflegte und beklagte.

Die Menge wurde zu diesem guten Werke angeregt durch einen Mann von colossalen Formen, mit ausdrucksvollem Gesichte, dessen Häßlichkeit verschwand, um einen großartigen Charakter unter der Gemüthsbewegung, die sich seiner bemächtigt, und unter den Reflexen des Brandes, die seine Züge färbten, anzunehmen.

Dieser Mann eilte von einer Seite herbei, um Christian beizustehen, während von der andern Rétif hinzulief, um ihn zu unterstützen.

Beide, da sie ihm am nächsten waren, empfingen seine ersten Worte.

Man beeiferte sich um ihn, man fragte ihn nach seinem Namen und seiner Wohnung.

Halb ohnmächtig, dem Schmerze unterliegend, bemerkte er nicht, daß unter der Zahl derjenigen, welche ihm Hilfe leisteten, Rétif de la Bretonne war.

»Ich heiße Christian,« sagte er; »ich bin Page des Grafen von Artois. . . . Tragen Sie mich nach dem Marstalle, wo ein Wundarzt sein muß.«

Rétif gab einen Ausruf von sich, der, bei seinem ganzen Schmerze, den Triumph seines Verdachtes zusammenfaßte; und da es sieben bis acht Personen unternommen hatten, den Verwundeten nach seinem Domicil zu tragen, da er ihn wohl gepflegt von denjenigen, welche ihn umgaben, wohl lebend trotz seiner Wunde sah; da der Mann, in dessen Arme er zugleich wie in die seinigen gefallen war, ihn nicht zu verlassen versprach, bis er in den Händen des Chirurgen wäre, von dem der Verwundete sagte, — so kehrte Rétif mit langsamen Schritten zu Ingénue oder vielmehr zu sich zurück, indem er sich fragte, ob er diese traurige Kunde dem Mädchen mittheilen sollte, oder ob es nicht besser wäre, allmählig in das Vergessen der Abwesenheit diese übel angekommene Leidenschaft fallen zu lassen, — eine Art von Kunststück, das immer den Familienvätern glückt, wenn sie es zu ihrem Glücke mit Liebschaften zu thun haben, welche mit Eigenliebe gefüttert sind.

Verlassen wir nun einen Augenblick Christian, der sich unter gutem Geleite nach dem Marstalle von Artois begibt, und Rétif de la Bretonne, welcher ganz allein nach seinem Hause zurückkehrt, um mit breiten Strichen die kaum skizzirten Conturen von diesem ersten Gemälde unserer Bürgerkriege festzustellen.

Von den Behörden mit schwachen Mitteln und dem Vertrauen einer beständigen Superiorität angefangen, wurde der Kampf noch ein paar Stunden durch die im Athem erhaltene Verzweiflung des Muthes fortgesetzt.

Er fing sodann am andern Tage wieder an und dauerte bis zum dritten Tage.

Doch die Gewalt blieb am Ende den Truppen des Königs. Das größte Unglück für die in Aufrührer verwandelten Charivaristen war der Angriff auf das Hotel des Ritters vor der Wache, in der Rue Meslay, — ein Angriff mit Flintenschüssen von den Truppen empfangen, welche, die Rebellen zwischen zwei Feuern bedrängend, sich dieselben einander gegen ihre Bajonnete zusendend, eine Schlächtereier unter den Empörern und den Neugierigen anrichteten, die die ganze Straße mit Blut färbte.

Wonach die Rebellion aufhörte; doch die Revolution hatte angefangen.

XXV.

Der Versucher.

Am andern Tage, nach all diesem Schießen und Erschießen, das ein so trauriges Resultat für unseren jungen Pagen und für die gleichsam kaum angelegte Liebschaft von Ingénue gehabt hatte, trat der Mensch, den wir an der Mauerecke des Hauses von Rétif de la Bretonne verborgen gesehen haben, beim hellen Sonnenscheine in dieses Haus ein.

Dieser Mensch, der hier wie jene geheimnißvollen Personen erschien, welche am Ende eines zweiten Actes eintreten, um den Gang des begonnenen Dramas zu verändern, war ein Mann von dreißig bis fünfunddreißig Jahren, eine Art von Lackei ohne Livree, ein flaches Gesicht mit frecher Miene, ein Ueberrest von den großen Lackeien des vorigen Jahrhunderts, welche in das folgende Jahrhundert übergetreten waren, deren Race aber, nachdem sie so sehr gegläntzt, zu erlöschen anfang und nicht einmal mehr die Ehrenbezeugungen des Galgens erhielt.

Er war bekleidet mit einem schwarzgrauen Rocke, mit einem von den Röcken, welche keinen Stand bezeichnen. Er schien ein Bürger zu sein, ein Huissier, der am Sonntag ausgeht, oder ein Notarsschreiber, der eine Einladung zu einer Hochzeit sucht.

Ingénue, die immer Nachricht von Christian zu erhalten erwartete, schaute am Fenster, als dieser Mann, nachdem er ihr von unten einen Gruß und ein Lächeln zugesandt, die Schwelle des dunklen Ganges überschritt, der zu der gekrümmten Treppe führte, mittelst welcher man sechzig Stufen ersteigend zu der Wohnung von Rétif de la Bretonne gelangte.

So sehr sie Anfangs erstaunt war, daß sie von einem Manne begrüßt wurde, den sie nicht kannte, so vermuthete Ingénue doch, dieser Mann komme zu ihrem Vater, und bedenkend, es sei ein unbekannter Freund des Urhebers ihrer Tage, schickte sie sich an, zu öffnen, im Falle, daß man klopfen sollte.

Man klopfte.

Ingénue öffnete ohne irgend ein Mißtrauen die Thüre.

»Herr Rétif de la Bretonne?« fragte der Unbekannte.

»Er wohnt hier, mein Herr,« antwortete das Mädchen.

»Ich weiß das, Mademoiselle,« sagte der Mann mit dem schwarzgrauen Rocke; »nur wollen Sie mir sagen, ob ich ihn in diesem Augenblicke sprechen könnte.«

»Ich bezweifle es, mein Herr, mein Vater componirt, und er liebt es nicht, in seiner Arbeit gestört zu werden.«

»Ich würde es in der That bedauern, ihn zu stören; — und dennoch, Mademoiselle, ist das, was ich ihm mitzutheilen hätte, von der größten Wichtigkeit.«

Und so sprechend, schob der Fremde Ingénue sachte vor sich hin; er drang ins erste Zimmer ein und offenbarte seine Absicht, sich nicht der ersten Weigerung zu ergeben, dadurch, daß er seinen Hut auf den Tisch legte und seinen Stock in eine Ecke stellte.

Wonach er, einen Lehnstuhl erblickend, sich in diesen niederließ, sein Schnupftuch aus der Tasche zog, zum Zeichen der Befriedigung ein ah! ausstieß und seine Stirne mit seinem Schnupftuche abwischte, wie ein Mensch, dessen Gesicht andeutet: »Wissen Sie, Mademoiselle,

daß Sie sehr hoch wohnen?«

Ingénue folgte mit den Augen dem Fremden, und ihre Augen drückten Erstaunen aus. Sie hatte offenbar von ihrem Vater einen Befehl erhalten, der schon halb verletzt war.

Der zwanglose Mann schien zu begreifen, was im Geiste von Ingénue vorging.

»In der That, Mademoiselle,« sprach er, »was ich Herrn Rétif de la Bretonne zu sagen hatte, kann ich auch wohl Ihnen sagen.«

»Dann sagen Sie es, mein Herr, denn ich würde lieber, wenn das möglich wäre, meinen Vater nicht stören.«

»Ja, ja,« fuhr der Mann mit einem Blicke fort, der, ohne daß sie wußte, warum, Ingénue die Augen niederschlagen machte, »ja, es ist sogar besser, wenn ich so verfare; denn am Ende läßt sich die Angelegenheit, die mich hierher führt, unter uns Beiden in Ordnung bringen, und Ihr Vater hat streng genommen nichts darein zu sehen.«

»Wovon ist denn aber die Rede?« erkundigte sich schüchtern Ingénue.

»Ei! von Ihnen, Mademoiselle.«

»Von mir?« rief Ingénue mit Verwunderung.

»Allerdings; Sie sind wohl hübsch genug hierzu, wie mir scheint.«

Ingénue erröthete.

»Verzeihen Sie, mein Herr,« sagte sie, »ich wünschte zu wissen, mit wem ich zu sprechen die Ehre habe.«

»Oh! Mademoiselle, mein Name wird Sie nichts lehren, denn Sie kennen ihn sicherlich nicht.«
»Gleichviel, mein Herr.«

»Auger, Mademoiselle.«

Ingénue grüßte den Kopf schüttelnd.

Der Name Auger hatte sie wirklich nichts gelehrt.

Doch es war an dem Mädchen eine solche Miene der Unschuld, daß, so wenig er empfänglich für solche Mienen zu sein schien, der Unbekannte Ingénue fortwährend anschaute, ohne etwas zu sagen.

Dieses Stillschweigen war seltsam, denn man sah wohl, daß der Unbekannte etwas zu sagen hatte, daß das, was er zusagen hatte, bis an den Rand seiner Lippen kam, und daß er dennoch nicht zu sprechen wagte.

»Ich höre,« bemerkte Ingénue.

»Ei! es ist. . .«

»Sie zögern?«

Derjenige, welcher sich den Namen Auger gegeben hatte, streckte die Hand gegen Ingénue aus, und diese machte einen Schritt rückwärts.

»Ei! es ist so schwer zu sagen,« sprach er.

Ingénue erröthete abermals.

Diese Röthe schien eine Schranke zu sein, welche die Worte des Fremden nicht zu übersteigen wagten.

»Bei meiner Treue!« sagte er, »ich will lieber mit Ihrem Vater reden, als mit Ihnen, Mademoiselle.«

Ingénue sah ein, daß es nur dieses Mittel gab, sich des Unbekannten zu entledigen, und auf die

Gefahr, was ihr Vater auch sagen dürfte, sprach sie:

»So warten Sie, mein Herr, ich will meinen Vater benachrichtigen.«

Und sie trat beim Romanendichter ein.

Rétif de la Bretonne war im Begriffe, seine *Pariser Nächte* zu veröffentlichen, und an diesem Werke arbeitete er.

Er war an seinem Tische, ein Heft lag im Bereiche seiner Hand, und er setzte nach seiner Gewohnheit, statt zu schreiben.

Die Details des Buches machten ihn mit einer Miene der Selbstzufriedenheit lächeln; man konnte sich hierin nicht täuschen.

Rétif war ein großer Arbeiter, und wie alle große Arbeiter, wenn man sie zu oft stört, machte er gewaltigen Lärm über diese Störung; war aber seine Thüre ein paar Stunden nicht geöffnet worden, so haßte er es nicht, gestört zu werden, obgleich er, um den Schein zu wahren, immer ein wenig brummte.

»Mein Vater, entschuldigen Sie mich,« sagte Ingénue, »es ist ein Fremder da, Herr Auger, der Sie in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünscht.«

»Herr Auger?« versetzte Rétif, in seinen Erinnerungen suchend; »ich kenne ihn nicht.«

»Nun wohl, mein lieber Herr, wir werden Bekanntschaft machen,« sprach eine Stimme hinter Ingénue.

Rétif de la Bretonne wandte sich gegen den Punkt, von dem die Stimme kam, und erblickte einen Kopf, der sich hinter der Schulter seiner Tochter erhob.

»Ah! ah!« rief der Romanendichter, »was gibt es?«

»Mein Herr,« erwiderte Auger, »würden Sie wohl die Güte haben, mich allein zu hören?«

Rétif de la Bretonne entließ seine Tochter mit einem Blicke; Auger folgte ihr mit den Augen, bis die Thüre hinter ihr geschlossen war, und als die Thüre geschlossen, athmete er wieder.

»Ah! bei meiner Treue!« sagte er, »nun fühle ich mich freier! Die unschuldige Miene dieser reizenden Person verwandelte mir das Wort auf den Lippen in Eis.«

»Und warum dies, mein Herr?« fragte Rétif mit einer Art von Erstaunen, das während des ganzen Verlaufes der Unterredung zunehmen sollte,

»Ei!« erwiderte der Unbekannte, »wegen der Frage, die ich an Sie zu richten habe, mein lieber Herr.«

»Und was für eine Frage ist dies?«

»Gehört Mademoiselle wohl ganz sich?«

»Wie verstehen Sie das?« fragte Rétif erstaunt, »Ganz sich! Ich begreife Sie nicht.«

»Dann will ich mich begreiflich machen.«

»Sie werden mir einen Gefallen thun.«

»Ich gab mir die Ehre, Sie zu fragen, mein Herr, ob Mademoiselle Ingénue keinen Mann habe.«

»Nein, gewiß nicht.«

»Auch keinen Liebhaber?«

»Ah! mein Herr!« rief Rétif, indem er sich um mehrere Zoll emporstreckte.

»Ja, ich begreife,« sagte Auger mit einer erschrecklichen Dreistigkeit, »von Anfang scheint die Frage indiscret, und dennoch ist sie es nicht.«

»Ah! Sie glauben?«

»Sicherlich, denn Sie wünschen, daß Ihre Tochter reich und glücklich sein möge?«

»Allerdings; das ist der Wunsch jedes Vaters, der eine Tochter vom Alter der meinigen hat.«

»Nun wohl, mein Herr, Mademoiselle Ingénue würde ihres Glückes verfehlen, wäre sie nicht frei.«

Rétif dachte, der Mann mit dem schwarzgrauen Rocke wolle ihn um die Hand seiner Tochter bitten, und er maß ihn vom Kopfe bis zu den Füßen.

»Ho! ho!« murmelte er, »Anträge?«

»Nun wohl, ja, mein Herr, Anträge,« erwiderte Auger. »Was gedenken Sie aus der jungen Person zu machen?«

»Eine ehrliche Frau, wie ich ein ehrliches Mädchen aus ihr gemacht habe.«

»Ja, das heißt sie an einen Mechaniker, an einen Künstler, an einen armen Teufel von Dichter oder Zeitungsschreiber verheirathen.«

»Nun wohl . . . was dann?«

»Was dann?. . . Ich denke, man mußte Ihnen schon eine gute Zahl Anträge dieser Art machen.«

»Gestern erst machte man mir einen, und zwar einen höchst ehrenvollen.«

»Ich hoffe, Sie haben ihn ausgeschlagen?«

»Und, ich bitte, warum hoffen Sie das?«

»Ei! weil ich Ihnen heute etwas Besseres anzubieten habe.«

»Etwas Besseres! Sie wissen ja nicht, was man mir angeboten.«

»Gleichviel.« .

»Doch . . .«

»Ich brauche es nicht zu wissen, weil ich einer Sache sicher bin.«

»Welcher Sache?«

»Daß ich Ihnen heute, wie gesagt, etwas Besseres anbiete, als man Ihnen gestern angeboten hat.«

»Ah! ah!« dachte Rétif.

»Ingénue geht im Aufweiche. Gut!«

»Ueberdies weiß ich, oder vielmehr errathe ich. . .«

»Wer der Freier war?«

»Ein kleiner junger Mann!«

»Ja.«

»Ohne einen Sou!«

»Ich weiß es nicht.«

»Ohne Stand!«

»Verzeihen Sie, er nannte sich Ciseleur.«

»Sehen Sie, er nannte sich . . .«

»Ja, mein Herr, denn in Wirklichkeit war er Edelmann.«

»Edelmann?«

»Ja, mein Herr, Edelmann!«

»Nun wohl, ich, ich biete Ihnen etwas Besseres an als dies, Herr Rétif.«

»Gut!«

»Ich biete Ihnen einen Prinzen an.«

»Um meine Tochter zu heirathen?«

»Bei meiner Treue! ja.«

»Sie scherzen?«

»Nicht im Geringsten.«

»Einen Prinzen?«

»Ganz einfach; man kann das nehmen, man kann es lassen.«

Der Zweifel fing an sich des Herzens von Rétif zu bemächtigen, während ihm instinctartig die Röthe zu Gesichte stieg.

»Um zu heirathen, sagen Sie?« wiederholte er mit einer mißtrauischen Miene.

»Um zu heirathen.«

»Ein Prinz würde ein armes Mädchen Heirathen?«

»Ah! ich sage nicht, er werde sie in Notre-Dame heirathen,« erwiderte frecher Weise Auger, den die Treuherzigkeit und die Langmuth von Rétif kühn machten.

»Nun, mein Herr,« fragte Rétif, Auger starr anschauend, »wo wird er sie denn heirathen?« ,

»Hören Sie,« sprach Auger, indem er vertraulich seine breite Hand auf die Schulter des Romanendichters legte, »genug der Scherze, und lassen Sie uns die Frage offen in Angriff nehmen: der Prinz hat Ihre Tochter gesehen, und er liebt sie.«

»Welcher Prinz?« fragte Rétif mit eisigem Tone.

»Welcher Prinz? welcher Prinz?« versetzte Auger, ein wenig aus der Fassung gebracht trotz seiner Dreistigkeit. »Bei Gott! ein sehr großer Prinz, ungeheuer reich! Ein Prinz!«

»Mein Herr,« sprach der Romanendichter, »ich weiß nicht, was Sie mir mit all Ihrem Lächeln sagen wollen, doch es verspricht mir zu viel oder zu wenig.«

»Lassen Sie mich vor Allem sagen, was es Ihnen verspricht, Herr Rétif: Geld, viel Geld, ungeheuer viel Geld!«

Rétif schloß die Augen mit einem Ausdrucke so scharf bezeichneten Ekels, daß Auger rasch beifügte:

»Geld! man sollte glauben, es sei Ihnen so wenig in die Hände gekommen, daß Sie nicht wissen, was das ist, Herr Rétif.«

»Wahrhaftig, mein Herr,« sprach Rétif, »ich weiß nicht, ob ich schlafe oder wache; wache ich, so scheint mir, ich bin sehr gut, daß ich Sie anhöre.«

»Hören Sie mich immerhin an, mein Herr, und Sie werden nicht dabei verlieren, denn Sie werden meine Definition des Geldes vernehmen . . . Ah! Sie, der Sie sich bemühen, Ihre Phrasen folgerecht zu setzen, wägen Sie ein wenig diese Sätze nach ihrem Werthe ab. Das Geld, mein lieber Herr Rétif. . .«

»Mein Herr . . .«

»Ah! nun unterbrechen Sie mich beim Anfange meiner Definition.«

Rétif schaute umher, ob Niemand da sei, der ihm Auger nach der Thüre treiben helfen könnte; doch er war allein, und allein war er nicht stark genug, um mit einem so kräftigen jungen Manne,

wie es Auger war, fertig zu werden.

Er faßte also Geduld.

Ueberdies fand er in seiner Eigenschaft als Beobachter, als socialer Schriftsteller, als Sittenmaler das Gespräch nicht ohne Interesse für ihn, und er wollte wissen, was noch an prinzlichen Unverschämtheiten unter dieser neuen Gesellschaft blieb, welche die Philosophie affectirte und nach der Freiheit trachtete.

Auger, der nicht errathen konnte, was wirklich im Herzen von Rétif vorging, und der überdies, da er die Menschen fast immer verächtlich gefunden, sich daran gewöhnt hatte, dieselben zu verachten, Auger fuhr fort:

»Das Geld, mein lieber Herr Rétif, ist eine Wohnung in einem anderen Hause als dieses, in einer anderen Straße als diese; es ist ein Mobiliar in dieser Wohnung, und unter Mobiliar, das begreifen Sie wohl, verstehe ich nichts Ihren wurmstichigen Tischen und Ihren hinkenden Stühlen Aehnliches; nein, unter Mobiliar verstehe ich Fauteuils mit gutem Utrechter Sammet, Meubles von Rosenholz, Vorhänge von brochirter Seide, einen Teppich für den Winter, gut gewichste Parquets für den Sommer . . . lassen Sie mich sprechen, alle Teufel! einen Kammerdiener, um die Parquets zu wixsen und Decken vor die Fauteuils zu legen; auf dem Kamin eine gute Uhr von Boule oder von vergoldetem Bronze; Buffets mit Porzellanen und Silberzeug darauf; Keller mit Burgunderweinen für die Tage, wo Sie nichts arbeiten werden, und mit Bordeauxwein für die Tage, wo Sie arbeiten werden.«

»Mein Herr! mein Herr!« rief Rétif, der sich zu betäuben anfang.

»Lassen Sie mich doch vollenden, alle Teufel! Unter einem Mobiliar verstehe ich eine gute Bibliothek, nicht von Scharteken, wie die, welche ich dort auf ungehobelten und von Ihnen selbst angenagelten Brettern sehe, sondern schöne, gute Bücher oder vielmehr abscheuliche Bücher, — denn das sind diejenigen, welche Sie lieben, meine Herren Romanenschreiber, meine Herren Dichter, meine Herren Journalisten! — Herr von Voltaire schön eingebunden, Jean Jacques Rousseau vergoldet, die Enzyklopädie vollständig, tausend Bände! In Ihrer Holzkammer ein ewiger Vorrath aus den königlichen Waldungen; in Ihrer Office unversiegbare Lampen, unverbrennbare Kerzen; in Ihrer Garderobe Alles paarweise, was Sie nie gehabt haben: so zwei Fräcke, zwei Ueberröcke, zwei Westen, zwei Paar Hosen, zwei seidene Bequemröcke für den Winter, zwei Schlafröcke von Kattun für den Sommer, Spitzen, feine Hemden, ein spanisches Rohr mit einem ciselirten goldenen Knöpfe, eine Toilette, die Sie um fünfzehn Jahre verjüngen und machen wird, daß die Frauen sich umdrehen, wenn sie Sie vorübergehen sehen.«

»Die Frauen?«

»Ja, gerade wie als Sie fünfundzwanzig Jahre alt waren und jene schönen Spaziergänge eines verliebten Hercules mit Mademoiselle Ginant und drei Anderen machten! . . . Ah! Sie sehen, daß ich Ihre Bücher lese, Herr Rétif de la Bretonne, obschon sie sehr schlecht gedruckt sind; wir wissen auch von Ihren Geschichten, wir haben das Drama: die Braut studiert! — Nun wohl, Sie werden Alles bekommen, was ich Ihnen gesagt habe, Herr Rétif de la Bretonne; Sie werden ein Hotel, Meubles und Geld haben; Sie werden Alles das haben und noch mehr, oder ich will meinen Namen Auger verlieren!«

»Doch der Schluß von Alle dem?«

»Der Schluß von Alle dem ist, daß der Prinz, indem er Ihre Tochter heirathet, ihr alle diese Dinge als Mitgift aussetzt.«

»Ah! Sie spotten meiner,« rief Rétif wüthend, indem er seine schwarze Sammetmütze auf seinen Kopf drückte, »oder Sie kommen im Ernste und tragen mir unverschämter Weise einen ehrlosen Handel an.«

»Ich trage Ihnen allerdings einen Handel an, mein lieber Herr Rétif, nur täuschen Sie sich im Beiworte: der Handel ist nicht ehrlos, er ist vortrefflich, vortrefflich für Sie, vortrefflich für Ihre Tochter.«

»Wissen Sie, mein Herr, daß das, was Sie mir da anbieten, einfach die Schande ist?«

»Die Schande? sind Sie verrückt?«

»Ei! mir scheint . . .«

»Die Schande! Gut! Mademoiselle Ingénue Rétif, Bastardtochter, entehrt, weil sie einen Prinzen geliebt hat! Bei meinem Worte, das begreife ich nicht! oder haben Sie im Ernste die Genealogie genommen, durch die Sie sich vom Kaiser Pertinax abstammen ließen? . . . Ist Odette von Champdivers entehrt gewesen? ist Agnes Sorel entehrt gewesen? ist Diana von Poitiers entehrt gewesen? ist Marie Touchet entehrt gewesen? ist Gabriele d'Estrées entehrt gewesen? ist Fräulein de la Ballière entehrt gewesen? sind Frau von Montespan, Frau von Maintenon entehrt gewesen? und Frau von Parabère, Frau von Phalaris, Frau von Sabran, Frau von Mailly, Frau von Vintimille, Frau von Chateauroux, Frau von Pompadour, ist Alles dies entehrt gewesen? sagen Sie mir! Ah! Sie sind ein Narr mit Ihrer Vornehmthueri, mein lieber Herr Rétif! Und bemerken Sie wohl, daß ich Ihnen einen herrlichen Theil mache, und daß ich nicht einmal annehme, Ihre Tochter könnte eine Frau von Fontanges sein.«

»Ah!« rief Rétif mit einem wachsenden Erstaunen, »es ist also der König?«

»Beinahe.«

»Der Graf von Prov. . .«

»Keinen Eigennamen, lieber Herr Rétif! Es ist Seine Hoheit der Prinz Geld! Was Teufels wollen Sie mehr wissen? Und wenn ein Prinz wie dieser an eine Thüre klopft, mein lieber Rétif, so muß man meiner Ansicht nach diese Thüre mit beiden Flügeln öffnen!«

»Oh!« rief Rétif, »ich schlage es aus! ich will es nicht! eher Armuth und Elend!«

»Das ist sehr schön,« erwiderte Auger ruhig, »doch Sie haben wahrhaftig schon mehr elend, als Sie ertragen können, lieber Herr! Sie setzen mühsam Bücher, die nicht immer gut sind; Sie verdienen wenig, Sie verdienen immer weniger, und je älter Sie werden, desto weniger werden Sie verdienen; Sie tragen denselben Ueberrock seit zwanzig Jahren! . . . sagen Sie nicht nein, Sie haben das in Ihren *Vierziger* gedruckt; Mademoiselle endlich, der ich eine halbe Million anbiete, hat fast kein Kleid mehr, und wäre Herr Réveillon nicht in das Mittel getreten, so hätte sie gar keines mehr.«

»Mein Herr, mein Herr, ich bitte, bekümmern Sie sich um das, was Sie angeht.«

»Das thue ich auch.«

»Wie, das thun Sie?«

»Ja, es geht mich an, daß Mademoiselle Ingénue, die so schön, auch elegant ist, und Niemand, das erkläre ich Ihnen, wird das seidene Kleid so gut getragen haben, und vor einem kleinen Lackei wie sie gegangen sein.«

»Das ist möglich; dennoch schlage ich es aus.«

»Wie albern! . . . Warum schlagen Sie es aus?« »

»Erstens, mein Herr, beleidigen Sie mich, und ich würde Ihnen diese Handvoll Lettern ins

Gesicht werfen, fehlte es mir nicht an ? . . . Doch ich will Ingénue rufen, und sie wird Ihnen selbst antworten.«

»Thun Sie das nicht, das wäre noch alberner! Rufen Sie aber Mademoiselle Ingénue, so wette ich Eines: daß ich Sie überrede.«

»Sie! Sie würden mein Kind verleiten?« rief Rétif.

»Warum des Teufels glauben Sie denn, daß ich mir die Mühe gegeben, hierher zu kommen?«

»Entsetzlich!« rief der Romanendichter mit einer Geberde voll theatralischer Majestät.

»Vor Allem,« fuhr Auger fort, »ist der Prinz, in dessen Namen ich spreche, reizend.«

»Dann ist es nicht Herr von Provence,« bemerkte Rétif naiv.

»Gehen wir hierüber weg.«

»Nein, mein Herr, im Gegentheile, verweilen wir hierbei! Was würde mein Freund Herr Mercier sagen, der mich für den Tugendhaftesten der Menschen erklärt hat?«

»Ah! ja, sprechen wir ein wenig von Herrn Mercier! das ist auch Einer, der sehr moralisch! ein Mann, der nichts achtet, der findet, Herr Racine und Herr Despreaur haben die französische Poesie zu Grunde gerichtet, während er Trauerspiele in Prosa macht! Ei! haben Sie sein letztes Product gelesen, mein tugendhafter Herr? *Karl II., König von England, an einem gewissen Orte*. Ah! das ist hübsch! Alle Sterne, mein Herr, wie glücklich sind Sie, daß Sie Herrn Mercier zum Freunde haben, und wie beneide ich Sie um dieses Glück!«

»Herr Auger!«

»Sie haben Recht, unser Gespräch ist eine Angelegenheit, und zwar eine ernste Angelegenheit; überlassen wir uns also nicht der rhetorischen Figur, welche man die Ironie nennt; bedenken Sie übrigens, mein lieber Herr Rétif, ich komme gutmüthig, um Sie um Ihre Einwilligung bei einer Sache zu bitten, während ich mich streng genommen dieser Bitte vollkommen überheben kann.«

»Was sagen Sie?«

»Ei! allerdings, ich sage Ihnen, ich komme von Seiten eines Prinzen, das heißt eines allmächtigen Mannes; mein Prinz braucht Ihnen nur Ihre Tochter zu nehmen, und Sie werden sehen, ob Ihre Erlaubniß hierzu nöthig ist.«

Bei diesen unklugen, unvorsichtig hingeschleuderten Worten riß Rétif seine Sammetmütze von seinem Kopfe, trat sie in einem Parorysmus des Zornes mit Füßen und rief:

»Mir meine Tochter nehmen! Man komme nur! Ah! die schönen vornehmen Herren, die Prinzen, die Unterdrücker, die Tyrannen!«

»La, la, la, mein lieber Herr Rétif,« erwiederte Auger mit spöttischer Miene, »Sie gerathen in die Gemeinplätze; Alles das ist von Juvenal bis Jean Jaques Rousseau, von Tacitus bis Didenot einige hundert Male gesagt und geschrieben worden. Nehmen Sie sich in Acht, mein lieber Herr Rétif, seien Sie auf Ihrer Hut.«

»Ich werde die Nachbarn aufwiegeln!« rief Rétif.

»Wir werden Sie als Störer des öffentlichen Friedens verhaften lassen.«

»Ich schreibe gegen den Prinzen.«

»Wir führen Sie in die Bastille.«

»Ich werde eines Tags aus der Bastille herauskommen, und an diesem Tage . . .«

»Bah! Sie sind alt, und die Bastille wird länger währen als Sie.«

»Vielleicht!« antwortete Rétif mit einem Tone, der Anger schauern machte.

»Sie schlagen also aus, um was sich alle unsere vornehme Herren zur Zeit unseres seligen Königs Ludwig XV. bewarben?«

»Ich bin kein vornehmer Herr.«

»Sie wollen lieber Ihre Tochter von dem ersten dem besten gemeinen Kerl nehmen lassen, als sie einem Prinzen geben?«

»»Die Frau eines Kohlenbrenners ist schätzbarer, als die Maitresse eines Fürsten.««

»Das ist bekannt,« erwiderte Auger, »und Rousseau, als er dies in einem Buche schrieb, das er Frau von Pompadour widmete, war, was er oft gewesen ist, ein entsetzlich einfältiges, dummes, tölpisches Thier! Doch Sie, vernehmen Sie, was geschehen wird: Ihre Tochter wird nicht die Frau eines Prinzen sein, wohl aber die Maitresse eines Kohlenbrenners.« ,

»Zurück, Versucher!«

»Phrasen! glauben Sie mir, ziehen Sie Ihre Tochter zu Rathe; denn bin ich es nicht, so wird sie ein Anderer beschwatzen, und zwar minder vortheilhaft, das schwöre ich Ihnen. Ich fasse mich also kurz: — Anerbieten eines Prinzen; — Allmacht eines Prinzen; — Reichthümer dieses Prinzen; — persönliche Eigenschaften des genannten Prinzen, welche wohl fähig, die junge Person zu verführen, ohne daß ich die Hände dabei im Spiele habe, und obgleich Sie die Ihrigen gebrauchen; — Geheimniß, Sicherheit, Glück ohne Aufsehen! Mit einem Worte, jeden Vortheil, weder Jammer, noch Abenteuer, Protection für Ihre Werke, welche nicht Gefahr laufen sollen, von der Hand des Henkers verbrannt zu werden, Pensionen, Auszeichnungen, Stellen. . . Gefällt es Ihnen vielleicht, zu reisen?«

»Nichts von Alle dem gefällt mir! verstehen Sie, Herr Kuppler?«

»Teufel! Sie sind sehr schwierig! . . Was wollen Sie denn?«

»Ich will, daß meine Tochter sich ehrlich verheirathe.«

»Hierzu kamen wir auf einem Blumenpfade.«

»Ho! ho!« rief Rétif.

»Es gibt kein ho! ho! Ihre Tochter wird heirathen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.«

»Wie! meine Tochter wird sich verheirathen, wenn der Prinz sie entehrt hat?«

»Sie werden sich also immer dieses einfältigen Wortes bedienen?«

»Ich bediene mich desselben, weil es das einzige ist, das meinen Gedanken ausdrückt.«

»Ei! mein lieber Herr, das beweist, daß Ihr Gedanke fast eben so abgeschmackt ist, als das Wort. Die Gunstbezeugungen eines Prinzen von Geblüt ehren und entehren nicht, verstehen Sie? die Demoiselles wie Madmoiselle Ingénue. Derjenige nun, welcher sich nicht geehrt gefunden hätte, Ihre Tochter ohne Namen und Stand zu heirathen, wird sehr geehrt sein, sie geformt durch den illustren Umgang mit einem Großen und ausgesteuert mit wenigstens dreißigtausend guten Livres zu heirathen . . . Ah! schön, nun verstopfen Sie sich die Ohren, wie es die Gefährten vom Ulysses bei den Gesängen der Sirenen thaten. Ei! mein lieber Herr, die Papas und die Mamas haben keine andere Melodie als diese während der Regierung unseres vielgeliebten Königs Ludwig XV. gehört, und sie gewöhnten sich vollkommen daran. Ich, der ich mit Ihnen spreche, habe in den Händen von Herrn Lebel, — den ich in meiner Jugend zu kennen die Ehre hatte, und der mir die ersten Rathschläge hinsichtlich der Haltung im Leben gab, — ich habe in den Händen von Lebel Briefe von Edelleuten und Rittern des St. Ludwigs-Ordens gesehen, welche ihn als um eine große Gunst für ihre Tochter baten, in das artige Kloster, das man den Hirschpark nannte, eintreten zu dürfen, und sie äußerten nur eine Furcht: sie seien nicht hübsch

genug, um hier zugelassen zu werden. Nun wohl, Sie, Sie haben dies für Mademoiselle Ingénue nicht zu befürchten, da sie reizend ist.«

»Mein Herr,« sprach Rétif, »was Sie da sagen, ist leider wahr: es gab für Frankreich eine Aera der Sittenverderbniß, während welcher die Großen den Schwindel der Schande zu haben schienen! Ja, ich weiß, daß, als Ihr angeblich vielgeliebter König, Ihr Tyrann Ludwig XV. zur Maitresse Madame d-Etioles aus dem Bürgerstande und Madame Dubarry aus dem Volke nahm, ich weiß, daß der Adel laut seine Privilegien, dem König Maitressen zu liefern, reclamirte; doch, Gott sei Dank! wir sind nicht mehr in diesen Zeiten: Ludwig XV. ist gestorben, wie er gelebt hat, und wir sind mit des Himmels Gunst auf dem Wege der Wiedergeburt! Hören Sie also auf, mich in Versuchung zu führen, wie Sie es thun, Herr Auger, denn die Versuchung ist fruchtlos und wird nur zu Ihrer Beschämung gereichen; und sogar, wenn ich Ihnen eine Wahrheit zu sagen und einen Rath zu geben habe, so ist die Wahrheit, daß Sie ein garstiges Handwerk treiben, Herr Auger, und der Rath, Sie würden wohl daran thun, diesen Stand mit einem andern zu vertauschen und ein ehrlicher Arbeiter zu werden, statt zu sein, was Sie sind, verstehen Sie? ein Werkzeug des Verderbens, der Thränen und der Schande! Das hatte ich Ihnen meinerseits zu sagen, Herr Auger; sodann blieb mir noch Eines beizufügen: daß es, da Sie nichts mehr bedürfen, und ich Ihrer nie bedurft habe, das Beste ist, wenn wir uns trennen.«

»Sehr gern, mein lieber Herr Rétif, denn wahrhaftig Sie sind nicht mehr belustigend, wenn Sie predigen, als wenn Sie schreiben; doch unsere Trennung auf die Art, wie Sie sagen, wird mich nöthigen, Ihnen etwas zu bedeuten.«

»Was?«

»Etwas Schmerzliches.«

»Reden Sie, ich warte.«

»Daß ich Ihnen den Krieg erkläre.«

»Erklären Sie immerhin.«

»Und daß ich Sie nach dem Beispiele der Generale, welche Aufforderungen an eine Festung haben ergehen lassen, von diesem Augenblicke als gebührend aufgefordert betrachte.«

»Es sei.«

»Und wenn ich Mademoiselle Ingénue, oder vielmehr ihr Haus belagere. . .«

»So wird man sich vertheidigen.«

»Sie erregen mein Mitleid!«

»Und Sie, Sie erregen keine Furcht bei mir.«

»Guten Tag also! ich will mit dem Mädchen selbst anbinden.«

»Thun Sie das!«

»Ich werde alte Weiber haben, welche zu Ihnen heraufkommen.«

»Ich bin auch alt, und wir sind dann unter uns Alten.«

»Ich werde Commissionäre haben.«

»Ich öffne Ihnen selbst die Thüre.«

»Der Prinz wird kommen.«

»Ich will ihm aufmachen.«

»Nun, und dann?«

»Ich werde ihn wegen seiner Liebe beschämen.«

»Wie so?«

»Mit Reden, wie er noch nie gehört hat, und Sie auch nicht, Herr Auger.«

»Sie werden ihn langweilen.«

»Ganz richtig, er wird gehen.«

»Ah! Sie sind ein Mann von Geist, Herr Rétif: es wird ein Verdienst dabei sein, Sie zu bekämpfen.«

»Ah!« sprach Rétif mit einem Gefühle des In sich selbstgehens, wie es den Philosophen jener Zeit ganz eigenthümlich war, »ah! Sie glauben nicht, wie sehr mir daran liegt, dieses Mädchen rein zu erhalten!«

»Für wen?«

»Ei! für mich, bei Gott!«

»Bah! sollten Sie eine neue Ausgabe von Ihren Liebschaften mit Ihrer Tochter Zephira machen? Hierüber, ich bemerke es Ihnen im Voraus, werden wir ein paar Worte dem Polizeilieutenant sagen.«

»Nein, mein Herr, ich liebe meine Tochter, und ich bewahre sie für mich, weil die Reinheit eines Mädchens der schönste Schatz eines Vaters ist.«

»Ei! Sie wiederholen sich abermals mein guter Freund; es macht mir kein Vergnügen mehr, Sie zu hören, und ich gehe. Auf Wiedersehen!«

»Leben Sie wohl!«

»Oh! nein, wir werden uns gewiß wiedersehen, und zwar sehr bald. . . Hören Sie dieses Geräusch?«

»Welches Geräusch?«

»Das Geräusch von dem, was in meiner Tasche klingt.«

Und nachdem er in seiner Hosentasche im Golde gestört hatte, zog er eine Handvoll heraus und ließ vor den Augen des zitternden Greises die schillernden Reflexe des bestechenden Metalles schimmern.

Rétif schauerte.

Dieser Schauer entging dem Versucher nicht.

»Sehen Sie,« sagte er, »das ist das, was Herr von Beaumarchais, — ein Mann, der ungefähr so moralisch wie Sie, nur besitzt er ein wenig mehr Geist als Sie, lieber Herr Rétif, — den Nerven des Krieges nennt! Ein schönes Kartätschenfeuer! wie?. . . und die breite Bresche, die wir hiermit der Ehre von Mademoiselle Ingénue machen werden.«

Und nach dieser erschrecklichen Drohung streckte Auger hohnlächelnd seine Hand voll Gold vor den Augen von Rétif aus und ging dann rückwärts ab.

Dieser geschickt eingerichtete Abgang führte viel mehr als alle Drohungen und alle Versprechungen des Abgesandten vom Prinzen Rétif de la Bretonne zur Ueberlegung und von der Ueberlegung zur Furcht.

Nachdem Auger abgegangen war, blieb er nachdenkend stehen, biß sich in die Hand und sagte den Kopf schüttelnd:

»Er wird mir meine Tochter nehmen. . . er hat Recht . . . ist es nicht heute, so wird es morgen sein.«

Sodann pathetisch den Arm zum Himmel erhebend:

»Entsetzliche Zeit, die Zeit, wo ein Vater genöthigt ist, solche Dinge zu hören — von Seiten eines Verführers, — ohne es zu wagen, vor die Thüre denjenigen zu werfen, welcher sie ihm sagt, aus Furcht, eine Stunde nachher in die Bastille eingesperrt zu werden! Glücklicher Weise behauptet mein Freund Mercier, das werde sich Alles ändern.«

Nach einem Augenblicke fügte er bei:

»Oh! Ingénue ist ein vernünftiges, redliches Mädchen . . . ziehen wir sie zu Rathe.«

Und er rief in der That Ingénue, ließ sie neben sich sitzen, erzählte ihr die blendenden Anträge von Auger, und verbarg ihr nicht die Bangigkeiten, die sie ihm einflößten.

Ingénue lachte.

Sie hatte im Grunde des Herzens die Waffe, welche gegen alle Verführungen stark macht, — eine junge und wahre Liebe.

»Du spielst die Muthige!« sagte Rétif zu dem lachenden Kinde, »was gibt Dir denn so viel Vertrauen? Mit welchem Talisman hoffst Du zugleich gegen die Bosheit, gegen das Laster, gegen die Macht und gegen das Mißgeschick zu kämpfen? mit welchen Kräften wirst Du die Liebe dieses Prinzen zurückschlagen? sprich!«

»Mit zwei Worten, mein Vater.«

»Und diese sind?«

»Ich liebe Einen.«

»Gut! dann sind mir die Stärkeren!« rief Rétif de la Bretonne. Und er öffnete seine Hand, welche immer noch voll Druckschrift war, und beeilte sich, ganz freudig, diese Phrase und dieses Factum in den Roman seines Lehens zu setzen.

XXVI.

Die Treuherzigkeit von Ingénue.

Während Rétif die Phrase seiner Tochter, bald in Cicero, bald in Garmond, bald in Borgis, wie sich gerade die Charaktere unter seinen Fingern boten, setzte, sann er über die Phrase nach.

Dieses Nachsinnen, dem sich der Romanendichter überließ, beruhigte ihn ungemein über den thätigen Antheil, den Ingénue an den Projecten von Auger nehmen könnte, zu gleicher Zeit aber beunruhigte es ihn sehr über den Herzenszustand des Mädchens.

Einem Mädchen, das im Stande, so offenherzig zu sagen: »Ich liebe Einen«, konnte es nicht an einer gewissen Entschlossenheit fehlen, mit der jeder Familienvater eine gewisse Consequenz verknüpft.

Eine Folge hiervon war, daß allmählig Rétif de la Bretonne seine Arbeit hemmte; er preßte die Lippen zusammen, gesticulirte mit dem rechten Arme, machte von Zeit zu Zeit: »Hm! hm!« und beschloß, in Erfahrung zu bringen, woran er sich sowohl hinsichtlich der Liebe von Ingénue, als hinsichtlich des Mannes, welcher der Gegenstand derselben, zuhalten habe.

Er begab sich also wieder zu seiner Tochter, welche ganz nachdenkend beim Fenster saß und die silbernen Strahlen einer Waldrebe entblätterte, deren Stängel vor dem Fenster in den ersten Lüften des Herbstes zitterte.

Rétif rückte einen Stuhl hinzu und setzte sich zu Ingénue; er hatte zu der Unterredung, die er mit ihr beginnen sollte, alle Hilfsquellen seiner Diplomatie in Bereitschaft gesetzt.

»Meine Liebe,« sprach er zu ihr, — so nannte Rétif seine Tochter, — »Du weißt also, was lieben ist, da Du mir so eben gesagt hast, Du liebest Einen?«

Ingénue schlug ihre großen blauen Augen zum Romanendichter auf und antwortete sodann mit einem Lächeln:

»Ich glaube, ja, mein Vater.«

»Und woher weißt Du das? wer kann es Dich gelehrt haben?«

»Vor Allem, mein Vater, vergessen Sie, daß Sie mir sehr oft Stellen aus Ihren Büchern vorlesen.«

»Nun?«

»In Ihren Büchern findet sich immer Liebe.«

»Das ist wahr; doch ich wähle, um sie Dir vorzulesen, die besten Stellen aus.«

»Die besten Stellen?« fragte Ingénue.

»Das heißt die unschuldigsten,« erwiderte Rétif.

»Die Liebe ist also nicht unschuldig?« bemerkte Ingénue mit einer Anmuth, welche nichts Affectirtes hatte.

»Reizend! reizend!« rief Rétif. »Warte, daß ich das aufschreibe: das ist zugleich das Seitenstück und die Milderung vom Andern.«

Und er nahm ein Blättchen Papier und schrieb darauf den Satz von Ingénue, der sich in seiner weiten Tasche Hunderten von Notizen derselben Art beigesellte, welche Rétif hier je nach

seinem Bedürfnis; holte.

Ingénue war mittlerweile nachdenkend geblieben.

»Du hast gesagt: »»Vor Allem, mein Vater . . .«« fuhr Rétif fort: »es gibt also ein sodann?«

»Ich verstehe nicht recht.«

»Damit will ich sagen, Du habest anderswo als in meinen Büchern das Dasein der Liebe gelernt?«

Ingénue lächelte, schwieg aber.

»Sprich,« sagte Rétif, »wo und wie hast Du bemerkt, Du liebest?«

»Ich wußte nicht, daß ich liebe, mein Vater, als ich jedoch Einen sah, den ich nicht liebte, da errieth ich sogleich, mein Herz gehöre einem Andern.«

»Du hast Einen gesehen, den Du nicht liebtest?«

»Einen schönen jungen Mann.«

»Von welchem Alter?«

»Sechszwanzig bis siebenundzwanzig Jahre.«

»Guter Gott!« rief Rétif, »Du hattest mir das nicht gesagt, mein Kind!«

»Doch, mein Vater, ich glaube Ihnen gesagt zu haben, getrennt von Ihnen, verirrt auf den Kreuzwegen, zitternd vor Angst habe ich den Arm eines Unbekannten angenommen, der mich nach Hause geführt.«

»Ach! ach! wie viel schöne junge Leute in unseren kleinen Angelegenheiten, meine arme Ingénue!«

»Das ist nicht meine Schuld, mein Vater,« erwiderte naiv das Mädchen.

»Nein, mein Kind., es ist sicherlich nicht Deine Schuld . . . Ein schöner junger Mann von sechszwanzig bis achtundzwanzig Jahren. . . elegant?«

»Sehr elegant, mein Vater.«

»Das ist es! Schöne Augen, groß, schlank, die Unterlippe ein wenig hängend?«

»Ich vermöchte das nicht zu sagen.«

»Rufe Deine Erinnerungen zurück.«

»Ich glaube, ja.«

»Es war der Prinz!«

»Ah! wahrscheinlich!« rief Ingénue.

»Warum wahrscheinlich?«

»Weil er mir gesagt hat, um mich zu beruhigen; — ich war erschrocken über die Gegenwart eines Menschen, der uns folgte; — weil er mir gesagt hat: »»Seien Sie ohne Furcht, dieser Mensch gehört mir!««

»Hinterhalte! Fallen!« rief Rétif. Ach! mein Haus hat seine Ruhe verloren. . . Oh! die Großen! ob! das Volk! oh! die Freiheit! . . . Nun aber, nachdem Du von demjenigen gesprochen, welchen Du nicht liebst, sprich mir von dem, welchen Du liebst!«

»Ei! Sie wissen wohl, wer derjenige ist, welchen ich liebe, mein Vater.«

»Gleichviel, nenne mir ihn immerhin.«

»Es ist Herr Christian.«

»Ich vermuthete es,« murmelte Rétif.

Und er ließ seinen Kopf auf seine Brust fallen.

Der arme Romanendichter war in der That sehr in Verlegenheit, wie er auf dem Wege, dem er denselben wollte folgen sehen, den von seiner Tochter angefangenen Roman führen sollte.

Er befand sich wieder in der Lage, in der er sich auf dem Quai gesehen, als der junge Mann gefallen war, das heißt, er war unschlüssig, ob er Ingénue das Unglück, das ihrem Liebhaber widerfahren, erzählen oder nicht erzählen sollte.

Ein schlechtes Gefühl gewann die Oberhand, wie es fast immer beim Menschen geschieht, wenn der Mensch überlegt: Rétif war, was alle Väter sind, ein wenig eifersüchtig auf seine Tochter; er behandelte sie wie eine Person seiner Einbildungskraft; er wollte nicht, daß dieses Kind, dem er den Namen Ingénue gegeben, nicht die Treuherzigkeit selbst sei das hätte seinen dramatischen Combinationen Zwang angethan und das Modell verdorben, nach welchem er alle Tage Greuze-Bilder auszuarbeiten beschäftigt war.

Er wollte lieber nichts sagen. Gestehen, daß Christian verwundet war, hieß das Interesse und folglich die Liebe, welche Ingénue für ihn hegte, verdoppeln; Ingénue in der Ungewißheit lassen hieß dagegen ihr Herz dem Zweifel preisgeben.

»Ach!« rief er, »Herr Christian! . . .«

»Nun, was?« fragte das Mädchen mit einer zurückhaltenden Trockenheit, welche für fünfzehn Jahre später eine in moralischer Hinsicht kräftig constituirte dreißigjährige Frau versprach. »Was gibt es gegen Christian zu sagen?«

»Daß er ein Lügner ist.«

»Er?«

»Daß es ein Mensch ist, der Dich zu verführen sucht wie die Andern.«

»Warum?«

»Weil Christian, der Dir gesagt hat, er sei ein Arbeiter, nicht wahr?«

»Ja.«

»Er ist kein Arbeiter.«

»Ich weiß es wohl.«

»Wie! Du weißt es wohl?«

»Ja, das war leicht zu sehen.«

»Und Du hast es gesehen?«

»Sogleich . . . Hernach?«

Dieses so bittere *hernach* piquirte Rétif.

»Wie, hernach?« fragte er.

»Allerdings, hernach?« erwiderte Ingénue mit derselben Festigkeit.

»Hernach,« sprach der Romanendichter, »werden wir untersuchen, ob Mademoiselle Ingénue Rétif de la Bretonne, welche die Liebe eines Prinzen ausschlägt, die eines schlimmen Subjectes von einem Pagen annehmen könnte.«

»Ein Page?« rief Ingénue mit einem Ausdrucke des Schreckens, der Rétif nicht entging.

»Page eines Prinzen!« sagte Rétif, der mit Glück ein besonderes Gewicht auf die von ihm hervorgebrachte Wirkung legte, welche sich durch die Blässe von Ingénue verrieth, so wohl begründet war der Ruf der Herren Pagen im ganzen Umfange des Königreichs.

Wäre Ingénue gestanden, sie würde sicherlich niedergesunken sein; sie saß, neigte das Haupt

und wiederholte: »Ein Page!«

»Ein Page des Herrn Grafen von Artois,« sprach Rétif, »das heißt der Diener eines Ausschweiflings!«

Sodann erschrocken über das, was ihm entschlüpft war, dämpfte er die Stimme und fügte bei:

»Denn wir dürfen es sagen in voller Offenherzigkeit, mit der edlen Offenherzigkeit, die sich für ein redliches Gemüth und einen freien Mann geziemt. . .«

Und er sprach so leise, daß ihn seine Tochter, an die er sich wandte, kaum verstand.

»Denn wir dürfen es sagen, der Herr Graf von Artois ist ein Erzlibertin, ein Mädchenverführer, ein Roué bestimmt, die Heldenthaten der Regentschaft fortzusetzen!«

»Nun wohl,« unterbrach Ingénue, welche wieder ein wenig Festigkeit erlangt hatte, »was hat Alles dies mit Herrn Christian gemein?«

»Was das mit ihm gemein hat? . . . Ei! mir scheint, Du kennst das Sprichwort: »»Wieder Herr, so der Diener!«« Ich hoffe, wir stellen uns nicht vor, Christian sei ein Tugendspiegel!«

»Warum nicht?« murmelte Ingénue schwach.

»Das ist unmöglich, denn in diesem Falle würde er nicht im Dienste Seiner Königlichen Hoheit bleiben.«

»Ah!« sagte das Mädchen, »übertreiben Sie nicht, mein Vater?«

»Und überdies kommt mir ein Gedanke,« rief plötzlich Rétif mit der Energie, die er aus seinem Triumphe schöpfte: »wer weiß, ob dieser Bursche nicht sogar in derselben Absicht wie der Andere zu Dir kam?«

»Welcher Andere, mein Vater?«

»Ei! dieser Auger . . . Ganz zuverlässig, bei Gott! das ist klar wie der Tag, Herr Christian ist ein Emissär desselben Prinzen; das ist die Verkettung dieser Intrigue. Der Graf von Artois hat seinen Pagen zu Dir geschickt; der Page ist unter Weges angehalten worden, er hat Dir Auger geschickt.«

Rétif hatte die Worte: *Unter Weges angehalten*, mit einer so seltsam freudigen Betonung ausgesprochen, daß Ingénue lebhaft den Kopf aufrichtete.

Sie hatte einen unbestimmten Verdacht geschöpft, nicht hinsichtlich des Unglücks, das Christian widerfahren war, sondern hinsichtlich irgend eines Hindernisses, das ihr Vater zwischen ihr und ihm erhob.

»Wie, angehalten?« fragte sie. »Was wollen Sie damit sagen?«

Rétif sah ein, welche Unklugheit er begangen, und er erröthete.

»Ei! allerdings,« antwortete er, »wurde er nicht von mir angehalten, als ich ihn überführte, er sei kein Arbeiter?«

»Es ist wahr,« sagte Ingénue; »doch wie haben Sie erfahren, er sei ein Page?« »Das ist ganz einfach, bei Gott!«

»Nun?«

»Ich ging ihm nach.«

»Sie sind ihm nachgegangen?«

»Du hast es wohl gesehen.«

»Er hat Ihnen also gesagt, er sei ein Page des Grafen von Artois?«

»Er hat es mir nicht gesagt,« antwortete Rétif, der nicht ganz zu lügen wagte.

»Wie haben Sie es denn erfahren?«

»Ich ließ ihn in den Marstall eintreten; ich ließ meinen Mann vorübergehen, und als er vorübergegangen war, fragte ich den Portier: »»Wer ist dieser junge Mann?«« Er antwortete mir: »»Ein Page vom Marstalle von Monseigneur dem Grafen von Artois, der hier wohnt.««

»Ah! er wohnt im Marstalle des Grafen von Artois?« wiederholte Ingénue.

»Ja,« erwiderte Rétif unvorsichtig.

Ingénue neigte zum zweiten Male das Haupt, doch diesmal unter dem Gewichte eines seltsamen Gedankens, der ihr Gehirn durchzog.

Rétif begriff; er befürchtete, zu viel gesprochen zu haben.

»Oh!« setzte er mit einer scheinbar vollkommen beruhigten Miene hinzu, »auf dieser Seite kannst Du ruhig sein, das ist wohl vorbei!«

»Warum dies?«

»Ei! weil er nicht wiederkommen wird.«

»Wer wird nicht wiederkommen?«

»Herr Christian, bei Gott!« »Herr Christian wird nicht wiederkommen?« fragte Ingénue mit Bangigkeit.

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil er wüthend ist, daß er gescheitert. Nie verzeiht ein Verführer seine Niederlage.«

»Da Sie mir aber sagen, er komme für einen Andern, und nicht um seinetwillen . . .«

»Ein Grund mehr, und da Herr Auger gekommen ist, so hat Christian verzichtet.«

Die Niedergeschlagenheit, die sich bei dieser Behauptung in den Zügen von Ingénue offenbarte, beunruhigte Rétif.

»Höre, mein Kind,« sagte er, »nicht wahr, Du bist stolz?«

»Oh! ja.«

»Du kannst nicht zugeben, daß Dich ein Mann verachtet?«

»Nein, gewiß nicht.«

»Nun wohl, es verachtet Dich derjenige, welcher kam, um Dich für einen Andern zu erhandeln.« »Herr Auger?«

»Nein, der Page. . . Ich weiß, bei Gott! wohl, daß Du Herrn Auger nicht liebst.«

Ingénue schüttelte den Kopf.

»Herr Christian hat nie um mich gehandelt,« sagte sie.

»Was läßt Dich das glauben?«

»Er hat mir nie gesagt, er komme im Auftrage einer andern Person.«

»Er hat es Dir nie gesagt, das war aber dennoch die Wirklichkeit.«

Ingénue schüttelte abermals den Kopf.

»Es war ein seltsames Mittel, mir für einen Andern den Hof zu machen, sich für sich selbst lieben zu lassen.«

Diese einfache und scharfe Logik schmetterte Rétif nieder.

»Oh!« sagte er stammelnd, »vertraue nicht hierauf, meine arme Ingénue; die Verführer haben so vielerlei Kunstgriffe und Ränke.«

»Herr Christian gebrauchte keinen Kunstgriff.«

»Sie stellen Fallen.«

»Herr Christian hat mir keine Falle gestellt.«

»Das kannst Du ja nicht wissen!«

»Sehr gut, im Gegentheile! Ein Mann, der Fallen stellt, wäre nicht, wie Christian, sanft, freundlich, leutselig, unterwürfig, folgsam gegen meine geringsten Willensäußerungen gewesen.«

»Im Gegentheile! im Gegentheile!« rief Rétif, »darin liegt gerade die List.«

»Er hätte nicht eine Frau respectirt, wie Christian mich respectirte.«

»Doch, doch! weil er sie für einen Andern bewahrte.«

»Er würde sie nicht umarmt haben, wenn er sie für einen Andern bewahrt hätte.«

»Er umarmte Dich?« fragte Rétif ganz verblüfft.

»Ja,« antwortete einfach das Mädchen.

Rétif kreuzte die Arme und ging dramatisch in seinem kleinen Zimmer auf und ab.

»Oh! Natur!« murmelte er.

»Nun, erklären Sie das?« sagte Ingénue, welche unbarmherzig ihre Raisonsnements verfolgte.

»Ich erkläre nichts,« brummte Rétif; »nur wiederhole ich, daß Herr Christian ein ausschweifender Mensch ist, da er Dich geküßt hat.«

»Oh!« entgegnete das Mädchen, »ich habe ihn auch geküßt, und ich bin nicht ausschweifend, mein Vater.«

Der unnachahmliche Ausdruck, mit dem diese Worte gesprochen wurden, machte allen Zorn des Romanendichters schmelzen; er fühlte, daß er seine Kaltblütigkeit wiedererlangen und gegen eine solche Unschuld List gebrauchen mußte.

»Dann habe ich Dir noch Eines zu sagen, mein Kind,« fügte er bei.

»Sprechen Sie, mein Vater, ich höre.«

»Ist Herr Christian kein Ausschweifung, so mag ich ihn immerhin weggejagt haben, — er wird wiederkommen.«

»Oh! dessen bin ich sicher.«

»Wenn er also nicht wiederkommt? . . .«

Rétif hielt zögernd inne, denn er fühlte, daß er eine schlechte Handlung beging.

»Nun, wenn er nicht wiederkommt?« fragte Ingénue, die Stirne faltend.

»Wenn er nicht wiederkommt, wirst Du endlich glauben, daß Du Dich über ihn getäuscht hast, und daß er es nur auf Deine Tugend, aus Laune oder Sittenlosigkeit, abgesehen hatte?«

»Mein Vater!«

»Wirst Du glauben?«

»Nein!«

»Gestehe doch! denn, wahrhaftig, Du machst mir bange mit Deiner Zähigkeit: Du hast das Ansehen einer gemüthlosen Frau.«

»Oh!« sagte sie lächelnd.

»Antworte.«

»Nun, ich gestehe, daß es mich, wenn Herr Christian nicht wiederkommt, sehr in Erstaunen

setzen wird.«

»Ah! ah! das wird Dich nur in Erstaunen setzen? Du bist äußerst gut!«

»Das wird mir auch Argwohn über ihn erregen.«

»Den Argwohn, er sei vom Prinzen abgesandt worden, wie Herr Auger.«

»Nein, nie.«

»Welchen Argwohn denn?«

»Den, Sie haben ihn entmuthigt, Sie haben ihm Angst gemacht, Sie haben ihn verhindert, mich zu lieben, wie er es wollte.«

»Wie wollte er es?«

»Was weiß ich? vielleicht ohne mich zu heirathen.«

»Ah!« rief Rétif ganz freudig, »ich finde meine Tochter wieder . . . Nun wohl, ich mache eine Wette mit Dir . . . willst Du?«

»Mein Vater,« sprach Ingénue mit einem sichtbaren Leiden, »ich bitte, lachen Sie nicht so; Sie thun mir weh!«

Rétif hörte jedoch nicht, oder wollte nicht hören. Er fuhr fort:

»Ich wette, daß binnen vierzehn Tagen . . . nein, vierzehn Tage, das ist nicht genug . . . ich wette, daß binnen einem Monat Herr Christian nicht wiedererscheinen wird.«

Warum gerade binnen einem Monat?« fragte Ingénue, welche abermals Rétif bei einer Blöße berührte: »warum, wenn er zu kommen aufhört, wird es für vierzehn Tage oder für einen Monat sein, und nicht für immer?«

»Ich sage,« antwortete Rétif gleichsam aus dem Sattel gehoben, »ich sage einen Monat, wie ich sagen würde sechs Monate, wie ich sagen würde ein Jahr, wie ich sagen würde immer . . . Weiß ich es?«

»Dann weiß ich mehr als Sie, mein Vater.«

»Du?«

»Ja, ich.«

»Und Du sagst?«

»Ich sage, wenn er binnen einem Monat nicht wiederkommt, so wird er nie wiederkommen.«

»Gewiß.«

»Ich füge aber noch bei: kommt er bis morgen nicht wieder, so wird er binnen einem Monat nicht wiederkommen.«

»Sehr gut, Liebe! sehr gut!« rief Rétif entzückt, Ingénue seinem Sinne beipflichten zu sehen.

Dann sagte er leise zu sich selbst:

»Wie viel Dinge wird es binnen einem Monat nicht geben, welche entweder Christian bei Ingénue, oder Ingénue bei Christian in Vergessenheit bringen werden!«

Dieser würdige Schriftsteller, der große Homer der Liebeshelden, rechnete ohne die Jugend, welche das Glück beherrscht, und ohne das Glück, das fast immer die Jugend begünstigt.

Da Ingénue sicher war, sie werde von nahe oder von fern Christian am Abend oder am andern Tage sehen, so erlangte sie ihr ruhiges Gesicht wieder und wartete.

Was Rétif betrifft, er nahm, ganz keuchend von diesem heftigen Kampfe, die Composition seiner *Pariser Nächte* wieder auf.

XXVII.

Herr Auger.

Auger, der illustre Gegenstand des von uns so eben erzählten langen Gespräches, hatte dem Herrn Grafen von Artois Versprechungen und Herrn Rétif de la Bretonne Drohungen gemacht.

Es handelte sich nun darum, die einen zu halten und die andern zu verwirklichen.

Er war indessen in Drohungen und Versprechungen weiter gegangen, als ihm in Wirklichkeit zu gehen möglich wurde.

Was die Versprechungen betrifft, so hat man das Resultat des bei Rétif de la Bretonne gemachten Versuches gesehen.

Was die Drohungen betrifft, so hatten sich die Zeiten ein wenig geändert; man erlangte die geheimen Verhaftsbefehle nicht mehr so leicht, wie zur Zeit von Herrn von Sartine; Ludwig XVI., ein ehrlicher Mensch, hatte Velleitäten eines gerechten Mannes; es begegnete ihm wohl zuweilen, daß er sich bestimmen ließ, wie bei Beaumarchais, einen Schriftsteller nach Saint-Lazare oder nach der Bastille zu schicken, er wollte aber wenigstens, daß dieser Schriftsteller einen Fehler oder ein Vergehen wirklich oder dem Anscheine nach begangen habe.

Es war also nicht möglich, einen geheimen Verhaftsbefehl gegen Rétif de la Bretonne zu verlangen. Der Grund, er habe als Vater nicht zur Schande seiner Tochter einwilligen wollen, ein vortrefflicher Grund bei Ludwig XV., war ein sehr schlechter bei Ludwig XVI.

Rétif hatte dies wohl vorhergesehen, als er muthig den Krieg angenommen.

Er fing auch an Ingénue zu überwachen.

Diese Ueberwachung machte acht Tage lang die Spürhundseigenschaften von Herrn Auger die rechte Fährte verfehlen.

Das war viel! Der Herr Graf von Artois hatte Auger nur vierzehn Tage gegeben; überdies hatte Auger nur so viel von ihm verlangt.

Rétif verließ seine Tochter nicht mehr; er stellte sich mit ihr ans Fenster, und erschien Auger am einen oder am andern Ende der Straße, so lächelte er ihm ironisch zu, oder er grüßte ihn mit einer spöttischen Miene.

So bloßgestellt, entfernte sich der Mercur von Monseigneur dem Grafen von Artois wüthend.

Die Vorsichtsmaßregeln von Rétif de la Bretonne erstreckten sich auf die kleinsten Details.

Nicht ein Brod, nicht eine Gewürztüte fand beim Schriftsteller Einlaß, ohne visitirt worden zu sein. Rétif erfand Kriegslisten, um das Vergnügen zu haben, sie zu bekämpfen.

Ging er mit Ingénue aus, so war es ein Argus, der in den Seiten seines zwanzigjährigen Ueberrocks viel mehr Augen hatte, als Argus, der Spion der Königin der Götter, je an seinem ganzen Leibe gehabt haben mochte.

Auger, der Tag und Nacht lief, war am Ende zum Umfallen müde.

In den Kirchen, bei den Kaufleuten stand er immer auf der Wache, doch er wurde immer zurückgeschlagen: zurückgeschlagen, wenn er verdächtige Emissäre schickte, denen Rétif de la Bretonne, wie er es ihm versprochen, unhöflicher Weise die Thüre vor der Nase schloß;

zurückgeschlagen, wenn er schrieb, oder schreiben ließ, und ein altes Weib unter der Haube einer Nachbarin oder der Vermummung einer Devoten sich Ingénue nähern wollte, um ihr einen Brief zuzustecken; zurückgeschlagen sogar, wenn er es versuchte, mit Ingénue, welche sich übrigens durchaus nicht hierzu hergab, einen einfachen Blick zu wechseln.

Es blieb ihm also nichts mehr übrig, als Gewalt anzuwenden, wie er dies Rétif de la Bretonne gedroht hatte. Eines Abends versuchte er es.

An diesem Abend kam Ingénue mit ihrem Vater von ihrem gewöhnlichen Spaziergange zu Réveillon zurück. Auger fiel wie ein Verzweifelter über sie her; er wollte die Tochter von ihrem Vater trennen, sie in seinen Armen forttragen, und in einem Fiacre, der an der Ecke der Straße wartete, entführen.

Rétif, statt einen Kampf zu beginnen, in welchem er sicherlich unterlegen wäre, schob seinen Stock zwischen die Beine des Mädchenräubers und schrie aus Leibeskräften: »Wache!«

Ingénue, die sich nicht im Geringsten um Herrn Auger bekümmerte und nur Gedächtniß und Wünsche für Christian hatte, obschon er nicht wieder erschienen war, Ingénue schrie auch.

Auger verwickelte sich die Beine in den Stock von Rétif und rollte in die Gosse; er wollte aufstehen und sich seiner Beute, die ihm entging, wieder bemächtigen, doch das Geschrei seiner Opfer zog Zeugen an die Fenster, während zu gleicher Zeit eine Rotte von der Nachtwache am Ende der Straße erschien, wo der Angriff stattfand.

Auger hatte nur Zeit, über Hals und Kopf davon zu laufen, wobei er die Vorsehung verfluchte, welche die Jungfrauen von den Wüstlingen befreit, und die Patrouillen, die die Schwachen gegen die Starken beschützen.

Auger hielt sich aber nicht für geschlagen. Er nahm sich vor, wiederanzufangen.

»Wäre ich nicht allein gewesen,« sagte er zu sich selbst, »so würde das Mädchen entführt worden sein, und einmal entführt und im Hause des Prinzen, — bei meiner Treue, dann wurde der Prinz verantwortlich für den Ausgang!«

Auger nahm einen Gehilfen an.

Auger hatte aber ohne Rétif de la Bretonne gerechnet; der Greis war noch viel hartnäckiger darauf bedacht, sich seine Tochter nicht entführen zu lassen, als Auger, sie ihm zu entführen. Seit dem Versuche des Mädchenräubers ließ Rétif, so oft er von Réveillon, dem einzigen Hause, das seine Tochter besuchte, zurückkam, Arbeiter von der Fabrik hinter sich gehen, Leute, welche im Allgemeinen sehr wenig Freunde der Aristokraten, weshalb sie auch mit Leidenschaft auf die Chance, einige kräftige Hiebe auszuthemen, lauerten und gern einwilligten, sich in den Winkel der Weichsteine oder in Thorwege zu kauern, um durch eine scheinbare, trügerische Einsamkeit den Feind der Ruhe von Ingénue anzulocken.

Auger machte den Betrunkenen nach; er hatte sich als Kutscher gekleidet. Sein Gefährte, der eben so wenig trunken als er, half ihm den Weg versperren; sie sangen der Eine und der Andere mit einer weinschweren Stimme.

Als Rétif zur Einöde der Bernardins kam, — Abends um halb zehn Uhr, eine in diesen Quartieren ungebührliche Stunde, — stolperte Auger, der den Tritt und den Gang seiner Opfer erkannte, auf Ingénue zu und versicherte, er wolle sie küssen.

Sie schrie; er fiel über sie her, und diesmal hatte er Zeit, sie in seine Arme zu fassen.

Rétif rief um Hilfe, doch der Gefährte von Auger packte ihn zugleich bei seiner Perrücke und bei der Gurgel.

Es war schon zu spät: das Signal war gegeben, der Ruf war gethan. Unsere zwei Kreuzweghelden sahen sich, ehe sie nur einen Schritt gegen den Fiacre gemacht, von vier kräftigen Burschen umringt, welche mit Stöcken und mit Ochsenziemern bewaffnet auf den Rücken der Entführer loszuarbeiten anfangen, wobei sie jeden Schlag mit einem Epitheton begleiteten, das um so unhöflicher, als es verdient war.

Auger fand sich also genöthigt, Ingénue loszulassen, und sein Gefährte mußte bei Rétif dasselbe thun; der Vater und die Tochter benützten dieses Verlassen, um ihre Thüre zu erreichen und hinter sich zu schließen, und als sie ihre fünf Stockwerke erklettert, hatten sie Zeit, sich ans Fenster zu stellen, ehe die Züchtigung, die man auf der Straße ertheilte, völlig beendet war.

Man muß auch gestehen, daß es die vier Rächer nicht bei der Gerechtigkeit bewenden ließen, sondern daß sie mit Enthusiasmus zu Werke gingen: sie fanden ein großes Vergnügen am Geschäfte und ließen es deshalb so lange als möglich währen; dem zu Folge bearbeiteten sie die Seiten von Herrn Auger und seinem Begleiter, bis der Begleiter von Herrn Auger auf dem Platze liegen blieb.

Was Herrn Auger betrifft, — ihm gelang es, sich durchgewalkt aus dem Staube zu machen, Dank sei es einer Pistole, mit der er bewaffnet war; er entschloß sich, dieselbe zu zeigen, und die Stöcke hatten Angst davor.

Diese Scene machte großen Lärm im Quartier und stellte Ingénue als eine uneinnehmbare Modelle hervor.

Der Commissär hob den Verwundeten auf, und man sprach davon, ihn zu henken, weil er auf offener Straße geraubt.

Dieses Abenteuer benahm jede Hoffnung und jede Begeisterung Herrn Auger: nachdem er sich von seinen Wunden wieder erholt, kam er eines Abends mit hängenden Ohren zum Prinzen, in dem Augenblicke, wo dieser sich zu Bette gelegt hatte.

Zum Unglücke für Herrn Auger war an diesem Abend Seine Königliche Hoheit übler Laune; sie hatten gegen den Herrn Herzog von Orleans, indem sie französische Pferde gemeinschaftlich mit englischen rennen ließ, zweitausend Louis d'or verloren; sie hatte eine Predigt vom König wegen ihrer Irreligiosität bekommen, und war von der Königin geschmäht worden, weil sie dem König den Rücken zugewandt.

An diesem Abend war es also kein lenksamer Prinz.

Auger wußte Alles dies, doch es stand Auger weder die Wahl der Stunde, noch die des Augenblicks zu.

Auger hatte nur vierzehn Tage verlangt, um zu reussiren; man war am siebzehnten, und zu Bette gehend hatte der Prinz gesagt:

»Seit acht Tagen habe ich nichts mehr von Herrn Auger gehört; man hole mir diesen Burschen, daß ich ihm die Ohren reibe.«

Der Lackei hätte sich bald außer Athem gelaufen; doch zehn Minuten, nachdem der Befehl gegeben war, befand sich Herr Auger im Vorzimmer des Grafen von Artois.

Als er vor Seiner Königlichen Hoheit erschien, bearbeitete der Prinz sein Kopfkissen mit gewaltigen Faustschlägen: er suchte einen Rücken, um sich in Athem zu setzen, wie Mercur.

»Ah! Herr Auger!« rief der Prinz, »sind Sie endlich da! das ist ein Glück, bei meiner Treue! Ich glaubte, Sie seien nach Amerika abgereist. Werde ich wenigstens von Ihrer Seite gute Chance haben?«

Auger antwortete mit einem traurigen, gedehnten Seufzer.

Der Prinz begriff.

»Was ist das?« fragte er; »Sie bringen mir also das Mädchen nicht?«

»Ach! Monseigneur,« antwortete der unglückliche Liebesbote, »leider, nein!«

»Ich bitte, warum nicht?«

»Weil alle Mißgeschicke der Welt über mich losgebrochen sind, Monseigneur.«

Hiernach erzählte Auger auf das Allerkläglichste die Mißgeschicke, die ihn betroffen hatten.

Der Prinz hörte ihn ohne das geringste Mitleid an. Auger war in Verzweiflung: keine Sympathie für so viel Unglücksfälle erschien auf dem Gesichte des Prinzen.

»Sie sind ein Dummkopf!« sagte Seine Hoheit, als die Erzählung beendet war.

»Das ist wahr, Monseigneur,« erwiderte Auger sich verbeugend; »ich habe das schon längst bemerkt.«

»Doch es ist nicht Alles, daß Sie ein Dummkopf sind: Sie sind ein schlechter Diener.«

»Ach! was das betrifft, Hoheit . . .«

»Sie sind ein Schlingel!«

»Monseigneur!«

»Ein Erzschuff! . . . Wie! es ist nicht genug, daß Sie scheitern, Sie compromittiren auch noch meine Livree, welche ohnehin nicht sehr populär ist, dadurch, daß sie Stockschläge bekommt?«

»Aber, Monseigneur, das ist nicht meine Schuld; es ist Verhängniß!«

»Wenn ich mir folgen wollte, würde ich Sie völlig desavouiren; ich sage mehr . . .«

»Oh! Monseigneur, Sie können nicht mehr sagen!«

»Doch, mein Herr! und im Falle, daß man Ihnen nachspüren sollte, ließe ich Sie henken.«

»Das wäre eine traurige Belohnung für die Mühe, die ich mir um Ihretwillen, Monseigneur, gegeben, und für das Uebel, das ich ausgestanden!«

»Ein schönes Uebel! eine große Mühe! ein kleines Mädchen, keine Unterstützung, keine Bekanntschaft und als Leibwache ein Sieche!«

»Diejenigen, welche auf die Schultern von mir und meinem Gefährten geschlagen haben, waren keine Siechen, Monseigneur.«

»Man wird einmal durchgeprügelt, ich gebe das zu; doch, alle Teufel! das ist ein Grund mehr, um seine Genugthuung zu nehmen.«

»Das war nichts Leichtes, Monseigneur: das ganze Quartier war unterrichtet.«

»Ein schöner Grund! wo die Stärke scheitert, bleibt die List.«

»Der alte Vater ist ein wahrer Fuchs, Monseigneur.«

»Man entledigt sich des Vaters.«

»Unmöglich! dieser Blattschmierer ist zugleich von Eisen und von Baumwolle.«

»Was verstehen Sie hierunter?«

»Von Eisen, um zu schlagen; von Baumwolle, um Schläge zu empfangen.«

»Man kirrt das Mädchen.«

»Um ein Mädchen zu kirren, Monseigneur, muß man es sprechen oder wenigstens sehen.«

»Nun?«

»Ganz unmöglich, es zu sehen oder zu sprechen, Monseigneur.«

»Sie haben also nicht die geringste Einbildungskraft,« rief wüthend der Prinz; »Sie sind also ein ungeschicktes, dummes Thier, ein einfacher Liebeshausknecht? Sie sind also nicht so viel werth als ein Savoyard? Sie sind unter einem Auvergnat? Ich wette, daß der Erste der Beste, den ich nehme, Herr Auger, daß der Commissionär von der Straßenecke die Sache, bei der Sie gescheitert sind, abmachen und zwar gut abmachen wird.«

»Ich möchte glauben, nein, Monseigneur.«

»Ei! mein Herr, wie machten es denn Bontems, Bachelier, Lebel, diese Helden? wie machte es der Kammerdiener des Regenten? wie machte es der Secretär von Herrn von Richelieu? Gibt es ein Beispiel, daß Bachelier oder Lebel, Bontems oder Raffe je eine Frau entkommen ist? War nicht Monceaur zur Zeit des Regenten da? der Hirschpark zur Zeit von Ludwig XV.? Unmöglich! unmöglich, mein Herr? . . . Ei! alle Teufel! das ist das erste Mal, daß ein König oder ein Prinz dieses Wort hört.«

»Monseigneur, wenn jedoch die Macht der Ereignisse . . .«

»Dummheit! Dummheit! Herr Auger, nichts bezwingt die Menschen: es sind die Menschen im Gegentheile, — ich spreche von den geschickten Menschen, wohlverstanden, — es sind die Menschen, welche die Ereignisse bezwingen! Teufel! ich habe die kleine Person gesehen, Herr Auger; ich bin in ihr Zimmer hinaufgegangen; und hätte die Wohnung nicht so stark nach Druckpapier und bestaubtem Schunde gerochen; wäre ich versichert gewesen, daß nicht ein Liebhaber in einem Schranke verborgen, bereit, Scandal zu machen; wäre ich mit einem Worte ein einfacher Officier von meinen Garden gewesen, statt ich selbst zu sein, so hatte ich die kleine Person, und ich ging nicht vor dem andern Morgen von ihr weg! . . . Ist das wahr, mein Herr?«

»Gewiß, Monseigneur.«

»Doch nein, ich bin einfältig genug, die Dinge als Prinz zu treiben! ich habe meinen Bontems, meinen Bachelier, meinen Lebel, den ich bezahle! und die Sache scheidert durch die Schuld von demjenigen, welcher sie sollte reussiren machen. . . Ich habe Unglück in der That, daß ich ein Prinz von Geblüt bin: der winzigste Schüler der Basoche würde mir ins Gesicht lachen, daß ich nicht über Mademoiselle Ingénue Rétif de la Bretonne zu siegen vermocht!«

»Ich bitte Monseigneur flehentlich . . .«

»Sie sind ein Schulfuchs, Herr Auger! gehen Sie in die Schule!«

»Aber, Monseigneur, Bachelier, Lebel, Bontems und alle die Männer, welche Eure Hoheit mir anzuführen die Gnade gehabt hat, alle diese Männer lebten in einer andern Zeit.«

»Ja, ich weiß es, mein Herr, in einer Zeit, wo die Prinzen so treue, so verständige, so geschickte Diener hatten, daß sie nur zu wünschen brauchten, um den eifrigsten Gehorsam zu finden.«

»Monseigneur, jene Zeit war die gute Zeit, doch heute sind die Tage schlecht.«

»In welcher Hinsicht war die Zeit, von der ich spreche, besser als die unsere? Reden Sie, mein Herr.«

»In der Hinsicht, daß Herr Bachelier Befehle in blanco, geheime Verhaftsbriefe in blanco hatte. . . wenn ich sage Herr Bachelier, so sage ich Herr Lebel, so sage ich Herr Bontems; sie befahlen allen Commissären von Paris, sie befahlen der Maréchaussée in der Provinz. Für den Herrn Herzog von Orleans Regenten gab es so viele vornehme Damen, daß er nicht bis zu den Bürgersfrauen herabstieg, und der gegenwärtige Herr Herzog von Orleans versorgt sich mit Pferden, Wagen und Maitressen in England.«

»Gut! und der Herr Herzog von Richelieu, als er jung war und den Prinzessinnen von Geblüt den Hof machte, trotz des Staatsoberhauptes, ihres Vaters? . . . Ist Mademoiselle Ingénue schwieriger zu erlangen, als Mademoiselle von Valois, und ist Herr Rétif de la Bretonne mächtiger, als Philipp von Orleans?«

»Ich wage es, Eurer Hoheit zu wiederholen, daß sich alle gute Traditionen verlieren; man muß sich, wie Herr Mercier sagt, einem Kataklysmos nähern; was einst als eine Gnade betrachtet wurde, wird heute eine Schande genannt. Wahrhaftig, Monseigneur, entschuldigen Sie, daß ich Ihnen solche Dinge sage, ich weiß nicht, ob es die Prinzen sind, welche gehen, oder die ehrlichen Frauen, welche kommen; doch man weicht heute vor Allem zurück, und zum Beweise dient, daß Eure Königliche Hoheit mir erklärt, wenn man die Räuber von Ingénue verfolge, werde sie mich überliefern, um gehenkt zu werden. Ist das ermuthigend, Monseigneur? Ah! man gebe mir einen geheimen Verhaftsbefehl, einen Einlaß in die Bastille für diesen Rétif de la Bretonne!. . . er hat das hundertmal verdient, und es wird ihm kein Unrecht widerfahren; man gebe mir ein Piquet Polizeiagenten, um diejenigen durchzuwalken, welche uns gewalkt haben, und ich garantiere Eurer Königlichen Hoheit, daß die Schöne, ehe zwei Tage vergehen, genommen sein wird; nur muß man hierzu weder den Lärmen, noch die Schläge fürchten; die Schläge, ich fürchte sie nicht, und ich habe sie muthig empfangen; doch vom Lärmen will Eure Königliche Hoheit nichts wissen.«

»Nein, gewiß nicht, das will ich nicht. Es ist ein schönes Verdienst, mich zu befriedigen, wenn Sie mich dabei ins Spiel bringen. Bei Gott! gebe ich Ihnen eine Armee, so ist es beinahe sicher, daß Sie Rétif bezwingen werden; gebe ich eine Anweisung, um vier Kanonen aus dem Invalidenhouse zu nehmen, so scheint es mir wahrscheinlich, daß Sie die Thüre von Mademoiselle Ingénue sprengen werden; was ich aber verlange, verstehen Sie wohl? das ist Geschicklichkeit, Einbildungskraft, Diplomatie. Sie antworten mir, die Zeiten haben sich geändert; beim Teufel! das ist so, da ich Sie noch nicht für die Schmach, mit der Sie mich bedecken, an einen Ast habe aufhängen lassen. Sind solche Demoiselles schwieriger, als zur Zeit von Bachelier und Lebel, Teufel! so mußten Sie sich stärker als Lebel oder Bachelier zeigen, — das ist das Ganze! Ich höre alle Tage sagen, die Welt gehe vorwärts, das Jahrhundert mache Fortschritte, die Erleuchtung breite sich aus: , gehen Sie mit der Welt vorwärts, mein Herr! machen Sie Fortschritte mit dem Jahrhundert, und da die Erleuchtung sich ausbreitet, so sehen Sie klar!

Auger wollte antworten, doch von seinem Zorne fortgerissen, war der Prinz so weit gegangen, daß er nicht zurückweichen konnte.

Der Graf von Artois richtete sich in seinem Bette auf, deutete mit einer kaiserlichen Geberde nach der Thüre und rief:

»Hinaus, mein Herr! hinaus!«

»Monseigneur,« erwiderte Auger sich verbeugend, »ich werde es ein andermal besser machen.«

»Durchaus nicht, Sie begreifen mich nicht: ich befehle Ihnen, zu gehen, um nicht wiederzukommen.«

»Wie, Monseigneur?«

»Ich will Ihre Dienste nicht mehr.«

»Wie! Eure Hoheit jagt mich fort?« rief Auger ganz verblüfft.

»Ja.«

»Ohne Motiv?«

»Wie, ohne Motiv?«

»Ich will sagen, ohne daß ich ein Unrecht begangen.«

»Es ist eines, zu scheitern, und dieses, Gott sei Dank! haben Sie gehabt!«

»Monseigneur, lassen Sie mich noch versuchen. . .«

»Nie.«

»Vielleicht werde ich eine List finden.«

»Unnöthig! Will ich dieses Mädchen, so werde ich es haben, doch durch einen Andern als Sie, mein Lieber; das wird das Mittel sein, Ihnen zu beweisen, daß Sie ein Esel sind. Gehen Sie!«

Der Prinz hatte diesmal als Gebieter gesprochen; es war also nichts zu erwiedern. Er zog eine Börse aus seinem Secretär, warf sie Auger zu, wandte sich nach dem Bettgange um, und hörte auf zu sprechen.

Einen Augenblick verwirrt durch das, was er einen schwarzen Undank nannte, hob Auger die Börse auf, ging ab und sagte dabei laut genug, daß es der Prinz hörte:

»Es ist gut, ich werde mich rächen!«

Da aber diese Drohung den Prinzen nicht berühren konnte, so drehte er sich nicht einmal um: er verschraubte seinen Zorn oder er schnarchte.

Monseigneur der Graf von Artois hatte Unrecht, zu schnarchen; es gibt keinen kleinen Feind, nicht einmal für einen großen Prinzen.

Zeuge Madame Dubarry, die einen Augenblick eine größere Prinzessin war, als die Prinzessinnen von Geblüt, und die zum Feinde einen kleinen Neger hatte, der ihr denselben Kopf abschlagen ließ, an welchem sie spielend dieselbe Krone von Frankreich probiert hatte, die Maria Antoinette so großes Unglück bringen sollte!

XXVIII.

Der Pfarrer Bonhomme.

Man fragt sich ohne Zweifel , welche Art von Rache Herr Auger, ein elender Lackei, an Seiner Königlichen Hoheit Monseigneur dem Grafen von Artois, Prinzen von Geblüt, nehmen konnte.

Herr Auger verlor allerdings sein Vermögen und seine Zukunft, — da es zuweilen eine andere Zukunft als den Galgen für die Elenden von der Gattung von Herrn Auger gibt; — Herr Auger figurierte nicht mehr unter den Werkzeugen des Hofes: Herr Auger fand nicht mehr unter seinem Zahne das gar gebackene Brod der Knechtschaft, das so mächtige Reize für die feigen Herzen und die niedrigen Seelen hat.

Das sind, gestehen wir es, Beschwerden, die man nicht vergibt.

Der Herr Graf von Artois hätte dies bedenken müssen, ehe er sich einen Feind wie Herrn Auger machte; doch, wie gesagt, der Prinz hatte sich mit der unklugen Sorglosigkeit der Jugend gegen die Wand umgedreht und, statt zu überlegen, geschnarcht.

Unselige Gleichgültigkeit!. . . Die Zeiten ändern sich, und der mikroskopische Feind nimmt in gewissen Stunden die Verhältnisse des Riesen Mikromegas an.

Verweilen wir übrigens nicht bei einer Hauptinhaltsanzeige, welche dem Leser zu viel sagen könnte; die Rache von Herrn Auger wird aus der Erzählung hervorgehen, die man nun lesen soll.

Drei Tage nach dieser heftigen Scene zwischen dem Diener und dem Herrn erschien ein bleicher Mensch, mit verstörten Zügen, ohne Athem und ohne Kraft, beim Pfarrer des kleinen Kirchspiels Saint-Jacques-du-Chardonnet.

Es hatte ein Uhr Nachmittags geschlagen; es war ein glänzender Herbsttag, leuchtend wie das Lächeln eines Greises oder wie ein Sonnenuntergang.

Der Pfarrer hatte so eben sein Mittagessen beendet. Er hatte alle Obliegenheiten seines Amtes verrichtet. Auf einer Rasenbank in seinem Garten sitzend, las er statt seines Breviers eine Brochure, die so eben erschienen war und von den Einen Herrn von Mirabeau, von Anderen Herrn Danton, von Anderen wieder Anderen zugeschrieben wurde.

Immerhin ist gewiß, daß die Schrift, wer auch ihr Verfasser sein mochte, äußerst patriotisch war.

Dieser würdige Pfarrer, ein Zögling der Menschenliebe des Jahrhunderts und gewiegt von der Port-Royal-Philosophie, übte einen Fantasiecultus, der noch nicht definirt war, aber sechzig Jahre später durch die Lehre des Abbé Chatel repräsentiert werden sollte; es war eine Mischung von Unglauben und Religion, einen revolutionären Glauben für den Gebrauch der redlichen Leute bildend: der gefährlichste von allen Glauben, weil er die Leute an Gott zu glauben dispensierte.

Doch der würdige Pfarrer betrachtete das nicht von so nahe; man lebte nicht mehr in der Zeit der Prälaten, welche zugleich die Uebung des Geistes und des Gewissens ad usum Ecclesiae coordinierten.

Vollgepfropft sowohl von patriotischen, als philosophischen Lecturen, respektierte unser würdiger Pfarrer Gott, bekümmerte sich aber unendlich viel mehr, als es der Papst gestattet hätte,

um die zeitlichen Angelegenheiten Frankreichs. Das war sicherlich einer von den Geistlichen, welche vier Jahre später mit Begeisterung den Eid der Constitution leisteten und der Revolution aus ihren Wickelbändern hervorgehen halfen; ehrliche Utopisten, reine Herzen, vorwurfsfreie Verräther, welche an Händen und Füßen gebunden den Jacobinern den König und Gott überlieferten, wenn man Gott den Menschen überliefern konnte; einer von jenen Priestern, mit einem Worte, welche die Königin so verächtlich zurückwies, als sie das Schaffst erblickte, das ihr den Himmel bezeichnete.

Der Abbé Bonhomme, — ein vortrefflicher Name für einen christlichen Seelenhirten, — las also diese Brochure, als Mademoiselle Jacqueline, seine Dienerin, ihm in seinem Kärtchen rief, daß er dem bleichen, verstörten Manne antworte, von dem wir so eben gesprochen.

Der Abbé gab Befehl, diesen Mann zu ihm zu führen; vorläufig aber verbarg er seine Brochure unter einer Bank, in einem Resedenbusche.

Die Priester sind, wie die Aerzte, ein wenig Physiognomiker; man muß gestehen, daß man selbst in den guten Zeiten nicht zu ihnen geht, ohne ihrer zu bedürfen; so daß es ihre Gewohnheit und ihr Instinct ist, in Unruhe zu gerathen, wenn man sie angeht, welche Art von Dienst man auch von ihnen verlangen mag.

Nach dem Aeußeren dieses Mannes urtheilend, er gehöre zum dienenden Volke, und er sei sehr geängstigt, setzte sich der Pfarrer wieder auf seine Bank, hob seine mit einer großen Brille beladene Nase zu dem Unbekannten empor und fing damit an, daß er ihn in der Entfernung hielt, indem er folgende Worte an ihn richtete:

»Es ist gut, mein Herr . . . Was wollen Sie von mir?«

Der Mann blieb stehen; seine geheuchelte oder wirkliche Gemüthsbewegung war sichtbar; er drehte seinen Hut zwischen seinen zitternden Fingern hin und her.

»Ein schlimmes Gesicht!« murmelte der Abbé Bonhomme, »ein schlimmes Gesicht!«

Und er schaute, ob Demoiselle Jacqueline, seine Dienerin, nahe genug wäre, um seinen Ruf zu hören und darauf zu antworten.

Der Mann bemerkte, welche Wirkung er hervorbrachte, und nahm eine immer demüthigere Miene an.

»Herr Pfarrer,« stammelte er, »ich komme, um Ihnen eine Mittheilung im Vertrauen zu machen.«

»Ah!« dachte Bonhomme, »das ist ein Dieb, den man verfolgt . . . Schlimme Geschichte!«

»Mein Herr,« erwiderte er, »ein Priester ist kein Notar: er empfängt keine vertrauliche Mittheilungen, er hört Beichten.«

»Das ist gerade die Gunst, die ich von Ihnen zu erlangen wünsche, Herr Pfarrer. Wollen Sie mich Beichte hören?« fragte der bestürzte Mann.

»Die Pest über diesen Burschen!« sagte der Pfarrer in seinem Innern; »ich machte eine so gute Verdauung, als er kam . . .«

»Aber, mein lieber Herr,« fügte er laut bei, »eine Beichte ist immer etwas sehr Ernstes, und das macht sich nicht in einem Garten. Warten Sie also, bis ich in der Kirche, in meinem Beichtstuhle bin, und dann werden wir sehen . . .«

»In diesem Falle, Herr Pfarrer, erlauben Sie mir, Sie zu fragen, wann Sie in Ihrem Beichtstuhle sein werden?«

»Morgen, übermorgen . . .«

Der Unbekannte schüttelte den Kopf auf eine verzweifelte Art.

»Oh! ich werde nicht bis dahin warten,« sagte er.

»Das thut mir leid; doch ich habe über dieses Kapitel Regeln, die ich mir gemacht. Ich höre am Morgen, von acht Uhr bis Mittag Beichte, und nie später, wenn nicht große Dringlichkeit obwaltet.«

»Es ist zu spät, Herr Pfarrer! es ist zu spät! ich muß sogleich die Absolution haben . . .«

»Das begreife ich ganz und gar nicht,« erwiderte Bonhomme mit einer gewissen Bangigkeit.

»Es ist jedoch leicht zu begreifen: ich muß die Absolution haben, bevor ich sterbe.«

»Mein lieber Freund,« entgegnete der Pfarrer, »erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie entfernt nicht das Aussehen eines Mannes in Todesgefahr haben.«

Und er bewegte sich auf seinem Rasensitze hin und her, immer mehr beunruhigt über die Wendung, die diese Sache nahm.

»Das wird aber binnen einer Stunde geschehen sein, Herr Pfarrer.«

»Wie so?«

»Weil, nachdem ich die Absolution für mein Verbrechen erlangt habe . . .«

»Sie haben also ein Verbrechen begangen, und darum wollen Sie beichten?«

»Ein abscheuliches Verbrechen, Herr Pfarrer!«

»Ho! ho!« rief Bonhomme, dessen Bangigkeit mehr und mehr wuchs.

Und er sang an umherzuschauen, um, im Falle der Gefahr, seine Vertheidigungs- oder Fluchtmittel zu erkennen.

Der Mann fuhr fort, ohne daß es schien, als schenkte er den klugen Vorbereitungen, die der Pfarrer traf, eine Aufmerksamkeit:

»Ein Verbrechen, nach welchem ich nicht mehr leben kann, und für das ich wenigstens die Absolution eines Priesters haben muß, damit ich ruhiger vor Gott erscheine.«

»Ei!« erwiderte der Pfarrer, »Sie schlagen da einen unmöglichen Weg ein.«

»Warum?«

»Ich kann Sie nicht sich tödten lassen.«

»Oh! verhindern Sie mich doch! verhindern Sie mich doch!« rief der Mann mit einem Lächeln, das den Priester vor Schrecken in Eis verwandelte.

»Verhindere ich Sie nicht, so ist dies so, weil ich weniger stark bin, als der Teufel, von dem Sie besessen sind! Ich verstehe unter dem Teufel den bösen Geist; denn,« fügte er, so erschrocken er war, mit einem Lächeln bei, »Sie halten mich nicht für fähig, an den Teufel zu glauben, wie ein Geistlicher des Mittelalters, und die Schrift sagt doch: Diabolus; alle heilige Bücher nennen ihn; ich würde im Ganzen also nur meine Pflicht thun, wenn ich an den Teufel glaubte.«

»Sie ziehen es aber vor, nicht an ihn zu glauben!« sagte der Mann mit einer Sanftheit, welche nicht ganz von Ironie frei war.

»Man hat seine Ideen, mein Freund.«

»Gewiß, Herr Pfarrer, haben Sie die Ihrigen; ich, ich habe die meinigen, und besonders die, mich am Ende der Straße in die Seine zu stürzen, sobald ich absolviert sein werde.«

»Aber, mein lieber Herr,« entgegnete der Pfarrer, »ich kann Sie nicht absolvieren, wenn Sie solche Projecte haben: der Selbstmord ist eine Todsünde; Ihr Verlangen allein, sich zu tödten,

constituirt diese Sünde: Sie können nicht zerstören, was Gott gemacht hat.«

»Sind Sie ganz sicher, daß es Gott ist, der mich gemacht hat, Herr Pfarrer?« fragte der Sünder mit jenem ironischen Zweifel, von dem er schon ein erstes Mal ein Zeichen gegeben hatte.

Der Pfarrer schaute denjenigen an, welcher ihn fragte, und antwortete sodann wie ein Mensch, dessen Verstand dem Glauben eine ungeheure Concession gewährt:

»Ich muß es glauben, wie ich an den Teufel glaube, da in der Schrift steht, Gott habe den Mann und das Weib gemacht . . . Ich wiederhole Ihnen also, wenn Sie sterben, so werden Sie im Stande der Todsünde sterben; was keine kleine Sache, besonders wenn, wie Sie sagen, Ihr Gewissen schon beladen ist.«

»Beladen, überladen, erdrückt, Herr Pfarrer! so daß ich diese Last nicht mehr ertragen kann, und daß Sie in mir einen Mann sehen, dessen sich die Verzweiflung ganz und gar bemächtigt hat.«

»Ah! ah!« sagte der Pfarrer, in dem die Menschenliebe erwachte und allmählig die Stelle der Furcht einnahm; »die Verzweiflung, das heilt sich.«

Oh! Herr Pfarrer, wenn Sie ein Mittel kennen, so bezeichnen Sie es mir.«

»Existirt das Mittel nicht, so gibt es wenigstens den Arzt. . . Ich bin dieser Arzt.«

»Oh! Herr Pfarrer!«

»An mich wenden sich die Seelen, wenn sie leiden.«

»Ich habe mich auch an Sie gewandt.«

»Seien Sie willkommen, mein Sohn.«

»Sie wollen mich also Beichte hören!«

»Ja,« antwortete der würdige Pfarrer.

Und er stand auf, um in die Kirche zu gehen.

Doch es war so mild, so warm, so schön, daß es Sünde gewesen wäre, diese gute Luft und diese reizenden Schatten zu verlassen. Der Garten sandte in der That seine Wohlgerüche und seine Kühle hinzu; der Nasensitz des Pfarrers hatte die behagliche Geschmeidigkeit angenommen, welche eine Gefälligkeit der leblosen Dinge gegen die Bedürfnisse des Leibes zu sein scheint.

Der Pfarrer, der schon halb aufgestanden war, sank, einen Seufzer ausstoßend, wieder auf seine Bank zurück und sprach dann:

»Ich habe sagen hören, Gott liebe die in seinem Angesichte, das heißt in freier Luft, unter freiem Himmel, vor seiner Natur gemachten Offenbarungen, und die Geheimnisse des Menschen kommen ihm besser durch die Wolken zu, als durch die steinernen Mauern einer Kathedrale.«

»Das ist auch meine Ansicht,« murmelte demüthig der Sünder.

»Nun wohl,« fuhr der Pfarrer sehr zufrieden fort, »es widerstrebt Ihnen also nicht, mir ins Ohr, hier, fern von allen Zeugen, zu erzählen, was Sie mir im Beichtstuhle erzählt hätten? Ihre Wunde ist schmerzlich, reizen wir sie nicht durch die Verrückung.«

»Gern,« erwiederte der Mann, der sich trefflich mit dem Vorschlage des Pfarrers zu vertragen schien, »muß ich niederknien, mein Vater?«

Der Pfarrer schlug die Augen auf, schaute umher, und sah an einem unteren Fenster seine Dienerin, welche dieser Scene mit Neugierde folgte.

Er machte seinen Bußfertigen auf sie aufmerksam.

»Nun wohl,« sagte dieser, der mit ihr bei seiner Einführung in den Garten Bekanntschaft gemacht hatte, »das ist Mademoiselle Jacqueline. . . ich kenne sie.«

»Ja? . . .« erwiderte der Pfarrer. »Nun wohl, Sie auf den Knieen sehend, würde sie nicht begreifen, und sie könnte kommen, was uns beengen müßte, während sie unser Gespräch so nur natürlich finden kann. Setzen Sie sich also zu mir und fangen Sie an.«

XXIX.

Die Beichte.

Der Unbekannte faltete die Stirne, machte einige Schmerzengrimassen, und geberdete sich in verschiedenen Zuckungen.

Der Pfarrer, der nicht völlig beruhigt war, wich ein wenig zurück und fragte sodann:

»Vor Allem, wie heißen Sie, mein Freund?«

»Auger, Herr Pfarrer.«

»Auger,« wiederholte dieser maschinenmäßig; »was machen Sie?«

»Herr Pfarrer, ich bin oder ich war vielmehr im Dienste von Monseigneur dem Grafen von Artois.«

»In welcher Eigenschaft?« fragte der gute Pfarrer mit Erstaunen.

»In der Eigenschaft . . .«

Auger schien zu zögern.

»In der Eigenschaft eines Vertrauten,« fuhr er fort.

Das Erstaunen des Pfarrers nahm immer mehr zu, wie man leicht glauben wird.

»Nun wohl,« sagte er, »das ist aber eine herrliche Protection, mein Freund, und Sie könnten, wie mir scheint, in der Macht des Prinzen ein souveraines Mittel für Ihre Mißgeschicke finden, welche es auch sein mögen.«

»Ich glaubte Ihnen gesagt zu haben, Herr Pfarrer, ich gehöre nicht mehr dem Prinzen.«

»Er hat Sie also weggeschickt?«

»Nein, Herr Pfarrer, ich habe meinen Abschied genommen.«

»Warum?«

»Oh! weil mir die Art der Dienste, die ich zu thun genöthigt war, nicht angestanden hat . . . Man ist arm, doch man hat menschliche Gefühle.«

»Sie setzen mich in Erstaunen,« sprach mit Theilnahme der Pfarrer, indem er sich seinem Bußfertigen näherte. »Und welche Art von Diensten konnte denn der Herr Graf von Artois von Ihnen verlangen, daß Sie Bedenken hegten, ihm solche zu leisten?«

»Herr Pfarrer, Sie kennen den Grafen von Artois?«

»Als einen reizenden Prinzen, voll Geist und Biederkeit,« antwortete der Pfarrer.

»Ja, doch von ausschweifenden Sitten.«

»Aber . . .« versetzte der Pfarrer erröthend.

»Kurz, Sie wissen, was ich meine, nicht wahr?«

»Ich bin da, um Sie anzuhören, mein Sohn.«

Und der brave Mann hüllte sich in die Strenge des Beichtigers und schickte sich an, Dinge zu hören, für welche, wie er zu glauben anfang, die Dunkelheit der Kirche und der Schatten des Beichtstuhles nicht zu dicht gewesen wären.

»Ich war also,« fuhr Auger fort, »im Dienste des Herrn Grafen von Artois für seine

Vergnügungen.«

»Ah! mein Sohn!«

»Mein Vater, ich habe Sie zum Voraus darauf aufmerksam gemacht: ich muß Ihnen zugleich schmäbliche und entsetzliche Dinge sagen..«

»Warum haben Sie sich entschlossen, ein solches Gewerbe anzunehmen, mein Sohn?«

»Was wollen Sie? man muß leben.«

»Gut suchend,« bemerkte der Priester, »hätten Sie vielleicht bessere Existenzmittel gefunden.«

»Das habe ich mir auch gesagt, jedoch zu spät.«

»Wie lang sind Sie bei Seiner Königlichen Hoheit geblieben?«

»Drei Jahre.«

»Das war viel.«

»Endlich habe ich sie verlassen.«

»Sehr spät, wie Sie sagen.«

»Besser spät, als nie, mein Vater.«

»Sie haben Recht . . . Fahren Sie fort.«

»Ich wurde vom Prinzen beauftragt . . . Ah! mein Vater, hier packt mich die Scham an der Gurgel und erstickt mich.«

»Muth, mein Sohn!«

»Ich wurde vom Prinzen beauftragt . . . Ach! ich weiß nicht, wie ich eine solche Schändlichkeit einem würdigen Manne Ihrer Art erzählen soll.«

Der Priester bekreuzte sich.

»Ich wurde,« fuhr Auger fort, »ich wurde von Seiner Königlichen Hoheit beauftragt, ein Mädchen von diesem Quartier zu verführen.«

»Oh! mein Gott!« murmelte der Pfarrer mit einem sichtbaren Gefühle des Entsetzens.

»Ja, Herr Pfarrer, eine schöne, reizende junge Person, der Stolz und die Hoffnung ihres alten Vaters!«

»Unglücklicher! Unglücklicher!« murmelte der Priester.

»Sie sehen wohl, daß ich der Vergebung unwürdig bin!« sagte Auger.

»Nein, denn es ist keine Sünde so groß, daß sie nicht vergeben werden könnte; aber es ist gräßlich, einen solchen Auftrag angenommen zu haben!«

»Ach! ich schaudere auch! doch die Gewohnheit des Verbrechens verhärtet.«

»Und Sie haben das Unglück gehabt, zu reussiren?«

»Nein, Herr Pfarrer.«

Der Priester athmete.

»Hätte ich reussirt, — Seine Hoheit bezahlte mich theuer genug, daß es mir gelingen sollte, — hätte ich reussirt, so würde ich Ihnen nicht sagen: »»Ich werde mich tödten,«« nein, ich wäre schon todt!«

»Fahren Sie immer fort,« sprachen Priester.

»Sie willigen ein, mich anzuhören, mein Vater?«

»Ja, Sie interessiren mich,« erwiderte naiv der brave Mann. »Erzählen Sie weiter, mein Sohn. . . Bis jetzt sehe ich noch kein Verbrechen.«

»Sie sind sehr gut, Herr Pfarrer,« sprach der Sünder mit jener Nuance von Ironie, welche bei ihm Gewohnheit zu sein schien; »doch wir sind noch nicht beim Ende.«

Der Pfarrer schauerte.

»Großer Gott!« murmelte er, »was muß ich noch hören?«

»Ich nahm also den schändlichen Auftrag an, für das Vergnügen von Monseigneur das unschuldige Mädchen zu verführen, und ich schritt mit einer Art von Wuth zum Werke; denn es ist merkwürdig, zu sehen, wie die schlimmsten Handlungen, wenn man sie als Gewerbe ergriffen, Energie und Eifer denjenigen einflößen, welche sie vollführen.«

»Das ist wahr, man wäre ein zu tugendhafter Mensch, und man würde zweimal den Himmel verdienen, entwickelte man beim Gutes thun den vierten Theil der Entschlossenheit, die man beim Böse sthun anwendet.«

»Ein erstes Mal scheiterte ich.«

»Das Mädchen widerstand?«

»Nein, diesmal handelte es sich darum, den Vater selbst zu verführen.«

»Wie, den Vater verführen?«

»Ja, indem man ihn bestimmen würde, den Handel, seine Tochter zu verkaufen, anzunehmen.«

»Oh! Sie versuchten? . . .«

»Ja, Herr Pfarrer . . . Ich hoffe, das ist schon ein Verbrechen . . . nicht wahr?«

»Ist es nicht ganz und gar ein Verbrechen, so ist es wenigstens eine sehr schlimme Handlung,« antwortete der würdige Mann, traurig den Kopf schüttelnd.

Auger schien niedergeschmettert durch diese Kundgebung und seufzte tief.

»Zum Glücke schlug es der Vater aus,« sagte er, »Oh! er hatte Muth, denn ich bedrängte ihn gewaltig.«

»Wackerer Mann von einem Vater!« murmelte der Priester.

»Da beschloß ich, mich an die Tochter zu wenden.«

»Aergerliche Beharrlichkeit!«

»Glücklicher Weise wurden Briefe, Drohungen, Geschenke, Alles von ihr zurückgewiesen! Ich scheiterte unablässig und immer!«

»Das sind, bei meinem Worte, ehrliche Leute!« sagte der Priester. »Und wußten sie, daß Sie im Namen des Prinzen sprachen?«

»Sie wußten es, Herr Pfarrer.«

»Ich wundere mich, daß Sie diese Leute nicht geschont haben, da Sie dieselben so beharrlich in ihrer Redlichkeit sahen.«

»Verhärtet, Herr Pfarrer, ich war verhärtet, sage ich Ihnen!« rief Auger.

Und er schluchzte.

Der Priester hatte Mitleid mit diesem großen Schmerze, und um ihn zu besänftigen, sagte er:

»Das sind indessen keine unverzeihliche Verbrechen, und Ihre gute Gemüthsart übertreibt die Fehler.«

»Ei! Herr Pfarrer, Sie wissen also nicht, daß ich noch nicht beim Ende meiner Erzählung bin? . . . Ach! die Verbrechen haben auf sich warten lassen, doch sie werden sogleich kommen.«

Der Pfarrer horchte; er war auf Alles vorbereitet.

»Nun,« fuhr Auger fort, »nun kam der Augenblick, wo ich, nachdem ich mit der List und der Ueberredung gescheitert war, durch die Gewalt siegen wollte.«

Der Priester schaute ihn mit einer neuen Bangigkeit an.

»Ich beschloß, das Mädchen zu rauben.«

»Mein Gott!«

»Ich gewann für dieses Project einen von meinen Freunden, einen kräftigen, entschlossenen Mann, welcher einwilligte, sich des Vaters zu bemächtigen, während ich die Tochter entführen würde . . . Ah! Herr Pfarrer! Herr Pfarrer! der Angriff geschah. . .«

»Ein Hinterhalt?«

»Auf offener Straße! das Blut floß! . . .«

»Blut?«

»Der Angriff kostete einem Menschen das Leben. . .«

»Ein Mord?«

»Das ist das Verbrechen, Herr Pfarrer; das ist das gräuliche Attentat, dessen ich mich schuldig gemacht habe; und da die Gerechtigkeit der Menschen, die mich bis jetzt vergessen, sich erinnern kann; da ich nicht auf einem Schaffst sterben will, so bin ich entschlossen, Gott meine Seele anzubieten, — befreit, wie ich hoffe, durch die Absolution, die Sie mir in Berücksichtigung meiner Reue geben werden.«

Der Ausdruck von Auger war so pathetisch, seine stehenden Geberden hatten so viel Beredtsamkeit, seine Thränen bezeichneten solche Gewissensbisse, daß der würdige Pfarrer nicht mehr widerstehen konnte; es hatte ihn überdies das den reinen Menschen, welche sich in Gegenwart eines großen Verbrechers finden, natürliche Entsetzen ergriffen: er zitterte zugleich vor Angst und vor Mitleid.

»Sie haben den Vater ermordet? Ah! ah!« murmelte er.

»Oh! nein, Gott sei Dank!« erwiderte Auger ruhiger; »ich habe nicht gemordet!«

»Also ist es Ihr Freund, der gemordet hat?«

»Er auch nicht; im Gegentheile.«

»Der Vater ist aber doch das Opfer dieses Hinterhaltes geworden?«

»Nein, nicht der Vater.«

»Wer also denn? Erklären Sie sich.«

»Mein Freund, Herr Pfarrer! mein Freund, den ich angeworben hatte, um mich bei diesem unglücklichen Versuche zu unterstützen.«

»Ah!« sagte der Priester, wie um eine große Last erleichtert, »ah! nicht der arme Vater ist getödtet worden? . . . Ah! das ist ein bedeutender Unterschied: das Leben dieses unschuldigen Mannes wäre von sehr großem Gewichte unter den Inzichten gewesen, die sich gegen Sie vor dem Gerichte Gottes erheben werden. Doch erklären Sie mir, denn, wahrhaftig, ich begreife nicht . . .«

»Das ist gräßlich, Herr Pfarrer! Dieses Mädchen und ihr Vater sahen unsern Angriff vorher; sie ließen sich geleiten und vertheidigen. Mein Freund wurde bei dem Kampfe so schwer verwundet, daß er in Folge hiervon starb, und ich trage die Schuld dieses Todes, da er sich auf meinen Antrieb in die Sache eingelassen hat . . . Ja, ich bin der Mörder, Herr Pfarrer, der einzige, der wahre Mörder, ich, der ich den Unglücklichen gezwungen habe, den Kampf zu beginnen,

ich, der ich das Verbrechen herausgefordert habe!«

Und indem er diese Worte sprach, überließ sich Auger auf der Bank des Pfarrers der heftigsten, der bezeichnendsten Pantomime.

Das war ein erschrecklich anzuschauender Schmerz.

Der Pfarrer war niedergeschmettert; er fühlte, was Alles Schändliches diese durch die Seufzer und die Thränen verstümmelte Erzählung enthielt; er beklagte das geschehene Böse, und mit einem redlichen Sinne und einer lobenswerthen Festigkeit des Herzens dankte er Gott, daß er noch mehr Unglück verhindert, als er gestattet habe.

Auger, der im Geiste des Pfarrers besser las, als der Pfarrer selbst, ließ ihn diese Berechnung machen, und geberdete sich fortwährend verzweiflungsvoll.

Der Pfarrer unterbrach ihn und sagte:

»Ihr Schmerz ist begreiflich, und dennoch gestehe ich Ihnen, daß ich Sie minder strafbar finde, als ich befürchtete.«

»Ah!« rief Auger mit tiefem Ausdrücke, »sagen Sie mir auch die Wahrheit, mein Vater?«

»Ich spreche zu Ihnen im Namen des Herrn, mein Sohn, und wie es der Herr selbst thun würde.«

»Ist das möglich, und hätte ich das Glück, daß für mich noch Barmherzigkeit auf dieser Welt wäre?«

»Gott bietet Ihnen, wenn nicht die volle Verzeihung, doch wenigstens den Trost an. Doch ich habe Sie noch zu befragen.«

»Ah! Sie wissen Alles, mein Vater!«

»Außer dem Ende dieses Abenteuers.«

»Nun wohl, nach dem Tode meines Kameraden öffneten sich mir sogleich die Augen: ich lief zum Herrn Grafen von Artois, und statt die neuen Mittel anzunehmen, die er zu meiner Verfügung stellte, brach ich mit ihm und forderte meinen Abschied.«

»Das ist gut! das ist gut!« rief der Priester in seiner Naivität, »obgleich es gefährlich ist!«

»Ah! für einen Menschen, der zu sterben resigniert ist, bleibt nichts gefährlich, mein Vater! In der That, was kann mir Schlimmeres widerfahren, als der Tod? Die Schande! nun wohl, der Selbstmord, zu dem ich entschlossen bin, erspart mir sie, und Ihre Absolution wird mich denselben muthig erdulden lassen.«

»Sie wissen, daß ich Ihnen die Absolution in dem Falle, daß ich sie geben zu müssen glaube, nur gegen ein förmliches Versprechen, gegen einen heiligen Eid, sich nicht an Ihrem Leben zu vergreifen, geben werde.«

Auger schrie auf, seufzte, krümmte sich, und suchte fortwährend den Pfarrer zu überreden, es sei nie ein reumüthigerer Christ vor dem Bußgerichte erschienen.

Er trieb die Schmähungen, die er an sich richtete, und die Schläge, die er sich auf die Brust gab, so weit, daß der gute Pfarrer, ernst geworden und sich als Märtyrer der Wahrheit hervorstellend, keinen Anstand nahm, zu ihm zu sagen:

»Mein Sohn, der wahre Verbrecher bei dieser Sache sind nicht Sie.«

»Wer ist es denn?« fragte Auger mit einem äußerst geschickt gespielten Erstaunen.

»Es ist der Prinz, der Sie antrieb. Der Prinz hat sie, seine Rolle vergessend, — denn die Prinzen haben eine Obliegenheit für die Seelen, — in das Verbrechen gestürzt, um eine

Zerstreuung mehr zu haben! Jede Laune der Großen kostet uns, uns Kleinen, entweder ein Theilchen von unserer Ehre, oder ein Krümchen von unserer Glückseligkeit: sie mästen sich mit unserem Blute und löschen sich den Durst mit unseren Thränen . . . O mein Gott!« fuhr er fort, den Herrn in dem allgemein zu jener Zeit angenommenen Style anredend, für welchen Rousseau den Geschmack gegeben hatte, »o mein Gott! hast Du denn die mächtigen Menschen nur gemacht, um die Schwachen zu verschlingen? o mein Gott! wann wird denn der trotz der Verheißungen Deines Sohnes so lange ersehnte Tag kommen, wo die Schwachen durch die Starken geschützt sein werden?«

Hierauf schwieg er, obgleich fortgerissen durch seine Gemüthsbewegung, weil der wackere Pfarrer, so sehr er auch Patriot war, sich nicht zu stark compromittiren wollte; denn hätte am Ende der Herr Graf von Artois diese große Strenge erfahren, so konnte er ihm bedeutend beim Tribunal der Pfründen schaden.

Gestehen wir indessen, daß er seine Priesterpflicht, und zwar viel besser, als viele Andere, gethan hatte.

»Auf, auf!« sprach er zu Auger, »weinen Sie nicht mehr! Ihre Schuld ist ungeheuer, doch Ihre Reue ist so groß, daß Sie mich gerührt haben . . .

Fahren Sie fort zu bereuen, und darum fahren Sie auch fort zu leben. Die Reue mehrerer Jahre tilgt in den Augen Gottes die Schuld eines Tages.«

»Hoffen Sie das, mein Vater?«

»Ja, ja, mein Sohn! und nicht von Ihnen wird man die größte Rechenschaft über das, was vorgefallen ist, fordern, sondern vom Anstifter, vom Prinzen. Glauben Sie also mir, Ihr Gewissen darf höchstens mit einem Drittel des Verbrechens belastet sein.«

Durch diesen bewunderungswürdigen Vorschlag, der die schwerste Last von seinem Gewissen nahm, gelang es dem Pfarrer Bonhomme, die Augen von Auger zu trocknen.

Doch er täuschte sich, wenn er am Ende zu sein glaubte, und Auger hatte noch nicht seine ganze Komödie gespielt. .

Dieser rief auch, zu seinem Ausgangspunkte zurückkehrend, und als ob nichts vorgefallen wäre:

»Nein, ganz entschieden, Herr Pfarrer, — je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr sehe ich, es ist unmöglich, daß ich fortlebe.«

»Und warum, mein Gott?« rief der Pfarrer, der nicht die Kraft in sich fühlte, den Kampf wieder zu beginnen.

»Oh! es kommt mir ein Gedanke, ein schrecklicher, gräßlicher Gedanke, der mir fortan weder bei Tage, noch bei Nacht Ruhe lassen wird.«

»Was für ein Gedanke ist denn das? Lassen Sie hören.«

»Quitt gegen Gott, oder beinahe quitt durch die Büßung meines Verbrechens, konnte ich mich wieder erfreuen, wenn ich die Erde verließ; bleibe ich aber hier. . .«

»Nun?«

»Dann habe ich die Vergebung von denjenigen, welche ich beleidigt, zu erlangen. Glauben Sie denn, ich könnte ruhig schlafen, so lange das Bild dieses beschimpften Mädchens und dieses beleidigten, bedrohten Vaters um Rache schreiend in meiner Erinnerung bleiben wird?«

»Beruhigen Sie sich, mein Sohn!«

»Wie soll ich mich beruhigen,« rief Auger mit einer wachsenden Aufregung, »während es mir

scheint, ich höre sie mir mein Verbrechen vorwerfen? ich soll mich beruhigen, während ich alle Tage dem ausgesetzt bin, daß ich ihnen auf der Straße begegne, daß ich mit den Ellenbogen an sie stoße, daß ich ihre Stimme höre? . . . Oh! mich beruhigen, nein, nein, nie!«

»Ah! um Gotteswillen,« rief der Pfarrer Bonhomme, »seien Sie vernünftig, oder bei meiner Treue, ich nehme meine Absolution zurück.«

»Aber,« versetzte Auger, »nicht wahr, Sie begreifen mich, mein Vater? Die Opfer meiner schwarzen Bosheit wohnen in diesem Quartier; sie wohnen zwei Schritte von hier; gehe ich von Ihnen weg, so bin ich der Gefahr ausgesetzt, ihnen zu begegnen.«

»Lassen Sie hören, kenne ich sie?«

»Dem Namen nach? Ah! gewiß, Herr Pfarrer.«

»Wer ist es?«

»Das Mädchen heißt Ingénue; der Vater heißt Rétif de la Bretonne.«

»Wie! Rétif de la Bretonne, der Romanenschreiber, der Tagblattschmierer?«

»Mein Gott, ja, mein Vater,« antwortete Auger.

»Der Verfasser des Pornographe, der Paysanne pervertie, dieser gefährlichen Bücher . . . ?«

»Ganz richtig.«

»Ah! ah!« machte der Priester.

Diese ah! ah! hörend und zu ihrem richtigen Werthe schätzend, bemerkte Auger, wie viel der Name der Opfer ihrer Sache an Interesse in den Augen des guten Pfarrers benommen hatte.

»Und dennoch,« murmelte der Pfarrer, wie genöthigt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wem sie gebührte, »er hat muthig widerstanden! ich hätte es, bei meiner Treue, nicht geglaubt, da ich gesehen, welche Moral er in seinen Romanen bekennt.«

»Nun wohl, ja,« erwiderte Auger, »das ist unglaublich, und dennoch muß ich es glauben; die Tochter ist ein Muster von Reinheit, der Vater ein Typus von Ehre; die Achtung dieser wackeren Leute ist mir noch unentbehrlicher als das Leben, Herr Pfarrer . . . Ja, ohne ihre Achtung kann ich mich offenbar nicht entschließen, zu leben.«

Und immer weicher werdend, sing Auger an heiße Thränen zu weinen.

Der Pfarrer schaute ihn mit einer verlegenen Miene an, welche besagen wollte: »Was Teufels kann ich hierbei thun?«

»Mein Gott!« rief Auger, »gibt es denn kein Mittel, meinen Frieden mit diesen braven Leuten zu unterhandeln, und werde ich mit ihrem Grolle beladen bleiben? eine schwere Bürde, mein Vater! eine schwere Bürde, die mich erdrücken wird.«

»Lassen Sie hören,« fragte der Pfarrer, »was ist im Ganzen Ihre Absicht? Sagen Sie, mein Sohn, haben Sie ihnen eine Genugthuung anzubieten?«

»Oh! jede, die sie haben wollen! doch ich bin ein so elendes Wesen, daß ich Grauen bei ihnen erregen muß! . . . hätte ich wenigstens die Hoffnung. . . !«

Auger hielt zögernd inne.

»Welche Hoffnung?«

»Daß sie meine Reue und den Umfang meiner Gewissensbisse erfahren werden.«

»Nun denn,« sprach der Pfarrer wie mit einer letzten Bewilligung, »soll ich es Ihnen sagen?«

Oh! mein Vater, da würden Sie mir wirklich das Leben retten!«

»Aber,« fügte der wackere Pfarrer ein wenig verlegen bei, »ich kenne sie nicht, und ich

gestehe Ihnen, daß ich mich nicht durch eine lebhaftere Sympathie zu Herrn Rétif de la Bretonne hingezogen fühle, Sie begreifen?»

»Vollkommen; aber wenn Sie mir nicht helfen, wer wird mir denn helfen? wenn Sie, der Sie mein entsetzliches Geheimniß kennen, mich nicht erleichtern, so werde ich wohl eine neue Prüfung durchmachen und mich einem Anderen anvertrauen müssen?»

»Oh!« rief der Priester, »hüten Sie sich wohl!«

»Dann,« fuhr Auger fort, »welches Mittel? Sterben ohne Verzeihung!«

»Nun wohl, es sei, ich werde Herrn Rétif besuchen,« sprach der treffliche Pfarrer; »ich werde es da hin bringen, daß er Ihnen verzeiht . . . und dann . . .?«

»Dann, o mein Vater! sind Sie ein Wohlthäter, welchen auf meinen Weg geschickt zu haben ich Gott danken werde! Sie werden der Engel des Guten sein, der in mir den Dämon des Bösen besiegt hat!«

»Gehen Sie im Frieden, mein Sohn!« sagte der Priester mit einer erhabenen Selbstverleugnung, »ich werde thun, was Sie wünschen,«

Auger warf sich vor dem würdigen Manne auf die Kniee, bemächtigte sich seiner Hand, küßte sie gegen seinen Willen, und entfernte sich, die Arme zum Himmel erhebend.

XXX.

Rétif und Ingénue verzeihen.

Während Auger dem Pfarrer des Kirchspieles Saint-Nicolas-du-Chardonnet beichtete, wünschten sich Rétif und seine Tochter Glück, daß sie gegen den schlimmen Emmissär gesiegt hatten.

Auger entfernt haben war viel; es blieb aber noch Christian zu bekämpfen.

Christian, obgleich fern, schien in der That und mit Recht Rétif der gefährlichere Gegner zu sein.

Christian oder vielmehr der einfache Einfluß von Christian hatte Ingénue gegen Auger bestimmt. Nachdem Auger abgegangen, träumte Ingénue nur noch von Christian.

Wir haben gehört, was sie zu ihrem Vater in Betreff des Besuches gesagt, den dieser von Christian an demselben Tage, oder am andern Tage oder später erwartete.

Dieser Tag verging, der andere Tag verging, und das so scharfe, so geübte Auge von Ingénue sah weder in der Nähe, noch in der Ferne ein Gesicht, eine Tournure, wodurch sie an das Gesicht oder die Tournure von Christian erinnert worden wäre.

Da begann eine Reihe von Raisonsnements, die sich die arme Ingénue machte, um den schuldigen Christian zu entschuldigen. Woher konnte seine lange Abwesenheit rühren? War es die falsche Scham, einen andern Namen als den seinen angenommen zu haben? Das dünkte ihr nicht wahrscheinlich. War es die durch Rétif eingeflöste Furcht? Ein schlechter Grund! War es der Aerger, mißhandelt worden zu sein, als man ihn auf frischer That der Lüge ertappt hatte? Er war aber von Rétif mißhandelt worden, und nicht von Ingénue. Was konnte ihm daran liegen! es war Ingénue, die Christian liebte, und nicht Rétif.

Diese Gründe waren übrigens, wenn nicht gut, doch wenigstens — unter Voraussetzung einer großen Nachsicht, — für vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden annehmbar; sie konnten jedoch nicht eine Abwesenheit von zwei, vier, sechs, acht Tagen entschuldigen!

Dahinter war sicherlich ein Räthsel, dessen Auflösungswort Ingénue vergebens suchte.

Während dieser Zeit geschah es, daß Auger angriff und geschlagen wurde; dieser Angriff von Auger und der Sieg von Rétif dienten Ingénue einen, Augenblick zur Zerstreuung.

Doch nach dem Siege kam die Besorgniß wieder stärker als je, und der Zweifel, dieser Rost der Liebe, hing an sich ihres Herzens zu bemächtigen.

Ingénue fragte sich, ob in der That die Erfahrung der Väter nicht gemacht sei, um die Kinder aufzuklären, und Ingénue bebte bei dem Gedanken, sie könnte genöthig sein, an die Erfahrung von Rétif zu glauben.

Sie bildete sich ein, Christian habe bei ihr nur eine Belustigung gesucht; die Liebe, die er ihr ausgedrückt, sei nichts Anderes als eine Laune gewesen, die er habe befriedigen wollen; mit einem Worte, sie kam dahin, daß sie dachte, Christian, da er zu viel Schwierigkeiten gesehen, um bis zu ihr zu gelangen, habe sich auf eine andere Seite gewandt.

Die von Rétif vorangestellte Macchiavellische Idee, Christian sei nur eine schändliche Mittelsperson zwischen ihr und dem Grafen von Artois, bot sich nicht einmal dem Geiste des Mädchens: diese vom Romanenschreiber, als ein Thätigkeitsmittel, eingeblasene Idee war auf

der Stelle durch Alles das, was sich an reinen und edlen Elementen in der Einbildungskraft von Ingénue fand, zurückgewiesen worden und hatte sich in unsichtbaren Dunst aufgelöst.

Eine redliche Einbildungskraft hat stäte, sichere Blicke, deren Tiefe die geschicktesten Combinationen der am weitesten vorgerückten Erfahrungen in Verwirrung bringt und gleichsam aus dem Felde schlägt. Rétif folgte übrigens in dem unschuldigen Herzen von Ingénue dem verzehrenden Gange dieser Ideen. Er wünschte sich Glück zu einer Melancholie, die, obgleich sie immer mehr zunahm, am Ende auf die Gleichgültigkeit auslaufen mußte.

In Erwartung der Dinge, lebte man traurig im Hause Rétif. Es ist immerhin eine Zerstreuung für einen Mann, auf der Straße angehalten, und für ein Mädchen, entführt zu werden, und hat man keine andere, so fehlt diese sehr.

Mittlerweile ließ sich eines Abends, als der gute Rétif eben von seinem Boden herabstieg, — wo er zum Trocknen auf Schnüren einige frisch gedruckte Blätter von seinen *Pariser Nächten* aufgehängt hatte, — der wackere Pfarrer Bonhomme, unter dem Passe seines Namens, beim Romanendichter, seinem Nachbar, melden.

Rétif war Philosoph und, wie alle Philosophen jener Zeit, ein wenig Atheist: sein Verkehr mit den Priestern des Quartiers war also etwas äußerst Seltenes, und er stand mit der Kirche nur in Berührung durch seine Tochter Ingénue, welche am Vorabend von jedem der vier großen Festtage des Jahres einem alten Pfarrer des Kirchspieles, dem ehemaligen Gewissensrathe ihrer Mutter, beichtete.

Als er seine Tochter den Pfarrer Bonhomme melden hörte, war es also Rétif erlaubt, zu glauben, es handle sich ganz einfach um ein frommes Werk; er hatte gerade kein Geld und rechnete auf seinen Buchhändler für eine Einnahme von fünfzig Livres.

Er empfing auch den guten Pfarrer auf eine verdrießliche Weise: als hoffärtiger Schriftsteller, den eine indiscrete Bitte auf frischer That der Armuth ertappt hat.

Es war noch viel schlimmer, als der Pfarrer Bonhomme mit einer geheimnisvollen Miene von Rétif eine Unterredung unter vier Augen verlangte.

Dieser ließ ihn nichtsdestoweniger in *sein* Zimmer eintreten, das zugleich sein Arbeitscabinet und seine Druckerei war; während er aber den Pfarrer vor sich gehen ließ, warf er seiner Tochter, welche im ersten Zimmer geblieben war, einen Seitenblick zu, der besagen wollte: »Sei ruhig: unser Nachbar der Pfarrer der Kirche Saint-Nicolas-du-Chardonnet wird finden, mit wem er spricht.«

Rétif bot dem Pfarrer Bonhomme ein Fauteuil an und setzte sich zu ihm, doch Beide, — und das ist leicht zu errathen, — begannen das Gespräch durch eine gewisse Antipathie in der Entfernung von einander gehalten.

Nach den ersten Worten jedoch verstanden sich der patriotische Pfarrer und der philosophische Romanendichter: Beide, obgleich auf sehr verschiedenen Wegen gehend, strebten nach einem und demselben Ziele hin. Schüttelt der Herbstwind die Bäume eines Waldes, so sieht man mit einander und in demselben Wirbel, die Blätter der Eiche und des Maulbeerfeigenbaumes, der Platane und der Buche rollen.

Man war aber im Herbste, beinahe im Winter des achtzehnten Jahrhunderts, und der Wind der Revolution sing an scharf zu wehen.

Wir bedauern, nicht in der unmerklichen Annäherung, die er zwischen diesen zwei Männern bewerkstelligte, jeden Satz der interessanten Unterredung wiederholen zu können; man würde

hierin sehen, mit welcher vollkommenen Herzensgüte der würdige Pfarrer bei Rétif die Sache des unglücklichen Auger, der der Familie in den Tod zuwider, plaidirte.

Die Menschenliebe ist eine Tugend, welche alle andere in sich schließt. Man hat Unrecht, zu sagen der Glaube, die Hoffnung und die Liebe: es ist gewiß, daß in der dritten theologischen Tugend die zwei ersten enthalten sind.

Der Pfarrer, sagen wir, plaidirte für seinen Bußfertigen mit einem so kräftigen Glauben an seine Tugend, daß Rétif sich erschüttert fühlte. Geistreich geworden, so sehr wünschte er, daß es ihm gelingen möchte, faßte der Pfarrer Rétif bei seiner politischen Nuance und zeigte ihm Auger so, wie er ihn selbst gesehen, nämlich als unfreiwilligen, gezwungenen, gegen die aristokratische Tyrannei von tiefem Widerwillen erfüllten Agenten.

Der Pfarrer, wie wir ihn unseren Lesern vorgestellt haben, das heißt als Vorläufer der constitutionellen Pfarrer von 1792, mußte Succes beim Freunde von Mercier dem Reformator haben.

Er hatte auch.

Die Frage aus diesem Gesichtspunkte betrachtend, fing Rétif an nur den Grafen von Artois ganz absolut zu verfluchen; der Pfarrer, mit seiner gewöhnlichen Menschenfreundlichkeit, ging aber so weit, daß er die Person des Prinzen entschuldigte, indem er seine Schuld von seinem Stande und seiner fürstlichen Erziehung herleitete.

Das Resultat hiervon war, daß am Ende der Unterredung, nachdem er zuerst Auger, sodann den Prinzen angeklagt hatte, Rétif im Ganzen nur noch die Aristokratie anklagte.

Es war nicht mehr Herr Auger, es war nicht mehr der Herr Graf von Artois, der ihm seine Tochter hatte nehmen wollen: es war die Aristokratie.

Nachdem aber die Sache beim Vater gewonnen und plaidirt war, brauchte man einen Schluß.

Dieser Schluß war die Verzeihung.

»Verzeihen Sie! verzeihen Sie!« sagte der gute Pfarrer, welcher erzählte, das Leben von Auger schwebte am Faden dieser Verzeihung.

»Ich verzeihe!« sprach Rétif majestätisch.

Der Pfarrer gab einen Freudenschrei von sich.

»Nun lassen Sie uns zu Ingénue gehen und ihr die Sache mittheilen,« fügte Rétif bei: »die Reue ist ein gutes Beispiel für die Jugend. Ein Mädchen, wenn es das Verbrechen entweder bestraft oder bereut sieht, macht sich keinen schlechten Begriff von der göttlichen Gerechtigkeit.«

»Ich liebe diesen Gedanken,« sagte der Pfarrer.

Man ging zu Ingénue. Wie Schwester Anna, stand Ingénue am Fenster, und wie Schwester Anna sah sie nichts kommen.

Rétif berührte Ingénue bei der Schulter; sie wandte sich schauernd um. Als sie ihren Vater und den Pfarrer sah, lächelte sie sodann dem Einen traurig zu, machte dem Andern eine Verneigung und setzte sich wieder an ihren gewöhnlichen Platz.

Rétif erzählte Ingénue die Reue und die Tugenden von Auger.

Ingénue hörte ohne Theilnahme.

Es lag ihr wenig daran, ob Herr Auger ein redlicher oder ein unredlicher Mann war. Ach! sie würde viel gegeben haben, hätte Christian eine Anzahl Verbrechen begangen wie Auger, wären

sie sodann nur auf dieselbe Art bereut worden.

»Nun,« fragte Rétif, als seine Erzählung beendet war, »bist Du zufrieden mit dieser Genugthuung?«

»Ja, allerdings, sehr zufrieden, mein Vater,« antwortete Ingénue maschinenmäßig.

»Verzeihst Du diesem armen Manne?«

»Ich verzeihe ihm.«

»Ah!« rief der Pfarrer im höchsten Maße erfreut, »der Unglückliche wird neu geboren sein! Ihre Großmuth hat dieses schöne Werk vollbracht, Herr Rétif; doch das ist nicht Alles, Sie haben ein noch viel verdienstlicheres Werk zu vollbringen, und Sie werden es vollbringen, dessen bin ich sicher.«

Rétif kam zu seiner ersten Befürchtung zurück.

Er schaute den Pfarrer an, der ihn selbst, das Lächeln auf den Lippen, die Ueberzeugung in den Augen, anschaute.

Er schauerte, denn er glaubte schon die Sammetbörse aus der großen Tasche des Pfarrers hervorkommen zu sehen.

»Oh!« bemerkte er eiligst, um der Bitte, die er befürchtete, zuvorzukommen, »oh! ich glaube, er ist reicher als Sie und ich, Herr Pfarrer.«

»Nun, hierin täuschen Sie sich,« erwiderte dieser. »Er hat die Dinge bis zum Ende gethan: er hat das Geld des Grafen von Artois ausgeschlagen, er hat den Lohn, den dieser ihm schuldig war, im Stiche gelassen; er hat in guten Werken die Ersparnisse verwendet, die er gemacht, der arme Junge! so sehr lag ihm am Herzen, wieder zum ehrlichen Manne zu werden; und in der That, das Geld dieses verdammten Hauses war nichts Anderes als die Belohnung für die schlechten Handlungen, die er verwischen wollte. . .«

»Gleichviel, gleichviel, Herr Pfarrer,« unterbrach Rétif, »Sie werden nichtsdestoweniger zu gestehen, es wäre seltsam, wenn Herr Auger, nachdem er unser Unglück verursacht, Almosen von uns fordern würde.«

»Und sollte er Almosen von Ihnen fordern, Herr Rétif,« erwiderte der brave Mann, »so müßten Sie ihm meiner Ansicht nach als guter Christ geben; mehr noch: dieses Almosen wäre unendlich verdienstlich in den Augen des Herrn, weil Sie dafür angesehen würden, daß Sie es nach Maßgabe des Bösen, das er gethan, gespendet.«

»Aber . . .« murmelte Rétif.

»Doch die Frage liegt nicht hierin,« unterbrach der Pfarrer: »Auger will nichts fordern und verlangt Alles nur von seiner Arbeit; das ist schon ein vollkommen redlicher Mann, und er wird in kurzer Zeit der allerredlichste Mensch sein.«

»Was verlangt er denn?« fragte Rétif sehr beruhigt. »Erklären Sie mir das, Herr Pfarrer.«

»Er ist es nicht, der verlangt, mein lieber Nachbar; ich bin es, der für ihn verlangt.«

»Und was verlangen Sie?« fragte Rétif, indem er sich aufrichtete und seine Daumen sich um einander drehen ließ.

»Ich verlange, was jeder gute Bürger verlangen kann, ohne für seinen Nächsten zu erröthen: Arbeit.«

»Ah! ah!«

»Sie lassen viele Leute arbeiten, Herr Rétif.«

»Nein, ich setze selbst, und dann weiß ich nicht, ob Herr Auger Buchdrucker ist.«
»Er wird Alles sein, um ehrlich zu leben.«
»Teufel! Teufel!«
»Vermögen Sie selbst nichts, so haben Sie wenigstens Bekanntschaften.«
»Ich habe Bekanntschaften,« wiederholte maschinenmäßig Rétif; »wir haben Bekanntschaften, bei Gott! nicht wahr, Ingénue? Allerdings haben wir Bekanntschaften.«
»Ja, mein Vater,« antwortete zerstreut das Mädchen, »wir haben.«
»Suchen wir . . . Wir haben vor Allem Herrn Mercier; doch er ist wie ich, er verwendet Niemand.«
»Teufel! Teufel!« murmelte nun der Pfarrer.
»Aber suche doch, Ingénue!«
Das Mädchen schlug seine schönen blauen, ganz mit Schwermuth beladenen Augen auf.
»Herr Réveillon,« sagte Ingénue.
»Herr Réveillon, der Tapetenfabricant, der eine Manufactur im Faubourg Saint-Antoine hat?« fragte der Abbé Bonhomme.
»Oh! ja, in der That,« rief Rétif.
»Er selbst,« antwortete Ingénue.
»Mademoiselle hat Recht,« sagte der Abbé, »das ist eine vortreffliche Bekanntschaft für das, was uns beschäftigt! Herr Réveillon ist ein Mann, der viele Arbeiter verwendet.« ,
»Wozu taugt denn aber Herr Auger?« fragte Rétif.
»Oh! er hat eine gewisse Bildung erhalten: das ist leicht zu sehen. . . Sprechen Sie also mit Herrn Réveillon und empfehlen Sie ihm denselben mit voller Sicherheit.«
»Das soll noch heute geschehen,« sagte Rétif; »nur . . .«
»Nun, was gibt es noch?« fragte der Abbé Bonhomme mit Besorgniß.
»Nur begreifen Sie, wird das eine traurige Empfehlung bei Herrn Réveillon sein, der Töchter hat . . . denn . . .«
»Denn?«
»Denn ich muß Ihnen sagen, mein lieber Nachbar, gerade Herr Réveillon hatte uns Arbeiter geliehen, um den Mädchenräuber zu züchtigen,«
»Sie werden ihm seine Reue erzählen, lieber Herr Rétif.«
»Diese Fabrikanten sind ungläubige Leute,« entgegnete Rétif den Kopf schüttelnd.
»Kurz, Sie werden ein Opfer der Sittenverderbniß der Großen nicht verlassen!«
Diese Art, die Frage umzudrehen, überredete Rétif vollends: er versprach mit der festen Absicht, zu halten.
Und in der That, er unterließ es nicht.

XXXI.

Ein Aristokrat und ein Demokrat des Faubourg Saint-Antoine.

Da es schon spät war, als der Abbé Bonhomme von Rétif wegging, und, trotz der Kunde, die er von der Reue von Auger erhalten, der Romanenschreiber sich in der Dunkelheit nicht mit seiner Tochter auf

die Straßen von Paris wagen wollte, so begab sich Rétif erst am andern Tage, gegen Mittag, zum Tapetenhändler, um das am Tage vorher dem Herrn Pfarrer des Kirchspieles Saint-Nicolas-du-Chardonnet geleistete Versprechen auszuführen.

Réveillon hatte große Conferenz mit einem seiner Nachbarn.

Die zwei Töchter von Réveillon bemächtigten sich ihrer Freundin Ingénue und baten Rétif, zu warten, bis Herr Santerre und ihr Vater ihre Unterredung beendigt hätten.

»Santerre der Bierbrauer?« fragte Rétif.

»Ja, Herr Rétif; Sie können sie hören.«

»Teufel! ja; mir scheint sogar, sie schreien sehr laut.«

»Es ist immer so, wenn sie über Politik mit einander reden.«

»Ei! man sollte glauben, sie ärgern sich.«

»Das ist möglich, denn sie sind über nichts derselben Ansicht; da sie aber in Geschäftsverbindung stehen, so entzweien sie sich nie ernstlich, und sie mögen immerhin schreien, wir bekümmern uns nichts darum.«

Rétif behorchte während dieser Zeit, was im Cabinet von Réveillon gesprochen wurde.

»Ah! ah!« murmelte er, »sie sprechen von der Sache von Herrn von Dubois, dem Ritter von der Wache. Das ist in der That Stoff zum Streiten.«

»Er hat wohl gethan,« sagte Réveillon, »und ich finde, er hat sich als braver Soldat und als guter Diener des Königs benommen!«

»Das ist ein Schuft! das ist ein Bösewicht!« rief Santerre: »er hat auf das Volk schießen lassen.«

»Ei! das Volk, das sich empört, ist nicht mehr das Volk,« entgegnete Réveillon.

»Wie! weil Sie reich sind, wollen Sie für sich allein das Recht bewahren, eine Meinung zu haben und sie zu sagen, und weil man arm ist, müßte man Alles erdulden, ohne sich je zu beklagen oder ein wenig zu empören? Gehen Sie doch!«

»Man soll nicht, dem König und dem Gesetze zum Trotze, die öffentliche Ruhe stören, das sage ich.«

»Réveillon! Réveillon!« rief Santerre; »mein Freund, sagen Sie nicht solche Dinge!«

»Ei! soll ich nicht sagen, was ich denke?«

»Nein, besonders nicht vor Ihren Arbeitern.«

»Und warum nicht?«

»Weil sie früher oder später Ihre Tapeten in Brand stecken werden, verstehen Sie?«

»Nun wohl, haben wir an diesem Tage noch das Glück, Herrn Dubois als Ritter von der

Wache zu besitzen, so wird er mit ein paar Rotten kommen und auf sie schießen lassen, wie er auf diese ganze Canaille vom Pont-Neuf und von der Place Dauphine schießen ließ.«

»Teufel! Teufel!« murmelte Rétif, »mein Freund Réveillon ist noch weniger von der Bewegung, als ich glaubte, und hätte er sich, wie Ingénue und ich, mitten unter den Flintenschüssen befunden, hätte er die Verwundeten wegtragen sehen, hätte er die Todten gezählt. . .«

Während Réveillon halblaut diese Reflexion machte, schrie Santerre, der nicht der Mann war, um sich das letzte Wort nehmen zu lassen, noch viel lauter, als er es bis dahin gethan.

»Ah! Sie würden Herrn Dubois herbeirufen? ah! Sie würden den Ritter von der Wache holen? ah! Sie würden auf die wehrlosen armen Teufel schießen lassen? Nun wohl! ich erkläre Ihnen, daß beim ersten Schusse meine Arbeiter da wären, um den Ihrigen bewaffneten Beistand zu leisten.«

»Ihre Arbeiter?«

»Ja, und ich an ihrer Spitze, hören Sie?«

»Nun wohl, das werden wir sehen.«

»Das werden Sie sehen.«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Cabinets ungestüm und geräuschvoll; Réveillon und Santerre erschienen auf der Schwelle.

Santerre war sehr roth und Réveillon sehr bleich.

Beide stießen gleichsam mit der Nase auf die drei Mädchen, welche sehr besorgt über die Scene, die sie vernommen, und auf Rétif, der sich den Anschein gab, als hätte er nichts gehört.

»Guten Morgen, lieber Herr Rétif,« sagte Réveillon.

»Ah! Herr Rétif de la Bretonne,« rief Santerre, dem Romanenschreiber von der Höhe seiner Athletengestalt zulächelnd.

Rétif verbeugte sich, sehr glücklich, Santerre bekannt zu sein.

»Ein patriotischer Schriftsteller, er!« fuhr der Bierbrauer fort.

Rétif verbeugte sich abermals.

Santerre trat auf ihn zu und drückte ihm die Hand.

Réveillon, der begriff, daß man Alles, was in seinem Cabinet gesagt worden, gehört hatte, grüßte mittlerweile Ingénue mit einer verlegenen Miene.

»Sie haben uns gehört?« fragte Santerre, als ein Mann überzeugt, eine gute Sache vertheidigend, könne er vor Allen wiederholen, was er unter vier Augen gesagt hatte.

»Ei! Sie sprachen laut genug, Herr Santerre,« erwiderte die jüngere von den Töchtern von Réveillon. .

»Das ist wahr,« versetzte Santerre mit seiner plumpen Stimme und seinem plumpen Gelächter, denn er hatte schon wieder alle Erbitterung des Streites verloren; »dieser Teufels-Réveillon ist noch bei Heinrich IV.; er billigt Alles, was die Regierung thut, und erwartet jeden Morgen das Huhn im Topfe.«

»Es ist nicht zu leugnen,« sprach Rétif, der ganz danach strebte, sich vom ersten Augenblicke an mit dem Bierbrauer, einer Person von notorischem Einflusse, mit der er überdies nach seinen Meinungen sympathisierte, zu einigen, »es ist nicht zu leugnen, daß es an jenem Abend bei der Statue von Seiner Majestät König Heinrich IV. heiß zunging.«

»Ah! ah! Sie waren dort, Herr Rétif?« fragte Santerre.

»Ach! ja, Ingénue und ich . . . Nicht wahr, Ingénue? . . . Wir wären sogar beinahe dort geblieben.«

»Nun,« sprach der Bierbrauer , »Sie hören, mein lieber Réveillon, Herr Rétif war mit seiner Tochter dort.«

»Was dann?«

»Herr Rétif und seine Tochter sind weder Canaille, wie Sie vorhin sagten, noch Feinde der öffentlichen Ruhe.«

»Nun, was? . . . sie sind nicht umgekommen! und wären sie umgekommen, mir gleichviel! warum waren sie dort, statt zu Hause zu sein!«

Nur die Gemäßigten sind im Stande, solche grausame Raisonsnements zu machen.

»Ho! ho!« rief Santerre mit seinem plumpen, aber logischen Verstande, »Sie werden es am Ende diesen armen Bürgern von Paris zum Vorwurfe machen, daß sie in Paris spazieren gehen? Ei! ei! Meister Réveillon, der Sie Wähler zu werden trachteten, was Teufels! seien Sie ein wenig mehr patriotisch.«

»Eh! alle Wetter!« rief Réveillon zum zweiten Male beim wunden Fleische berührt, — denn hatte man ihn das erste Mal in seinen Interessen bedroht, so war er das zweite Mal in seiner Eitelkeit verletzt worden, »ich bin ein eben so guter Patriot, als irgend Einer in der Welt, mein lieber Santerre; doch ich will keinen Lärmen, weil es mit Lärmen keinen Handel, kein Gewerbe gibt.«

»So ist es,« sagte Santerre, »vortrefflich! machen wir eine Revolution, rücken wir aber Niemand von der Stelle und bringen wir in Nichts eine Störung!«

Und er sprach diese Worte mit jenem spöttischen Phlegma, das einen der hervorstechendsten Charaktere des französischen Geistes bildet.

Rétif lachte.

Der Bierbrauer, der sich unterstützt fühlte, wandte sich auf die Seite von Rétif und sagte:

»Ich mache Sie zum Richter, Sie, der Sie dort waren: man behauptet, es seien dreihundert Personen getödtet worden.«

»Warum nicht dreitausend?« erwiderte Réveillon; »eine Nulle mehr oder weniger, — es ist nicht der Mühe werth, dabei zu verweilen.«

Das Gesicht von Santerre nahm einen gewissen Ernst an, dessen man diese gemeine Physiognomie nicht fähig gehalten hätte,

»Setzen wir nur drei,« sagte er. »Ist das Leben von drei Bürgern weniger werth, als die Perrücke von Herrn von Brienne?«

»Gewiß nicht!« murmelte Réveillon.

»Nun wohl,« wiederholte Santerre, »ich sage Ihnen, daß dreihundert Bürger getödtet, und noch viel mehr verwundet worden sind.«

»Gut,« sprach Réveillon, »nun nennen Sie das Bürger! eine Menge Gesindel, das nach der Wohnung vom Chevalier Dubois zog, um zu plündern. Man hat diese Leute niedergeschossen, und daran hat man wohl gethan . . . ich habe es gesagt, und ich wiederhole es.«

»Nun, mein lieber Réveillon, Sie haben zwei oder dreimal statt einmal etwas gesagt, was nicht genau richtig ist: Sie wissen wohl, daß sehr anständige Leute Opfer von diesem

Zusammentreffen geworden sind. Nicht wahr, Herr Rétif?«

»Warum fragen Sie das *mich*?« versetzte Rétif.

»Ei!« erwiderte Santerre naïv, »weil Sie versichert haben, Sie seien dort gewesen.«

Rétif sing an sehr in Verlegenheit zu gerathen über die Wendung, die das Gespräch nahm, und über das Interesse, das sich damit verknüpfte.

»Ah!« fragte eine von den Töchtern von Réveillon, »Sie sagen, es seien Opfer unter den anständigen Leuten gefallen?«

»Bei Gott!« erwiderte Santerre, »warum nicht? Die Kugeln sind blind, und zum Beweise mag dienen: man führt einen . . .«

Rétif begann sehr stark zu husten; Santerre fügte aber bei:

»Man führt vor Allem eine Präsidentenfrau an, welche eine Kugel auf der Stelle getödtet hat.«

»Arme Frau!« rief Mademoiselle Réveillon.

»Man führt einen dicken Tuchhändler der Rue des Bourdonnais an.«

Rétif athmete.

»Man führt . . .«

»Viele, viele ehrliche Leute an!« sagte hastig Rétif.

Santerre war aber nicht der Mann, der sich so das Wort abschneiden ließ.

»Man führt,« sprach er mit schallender Stimme, um den hartnäckigen, trockenen Husten von Rétif zu bedecken, »man führt sogar Aristokraten an.«

»Wahrhaftig?«

»So, zum Beispiel, einen Pagen . . .«

Rétif wurde roth, um lachen zu machen, Ingénue bleich, um bange zu machen.

»Einen Pagen?« fragte sie fast flüsternd.

»Ja, ja, einen Pagen,« erwiderte Santerre, »und zwar vom Herrn Grafen von Artois.«

»Verzeihen Sie, vom Herrn Grafen von Provence!« entgegnete hastig Rétif, in seinen Worten einen von seiner Tochter ausgestoßenen Schrei erstickend.

»Man hat mir gesagt von Artois,« wiederholte Santerre.

»Man hat mir versichert von Provence,« sagte Rétif mit einer großen Anstrengung des Muthes, die er aus der Blässe von Ingénue schöpfte, welche athemlos an den Lippen der zwei Redenden hing und gleichsam bereit war, in Ohnmacht zu fallen oder wiederaufzuleben, je nachdem der Eine oder der Andere mehr Recht zu haben schien.

»Artois oder Provence, gleichviel!« rief endlich Santerre; »immerhin bleibt gewiß, daß dieser junge Page ein wenig Aristokrat ist.«

»Bah! bah! bah!« sprach Réveillon. »Rétif sagt Provence, Santerre sagt Artois, Sie sehen wohl, daß man sich nicht verständigt . . . Ist es denn gewiß, daß es ein Page war?«

»Ei! gerade das ist es! Darüber ist man nicht einmal sicher,« bemerkte Rétif, ganz wiedergestärkt durch die unerwartete Hilfe, die ihm zukam.

»Ho! ho!« rief Santerre, »halt! halt! meine Herren! es ist ein Page und ganz gewiß ein Page.«

»Gut! woher wissen Sie das?« fragte Réveillon.

»Ja, woher wissen Sie das?« wiederholte Rétif, sich an alle Aeste anklammernd.

»Oh! ich weiß das auf eine ganz einfache Art: mein Freund Marat behandelt ihn; man hat ihn

nach dem Marstalle von Artois zurückgebracht, und Marat, der höchst menschenfreundlich ist, hat ihm sogar sein Zimmer abgetreten.«

»Aber,« fragte Réveillon, »hat es Ihnen Marat selbst gesagt?«

Was Rétif betrifft, er wagte es nicht mehr, den Mund aufzuthun.

»Nein,« antwortete Santerre, »die Wahrheit vor Allem! nein, nicht Marat, sondern Danton, der es von Marat selbst gehört.«

»Wer ist das, Danton?«

»Ein Advocat beim Cassationshofe. . . Sie werden nicht sagen, dieser gehöre zur Canaille, obschon es ein Patriot ist.«

»Nun wohl, und wenn auch ein Page verwundet worden wäre,« sagte Rétif, der, während er das Ansehen hatte, als wollte er auch sein Wort in die Conversation mischen, seiner Tochter antwortete und nicht Santerre; — »es gibt mehr als hundert Pagen in Paris.«

Ingénue hörte aber nicht, was ihr Vater sprach.

»Verwundet,« flüsterte sie, »er ist nur verwundet!«

Und sie athmete; nur behielten ihre Wangen einen Rest von der Blässe, die sie einen Augenblick überzogen hatte, was den Demoiselles Réveillon nicht entgangen war, — denn die Mädchen bemerken Alles.

»Sie sehen also,« fuhr Santerre fort, »man darf hier nicht kommen und uns sagen, man habe wohl gethan, auf das Volk zu schießen; denn von zwei Dingen eines: entweder ist man Aristokrat, — und Sie hören, daß Mehrere von diesen getroffen worden sind, oder man ist Patriot, — und die Verheerungen sind unstreitig sehr zahlreich in unseren Reihen gewesen!

Das Dilemma war so stark, daß Réveillon nicht antwortete; die Discussion schien also geschlossen; doch aus Furcht, es könnte dies nicht so sein, beeilte sich Rétif, das Gespräch abzulenken und es auf einen andern Weg zu treiben.

»Lieber Herr Réveillon,« sprach er, »ich muß Ihnen doch sagen, warum ich zu Ihnen gekommen bin.«

»Ei!« erwiderte der Tapetenhändler, »ich hoffe wie gewöhnlich, um uns einen Besuch zu machen und mit uns zu Mittag zu speisen.«

»Nein, meine Reise hat heute einen speciellen Zweck; ich will Sie um eine Gefälligkeit bitten.«

»Um eine Gefälligkeit?«

»Sie erinnern sich des schändlichen Hinterhalts, dessen Opfer meine Tochter und ich sicherlich ohne den Beistand Ihrer braven Arbeiter geworden wären?«

»Ja, ja, bei Gott! meine Arbeiter haben sogar einen von diesen schlimmen Aristokraten, von denen Sie vorhin sprachen, mein lieber Santerre, tüchtig geprügelt. . . Erzählen Sie das dem Nachbar, Rétif.«

Das war Rétif ganz willkommen. Er erzählte die Geschichte mit allen Verschönerungen, welche seine Einbildungskraft eines Romanendichters beifügen konnte.

Die Erzählung machte einen lebhaften Eindruck auf Santerre.

»Bravo!« rief er bei der Aufrechnung der Streiche, welche auf die Angreifer geregnet hatten. »Oh! das Volk, wenn es sich einmal darein mischt, schlägt kräftig!«

»Nun wohl, lassen Sie hören, was ist aus Alle dem hervorgegangen?« fragte Réveillon.

»Beunruhigt man Sie? Rührt sich der Herr Graf von Artois?«

»Nein,« erwiderte Rétif, »derjenige, welcher sich rührt, ist im Gegentheile der Schuldige.«

»Ei! wenn er sich rührt,« sagte Santerre, auf seine plumpe Weise lachend, »dann kenne ich nur Eines: man muß ihm den Rest geben!«

»Unnöthig,« entgegnete Rétif.

»Wie, unnöthig?«

»Ja, er bereut, und er geht mit Sack und Pack in unser Lager über.«

Und hiernach erzählte Rétif, als Seitenstück zur ersten Geschichte, die ganze Palinodie von Auger.

Er wurde unter einem Stillschweigen voll Sympathie angehört; es war nicht wenig um jene Zeit, die Hingebung eines Menschen wie Auger für das Volk, besonders da er seiner Tugend eines ergebenen Menschen den Titel Ueberläufer beifügte.

Santerre brach in Entzückungen der Freude aus.

»Das ist, bei Gott! ein braver Mann!« sagte er; »welche Reue! wie gut sühnt er sein Vergehen! und wie wird der Prinz wüthend gewesen sein, wenn er dies erfahren hat!«

»Das läßt sich wohl denken,« sprach Rétif.

»Doch das ist noch nicht Alles,« fuhr Santerre fort, »dieser wackere Mann muß belohnt werden. Wie heißt er?«

»Auger, Herr Santerre.«

»Nun, so lassen Sie hören, was kann man für ihn thun?« fragte der Bierbrauer in seinen Ergüssen patriotischer Freude.

»Das wollte ich eben die Ehre haben, Ihnen zu sagen,« erwiderte Rétif. »Ich erzählte Ihnen vorhin, der arme Junge sei mit Sack und Pack übergegangen . . . nein, im Gegentheile, er ist ohne Sack und Pack ausgerissen; denn der redliche Junge wollte nichts von dem nehmen, was ihm beim Prinzen gehörte! Er ist also arm, er hat also Hunger, er will also arbeiten und die Taufe des Patriotismus vollständig empfangen!«

»Bravo!« rief Santerre, die abgerundete Phrase von Rétif beklatschend; »bravo! dieser Bursche darf nicht Hungers sterben: ich adoptiere ihn!«

»Wahrhaftig?« sagte Rétif.

»Ich nehme ihn als Arbeiter an,« fuhr Santerre fort; »ich lasse ihn einen Thaler täglich verdiene« und gebe ihm die Kost! Wetter! was das Aufsehen im Faubourg machen wird! wie die Aristokraten knurren werden!«

Bei diesen Worten von Santerre fühlte Réveillon, welche untergeordnete Rolle er spielte, und er beschloß, wieder ein wenig die Oberhand zu gewinnen, die er bei dieser Sache verloren hatte.

Santerre drückte ihn zu Boden, und ein Firniß von Unbürgerlichkeit war nicht schmeichelhaft im Faubourg zu tragen.

»La la!« sagte er, plötzlich sich der unheilvollen Prophezeiung erinnernd, die ihm Santerre in Betreff seiner Tapeten gemacht hatte; »wie Sie sich erhitzen!«

»Oh! ich bin kein Lauer!« erwiderte Santerre.

»Ei! mein Lieber, verständigen wir uns ein wenig,« sprach Réveillon, »ich bin nicht lauer als Sie, handelt es sich darum, sich als rechtschaffener Mann zu bewähren, und um Ihnen dies zu beweisen, nehme ich, obschon ich Niemand brauche, Auger an und quartiere ihn in mein Haus

ein.«

Rétif wandte sich entzückt und lächelnd gegen Réveillon um: man brachte seinen Vorschlag in Aufstreich,

»Oh! nein,« entgegnete Santerre; »Sie gestehen, daß Sie Niemand brauchen, und ich, ich habe in meiner Brauerei Geschäfte noch für hundert Arbeiter.«

»Und ich,« rief Réveillon, Santerre steigernd, »nehme ich nicht täglich, trotz der Noth der Zeit, eine Anzahl Unglücklicher ins Geschäft? Ueberdies scheint es mir, daß sich Herr Rétif an mich wandte.«

Rétif verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung.

»Ferner scheint mir,« fuhr Réveillon fort: »ist ein Vorzug zu gewähren, so gebührt er dem älteren Freunde.«

Rétif nahm die Hand von Réveillon und drückte sie zärtlich.

»Einverstanden,« sprach Santerre; »doch, unter uns gesagt, mein Nachbar, da es ein Feind der Aristokraten ist, um dessen Aufnahme es sich handelt, so glaube ich, sein Platz ist eher bei mir, als bei Ihnen.«

»Bah!« versetzte der Tapetenhändler, »und wer ist denn derjenige, welcher Auger die herrliche Tracht Schläge ertheilen ließ, wobei sein Kamerad getödtet wurde und er selbst beinahe getödtet worden wäre? Lassen Sie hören, Herr Rétif, hat der Pfarrer gesagt, der Gefährte sei gestorben, ja oder nein?«

»Er hat gesagt, er sei gestorben.«

»Durch dieses letzte Argument besiegt, trete ich zurück,« sprach Santerre. »Sie haben Recht, Patriot zu sein oder sich den Anschein zu geben, als wären Sie es: das kann nichts schaden!«

Und er begleitete diese Worte mit einem Blicke, der dieselben auf eine bezeichnende Weise commentirte.

Réveillon und Rétif begriffen die Bedeutsamkeit dieses Blickes; et enthüllte die ganze Revolution, personifiziert in diesem Manne, der, ohne es zu wissen, berufen war, später eine so große Rolle darin zu spielen. Réveillon führte ihn bis zur Thüre zurück, und Beide drückten sich die Hand ohne Groll.

Die Politiker hatten aufgehört zu streiten, die Handelsleute verstanden sich.

Santerre grüßte freundlichst Rétif, dem er so sehr gefallen hatte, als der Schriftsteller ihm selbst gefallen; er machte noch kurz den Demoiselles den Hof und versprach ihnen Aepfel, weil man gerade in der Zeit des Obstmostes war; dann ging er eine große Meinung von sich im Hause hinterlassend weg.

Die Mädchen nahmen Ingénue mit in ihr Zimmer.

Als sie allein waren, schauten Rétif und der Papierfabricant sich an.

»Nun,« sagte Rétif, »Sie nehmen also Auger?«

»Ja, doch man wird sehen müssen, was er zu thun versteht,« antwortete Réveillon mit einem Tone übler Laune, der Auger keine aus Gold und Seide gesponnenen Tage im Hause des Industriemannes weissagte.

Rétif fühlte unter diesen Worten den Druck, der den Tapetenhändler zu handeln bestimmt hatte.

Er wollte ihm beweisen, daß er kein so schlechtes Geschäft mache, als er glaubte.

»Außer dem,« sprach er, »außer dem, daß Sie eine vortreffliche Politik beurkunden und als erleuchteter Patriot, was Sie sind, so wie als braver Bürger vor dem ganzen Quartier da stehen werden, außer diesem, sage ich Ihnen, wird auch das Geschäft gut sein; es scheint, daß unser Mann wirklich unterrichtet worden ist.«

»Unterricht! Unterricht!« murmelte Réveillon, »das ist, wie mir scheint, nicht von erster Nothwendigkeit für einen Tapetendrucker.«

»Warum nicht?« versetzte Rétif, gewiegt in seinen Ideen eines vorgerückten Mannes; »der Unterricht führt zu Allem.«

»Selbst zum Farbenreiben,« erwiderte Réveillon; »das sehe ich für Ihren Schützling nicht recht ein.«

»Hm! mein Schützling! mein Schützling! Sie werden zugeben, daß er seltsame Rechte auf meine Protection hat.«

»Er hat wohl, da Sie ihn mir empfehlen.«

»Es ist wahr, ich empfehle Ihnen denselben; oh! was das betrifft, ich kann nichts Anderes sagen.«

»Nun wohl, so schicken Sie ihn also; und ist er einmal hier, hat man mit ihm gesprochen, weiß man, was er zu leisten vermag, so wird es immer noch Zeit sein, zu sehen, wozu man ihn zu gebrauchen hat; doch, alle Teufel!« brummte Réveillon zwischen den Zähnen, »er thue seine Schuldigkeit, Ihr Herr Auger!«

Rétif dachte, man müsse für den Augenblick hierbei bleiben; er öffnete die Thüre vom Zimmer der Demoiselles Réveillon, wandte sich an seine Tochter und sagte:

»Meine Liebe, Alles ist beendigt; danken wir noch diesem guten Freunde Herrn Réveillon, und dann laß uns dem Pfarrer des Kirchspieles Saint-Nicolas-du-Chardonnet mittheilen, wenn Herr Auger redlich und ehrlich sein wolle, so sei seine Zukunft gesichert.«

Ingénue küßte die Mädchen; Rétif drückte Réveillon die Hand, und sie gingen weg.

»Endlich ist das abgemacht!« sagte der Schriftsteller zu seiner Tochter mit einem schweren Seufzer, sobald sie auf der Straße waren.

Ingénue vermochte nicht einzusehen, mit wie viel zukünftigen Seufzern dieser Seufzer schwanger war!

XXXII.

Das Mittagessen von Rétif.

Rétif war bei seiner Rückkehr ganz freudig, und zwar von einer Freude, welche Ingénue nicht verstehen konnte.

Rétif fühlte sich nämlich im Grunde seines Herzens entzückt, daß er die Bekanntschaft von Santerre gemacht hatte.

Es lag in der That zwischen Santerre und Réveillon die ganze unermessbare Entfernung, die ganze Schwindel erregende Tiefe, die sich zwischen dem Gewissen und dem Ungewissen, zwischen dem Reellen und der Chimäre findet.

Santerre verkaufte Bier, was man immer trinkt, weil man im Ganzen immer Bier braucht, und das Bier nach dem Wasser das wohlfeilste von allen Getränken ist.

Réveillon verkaufte Tapeten, die der Mensch streng genommen entbehren kann; und Rétif, der ein kenntnisreicher Mann war, wußte, daß es Länder gibt, — Spanien zum Beispiel, — wo in einem Jahre nicht zehn Rollen Tapeten verbraucht werden.

Der Eine war eine Art von Künstler, der sich zu den Künstlern hielt und sich, obgleich Bürgersmann, mit Tönen, Nuancen, Farben und optischen Effecten beschäftigte.

Der Andere war ein Mann, welcher in der Lage, in seinen Speichern den ganzen Kornvorrath, der eine Stadt ernährte, einzuschließen.

Beim Ersten konnte man zur Zeit eines Aufstandes Hungers sterben: man lebt nicht von Tapeten, und die Farben, mit denen man sie fabriziert, vergiften mehr oder minder.

Beim Zweiten fand sich zur Zeit einer Hungersnoth die Münze eines ganzen Königreichs in Gerste und Hopfen.

Der Eine hatte vortrefflich eingeschmierte Mühlen, die das Wasser und der Wind gehen machen, und Maschinen in Bewegung gesetzt durch Pferde, die ein einziger Mensch lenkt.

Der Eine hatte zu Feinden alle Arbeiter, deren Talent und Arbeit er absorbierte.

Der Andere hatte zu Freunden alle ausgetrocknete Schlünde, deren Durst seine Gerste und sein Hopfen jedes Jahr stillten.

Der Eine wandte sich an die kleinen, armen Bürger, welche Papiertapeten kauften; denn zu jener Zeit wurden die großen Hotels und die reichen Häuser mit Stoffen tapeziert.

Der Andere hatte es mit dem ungeheuren Volke zu thun, das heiß bekommt und trinkt.

Alles dies, wohl bemerkt, abgesehen von den persönlichen Eigenschaften.

Rétif schätzte Réveillon ungemein. Doch er verehrte Santerre, den er zugleich auch ein wenig fürchtete.

Réveillon war klein, mager, sein Auge war unter ergrauenden Brauen eingesunken: er rechnete mit der Feder in der Hand und kam drei bis viermal auf seine Rechnungen zurück.

Santerre war gebaut wie ein Jäger von vornehmem Hause, stark wie ein Hercules, sanft wie ein Kind; er schrie gewaltig, doch es war immer ein wenig Lachen im Grunde seines Geschreis; er hatte eine offene Hand und ein offenes Gesicht, weite Taschen, aus denen das Geld eben so

leicht herauskam, als es in dieselben einging; er hatte große, hervorstehende Augen, eine frische Gesichtsfarbe, einen guten dicken Backenbart, welchem er später einen mächtigen Schnurrbart beigesellte; er rechnete im Kopfe und kam nie aus seine Rechnungen zurück. Im Ganzen war es ein wackerer Mann, der das Blut durchaus nicht liebte; die Royalisten gestehen es selbst zu, am 10. August war er in den Tuileries, doch er beschützte eher die königliche Familie, als daß er sie bedrohte; am 2. und am 3. September war er nicht in Paris, und er nahm keinen Antheil an der Schlächtereier der Gefängnisse. Es bleibt noch gegen ihn das berühmte Trommeln vom 21. Januar: nun, es läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten, daß er es befohlen hat, und Viele sagen, er habe sich dies aufgehalsen, wie Danton den September, ohne daß er großen Theil daran gehabt.²³

Rétif konnte nicht vorhersehen, was Alles Santerre werden sollte, und dennoch sprach er lange über ihn mit seiner Tochter und bemerkte, er schmeichle sich, ihn lebend in seine *Zeitgenossen* bringen zu können, indem er seinen Namen durch ein geistreiches Anagramm umdrehen würde.

Kaum nach Hause zurückgekehrt, schrieb Rétif ein Wort an den Pfarrer, um ihn vom Erfolge seiner Gesandtschaft zu unterrichten. Der würdige Priester eilte sogleich herbei; er fand den Vater und die Tochter bei Tische, vor einem der volkstümlichen Mahle, welche allen guten Magen Appetit machen.

Ingénue hatte, nicht ohne Mitwirkung von Rétif, eine Platte abgesottenen Kohl bereitet, und dieser war freigebig vom Garkoch der Rue des Bernardins mit Bratwürsten, dünnen Speckschnitten und schmackhaftem frischem Pökelfleisch farcirt worden.

Ein Schoppen Wein in einer Flasche, Wasser in einem Blumentopfe von Faience, eine Suppe aus dem Pökelfleisch und dem Kohl gezogen, die Hälfte von einem achtpfündigen Brode, weiß und porös unter seiner goldenen Kruste, Obst zart auf Weinblätter in einem Weidenkorbe gelegt: das war das Mahl, dem seine Gemeinheit nichts von seiner Vortrefflichkeit benahm.

Sie hatten sich eben die Suppe in ihre Faienceteller verziert mit Blumen ähnlich denen des Wassertopfes geschöpft, als sie Tritte auf der Treppe hörten, als sie das Zimmer öffnen sahen und der Pfarrer Bonhomme erschien.

Er trat mit seinem guten, heiteren, freundlichen Gesichte ein und grüßte Ingénue, die ihm einen Sitz anbot.

Seine Hand drückte schon die Hand von Rétif.

»Herr Pfarrer,« sprach Rétif ein wenig erröthend, »die Suppe eines ehrlichen Mannes empfiehlt sich durch sich selbst; wir fangen eben an zu speisen, und es ist heute nicht Freitag.«

»Ich danke,« erwiderte der Pfarrer, »ich danke, mein lieber Herr Rétif.«

»Nehmen Sie an, Herr Pfarrer,« sagte Ingénue mit ihrer sanften Stimme.

»Ah! meine liebe Demoiselle,« antwortete der Pfarrer, »glauben Sie, daß ich mich nicht bitten lasse.«

»Ich weiß wohl, daß das Mahl mittelmäßig ist,« fuhr Rétif lächelnd fort.

»Ganz und gar nicht, ganz und gar nicht,« rief der Pfarrer, die durch den Dampf der Suppe verdickte Atmosphäre einschlüpfend; »diese Suppe hat im Gegentheile einen vortrefflichen Geruch, und ich werde Ihnen meine Haushälterin Jacqueline schicken müssen, damit sie Sie fragt, wie Sie dieselbe machen . . .«

»Nun wohl also, Herr Pfarrer . . .«

»Ich habe schon zu Mittag gegessen,« unterbrach dieser.

Ingénue lächelte.

»Oh! Herr Pfarrer, lügen Sie nicht,« rief sie: »als Sie mein Vater neulich besuchte, war es halb ein Uhr, und Sie hatten noch nicht gespeist! Sie sagten ihm sodann, Sie speisen nie vor ein Uhr; heute hat es kaum zwölf Uhr im Seminar geschlagen.«

»Nun wohl,« erwiderte ebenfalls lächelnd der Pfarrer, »ich werde nicht lügen, meine schöne Demoiselle, da Sie mir hierüber so artig einen Vorwurf machen.«

»Ah!«

»Ich habe in der That nicht zu Mittag gespeist.«

»Rasch ein Gedeck!« rief Rétif.

»Ei! Nein . . .«

»Doch, doch . . .«

»Nein, nein, ich danke; ich werde nicht mit Ihnen speisen . . . heute wenigstens nicht.«

»Aus welchem Grunde?« fragte Rétif.

Und er machte einen Schritt gegen den Pfarrer, während Ingénue einen rückwärts that.

»Weil. . .«

Der Pfarrer zögerte.

»Vollenden Sie doch!« rief Rétif.

»Weil ich nicht allein bin.«

»Ah!« rief Rétif.

»Ah!« machte Ingénue, die Stirne faltend.

»Wer ist denn mit Ihnen?« fragte Rétif.

»Nun, dort . . .«

»Wo dort?«

»Auf der Treppe . . . ließ ich . . .«

»So lassen Sie doch eintreten,« sagte Rétif.

»Auf der Treppe ließ ich einen dankbaren Mann, Herr Rétif.«

»Ah!« machte dieser.

Rétif hatte verstanden.

Ingénue auch, denn sie schwieg.

»Ein zugleich von Freude und von bitterer Reue ganz angeschwollenes Herz.«

»Ja, ich begreife, Herr Auger, nicht wahr?«

»Er selbst.«

Es entschlüpfte Ingénue ein Seufzer, der einer Klage glich.

Dieser Seufzer beunruhigte den Pfarrer sehr.

»Er war bei mir, der Unglückliche!« fuhr der Pfarrer fort, »als Sie mir die erfreuliche Nachricht zusandten, und er bat mich inständig, ich möge ihm erlauben, mich zu begleiten.«

»Teufel! Teufel! Herr Pfarrer!« sagte Rétif verlegen.

»Bewilligen Sie ihm diese letzte Gunst, mein Freund. . . Haben Sie nicht verziehen?«

»Allerdings habe ich verziehen. . . Doch Sie müßten einsehen, Herr Pfarrer . . .«

»Sollten Sie diese Verzeihung gewährend geistige Vorbehalte gemacht haben?«

»Nein, gewiß nicht; doch . . .«

»Ueberwinden Sie diese Schwäche, seien Sie mildherzig bis zum Ende, hegen Sie keinen Groll, der die Verzeihung überlebt und ihre Wirkungen vernichtet.«

Rétif wandte sich gegen seine Tochter um. Ingénue schlug, unempfindlich und unerforschlich, die Augen nieder.

Hingerissen durch die feurige Bitte des Pfarrers, hatte der Schriftsteller noch nicht ja gesagt, da öffnete schon der vortreffliche Priester die Thüre und gewährte Eingang einem Menschen, der, in großer Verwirrung, sich Rétif und Ingénue, Ströme von Thränen vergießend, zu Füßen warf.

Der Pfarrer fing auch an zu weinen: Rétif fühlte sich bewegt, und Ingénue empfand einen Schmerz ähnlich dem, welchen ihr eine kalte, scharfe Klinge ihr Herz durchbohrend bereitet hätte.

Dieser Schmerz übersetzte sich durch einen Schrei, dessen sie sich, als sie Auger erscheinen sah, nicht erwehren konnte.

Auger, der seine Rede lange und mit vielem Nachdenken vorbereitet hatte, plaidirte seine Sache mit einem vollendeten Malertalente; er war beredt und brachte Rétif zurück.

Die Menschen von Einbildungskraft können nie Erfahrung erlangen; sie sehen zu sehr das, was sie träumen, um das, was ist, gut zu sehen.

Ingénue benützte alle diese Rührungen, um mit den klaren Augen der Unschuld den Mann anzuschauen, der beinahe so unheilbringend für sie gewesen wäre.

Auger war durchaus nicht häßlich; er hatte eher etwas Gemeines als etwas-Widriges; mehrere gute Eigenschaften können in der Physiologie eine Mangelhaftigkeit constituiren, wie mehrere Fehler eine Art von Schönheit, die besonders, welche man die Physiognomie nennt, hervorbringen können.

Lebhafte Augen, deren Ausdruck bis zur Unverschämtheit ging, ein Wald von Haaren, schöne Zähne, ein gesundes Aussehen, dies war der Mann; er war gut gebaut in seiner kleinen Taille und äußerst sorgfältig gekleidet; doch er hatte eine niedrige, zurückweichende Stirne und einen durch die Gewohnheit trivialer Ausdrücke verdorbenen Mund.

Leider war Ingénue unfähig, zu argwohnen, was Alles ein Mund wie dieser verrieth. Hierdurch erfolgte, daß der Eindruck, den auf sie ihre stillschweigende Prüfung machte, Auger nicht ganz so ungünstig war, als man hätte glauben sollen.

Alles, was wir von seiner Zerknirschung, von seinen Gewissensbissen, von seiner Verzweiflung gesagt haben, wiederholte Auger; er erzählte seine Kämpfe, seine Leiden, seine Unschlüssigkeiten, und erklärte am Ende seine feste Absicht, der allerfleißigste und allerredlichste Mensch zu werden.

Er hatte sogar Geist genug, um, während er auf den Prinzen den größten Theil seiner Fehler und Vergehen warf, von eben diesem Prinzen ein wenig von dem Firniß zu nehmen, der immer das abenteuerliche Auge der Frauen verführt.

Dieser Firniß von Adel und Eleganz, von blendender Bestechung und ambraduftender Aristokratie hatte Mühe, an der Oberhaut von Herrn Auger zu halten, doch er hatte es mit einfachen, guten Leuten zu thun, welche, nachdem das Mißtrauen einmal verschwunden war, Alles annahmen und eine Erzählung wie ein Glück benützten.

Als Auger gewahrte, mit welcher Aufmerksamkeit Rétif der Aufzählung der Livreen, der Equipagen, der Gemächer des Grafen von Artois, der Einzelheiten seiner Soupers und seiner

galanten Partien zuhörte, — keusch verschleierte Einzelheiten, damit sie Ingénue vernehmen konnte; — als er sah, welches Interesse selbst das Mädchen an der Beschreibung der Stoffe, der Ameublements, der Pferde und der Pagen nahm, als er mit einem Worte begriff, man habe ihn als Entführer vergessen, um ihn als Erzähler dieser verbrecherischen Hilfsmittel anzunehmen, da sing er an zu glauben, die Verzeihung sei ihm in vollem Umfange gewährt, und sehe man ihn nicht mit Vergnügen, so werde man ihn wenigstens mit Gleichgültigkeit sehen.

Zwischen diesem und dem Grauen, das er am Tage vorher noch einflößte, lag eine Kluft.

Diese Kluft hatte er übersprungen.

Doch mit einem wunderbaren Instincte, — mit jenem Instincte der schädlichen Thiere, welche ihre Beute zu ergattern trachten, — begriff er, daß er seinen Besuch nicht ausdehnen durfte, und er ging ab mit einem Ergusse von Dankbarkeit und Artigkeit, der vollends Rétif unterjochte und beinahe Ingénue beruhigte, an welche abgehend ein ehrerbietiges Lächeln gehüllt in eine tiefe Verbeugung zu richten er sich befugt glaubte.

XXXIII.

Der Verwundete und sein Arzt.

Wir können nun zum armen Christian zurückkehren, den gefällige Arme, die sich von hundert zu hundert Schritten ablösten, nach dem Marstalle von Artois unter Führung des breitschulterigen Mannes trugen, in welchem unsere Leser schon Danton erkannt haben.

Einige Fackeln wurden dem Zuge vorangetragen; Geschrei von Weibern und Aufrufe an das Mitleid, wenn nicht zu den Waffen, antworteten auf die Seufzer des Verwundeten.

Jeder trat hinzu, um in der Nähe den jungen Mann mit den schwarzen Haaren, mit den bleichen Wangen, mit den feinen Zügen zu sehen, dessen verwundeter Schenkel eine Woge Blutes bei jeder Bewegung der Tragbahre entströmen ließ.

Die Thüre des Marstalls schloß sich beim Anblicke des Zuges, dessen Absichten man nicht kannte; doch sie öffnete sich wieder, sobald der Portier auf dem Schmerzenslager ausgestreckt den zum Hotel gehörenden Pagen gesehen und erkannt hatte.

Bald liefen, von Danton aufgefordert, einige Leute voll Eifer weg, um in seinem Zimmer den Wundarzt vom Dienste aufzuwecken.

Herr Marat ging aber nicht so frühzeitig zu Bette: man fand Herrn Marat auf sein Manuscript gebeugt; er schrieb voll Eifer mit seiner langen, dünnen Schrift die Lieblingsseiten seines polnischen Romans ab.

»Es ist gut,« rief Marat übler Laune, daß man ihn bei einer so süßen Arbeit störte, »es ist gut, legt ihn aus mein Bett und sagt, ich komme.«

Die Personen, welche diesen Auftrag von Marat erhalten hatten, entfernten sich, eine einzige ausgenommen, die im Halbschatten blieb.

Marat sah diese menschliche Gestalt im Corridor stehen, und auf dieselbe seine an die Finsternis gewöhnten Augen, welche besser bei Nacht als bei Tag sehen, heftend, rief er:

»Ah? Du bist es, Danton? ich vermuthete, ich werde Dich heute Abend wiedersehen.«

»Wahrhaftig?« versetzte Danton, dieses Duzen annehmend, von welchem ihm Marat das Beispiel gab; »Du wußtest also, was vorging?«

»Oh! vielleicht. . .« erwiderte Marat. »Ich weiß viele Dinge, wie Du bemerken konntest.«

»In jedem Falle ist es heiß zugegangen, und ich bringe Dir ein Muster von der Arbeit, die man gemacht hat.«

»Ja, einen Verwundeten . . . Kennst Du ihn?«

»Ich? Ganz und gar nicht; doch er ist jung, doch er ist schön: ich liebe, was jung ist, ich liebe, was schön ist; ich habe mich für ihn interessiert und ihn deshalb begleitet.«

»Ist es ein Mensch aus dem Volke?«

»Oh! nein. Es ist ein Aristokrat, und zwar in der vollen Bedeutung des Wortes. Kleine Füße, kleine Hände, feine Züge, hohe Stirne . . . Du wirst ihn auf den ersten Blick hassen.«

Der Mund von Marat verdrehte sich in einem Lächeln.

»Und wo ist er verwundet?« fragte er.

»Am Schenkel.«

»Ah! ah! wahrscheinlich ist der Knochen verletzt; es ist eine Operation zu machen! Da ist ein schöner Bursche, da ist ein schöner junger Mann, da ist ein schöner Aristokrat verurtheilt, mit einem hölzernen Beine zu gehen!« sagte Marat.

Und er rieb sich die Hände, schaute auf seine Beine und fügte bei:

»Meine Beine sind zwar verkrümmt, doch es sind wenigstens meine Beine.«

»Die Wunden am Schenkel sind also bedenklich?«

»Oh! höchst bedenklich! Wir haben einmal die Schenkelpulsader, welche dabei betheilig sein kann, sodann den Knochen; ein zerrissener Nerve gibt den Starrkrampf. Eine garstige Wunde! oh! eine garstige Wunde!«

»Also ein Grund mehr, daß wir uns beeilen, ihm Hilfe zu bringen.«

»Ich gehe,« sagte Marat.

Und er stand langsam auf, stützte sich auf seine beiden Fäuste, las in dieser Stellung noch einmal die letzte Seite seines Romans, corrigirte ein paar Worte, nahm sein Besteck und folgte Danton, der in dem Studium, das er über den Menschen machte, nicht ein einziges Detail von dem, was Marat gesagt und gethan, verloren hatte.

Marat, welcher Danton voranschritt, trat in den Corridor hinaus, der sein Arbeitscabinet von seinem Schlafzimmer trennte. Dieser Corridor war voll von Leuten aus dem Volke; sie hatten den Verwundeten getragen oder nur sein Gefolge gebildet, und benutzten nun den Umstand, um sich das Vergnügen zu machen, entweder aus Theilnahme oder aus Neugierde einer Operation beizuwohnen.

Etwas, was Danton besonders auffiel, — außer dem sichtbaren Vergnügen, das Marat dabei fand, Aristokratenfleisch zu schneiden, — war die stumme Wiedererkennung zwischen dem Wundarzte und Einigen von den Leuten aus dem Volke, wahrscheinlich Mitgliedern einer geheimen Gesellschaft, deren verabredete Zeichen sie unter sich wechselten.

Wonach, ohne Zweifel gegen die Erwartung vieler Zuschauer, die Leute vom Hotel sie ziemlich barsch wegschickten; doch vor ihrem Abgange wechselte Marat mit denselben neue Zeichen des Verständnisses, und dabei sagte Jener Diesen Alles das, was die Brüderschaft des Aufruhrs sich an Zärtlichkeiten vor Profanen erlauben kann.

Ohne einen Blick auf den Verwundeten zu werfen, breitete nun Marat sein Necessaire aus, reihte seine Instrumente an einander, unter denen das Scalpirmesser und die Säge den ersten Rang einnahmen, und legte die Charpie zurecht; Alles jedoch langsam, geräuschvoll und mit der grausamen Feierlichkeit des Wundarztes, der seine Kunst liebt, nicht weil sie heilt, sondern weil sie schneidet.

Mittlerweile näherte sich Danton dem jungen Manne; dieser wartete, die Augen halb geschlossen durch die Betäubung, welche fast immer die Wunden der Feurgewehre hervorbringen.

»Mein Herr,« sagte er zu ihm, »Ihre Wunde wird ohne Zweifel eine schmerzliche, wenn auch nicht bedenkliche Operation erfordern; haben Sie Jemand in Paris, den Sie zu sehen wünschen, oder Jemand, den Ihre Abwesenheit beunruhigen könnte? Ich werde es übernehmen, dieser Person einen Brief zukommen zu lassen.«

Der junge Mann öffnete die Augen und erwiderte:

»Mein Herr, ich habe meine Mutter.«

»Nun wohl, ich stelle mich zu Ihrer Verfügung. Wollen Sie mir ihre Adresse geben? Ich werde ihr schreiben, wenn Sie nicht schreiben können, oder sie einfach holen lassen.«

»Oh! mein Herr, ich muß selbst schreiben,« sagte der junge Mann; »hoffentlich werde ich die Kraft hierzu haben. Nur geben Sie mir einen Bleistift statt einer Feder.«

Danton zog aus seiner Tasche ein kleines Portefeuille, aus diesem kleinen Portefeuille einen Bleistift, reichte ihn nebst einem weißen Blatte dem jungen Manne, und sagte zu ihm:

»Hier, mein Herr, schreiben Sie.«

Der junge Mann nahm den Bleistift, und mit einer unerhörten Willenskraft, — trotz des Schweißes, der in großen Tropfen von seiner Stirne floß, trotz der Seufzer, die seine zusammengepreßten Zähne nicht zurückzuhalten vermochten, — schrieb er ein paar Zeilen und übergab sie Danton.

Doch diese Handlung, so einfach sie war, hatte seine Kräfte erschöpft, und er fiel fast ohnmächtig auf sein Kopfkissen zurück.

Marat hörte dieses Seufzen oder vielmehr dieses Stöhnen; er ging auf das Bett zu und sagte:

»Untersuchen wir das ein wenig.«

Der junge Mann machte eine Bewegung, als wollte er sein verwundetes Bein von Marat entfernen, dessen Anblick nicht so beschaffen war, daß er ein sehr kräftiges Vertrauen denjenigen einflößen konnte, welche das Unglück hatten, ihm in die Hände zu fallen.

In der That, das Gesicht von Marat war nicht sehr einschmeichelnd, die Hand von Marat war nicht sehr sauber.

Marat mit seinem Nachtgewande, mit seinem um den Kopf, wir möchten beinahe sagen, um seine Augen gewickelten Sacktuche, mit seiner fahlen, schiefen Nase, mit seinen runden Augen und seinem frechen Munde brachte auf Christian nicht die Wirkung eines äußerst göttlichen Acskulaps hervor.

»Ich bin verwundet,« sagte er zu sich selbst, »mehr noch, ich hätte getödtet zu werden gewünscht; doch ich möchte nicht gern zum Krüppel gemacht sein.«

Da sich diese Idee immer schärfer in seinem Gehirne ausbildete, so hielt Christian den Arm von Marat in dem Augenblicke zurück, wo dieser sich anschickte, die Wunde zu untersuchen.

»Verzeihen Sie, mein Herr,« sagte er mit ruhiger, sanfter Stimme, »ich leide; doch ich will mich der Medicin nicht wie ein Verzweifelter überlassen. Ich empfehle Ihnen also, keine Operation an mir zu versuchen, hören Sie wohl? keine, bevor Sie mir eine Consultation gegeben oder mich um meine Meinung gefragt haben.«

Marat richtete ungestüm den Kopf auf, um etwas Trotziges hierauf zu erwidern; doch beim Anblicke dieses Gesichtes mit dem Gepräge des Adels und der Sanftmuth, beim Anblicke dieses klaren, wohlwollenden Auges blieb er unbeweglich, stumm, wie zugleich im Kopfe und im Herzen getroffen.

Es war augenscheinlich, daß Marat diesen jungen Mann nicht zum ersten Male sah, und daß sein Anblick in ihm ein Gefühl erweckte, von dem sich der Arzt selbst vielleicht nicht hätte Rechenschaft geben können.

»Sie haben mich gehört, mein Herr?« sagte Christian, der dieses Zögern des Arztes für das schlimmste von allen Symptomen, für das der ängstlichen Unwissenheit nahm.

»Ja, ich habe Sie gehört, junger Herr,« erwiderte Marat mit einer fast zitternden Stimme; »doch Sie denken nicht, daß ich Ihnen übel wolle?«

Christian war ebenfalls betroffen von dem Widerspruche, der zwischen diesem häßlichen Gesichte und diesen wohlwollend ausgedrückten Gefühlen der Theilnahme stattfand.

»Was für ein Instrument ist das?« fragte er Marat, auf das Werkzeug deutend, welches dieser in der Hand hielt.

»Das ist eine Sonde, mein Herr,« antwortete der Wundarzt mit immer schüchternerem Auge, mit fast gerührtem Blicke.

»Ich glaubte, dieses Instrument sei gewöhnlich von Silber?«

»Sie haben Recht, mein Herr,« sagte Marat.

Und er nahm mit beiden Händen das Besteck und die Instrumente, die es auf den Tisch entleert hatte, verließ das Zimmer und holte aus seinem Cabinet eine Sammlung Werkzeuge von der feinsten Arbeit, zusammengelegt in einem Necessaire, das an und für sich und abgesehen von den Instrumenten, die es enthielt, das Doppelte vom ersten Bestecke und den ersten Instrumenten mit einander werth war. Das war ein Geschenk des Herrn Grafen von Artois für ein Buch, welches ihm Marat gewidmet hatte.

Marat näherte sich dem Bette des Verwundeten, diesmal jedoch mit einer silbernen Sonde.

»Mein Herr,« sagte zu ihm Christian, der nur wenig beruhigt war, trotz des Eifers, mit dem Marat seine stählerne Sonde gegen eine silberne vertauscht hatte, »ich habe von Consultation gesprochen: unter Consultation verstehe ich nicht nur Ihre Meinung, deren Werth ich durchaus nicht bestreite, sondern auch die von Einigen Ihrer Collegen von anerkannter Autorität.«

»Ah! das ist wahr,« sprach Marat mit einem Gefühle der Bitterkeit, das er nicht verbergen konnte, »ich habe keinen Namen, ich bin kein Mann von Autorität: ich besitze nur Talent.«

»Ich ziehe es nicht in Zweifel, mein Herr; handelt es sich aber um eine so bedeutende Wunde wie die meinige, so glaube ich, daß drei Ansichten mehr werth sind, als eine.«

»Gut, mein Herr,« erwiederte Marat; »wir haben im Quartier du Faubourg Saint-Honoré den Doctor Louis und in der Rue Neuve-de-Lurembourg den Doctor Guillotin. Scheinen Ihnen diese zwei Namen eine genügende Garantie zu bieten?«

»Das sind zwei bekannte und verehrte Namen,« antwortete der Verwundete.

»Ich will diese Herren also holen lassen?«

»Ja, mein Herr, wenn es beliebt.«

»Wenn sie aber anderer Ansicht sind als ich. . . nehmen Sie sich in Acht!«

»Sie werden Drei sein, mein Herr: die Majorität wird entscheiden.«

»Sehr gut, mein Herr,« sagte Marat.

Und sanft und gehorsam gegen die Stimme dieses Verwundeten, die einen so großen Einfluß aus ihm zu üben schien, trat Marat an die Thüre, rief einem von den Stallknechten, bezeichnete ihm die Adresse der zwei Wundärzte, und gab ihm Befehl, sie zu holen und nicht ohne sie zurückzukehren.

»Nun, mein Herr,« sprach er zu dem jungen Manne, »nun da Sie sicher sind, daß nichts ohne unser dreifaches Zusammenwirken geschehen wird, lassen Sie mich wenigstens Ihre Wunde untersuchen und mich mit dem vorläufigen Verbande beschäftigen.«

»Oh! was das betrifft . . . thun Sie es, mein Herr,« erwiederte Christian, »thun Sie es.«

»Albertine,« rief Marat, »bringe frisches Wasser und Compressen.«

Und zu Christian zurückkehrend:

»Auf, mein Herr, Muth! ich werde die Wunde sondiren.«

»Ist die Operation sehr schmerzhaft?« fragte Christian.

»Ja, mein Herr; doch sie ist zugleich unerlässlich, und seien Sie unbesorgt, ich werde dabei mit der ganzen Leichtigkeit meiner Hand zu Werke gehen.«

Christian antwortete nur dadurch, daß er dem Wundarzte sein Bein darbot.

»Vor allen Dingen verbergen Sie mir nichts, mein Herr,« sagte Christian.

Marat verbeugte sich zum Zeichen der Zustimmung und begann die Operation.

Beim Einbringen der Sonde in die Wunde, die sich sogleich mit einem blutigen Schaume färbte, erbleichte Christian, jedoch noch weniger als der Chirurg.

»Sie schreien nicht,« sagte Marat zu Christian; »ich bitte, schreien Sie, schreien Sie.«

»Und warum, mein Herr?«

»Weil Sie das erleichtern wird, und ich, wenn ich Sie nicht schreien höre, annehme, Sie leiden mehr, als Sie in Wirklichkeit leiden.«

»Warum sollte ich schreien,« erwiderte Christian, »da Sie Ihr Bestes thun, und Ihre Hand in der That leichter ist, als ich hoffte? Seien Sie also ohne Furcht, mein Herr, und fahren Sie fort.«

Nachdem er aber so gesprochen, drückte der junge Mann an seine Lippen ein Taschentuch und biß mit kräftigen Zähnen darein.

Die Operation dauerte ungefähr eine halbe Minute.

Dann zog Marat mit sorgenvoller Stirne die Sonde aus der Wunde zurück, und legte eine mit kaltem Wasser getränkte Compresse auf.

»Nun?« fragte der junge Mann.

»Sie haben eine Consultation gewünscht,« antwortete Marat: »meine Collegen werden bald kommen; warten wir.«

»Warten wir!« wiederholte der junge Mann, während er seinen immer mehr erbleichenden Kopf wieder auf das Kissen fallen ließ.

XXXIV.

Die Consultation.

Man hatte nicht lange zu warten: der Doctor Louis kam nach zehn Minuten und der Doctor Guillotin nach einer Viertelstunde.

Christian begrüßte den Eintritt der zwei Aerzte mit einem sanften, traurigen Lächeln.

»Meine Herren,« sagte er »ich habe eine schwere Wunde bekommen, und da ich Page von Seiner Königlichen Hoheit Monseigneur dem Grafen von Artois bin, so ließ ich mich nach seinem Marstalle bringen, weil ich wußte, ich finde hier einen Wundarzt. Welches Vertrauen ich nun auch zu diesem Herrn habe, so wollte ich doch Ihre Meinung hören, ehe ich mich für etwas entscheiden würde.«

Guillotin und Marat begrüßten sich als zwei Bekannte, während sich im Gegentheile der Doctor Louis und Marat als zwei Fremde grüßten.

»Untersuchen wir die Wunde,« sprach Guillotin.

»Leihen Sie mir Ihre Sonde, mein Herr,« sagte der Doctor Louis zu Marat.

Ein Schauer durchzog die Adern des jungen Mannes bei dem Gedanken, man werde die Operation , die ihm so viel Schmerzen gemacht, wieder anfangen, und diesmal werde die Operation von der zitternden Hand eines Greises versucht werden.

»Das ist unnöthig,« entgegnete rasch Marat, »ich habe die Wunde sondirt, und ich kann Ihnen jede Auskunft, die Sie wünschen, über den Zustand der Wunde und über den Weg, den die Kugel genommen, geben.«

»Dann wollen wir ins Nebenzimmer gehen,« sagte der Doctor Louis.

»Warum, meine Herren?« fragte Christian; »damit ich nicht hören kann, was Sie sagen werden?«

»Um Sie nicht unnöthig durch Worte zu erschrecken, die vielleicht in Ihrer Einbildungskraft eine andere Bedeutung, als die, welche ihre eigentliche ist, annehmen würden.«

»Gleichviel, meine Herren,« sprach Christian, »ich wünsche, daß Alles in meiner Gegenwart vor sich gehe.«

»Er hat Recht,« fügte Marat bei, und das ist auch mein Wunsch.«

»Gut,« erwiderte der Doctor Louis.

Dann fragte er lateinisch:

»Was ist der Zustand der Wunde?«

Marat antwortete in derselben Sprache, jedoch mit einem bleichen Lächeln.

»Meine Herren,« sagte Christian, »ich bin Pole, und das Lateinische ist fast meine Muttersprache: soll ich Ihre Dissertation nicht verstehen, so müssen Sie eine andere Sprache wählen. Nur sage ich Ihnen zum Voraus, daß ich ungefähr alle Sprachen spreche, die Sie kennen und selbst sprechen mögen.«

»Sprechen wir also Französisch,« sagte der Doctor Guillotin; »überdies scheint der junge Mann herzhaft und entschlossen zu sein.«

Sodann sich an Marat wendend:

»Reden Sie, College, wir hören.«

Doch das Wort: »Ich bin Pole,« schien Marat dergestalt ergriffen zu haben, daß er kaum die Sylben zu artikuliren vermochte.

Er wischte seine mit Schweiß bedeckte Stirne ab, schaute den jungen Mann mit einem unbeschreibbaren Ausdrucke von Bangigkeit an, schüttelte den Kopf, als wollte er eine Idee verjagen, die sich seiner unwillkürlich bemächtigte, und sagte endlich:

»Meine Herren, wie Sie sehen, ist die Kugel beim oberen Drittel des Schenkels eingedrungen; sie gelangt unmittelbar auf den Knochen, an welchem sie sich, indem sie ihn bricht, lähmt; da sie aber an den äußeren Punkt schlägt, so weicht sie leicht ab und setzt sich zwischen dem Knochen und den Muskeln fest. Man fühlt sie mit der Sonde.«

»Bedenklich!« murmelte der Doctor Louis.

»Sehr bedenklich!« sagte Guillotin.

»Ja, sehr bedenklich!« wiederholte Marat.

»Sind Splitter da?« fragte Guillotin.

»Es sind da,« antwortete Marat: »ich habe zwei mit der Sonde herausgezogen.«

»Aeußerst bedenklich!« wiederholte Louis.

»Uebrigens kein Blutfluß,« sagte Marat: »folglich, so viel man zu beurtheilen vermag, keine Verletzung der großen Gefäße; was die Schenkelschlagader betrifft, sie war durch ihre Lage außer dem Bereiche des Geschosses- . . .«

»Sobald der Knochen gebrochen ist. . .« bemerkte der Doctor Louis seinen Collegen anschauend.

»Läßt sich nur noch die Amputation vornehmen,« vollendete Guillotin.

Marat erbleichte.

»Verzeihen Sie, Doctor,« entgegnete er, »überlegen Sie wohl: bei einem einfachen Bruche ist dieser Beschluß entsetzlich.«

»Ich halte die Amputation für dringend,« wiederholte der Doctor Louis.

»Ei! warum?« fragte Marat; »ich höre Sie, und zwar mit dem Respecte, den ich dem Verfasser der schönen *Abhandlung über die Schußwunden* schuldig bin.«

»Warum? Weil sich erstens in einigen Tagen eine heftige Entzündung entwickeln wird: diese Entzündung wird eine übermäßige Spannung des Fleisches hervorbringen; durch das Factum dieser Spannung wird eine gewaltige Zusammenziehung der Theile stattfinden; das Subject ist jung, kräftig: das Losstrammen wird unmächtig sein, die Zusammenziehung zu hemmen, — hiervon der Brand! Zweitens werden bei dieser Entzündung die Splitter gepreßt werden; sie werden die Nervenfäden reizen; dieses Reizen wird unerträgliche Schmerzen erzeugen, und diese Schmerzen werden wahrscheinlich den Starrkrampf herbeiführen; man wird also das Glied nicht erhalten, und man wird das Individuum tödten. Drittens endlich bleibt der Kranke, — angenommen, man vermeide den Brand und den Starrkrampf, — einer Eiterung ausgesetzt, welche im höchsten Grade schwächt; denken Sie sich nun, Sie seien in diesem Augenblicke genöthigt, den Schenkel abzuschneiden, dann stirbt der Kranke an der Operation.«

»Ich leugne nichts von Allem dem,« erwiderte Marat; »doch das scheint mir noch kein genügender Grund, um das Glied abzunehmen; Sie haben die Dinge aufs Schlimmste gestellt;

Sie haben sie auf den äußersten Grad getrieben, Doctor; ich, was mich betrifft, ich hoffe Besseres von der Wunde.«

»Wie gedenken Sie aber die Entzündung zu bekämpfen? Werden Sie die Wunde losstrammen?«

»Nein; denn die Wunde losstrammen heißt eine neue Wunde auf eine alte pflöpfen, und es würde hierdurch die Entzündung vermehrt statt vermindert.«

»Es ist die Ansicht von John Bell, man müsse die Wunde immer losstrammen,« bemerkte der Doctor Louis.

»Es ist aber nicht die von Hunter,« entgegnete Marat.

»Nennen Sie Ihre Mittel, um die Entzündung bei einem Subjecte zu bekämpfen, das, ich wiederhole es, jung und kräftig ist.«

»Ist es jung und kräftig,« antwortete Marat, »so werden wir ihm Blut abzapfen.«

»Gut, was die allgemeine Entzündung betrifft; es wird jedoch die örtliche Entzündung bleiben.«

»Wir werden ihm, wenn ich mich so ausdrücken darf, einen Wärmestoff-Aderlaß machen.«

»Sie wollen sagen, Sie werden es mit kaltem Wasser behandeln?«

»Das ist ein Mittel, welches ich mehr als einmal mit glücklichem Erfolge angewendet habe.«

»Doch die Splitter?«

»Man braucht sich nicht hierum zu bekümmern; so wie sie sich darbieten, werden wir sie herausreißen, wohlverstanden, so oft wir es ohne Gefahr für den Kranken thun können.«

»Doch die Kugel? die Kugel?« rief der Doctor Louis.

»Allerdings, man muß sie wenigstens ausziehen,« sagte Guillotin.

»Die Kugel wird von selbst kommen.«

»Und wie das?«

»Die Eiterung wird sie nach außen treiben.«

»Sie wissen aber wohl, daß es unmöglich ist, einen fremden Körper in der Wunde zu lassen.«

»Ein fremder Körper, besonders wenn er aus Blei besteht, ist nicht nothwendig tödtlich.«

»Wo haben Sie denn das gesehen?« rief der Doctor Louis.

»Ich will es Ihnen sagen. . . Hören Sie, was mir eines Tages in Polen begegnete: ich ging auf die Jagd . . . ich war immer ein mittelmäßiger Jäger; überdies ist die Jagd ein grausames Vergnügen, und vor Allem bin ich human.«

Die beiden Aerzte verbeugten sich.

»Nun wohl, als ich eines Tages jagte, hielt ich einen Hund für einen Wolf und sandte ihm drei Rehposten zu: der eine setzte sich in den Lendenmuskeln fest, der andere plattete sich oben am Schulterblatte ab, der dritte brach eine Rippe. Den letzten konnte ich ausziehen; der zweite kam nach Verlauf von zehn Tagen selbst aus der Wunde heraus; der dritte blieb im Fleische, verursachte aber keinen Unfall. Nun denn, warum sollte die Natur, welche auf dieselbe Art bei allen Thieren wirkt, nicht für den Menschen thun, was sie für den Hund thut?«

Der Doctor Louis blieb einen Augenblick nachdenkend.

Plötzlich aber sagte er:

»Seien Sie auf Ihrer Hut, mein Herr! was Sie da auseinandergesetzt haben, ist nur eine persönliche Beobachtung, es ist ein merkwürdiges, interessantes Factum; die Wissenschaft stützt

sich aber nicht auf Ausnahmen. Meiner Ansicht nach risquieren Sie das Leben des Verwundeten, indem Sie eine Theorie anwenden, welche im Widerspruche mit der ganzen chirurgischen Wissenschaft von Ambroise Paré bis auf Jean Louis Petit steht.«

Marat verbeugte sich mit einer ruhigen Festigkeit.

Der Doctor Louis blieb aber beharrlich.

»Ich nehme die Sache auf mich,« sagte Marat.

»Geben Sie wohl Acht, mein Herr,« entgegnete der Doctor Louis: »die Chirurgie erhebt sich seit, kurzer Zeit wieder; es ist für die Wundärzte, welche , gestern noch Barbieri und Pflasterstreicher, Bedürfniß, ihrem Stande Achtung zu verschaffen, und das Mittel, ihm Achtung zu verschaffen, ist, nichts zu wagen, sich geizig mit dem Leben der Individuen zu zeigen, — zu heilen.«

»Mein Herr, ich muß die Wahrheit Ihrer Worte, die Aufrichtigkeit Ihrer Meinung anerkennen,« sagte Marat; »doch Sie haben einen zu großen Respect vor dem Doctorhute: ich, ich setze das Gewissen über den Gebrauch.«

»Wenn aber der Mensch stirbt, wie wird es mit Ihrem Gewissen sein, das allen wissenschaftlichen Traditionen zuwider und gegen die Meinung aller Männer, deren Erfahrung das Gesetz macht, gehandelt hat?«

»Es gibt zwei Gesetze, welche meiner Ansicht nach das der Erfahrung überwiegen,« erwiederte Marat: »das eine ist das Gesetz der Humanität, das andere das des Fortschrittes. Im Ganzen ist die Chirurgie nicht bestimmt, nur schöne Operationen zu machen; was bedeutet das Wort Chirurgie? Hilfe der Hand. Die Hand sei also eine Hülse, und das Schnittmesser ein Medicament. Ich verleugne mir die Verwegenheit des Actes nicht, doch ich nehme ihn auf mich. Oh! entschuldigen Sie, Doctor, es gibt einen Ersatz für die Häßlichkeit meiner Augen: das ist ihre Güte; nun Kohl, ich sehe von hier aus den Tag, wo die Chirurgie einen großen Fortschritt gemacht haben wird: die Chirurgie, welche schneidet, ist nur eine Kunst, die Chirurgie, welche heilt, ist eine Wissenschaft.«

»Ich würde Ihre Hartnäckigkeit noch begreifen, Herr Marat, wäre die Wunde am Arme; doch ein Bruch durch einen Schuß an einem unteren Gliede!«

»Ich übernehme die Verantwortlichkeit, mein Herr!« sprach Marat.

Bei diesem Worte, das alle chirurgische Consultationen abschneidet, verbeugten sich die zwei Doctoren, und Guillotin reichte Marat mit einer wahren Sympathie die Hand.

»Möchte es Ihnen glücken,« sagte er; »ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen einen günstigen Erfolg.«

»Ich wünsche Ihnen dasselbe, doch ich bezweifle diesen Erfolg,« fügte der Doctor Louis bei.

»Und ich, ich stehe dafür!« sprach Marat.

Und er begleitete bis zur Thüre die zwei Doctoren? ehe sie sich entfernten, erklärten sie zum letzten Male, sie überlassen die ganze Verantwortlichkeit für die Behandlung ihrem Collegen, dem Arzte des Marstalles von Seiner Königlichen Hoheit Monseigneur dem Grafen von Artois.

Diese lange Discussion, statt den jungen Mann niederzuschlagen, hatte seine Kräfte exaltiert. Marat, als er zu ihm zurückkam, fand ihn mit fieberglühendem Auge.

Er streckte seine beiden Hände dem Doctor in einem Ergusse der Dankbarkeit entgegen und sagte zu ihm:

»Mein Herr, empfangen Sie meinen vollen Dank für die Art, wie Sie mein armes Bein

vertheidigt haben. Behalte ich es, so bin ich Ihnen dafür verbunden, und ich werde ewig erkenntlich sein. Treten die von diesen Herren prophezeiten Unfälle ein, nun« so werde ich mit der Ueberzeugung sterben, Sie haben Alles gethan, was, um mich zu retten, zu thun möglich war.«

Marat nahm die beiden Hände, die ihm der junge Mann reichte, und zwar mit einem so fühlbaren Zittern, daß ihn der Verwundete erstaunt anschaute. Dieser Blick fragte offenbar nach der Ursache einer solchen Gemüthsbewegung, welche im Allgemeinen selten genug bei den Aerzten, und besonders bei den Aerzten vom Schlage des unsern, daß der Verwundete sie bemerkte.

»Mein Herr,« sprach Marat, »haben Sie nicht gesagt, Sie seien Pole?«

»Ja, mein Herr.«

»Wo sind Sie geboren?«

»In Warschau.«

»Wie alt sind Sie?«

»Siebzehn Jahre.«

Marat schloß die Augen und strich mit der Hand über seine Stirne, wie es ein Mensch thut, dem es schlimm wird.

»Ihr Vater lebt?« sagte er.

Und seine Augen verschlangen zum Voraus die Antwort, die von den Lippen des Verwundeten ausgehen sollte.

»Nein, mein Herr,« erwiderte dieser; »mein Vater ist vor meiner Geburt gestorben, und ich habe ihn nie gekannt.«

Bei diesen Worten wurde Marat nachdenkend, zu gleicher Zeit aber eifriger als je. Er reichte Christian einen leicht aromatisierten Trank, um den Krämpfen und der nervösen Erstarrung entgegenzuwirken und schritt dann selbst zum Verfertigen einer seltsamen Vorrichtung, mit der er zugleich die Entzündung und den Starrkrampf zu bekämpfen hoffte. Das war eine Art von Fontaine, die er längs der Wand befestigte, und die mittelst eines Strohhalmes Tropfen um Tropfen ein eiskaltes Wasser auf die, mit einer einfachen Compresse bedeckte, Wunde sollte fallen lassen.

Der junge Mann schaute ihm mit einer Mischung von Erstaunen und Dankbarkeit zu. Alle diese eifrigen, sorgsam Bestrebungen lagen so sichtbar außer den Gewohnheiten von Marat, daß derjenige, welcher der Gegenstand derselben, unwillkürlich darüber tief erstaunt war.

»Also, mein Herr,« sagte Christian zu ihm, als die Vorrichtung zu funktionieren anfing, »Sie beschäftigen sich nicht anders mit der Kugel?«

»Nein,« erwiderte Marat, »es ist besser, sie zu lassen, wo sie ist, da sie nicht am Knochen anhängt, als es versuchen, sie auszuziehen; denn nähme ich ihre Aufsuchung vor, so würde ich mich der Gefahr aussetzen, ernste Uebel hervorzurufen, zum Beispiel einen von den heilsamen Blutklumpen zu zerstören, welche die sinnreiche Natur, — diese gute Mutter, der Beste von allen Aerzten! — unfehlbar bilden wird. Nein, von zwei Dingen eines: entweder wird die Kugel durch ihr eigenes Gewicht niedersinken, und wir haben an einem schönen Tage nur die Haut zu öffnen, um sie auszuziehen, oder, wenn sie uns belästigt, machen wir einen Einschnitt beim nächsten Punkte, und wir holen sie.«

»Es sei,« sprach der junge Mann; »machen Sie es, wie es Ihnen gutdünkt: ich überlasse mich

ganz Ihnen.«

Marat schien zu athmen.

»Ah!« sagte er mit einem fast zärtlichen Lächeln, »Sie mißtrauen mir also nicht mehr?«

Der junge Mann machte eine Bewegung.

»Oh!« fuhr Marat fort, »leugnen Sie es nicht! . . . Sie waren vorhin nicht beruhigt hinsichtlich meiner.«

»Entschuldigen Sie mich, mein Herr,« erwiderte Christian, »ich kannte Sie nicht, und ohne an Ihrem Talente zu zweifeln . . .«

»Es ist wahr,« unterbrach Marat, halb mit sich selbst, halb zu dem jungen Manne sprechend, »da Sie mich nicht kannten, so konnte Sie mein Aussehen nicht beruhigen; denn ich soll häßlich sein, und wenn ich mich anschau, bin ich genöthigt, der Ansicht derer, welche dies sagen, beizutreten; mein Costume hatte auch nichts Beruhigendes: ich bin nicht sehr reizend im Nachtgewande; mein Ruf vermochte Sie eben so wenig zu beruhigen. . . ei! ei! ich habe keinen! Und dennoch weiß ich, wie Sie sehen, die Beine gegen diejenigen, welche sie abschneiden wollen, zu vertheidigen; und dennoch,« fuhr er mit einer Art von Schwermuth fort, die dieser Organisation voller Contraste nicht fremd war, »und dennoch habe ich mehr gesehen, mehr gelernt, mehr gearbeitet, als sie Alle! Was hat Sie also an mir beruhigt, mein Herr?«

»Nun wohl, Ihre Aenderung gegen mich, Ihr erschrecklich barsches Benehmen in ein sanftes Wohlwollen verwandelt. Als ich Sie eintreten und Sie mit vollen Händen unter diesen entsetzlichen Instrumenten wühlen sah, hielt ich Sie eher für einen Schlächter, als für einen Arzt. Nun sind Sie im Gegentheile eifrig und sorgsam gegen mich, wie es nur eine Frau wäre, und Sie schauen mich an, wie ein Vater sein Kind anschauen würde. Denjenigen, welchen man so anschaut, will man nicht leiden lassen.«

Marat wandte sich ab. Was suchte denn dieses bittere, verachtende Herz zu verbergen? Schämte sich Marat seiner guten Gefühle, wie sich ein Anderer schlimmer geschämt hätte? Oder ging im Grunde dieser finsternen Seele etwas Ungewöhnliches vor, was er Aller Augen entziehen wollte?

In diesem Momente machte sich im Vorzimmer ein Geräusch hörbar, ähnlich dem einer Person, welche in größter Eile herbeiläuft, und eine Frau stürzte aus dem Corridor herein und rief mit erstickter Stimme:

»Mein Sohn! mein Christian! wo ist er? wo ist er?«

»Meine Mutter!« rief der junge Mann, indem er sich in seinem Bette aufrichtete und beide Arme derjenigen, welche herbeilief, entgegenstreckte.

Zu gleicher Zeit zeichnete sich die hohe Gestalt von Danton in der Oeffnung der Thüre wie in einem für sie zu engen Rahmen.

Danton suchte mit den Augen Marat; dieser hatte aber beim Anblicke der eintretenden Frau und beim ersten Worte, das sie gesprochen, einen Schrei ausgestoßen und war in den dunkelsten Winkel des Zimmers zurückgewichen.

XXXV.

Wo Danton zu glauben anfängt, der Roman des jungen Potocky sei weniger ein Roman, als eine Geschichte.

Der Verwundete hatte, um mit Leib und Seele seiner Mutter entgegen zustürzen, auf die Kräfte gerechnet, die er nicht besaß, so daß er fast ohnmächtig auf sein Kopfkissen zurückfiel.

Die Mutter gab einen Schrei von sich und verlangte Hilfe; Danton näherte sich aber allein und beruhigte sie, indem er ihr ihren Sohn zeigte, der die Augen wieder öffnete, während sie zu gleicher Zeit feine beiden Arme um ihren Hals wieder lebendig werden fühlte.

Marat hatte sich nicht gerührt: er schien aus dem dunklen Winkel, in den er sich geflüchtet, das Gemälde zu verschlingen, das vor ihm diese Mutter und dieses Kind bildeten.

Die Mutter war eine noch schöne Frau, obgleich nicht mehr jung. Ihre durch die Gemüthserschütterung, die sie so eben erlitten, verstörten Züge trugen das Gepräge eines großartigen Charakters von Adel und Stolz an sich, indeß ihre hellblauen Augen und ihre blonden Haare die Frau vom Norden, in der vollen Aristokratie der fürstlichen Geschlechter, bezeichneten.

Gegen ihren Sohn geneigt, an dessen Stirne ihre Lippen klebten, enthüllte sie in dieser Stellung eine noch reiche Taille und einen Fuß von merkwürdiger Eleganz.

Der junge Mann öffnete die Augen wieder, wie es Danton gesagt hatte, und die Mutter und der Sohn tauschten einen von jenen Blicken, in welchen eine ungeheure Menge Hymnen an die Vorsehung, ein unaussprechlicher Dank zu Gott enthalten sind.

Mit wenigen Worten erzählte sodann Christian, ohne zu sagen, woher er gekommen, noch warum er sich auf der Place Dauphine befunden, seiner Mutter, wie er verwundet worden, wie er, als Page von Monseigneur dem Grafen von Artois, nach dem Marstalle des Prinzen geführt zu werden verlangt habe; wie er durch die Fürsorge von Danton, — den er mit dem Finger bezeichnete, da er ihn nicht dem Namen nach kannte, — aus eine Tragbahre gelegt und nach dem Faubourg Saint-Honoré zurückgebracht worden sei; wie er den Wundarzt des Marstalles gefunden, wie dieser ihn gegen seine Collegen, welche ihm durchaus das Bein abschneiden wollten, vertheidigt, und wie endlich die Aufmerksamkeiten und Bemühungen des Arztes, so viel als möglich, die von einer solchen Wunde unzertrennlichen Schmerzen gelindert haben.

Und während er Alles dies erzählte, suchte der junge Mann mit den Augen Marat, welcher sich immer mehr in den Schatten des Zimmers vertieft hatte.

Nachdem sie ihre Liebe ihrem Sohne ausgedrückt, war es für die Mutter von Christian Bedürfniß, ihre Dankbarkeit seinem Retter auszudrücken.

»Aber wo ist denn dieser gelehrte und edelmüthige Doctor?« fragte sie, indem sie im Zimmer umherschaute und dann den Blick auf Danton heftete, als wollte sie ihn bitten, sie in der Aufsuchung des Wundarztes zu leiten, wie er sie bei der Aufsuchung des Hauses geleitet hatte.

Danton nahm eine Wachskerze, schritt auf den Winkel des Zimmers zu, von wo aus Marat dieser ganzen Scene beigewohnt hatte, und sagte lachend:

»Hier ist er, Madame; beurtheilen Sie ihn weder nach seiner Tracht, noch nach seiner Miene,

sondern nach dem Dienste, den er Ihnen geleistet hat.«

Und zu gleicher Zeit beleuchtete er mit einem und demselben Scheine das Gesicht von Marat und das der Mutter von Christian, welche die Eine einen Blick der Dankbarkeit, der Andere einen Blick fast des Schreckens wechselten.

Kaum hatten sich diese zwei Blicke gekreuzt, als Danton wahrnahm, es gehe im Herzen dieser beiden Personen etwas vor, was die Zuschauer nicht begreifen konnten.

Marat war zwei Schritte von der Wand; beim Anblicke dieser Frau wich er zurück wie beim Anblicke eines Gespenstes, und nur die Wand allein, an die er sich nun anlehnte, verhinderte ihn, weiter zu gehen.

Die unbekannte Frau ihrerseits behielt einen Augenblick ihre Kaltblütigkeit; doch alsbald erinnerten sie das Erstaunen von Marat, seine Blässe, der erstickte Schrei, den er von sich gab, ohne Zweifel an das, was die Zeit und das Leiden an einem einst bekannten Gesichte verwischt hatten, sie verlor ebenfalls die Haltung, schlug ihre Hände an einander, wich bis zum Bette zurück, als wollte sie eine Zuflucht bei ihrem Sohne suchen oder ihm selbst Schutz gewähren, und murmelte:

»Oh! wäre es möglich?

Diese stumme Scene, kaum merkbar für die Verständigsten, hatte zu einzigen Zeugen Danton und Albertine, welche voll Unruhe hin und herging.

Was Christian betrifft, — er schloß angegriffen durch so viel Leiden und Gemütsbewegungen die Augen und begrub sich in die ersten Nebel des Schlafes.

Die anderen Anwesenden waren einige Bediente vom Hause des Prinzen, die sich halb aus Müdigkeit, halb aus Discretion nach und nach entfernten, entweder um sich schlafen zu legen, oder um über die Ereignisse der Nacht zu plaudern.

Seltsamer Weise aber nahm nach der Entfernung der Zeugen die Scene, die wir zu beschreiben versucht, keinen Fortgang.

Marat, der sich von einem so heftigen Schlage betroffen gefühlt hatte, erlangte wieder seine Stärke und bewältigte seine Gemütsbewegung.

Die Mutter strich mit ihrer eiskalten Hand über Ihr Gesicht, jagte fern von sich die Erinnerung, und schüttelte den Traum ab.

Danton schaute Beide an und brachte rückwärts gehend wieder auf den Kamin die Kerze, die er hier genommen.

»Madame. . .« stammelte Marat, trotz seiner Willenskraft unfähig, ein Wort mehr zu sagen.

»Mein Herr,« antwortete die Mutter mit einem leichten Accente, der ihren fremden Ursprung verrieth, »mein Sohn und ich, wir haben Ihnen viel Dankbarkeit zu bezeugen.«

»Ich habe meine Pflicht bei diesem jungen Manne gethan,« erwiderte Marat; »ich hätte sie bei jedem Anderen gethan.«

Und unwillkürlich zitterte seine Stimme, als er die drei Worte: »Diesem jungen Manne«, aussprach.

»Ich danke Ihnen, mein Herr,« sagte sie; »und kann ich meinen Sohn nun zu mir bringen lassen?«

Eine Art von Kampf entspann sich im Herzen von Marat. Er näherte sich dem Bette, betrachtete aufmerksam prüfend Christian, der in den tiefen Schlaf der Ermüdung versunken war, und sprach, ohne seiner Mutter ins Gesicht zu schauen:

»Sie sehen, daß er schläft.«

»Ich frage Sie das nicht, mein Herr,« sagte die Mutter; »ich frage Sie, ob Gefahr dabei sei, wenn ich meinen Sohn zu mir bringen lasse.«

»Ich denke, es wäre Gefahr dabei, ja, Madame,« antwortete Marat. »Uebrigens,« fügte er mit zitternder Stimme bei, »glauben Sie mir übrigens, der junge Mann wird nicht schlecht hier sein.«

»Aber ich, mein Herr? . . . ich?« entgegnete die Mutter, indem sie sich umwandte und auf Marat den doppelten Blitz ihres Blickes heftete.

Marat verbeugte sich, weniger aus Ehrfurcht, als um dieser Flamme, die ihm das Herz versengte, zu entfliehen.

Sodann, allmählig seine Gemüthsbewegung überwindend, sagte er:

»Ich werde die Ehre haben, Ihnen meine armselige Wohnung abzutreten. Die vollkommene Heilung Ihres Herrn Sohnes hängt von den ersten Verbänden und von der Unbeweglichkeit, die er beobachten wird, ab. Ich werde ihn zweimal des Tags besuchen; Sie sollen die Stunde meiner Besuche erfahren und können denselben beiwohnen oder sich entfernen. Die ganze übrige Zeit werden Sie allein mit ihm sein.«

»Aber Sie, mein Herr . . .?«

»Ah! bekümmern Sie sich nicht um mich, Madame,« sprach Marat mit einem Tone, der die ganze Demuth der Reue in sich schloß.

»Nach dem Dienste, den Sie Christian und folglich mir geleistet, kann ich Sie doch nicht aus Ihrer Wohnung vertreiben?«

»Oh! gleichviel, wenn nur der junge Mann gut zu ihr ist und der Gefahr der Ortsveränderung entgeht.«

»Wo werden Sie aber wohnen?«

»Es wird wohl eine Dienstmansarde im Marstalle unbesetzt sein.«

Die Mutter des Verwundeten machte eine Bewegung.

»Oder besser noch,« fügte Marat rasch bei, »hier ist Herr Danton, der Sie, glaube ich, geholt hat, und der ein mir befreundeter berühmter Advocat ist.«

Die Unbekannte machte mit dem Kopfe ein Zeichen der Dankbarkeit.

»Er hat wohl die Güte, mir für die ganze Zeit, welche für die Wiedergenesung Ihres Herrn Sohnes erforderlich sein wird, Quartier zu geben,« fuhr Marat fort.

»Sicherlich, Madame,« sagte Danton, der, da er diese zwei so beunruhigten Gesichter beobachtet, sich in unaufhörlichem Erstaunen, in tausend Vermuthungen verloren und nur in langen Zwischenräumen an der Handlung Theil genommen hatte.

»Dann nehme ich es an,« erwiederte die Dame, während sie ihre Mantille auf einen in ihrer Nähe befindlichen Lehnstuhl warf.

Und sie setzte sich zu den Häupten von Christian.

»Was habe ich zu thun, um dieses Kind zu pflegen?« fragte sie.

»Nie die Quelle von Eiswasser, das Tropfen um Tropfen auf seinen Schenkel fließt, versiegen lassen, und ihm von Stunde zu Stunde den aromatisirten Trank geben, den Albertine bringen wird.«

Unfähig, das Gespräch länger auszuhalten, verbeugte er sich sodann und ging ins Nebenzimmer, oder vielmehr ins anstoßende Cabinet; hier vertauschte er seinen alten Schlafrock

gegen ein fast reinliches Kleid und nahm Stock und Hut.

»Vergessen Sie Ihr Manuscript nicht,« sagte Danton, der ihm gefolgt war und ihn Anstalten zum Abgange treffen sah. »Sie werden mit aller Bequemlichkeit bei mir arbeiten.«

Marat hörte ihn nicht und bot ihm ganz zerstreut seinen Arm.

Diesen Arm fühlte Danton zittern, da Marat genöthigt, um wegzugehen, das Zimmer des Verwundeten zu durchschreiten, mit der Unbekannten einen Abschiedsgruß wechselte.

Als er auf die Treppe kam, hatte Marat auf die Fragen verschiedener Dienstleute des Hauses zu antworten; sie waren trotz der vorgerückten Stunde der Nacht aufgeblieben und wollten Kunde über den jungen Mann haben, der um so mehr Theilnahme eingefloßt, als Viele in ihm das erkannt hatten, was er wirklich war, einen Pagen des Grafen von Artois.

Sobald sie aber außer dem Hause, sobald sie auf der Straße waren, sagte Danton:

»Nun, mein Lieber, rasch Ihr kleines Bekenntniß.«

Oh! mein Freund,« rief Marat, »welch ein Abenteuer!«

»Potocky? ächter Potocky? ein Epilog zu unserem polnischen Romane?«

»Ja, doch ich bitte, lachen Sie nicht.«

»Gut! . . . wahrhaftig, Sie sind hierbei, mein armer Marat? Ich glaubte, Sie seien dahin gekommen, daß Sie über Alles lachen.«

»Diese Frau,« fuhr Marat fort, »diese Frau mit ihrer immer stolzeren sarmatischen Schönheit, diese so zärtliche und für die Gesundheit ihres Sohnes so ängstliche Mutter . . .«

»Nun?«

»Wissen Sie, wer es ist?«

»Es würde mich belustigen, wäre Ihre Unbekannte Fräulein Obinska.«

»Sie ist es, mein Freund.«

»Sind Sie dessen wenigstens sicher?« fragte Danton, der noch einmal zu spotten versuchte.

Marat nahm eine feierliche Miene an und sprach:

»Danton, wollen Sie mein Freund bleiben, so scherzen Sie nie, wenn Sie diese Epoche meines Lebens berühren. Zu viel Leiden ist damit verknüpft, zu viel von meinem Blute, vom kostbaren Blute meiner Jugend ist in jener Zeit geflossen, als daß ich kalt zu einer solchen Vergangenheit zurückgehen könnte. Wenn Sie sich also meinen Freund nennen, wenn Ihnen einiger Maßen daran gelegen ist, daß Sie nicht durch leere Worte einen durch das Märtyrertum, das er ausgestanden, tief verletzten Unglücklichen quälen, so hören Sie mich ernsthaft an, wie Sie einen Mann, und nicht wie Sie die Vorlesung eines Romans anhören würden.«

»Gut,« erwiderte Danton mit dem von seinem Freunde geforderten Ernste; »doch zuvor muß ich Ihnen Eines gestehen.«

»Gestehen Sie.«

»Sie werden sich nicht ärgern?«

»Ich ärgere mich über nichts antwortete Marat mit seinem Hyänenlächeln; »gestehen Sie also.«

»Nun wohl, ich gestehe, daß ich nicht ein einziges Wort von den Abenteuern, die Sie mir heute zu erzählen die Güte gehabt, geglaubt hatte.«

»Ah!« versetzte Marat mit Ironie, »ich begreife . . .«

»Was begreifen Sie?«

»Sie wollten nicht glauben, daß ich jung gewesen.«

»Ei! . .

»Daß ich schön gewesen.«

»Was wollen Sie? der heilige Thomas war ein Gläubiger gegen mich!«

»Sie wollten nicht glauben, ich sei muthig, kühn gewesen, und man habe mich bis auf einen gewissen Grad lieben können. Oh! ja, Sie haben Recht gehabt; ich begreife, daß Sie Alles dies nicht glauben wollten.«

»Ja; doch nun thue ich feierliche Abbitte, und sage: Ich glaube Alles, was Sie mich wollen glauben machen.«

»Und dies beweist,« murmelte Marat, wie mit sich selbst sprechend, »dies beweist, wie kleinmüthig und einfältig, wie wahnsinnig und dumm derjenige ist, welcher die Dämme seines Herzens öffnet, um ihn ins Vage laufen zu lassen, um ihn fruchtlos von einem durstigen, dürren Sande, von einem undankbaren, geizigen Sande trinken zu lassen, den Strom der Erinnerungen seines Lebens. Ich bin ein Feiger gewesen, daß ich meinen Schmerz nicht bei mir zu behalten gewußt habe; ein Dummkopf, daß ich einen Augenblick an Sie als an einen Mann von Gemüth geglaubt habe; ein Wahnsinniger, ein Thier, daß ich mein Geheimniß aus Eitelkeit preisgegeben, ja, aus Eitelkeit! und ich bin Alles dies gewesen, weil mir mein lächerliches Vertrauen nicht einmal den Glauben von Danton einträgt.«

»Ah! ah! Marat!« rief der Coloß, indem er seinen Gefährten an dem Arme schüttelte, den er unter dem seinigen festhielt, »ärgern wir uns nicht; ich habe feierliche Abbitte gethan: was Teufels wollen Sie mehr?«

»Nun, wenn Sie nicht glauben konnten, daß ich einst schön gewesen, werden Sie wenigstens glauben, daß sie schön gewesen ist?«

»Oh! ja, ja, sie muß wunderbar schön gewesen sein! ich glaube Ihnen, und ich beklage Sie.«

»Ah! ich danke,« erwiderte ironisch der Zwerg, der wieder boshaft geworden; »meinen Dank!«

»Doch sagen Sie. . .« rief Danton, plötzlich von einer neuen Idee betroffen.

»Was?«

»Ich stelle die Data zusammen.«

»Welche Data?«

»Das des Alters vom jungen Manne verglichen mit dem Punkte, bei dem wir sind.«

Marat lächelte.

»Nun?« fragte er.

»Nun, dieser Junge ist nicht über siebzehn Jahre alt.«

»Vielleicht wohl.«

»Es hätte also nichts Unmögliches . . .«

»Es hätte nichts Unmögliches?«

»Daß er wäre. . .«

Hierbei schaute Danton Marat starr an.

»Gehen Sie!« versetzte dieser bitter; »haben Sie nicht bemerkt, wie schön er ist? Sie sehen wohl, daß das, was Sie denken, nicht sein kann.«

Nach diesen Worten gelangten sie in die Rue du Paon und trafen in das Haus des Advocaten

vom Cassationshofe ein.

Sie hatten ganz Paris durchschritten, ohne eine andere Spur vom Tumulte des Abends zu finden, als, einander fast gegenüber, die noch rauchenden Trümmer vom Scheiterhaufen von Herrn von Brienne und die vom Wachthause der Soldaten von der Nachtwache.

Wäre es Tag gewesen, so hätten sie freilich auch das Blut sehen können, welches das Pflaster vom Grève-Platze bis zum Eingange der Rue Dauphine befleckte.

XXXVI.

Bei Marat.

Und nun, nachdem wir Marat bis zu seinem Freunde Danton begleitet haben, kehren wir zu Christian zurück, den wir auf seinem Schmerzensbette verlassen, und der noch mehr durch die Qualen des Geistes, als durch die Wunde des Körpers leidet.

Seine Mutter, welche, wie wir gesehen, aus die Nachricht von dem Unfalle, der ihm begegnet, herbeigeeilt war, saß an seinem Bette und suchte über ihn mit der zartesten Fürsorge ihre liebevollsten Worte auszugießen; doch der junge Mann, statt auf die mütterlichen Tröstungen zu hören, statt sich durch den Ausdruck dieser bezaubernden Güte, deren Geheimniß die Frau allein hat, wiegen zu lassen, richtete seine Gedanken anderswohin und faltete die Stirne bei der Erinnerung an seine so ungeschlachtet unterbrochene Liebe.

Seine Mutter, eine Frau von strengem Herzen und bleichem Gesichte, brauchte ein paar Tage, um einzusehen, daß in diesem kranken jungen Manne ein Geheimniß war, — eine zweite Wunde gefährlicher als die erste.

Als sie ihn schweigsam und voller plötzlicher Schauer sah, schrieb sie das Stillschweigen und die Bangigkeiten von Christian dem physischen Schmerze zu, gegen den er sich sträube, und den sein ganzer Muth nicht zu bewältigen vermöge.

Nun ergriff das Uebel des jungen Mannes bald die Mutter selbst; sie litt an dem Leiden ihres Sohnes, und da sie sah, daß sich das Uebel jeden Tag verschlimmerte, und daß es ihr an Mitteln fehlte, dasselbe zu bekämpfen, so fing sie an zu verzweifeln.

Dieses eiserne Herz, — wir glauben es so genau geschildert zu haben, daß wir hier nicht in neue Einzelheiten einzugehen brauchen, — dieses eiserne Herz, sagen wir, wurde allmählig weich; vor dem Bette knieend, wo Christian lag, hoffte die Mutter auf ein Lächeln, flehte sie Stunden lang um ein Lächeln, das nicht kam, oder traurig wie ein Schluchzen, gezwungen wie ein Almosen kam.

Und dieser Mann, dieser so tief gehaßte und, was mehr ist, so tief von ihr verachtete Mann wurde mit Bangigkeit erwartet; und wenn sich seine Abwesenheiten verlängerten, erkundigte sie sich bei Jedem nach dem wahrscheinlichen Augenblicke seiner Rückkehr; denn sie fühlte wohl, daß, wenn irgend Jemand ihr Kind mit einem dem ihrigen fast gleichen Eifer pflegte, er es war.

Sie lauerte also auf die Ankunft von Marat, und sobald sie seinen Tritt oder seine Stimme hörte, öffnete sie die Thüre, ging sie ihm entgegen, und trotz ihres tiefen Widerwillens, ihn anzureden, bestürmte sie ihn mit Fragen, bat sie ihn, flehte sie ihn an, das Werk der Natur zu beschleunigen.

Marat fühlte jedoch, das eisige Herz der Frau würde nie an der glühenden Liebe der Mutter schmelzen; er begriff, wenn sie ihn hätte tödten können, unter der Bedingung, jeder vergossene Blutstropfen werde ein Atom Gesundheit ihrem Sohne wiedergeben, sie würde ihm mit Wollust einen Dolch ins Herz gestoßen haben.

Und er selbst kam nie ohne eine große Bangigkeit, ohne eine tiefe Unruhe zurück. Es läßt sich leicht errathen, was er in Gegenwart dieser Frau litt, vielleicht litt er aber noch weniger, als in der

Abwesenheit von Christian. Marat war Skeptiker in allen positiven Dingen, und selbst in der Wissenschaft, da er nur da eine volle Ueberzeugung hatte, wo die Elitemenschen keine haben wollen.

Auf die Fragen dieser in Thronen zerfließenden Mutter trat er ans Bett, hob das Tuch auf, das den jungen Mann bedeckte, sodann den Verband, der die Wunde bedeckte, und sprach:

»Sehen Sie, die Arbeit macht sich langsam, aber unablässig; diese Heilung der Wunde können weder die Wissenschaft, noch die Kunst in irgend einer Beziehung beschleunigen: die Natur geht einen gleichmäßigen und sicheren Schritt; da, wo sie sich thätig und ohne einen Vorbehalt beschäftigt, wie hier, ist unsere Hand unnütz . . . Sie bemerken übrigens, daß die Entzündung verschwunden ist; das Fleisch sucht wieder lebendig zu werden; die gebrochenen Knochen sind wieder zusammengefügt und löthen selbst an die ungleichen Brüche die correspondirenden Ungleichheiten.«

»Aber,« fragte die besorgte Mutter, »wenn, wie Sie sagen und wie ich hoffe, Christian auf dem Wege der Besserung ist, warum hat er denn fortwährend Fieber? Die Entzündung hat aufgehört: mit ihr müßte, wie mir scheint, das Fieber verschwunden sein.«

Marat nahm den Puls des jungen Mannes, der ihn manchmal einen Seufzer ausstoßend zurückzuziehen suchte.

»Ich weiß nicht, was ich antworten soll!« sagte Marat beängstigt wie die Mutter, mehr vielleicht noch als sie; »darunter ist ein unerklärliches Phänomen.«

»Unerklärlich?«

»Ich meine,« erwiderte Marat mit einer Miene absichtlichen Verschweigens, »ich meine, welches zu erklären mir nicht erlaubt ist.«

»Sagen Sie mir Alles, mein Herr: ich will nicht durch das Unvorhergesehene leiden: ich habe eine Seele, welche fähig ist, das Unglück von fern kommen zu sehen.«

Und von ihrer Seele sprechend, deren Schlag Marat so gut kannte, sandte diese die Gräfin ganz in glühenden Ausströmungen ihrem Sohne zu.

Marat schwieg.

»Nun, mein Herr,« sagte die Gräfin trostlos, »geben Sie mir eine Auflösung.«

»Wohl, Madame, Ihr Sohn zerstört mit seinem Geiste die ganze Gesundheit seines Leibes.«

»Ist das wahr, mein Sohn?« fragte die Gräfin, indem sie eine Hand von Christian ergriff, die ihr dieser vergebens wiederzunehmen suchte; »ist das wahr, mein Sohn?«

Eine lebhaftere Rothe erschien bei diesen Worten auf der Stirne von Christian; da er aber sah, daß er antworten mußte, so erwiderte er, den Kopf gegen die Gräfin umwendend:

»Nein, meine Mutter, nein; ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sich der Doctor täuscht.«

Marat lächelte traurig, wir möchten sagen, häßlich, und schüttelte den Kopf zum Zeichen der Ungläubigkeit.

»Ich betheuere es Ihnen, Doctor!« sprach Christian.

»Er würde es mir aber doch sagen!« rief die Gräfin, » denn er liebt seine Mutter.«

»Oh! ja,« sagte Christian mit einem Ausdrücke, der weder die Wahrheit, noch den Umfang dieser Liebe in Zweifel zu ziehen gestattete.

»Und überdies,« fuhr die Gräfin sich an Marat wendend fort, »welchen Kummer sollte er haben?«

Der junge Mann schwieg.

Marat umfaßte Beide mit seinem unübersetzbaren Blicke und zuckte die Achseln; dann nahm er auf feine Weise Abschied, indem er barsch grüßte und seinen Hut ungestüm auf seinen Kopf drückte.

Doch die Gräfin hielt ihn die Hand gegen ihn ausstreckend zurück, und Marat blieb, wie unter der Herrschaft einer magnetischen Gewalt, unbeweglich.

»Mein Herr,« sagte sie, »wir haben Ihnen Ihr Domicil genommen: das muß Sie ungeheuer belästigen! Wo wohnen Sie? wie leben Sie?«

»Oh! bekümmern Sie sich nicht hierum, Madame,« antwortete Marat mit seinem spöttischen Lächeln; »wo ich wohne, wie ich lebe, gleichviel!«

»Sie täuschen sich, mein Herr,« entgegnete die Gräfin; »es ist von Wichtigkeit für meine Ruhe und vielleicht für die meines Sohnes, daß wir wissen, ob wir, indem wir uns bei Ihnen einquartiert, Ihre Existenz nicht dergestalt gestört haben, daß Ihr Liebesdienst sehr beschwerlich für Sie geworden ist.«

»Oh! nein, Madame; diejenigen, welche mich kennen, wissen, daß nichts für mich beschwerlich ist.«

»Ah! wenn, mein Sohn weggebracht werden könnte!« rief die Gräfin.

Marat schaute sie fast mit Zorn an, doch dieser Eindruck verschwand rasch.

»Ei!« fragte er, »sind Sie unzufrieden mit der Art, wie ich diesen jungen Mann behandle?«

Oh! mein Herr,« erwiderte rasch Christian, »wir wären sehr undankbar, wenn wir dergleichen dächten; ein Vater hätte wahrhaftig nicht mehr milde Fürsorge für seinen Sohn.«

Die Gräfin schauerte und erbleichte.

Doch immer Herrin ihrer selbst, sprach sie:

»Mein Herr, Sie haben Christian mit zu viel Wissenschaft und Hingebung behandelt, als daß ich nur die Idee haben sollte, ihn anderen Händen als den Ihrigen anzuvertrauen; doch ich habe am Ende mein Haus, und könnte ich meinen Sohn dahin bringen lassen, so würden wir Sie nicht mehr belästigen.«

»Alles ist möglich, Madame,« erwiderte Marat; »nur spielen Sie um das Leben dieses jungen Mannes auf einen Wurf.«

»Oh! dann verzeihe mir Gott!« sprach die Gräfin mit einem Seufzer.

»Noch vierzig Tage,« sagte Marat.

Die Gräfin schien zu zögern, einen Vorschlag zu machen; endlich entschloß sie sich, das Stillschweigen zu brechen.

»Kann ich Sie wenigstens bestimmen, eine Entschädigung anzunehmen?« fragte sie.

Diesmal suchte Marat die Bitterkeit seines Lächelns nicht zu verkleiden.

»Wenn die Cur vollendet ist,« sagte er, »wenn Herr Christian geheilt ist, werden Sie mich bezahlen, wie man die französischen Aerzte bezahlt. Es gibt eine Art von Tarif hierfür.«

Und er machte eine neue Bewegung nach der Thüre, um wegzugehen.

»Aber, mein Herr,« rief die Gräfin, welche begriff, daß die schöne Seite, die Seite der aufopfernden Hingebung bei Marat war, und sie ihm gern hätte entreißen mögen, »sagen Sie mir wenigstens, wie Sie leben?«

»Oh! das ist sehr einfach! Ich schweife herum,« antwortete Marat.

»Wie! Sie schweifen herum?«

»Ja, Madame; doch bekümmern Sie sich nicht um mich: in diesem Augenblicke ist es sehr Vortheilhaft für mich, nicht bei mir zu wohnen.«

»Warum dies?«

»Weil ich viele Feinde habe.«

»Sie, mein Herr?« versetzte die Gräfin mit einem Tone, der zu sagen schien: »Das befremdet mich nicht!«

»Sie begreifen das nicht?« erwiderte er mit spöttischem Tone; »nun wohl, ich will es Ihnen mit zwei Worten begreiflich machen. Man behauptet, ich habe einiges Verdienst in der Medicin und in der Chemie; man behauptet, ich wende meine Kenntnisse dazu an, daß ich unentgeltlich die armen Leute aus dem Volke heile. Ueberdies bin ich ein wenig Schriftsteller: ich verfasse für die Patrioten politische und öconomische Artikel, welche gelesen werden. Die Einen beschuldigen mich der Aristokratie, weil ich im Hause des Prinzen bin, die Anderen schaden mir beim Prinzen, weil ich Patriotismus habe. So bin ich von den Einen und von den Andern gehaßt. Und dann hat mich die Natur herb gemacht; sie hat mir den Anschein eines schwachen Wesens gegeben, obgleich dieser Anschein lügt. Denn ich bin kräftig, Madame, und wenn Sie wüßten, was ich schon gelitten habe . . .«

Er hielt inne.

»Ah! Sie haben gelitten?« sagte die Gräfin mit einem Phlegma, das das Herz von Marat in Eis verwandelte.

»Oh! sprechen wir nicht mehr hiervon, vergessen wir die Vergangenheit. . . Ich wollte Ihnen sagen, was ich in der Gegenwart leiden würde, wäre nichts gegen das, was ich in der Vergangenheit gelitten; angenommen, es sei Ihre Absicht, mich zu beklagen, wiederhole ich also: geben Sie sich nicht die Mühe. Seitdem Christian da ist, fange ich ein Leben der Wanderung und der Verbannung an, was wahrscheinlich fortan das meine sein wird. Ueberdies ist das mein Beruf: ich liebe die Menschen nicht, ich liebe den Tag nicht; meine Freude ist es, ohne Geräusch zu leben, weil ich nie genug für meinen Ehrgeiz zu machen vermöchte, und da es vernünftig ist, seine Neigungen nach seinen Kräften abzumessen, da die Enthaltbarkeit eine der verständigsten Tugenden ist, die ich kenne, so werde ich mich der Menschen, so werde ich mich des Tages enthalten!«

»Wie!« sprach ernst die Gräfin, »Sie gedenken blind zu werden oder sich die Augen auszustechen?«

»Die Nachtulen haben nicht die Mühe, blind zu werden, die Nachtulen stechen sich nicht die Augen aus, Madame: sie sind für die Finsterniß gemacht und leben in der Finsterniß. Erblickt man bei Tage eine Nachtule, so necken und plagen sie hundert kreischende Vögel auf tausenderlei Arten; es weiß das dieses Thier, das man bei den Alten den Vogel der Weisheit nannte, und es fliegt nur bei Nacht ans. Ah! bei Nacht greife man die Eule an, man wage es, in ihr schwarzes Loch einzudringen, und man wird sehen!«

»Eine traurige Existenz, mein Herr! . . . Sie lieben also nichts auf der Welt?«

»Nein, Madame.«

»Ich beklage Sie,« sprach die Gräfin mit einer Miene des Ekels, welche Marat aufspringen machte.

»Ich liebe nicht, wenn ich nicht achte,« antwortete er mit der Schnelligkeit der Entgegnung

einer verwundeten Schlange.

Es war an der Gräfin, das Haupt zu erheben.

»Die Welt,« sagte sie, »ist also sehr arm, daß sie nicht ein einziges Wesen, welches fähig, Ihnen Achtung oder Zuneigung einzuflößen, enthält oder enthalten hat?«

»Das ist so!« antwortete Marat mit barschem Tone.

Diesmal hielt es die Gräfin nicht für gut, zu antworten, und sie setzte sich stillschweigend und mit gefalteter Stirne oben ans Bett des Kranken.

Aufgeregt, fast verwirrt, trotz der scheinbaren Kälte seines Gesichtes, nahm Marat seinen Hut und ging ab, indem er mit einer bei einem Arzte, der die Nerven seines Kranken zu reizen befürchten würde, seltsamen Heftigkeit die Thüre klappen ließ.

XXXVII.

Wie die Gräfin die Liebe verstand.

Die Gräfin und ihr Sohn blieben einen Augenblick erstaunt und wie betäubt durch diesen ungestümen Abgang.

»Das ist ein seltsamer Mensch!« sagte die Gräfin zu Christian, als Marat sich entfernt hatte.

»Ich halte ihn für gut,« sprach Christian mit schwacher Stimme.

»Gut?« wiederholte die Gräfin.

»Ja, man kann die Menschen nur relativ beurtheilen, und sein Benehmen uns gegenüber, oder vielmehr mir gegenüber, ist das eines guten, vortrefflichen Menschen; doch . . .«

»Doch?« fragte die Gräfin.

»Doch ich möchte lieber nicht mehr hier sein.«

»Ich möchte es auch; sage mir aber, ist es das, das Dich traurig macht?«

»Ich bin nicht traurig, meine Mutter.«

»Du hast vielleicht einen verborgenen Kummer. , . Ist dies so, so ist der Augenblick gekommen, ihn mir mitzuthemen.«

»Ich habe keinen Kummer, meine Mutter.«

Die Gräfin schaute ihren Sohn an; aber Christian, als hätte er nicht die Kraft gehabt, lange seinen Blick auf seine Mutter zu heften, wandte seufzend die Augen ab.

Seine Mutter beobachtete ihn aufmerksamer als je.

»Du bist nicht verliebt?« fragte sie nach einem Stillschweigen.

»Ich?« versetzte der junge Mann. »Nein, meine Mutter.«

»Oh! man versichert, die Liebe mache die Leute zuweilen sehr unglücklich.«

Dieses man versichert, im Munde einer Frau von dreiunddreißig Jahren, setzte Christian in Erstaunen; er lächelte und schlug den Blick wieder zu seiner Mutter auf.

»Indessen,« fuhr diese fort, ohne daß es sie, wie es schien, im Geringsten beunruhigte, eine so seltsame Erörterung mit ihrem Sohne in Angriff zu nehmen, »indessen kann das nur einer von den Schmerzen sein, wie man tausend im Leben hat, ein vorübergehender Schmerz, den man ohne Schwäche muß zu ertragen wissen . . . Bist Du nicht meiner Ansicht, Christian?«

»Ja, meine Mutter,« antwortete der junge Mann, »In der That,« fuhr die Gräfin mit demselben kalten, zergliedernden Tone fort, der bei ihr Gewohnheit war, »welchen Kummer läßt die Liebe zu? Einer einzigen!«

»Welchen?« fragte neugierig der junge Mann indem er sich umzuwenden suchte, um besser die Zug, dieser Frau zu sehen, die gesagt hatte, die Lieb, lasse nur einen einzigen Schmerz zu.

»Nun,« antwortete die Gräfin, »den Kummer nicht geliebt zu sein, wenn man liebt.«

»Also, meine Mutter,« sagte Christian mit einem traurigen Lächeln, »Sie glauben, das sei der einzige?«

»Ich nehme wenigstens keinen andern an.«

»Ich bitte, meine Mutter, würden Sie wohl die Güte haben, mir das zu erklären?«

»Vor Allem, ermüde Dich nicht, Christian, und verändere Deine Lage nicht, wenn es möglich ist.«

»Ich höre.«

»Gehen wir also von einem Grundsatz aus. . .« sagte die Gräfin.

»Und dieser Grundsatz?« fragte Christian.

»Ist, daß man nur seiner würdige Leute liebt.«

»Meine Mutter,« fragte kalt der junge Mann, »was verstehen Sie unter unserer würdigen Leuten?«

»Ich verstehe, mein Sohn, daß wir auf eine gewisse Art geboren, auf eine gewisse Art erzogen sind; daß wir endlich auf eine gewisse Art leben, welche nicht die von Jedermann ist. Gibst Du das zu, Christian?«

»Das ist wahr, meine Mutter . . . wenigstens beziehungsweise.«

Der junge Mann sprach diese letzten Worte so leise aus, daß seine Mutter sie nicht hörte.

»Sind wir nun so,« fuhr die Gräfin fort, »so haben wir das Recht, dieselben Bedingungen bei den Leuten zu fordern, die uns lieben . . . Ich sage nicht, verstehst Du wohl? bei den Leuten, die wir lieben, denn ich nehme nicht an, daß man liebt, hat man sich gegenüber nicht das absolute Recht, zu lieben.«

Christian machte eine Bewegung in seinem Bette.

»Bist Du nicht meiner Ansicht, mein Sohn?« fragte die Gräfin.

»Ich finde Sie ausschließend, meine Mutter.«

»Nothwendig! . . . Hältst Du es für möglich, daß man liebt, während man sich einen Vorwurf zu machen hat?«

»Und setzen Sie unter die Zahl dieser Unmöglichkeiten die Ungleichheit des Standes, meine Mutter?« sagte Christian, indem er eine Anstrengung gegen sich selbst unternahm, um diese Frage zu wagen.

»Ah! vor Allem.«

Christian machte eine Bewegung, welche noch bezeichnender war als die erste.

»Du willst sagen,« fuhr die Gräfin fort, »ich huldige den alten Vorurtheilen, den Vorurtheilen meiner Kaste; ja, gewiß, und das ist kein Unrecht. Wie erhält man die schönen, guten Racen von Pferden unseres Landes, die edlen Familien trefflicher Hunde, welche unsere Wölfe und unsere Bären niederwerfen, die reichen Gattungen von Vögeln, welche bis zum Tode singen? Dadurch, daß man ängstlich dafür besorgt ist, die edlen Racen nicht mit den gemeinen zu kreuzen.«

»Meine Mutter,« entgegnete Christian, »Sie sprechen da nur von Thieren, und Sie rechnen folglich ohne den Verstand, den Gott ihnen verweigert hat und *uns* gibt; Sie rechnen besonders ohne die Seele, welche von guter Race in einem plebejischen Körper sein kann.«

»Eine Ausnahme, auf die ich es, wie Du leicht begreifst, nicht will ankommen lassen,« erwiderte die stolze Gräfin. »Höre, Christian, ich hatte eine bewunderungswürdige Stute, — Du weißt die, welche mit mir siebzig Meilen in zwei Tagen machte und nicht daran starb; nicht wahr, Du hast mich diese Geschichte erzählen hören?«

»Ja, meine Mutter.«

»Nun wohl, sie lebte im Zustande der Freiheit, sprang über Berg und Thal und kam nur auf

meinen Ruf; sie mißbrauchte diese Freiheit und ging eine Mißheirath ein. Aus dieser Mißheirath wurde Chosko geboren, ein armes, schwächliches Thier, das man den furchtsamen Kindern für ihre Spazierritte gab. Erinnerst Dich dagegen des Rappen, den diese Stute begattet mit dem Schlachtrosse von König Stanislaus gebar, — ein furchtbares Thier, edel von Vater und Mutter, und edel wie sein Vater und seine Mutter. Nun, Du antwortest nicht, Christian?«

»Meine Mutter, ich denke. . .«

»Du denkst?«

»Daß die ersten von Gott geschaffenen Menschen eine auserwählte, vielleicht sogar vollkommene Race waren; geben Sie aber nicht zu, daß seitdem einige verirrte Typen da und dort, in der Welt verloren, die intelligente Combination erreichen, die sie einander näher bringt?«

»Ich denke nicht, daß Du die Liebe eine intelligente Combination nennst?« sagte die Gräfin.

»Warum nicht, meine Mutter, da es die Uebertragung des göttlichen Geistes in die menschlichen Formen ist, und die Thiere, welche das Bedürfniß fühlen, das Verlangen empfinden, die Liebe nicht kennen?«

»Nimm Dich in Acht, mein Sohn; nennst Du Intelligenz die Combination der Liebe, so missest Du ihr alle Charaktere der Freiwilligkeit, des Willens bei; Du wirst nie etwas dem Zufalle, dem Unvorhergesehenen einräumen; Du wirst nie sagen, man sei unwillkürlich hingerissen worden, man habe die Liebe aus einem Zusammentreffen, beim Zusammenflusse zweier elektrischen Strömungen geschöpft, wie es die starken encyklopädischen Geister Frankreichs sagen.«

Christian blieb stumm.

»Nicht wahr, Du gibst mir Recht?« fragte die Gräfin.

»Meine Mutter, entschuldigen Sie mich, Ihre Theorie adoptieren hieße Alles das unterdrücken, was Mächtiges und Praktisches in der Liebe ist. Unwillkürlich lieben, glauben Sie mir, meine Mutter, heißt nicht das Spielzeug des Zufalles sein, es heißt sich der Nothwendigkeit unterziehen, dem Willen Gottes gehorchen!.. Werden Sie immer noch sagen, die Liebe sei keine intelligente Combination?«

Christian glaubte seine Mutter in Verlegenheit gesetzt zu haben.

»Ah! ah!« erwiderte sie, »Du urtheilst wie ein Marat, der den Tag und die Menschen flieht, weil es ihm, da er die Welt mit seinen gelben Augen sieht, scheint, es sei nichts schön, nichts gut, um es kennen zu lernen. Statt Ausnahmen zu suchen, mein Sohn, — was immer ein mißliches Handwerk ist, — überlaß Dich dem, daß Du im Leben das findest, was es uns Gutes auf jedem Schritte bietet.«

»Oh! meine Mutter! meine Mutter!« sagte Christian mit einem düstern Lächeln.

Und sein melancholischer Blick heftete sich auf sein verwundetes Bein.

Die Gräfin begriff diesen Blick, täuschte sich jedoch in der Absicht.

»Ein Unglück von vierzig Tagen!« sprach sie; »willst Du es etwa mit einem ewigen Unglück vergleichen? Ich wiederhole Dir, mein liebes Kind, das Leben bietet sich uns wie ein schöner Garten mit trefflichen Bäumen bepflanzt; Du bist mitten unter dm schmackhaftesten Früchten, und Du würdest im Gebüsch eine unverdauliche, fade wilde Beere suchen? . . . Oh! ich bin sicher, daß Du das nur in der Theorie thun wirst, Christian!«

»Erklären Sie sich deutlicher, meine Mutter,« murmelte der junge Mann mit erstickter Stimme; »mir scheint, Sie sprechen sehr im Ernste.«

»Ich? Durchaus nicht,« erwiderte die Gräfin. »Ich habe Dich vorhin gefragt, ob Du verliebt

seist; Du hast mir geantwortet: »Nein.« Wärest Du es, so wäre es, um leicht glücklich zu werden: Du bist von einer großen Familie, Christian; Du hast keinen Bruder; ein fürstliches Vermögen erwartet Dich; Dein Gebieter, der Herr Graf von Artois, ist Sohn von Frankreich. Welchen Kummer könntest Du in der Liebe finden? Liebe die Tochter eines Fürsten, und wir werden machen, daß Du sie erhältst; . . . liebe, — da man dieses Wort für jede Art von Liebe gebraucht, — liebe ein Mädchen aus dem Volke, nimm es für die ganze Zeit, die Deine Liebe dauern wird, und hernach schätze das Glück, welches Dir das Mädchen gegeben hat, und bezahle es nach seinem Werthe.«

Die Gräfin glaubte sich noch in Polen, wo jeder Herr jedes Recht über seine Vasallin hat.

Christian erbleichte und warf sich seufzend aus sein Bett zurück.

Erschrocken, neigte sich die Gräfin zu ihm und fragte

»Was hast Du, Christian?«

»Nichts,« antwortete der junge Mann, »ich leide!«

»Ah!« sagte die Gräfin, indem sie aufstand, »ich gäbe zehn Jahre von meinem Leben, um Dich in diesem Zimmer gehen zu sehen.«

»Und ich, ich gäbe zwanzig von dem meinigen, um auf der Straße gehen zu können,« murmelte der arme Knabe.

Hierbei blieb das Gespräch stehen; nur begriff die Gräfin, daß ihr Sohn ein Geheimniß für sie hatte, und Christian begriff, daß er keine Mutter für das Bekenntniß seines Geheimnisses hatte.

Wie hätte er nicht, nach der von der Gräfin ausgesprochenen stolzen Liebestheorie, in die tiefste Tiefe seines Herzens die Liebe, die er für Ingénue empfand, einschließen sollen? und wie hätte er nicht die grausamste Qual, allein, seiner Mutter überlassen, auf einem Schmerzensbette, unfähig, eine Bewegung zumachen, außer Stande, zu schreiben, sich zu erkundigen oder Boten zu schicken, erdulden sollen?

Nur Eines tröstete den armen Kranken: erkannte die monotone Regelmäßigkeit des Lebens von Ingénue; diese Monotonie währte seit siebzehn Jahren: er hoffte, in seiner Abwesenheit werde diese Monotonie fortdauern, als ob er gegenwärtig wäre. Warum sollte die Zukunft nicht das getreue Bild der Vergangenheit sein?

Sodann hatte er noch eine andere Hoffnung: er kannte den guten Rétif, der wesentlich für Eindrücke empfänglich; er vermuthete, der Unfall der Wunde werde dem Vater einen Theil von seinem Grolle gegen den vermeinten Verführer seiner Tochter benehmen.

Kurz, er hoffte, wie Alle diejenigen, für welche der Herr nicht den unerschöpflichen Schatz seiner Segnungen verschlossen hat!

XXXVIII.

Ingénue geht allein aus und begegnet einem Manne und einer Frau.

Der Unfall, der Christian widerfahren war, hatte Ingénue vom väterlichen Argwohne errettet. Rétif wußte vollkommen, daß, wenn Christian nicht sogleich starb, die Wunde wenigstens gefährlich genug war, daß er lange das Bett hüten mußte. Ingénue war also frei von jeder Beaufsichtigung, und sie hatte die Zügel des Hauses, wie zuvor, wieder ergriffen.

Von Christian befreit und mit seinem Feinde Auger ausgesöhnt, sah in der That der wackere Schriftsteller nichts Gefährliches mehr auf der Welt für sich und für seine Tochter; er ging vom Morgen bis zum Abend gleichgültig ab und zu, und führte Ingénue spazieren wie ein Wunder gut, es die Pariser sehen zu lassen, mochten sie nun des Regens müde Sonne verlangen, oder der Sonne müde Regen verlangen.

Ingénue fing also wieder an allein, wie früher, den Proviant am Morgen zu holen; man sah sie wieder im Quartier, man machte ihr Komplimente über ihre Unschuld, und es gibt nichts, was die jungen Mädchen so abscheulich ärgert, als ein solches Compliment, besonders wenn diese Mädchen wirklich unschuldig sind.

Und Ingénue, man muß es gestehen, ging in einer doppelten Absicht aus; einmal in der von uns genannten, und das war die offene Absicht, und dann in einer anderen für sie noch viel interessanteren, — in der Absicht, Christian zu begegnen.

Ach! das geschah nicht, und wir wissen wohl, es war unmöglich, daß sie ihm begegnete; doch sie wußte es nicht.

Nicht zu ihr zurückgeführt, sondern wiedergegebender Hoffnung durch die Raisonnements, die sie sich selbst in der Stille der Nacht gemacht, ging Ingénue jeden Tag aus, indem sie sich sagte: »Es wird vielleicht heute sein,« und jeden Tag kam sie niedergeschlagener als am Tage vorher zurück.

Nur blieb ihr ein großer Zweifel: was sie von einem verwundeten Pagen des Grafen von Artois gehört hatte, erklärte so gut die Abwesenheit von Christian zu Gunsten der Liebe und sogar der Eitelkeit von Ingénue, daß sie, so oft sie, in ihrer Hoffnung getäuscht, wieder über die Thürschwelle schritt, ohne Christian gesehen zu haben, sich sagte: »Ach! von ihm sprach Herr Santerre, und sicherlich ist er verwundet, sterbend, todt vielleicht! darum kommt er nicht!«

Und nachdem sie über seine Untreue geweint hatte, beweinte sie seinen Tod mit so schweren Thränen, daß Rétif, so sehr er auch mit dem Suchen des Fadens von einem neuen Romane beschäftigt war, die rothen Augen seiner Tochter wahrnahm und die Ursache dieser Rothe vermuthete.

Der Zufall wollte, daß an demselben Tage, beim Grève-Platze, ein Stallmeister des Herrn Grafen »on Provence durch einen Schuß an der Hand verwundet worden war. Eine Zeitung enthielt die Erzählung dieses Unfalls; diese Zeitung kam Rétif de la Bretonne zu, und er beeilte sich ganz freudig, sie seiner Tochter zu überbringen, um ihr zu beweisen, es sei nicht ein Page des Grafen von Artois, sondern ein Stallmeister des Grafen von Provence verwundet worden.

Ach! sie mußte wohl glauben, kein anderer Unfall, als eine in seinen Gefühlen vorgegangene

Veränderung halte den jungen Mann fern von der Rue des Bernardins: da die Zeitung den Unfall, der dem Stallmeister des Grafen von Provence begegnet war, in ihre Spalten eingetragen hatte, so würde sie ebenso den, von welchem ein Page des Grafen von Artois betroffen worden, mitgeteilt haben; das war auch von der würdigen Zeitung geschehen; aber hatte er nun Kenntniß hiervon erhalten oder nicht erhalten, Rétif hatte sich wohl gehütet, seiner Tochter die Nummer zu bringen, die von der Wunde von Christian sprach.

In Folge hiervon bemächtigte sich die Eifersucht des Herzens von Ingénue, und in ihrem Verdrusse kam sie dahin, daß sie zuerst glaubte, sie liebe ihn weniger, und sodann, — was wahrer, — sie hasse ihn.

Da entschloß sie sich im Ernste, ihn aus ihrem Gedächtnis; zu verjagen, und in ihrer Unschuld wagte sie es, ein paar junge Leute anzuschauen, die sie anschauten.

Aber, ach! das waren nicht die sanften Augen von Christian; es war nicht sein geschmeidiger, leichter Gang, nicht die vornehme Miene, nicht die Anziehungskraft seiner ganzen Person.

Ingénue gestand sich selbst, sie hasse Christian immer mehr, im Grunde könne sie sich aber nicht enthalten, ihn anzubeten.

In Folge dieses Bekenntnisses, das die sanfte Ingénue sich selbst zu machen genöthigt war, geschah es, daß eines Tags, wo Rétif mit vielen Literaten und Buchhändlern zu Mittag speisen sollte und die Konversation unfehlbar kitzelig für siebzehnjährige Ohren werden mußte, Ingénue ihrem Vater erklärte, sie ziehe es vor, zu Hause zu bleiben, eine Erklärung, die der Schriftsteller mit Freuden aufnahm.

Um vier Uhr Nachmittags, — man sing damals schon an, besonders unter den vorgerückten Leuten, spät zu Mittag zu speisen, — um vier Uhr Nachmittags ging also Rétif de la Bretonne aus, um sich zu seinem Mahle zu begeben, und ließ Ingénue allein zu Hause.

Das war das, was das Mädchen wünschte.

In Versuchung geführt vom Dämon der Liebe, hatte Ingénue beschlossen, diese Abwesenheit ihres Vaters zu benützen, um sich im Hause des Herrn Grafen von Artois zu erkundigen, was aus dem unbeständigen Pagen geworden.

Sie wartete vier Uhr ab, und da man den Monat November erreicht hatte, so war es beinahe Nacht; Rétif sollte nicht vor zehn Uhr zurückkehren. Sie folgte ihm mit den Augen durch das Fenster, bis er sich um die Straßenecke gedreht, und sobald sie ihn hatte verschwinden sehen, warf sie ihre wollene Manie auf ihre Schultern, stieg, stark wie die Unschuld, die Treppe hinab, und wandte sich über die Quais nach dem Marstalle des Prinzen, den ihr eines Tags ihre Freundinnen, die Demoiselles Réveillon, in einem Fiacre vorüberfahrend gezeigt hatten.

Sie ging an den Häusern anstreifend.

Ein kleiner Regen, zart wie die Haare einer Fee, fiel in ungreifbaren Perlen vom Himmel auf das schon glänzende Pflaster; nach dem Geschmacke des Verfassers vom *Fuße von Jeanette* chauffirt, risquirte Ingénue mit Zögern ihren hübschen Pantoffel mit hohem Absatze auf der feuchten Oberfläche.

Sie hob mit ihrer linken Hand ihren braunen Rock auf und entblößte ein feines, zartes, göttliches Bein, das nur die Häuser allein sahen und würdigen konnten, so vorsichtig zog sie sich längs denselben hin.

Und dennoch, als sie die Höhe der Rue de l'Hirondelle erreicht hatte, begegnete ihr etwas eben so Seltsames als Unerwartetes.

Am Kellerloche von einem dieser Häuser, an denen sie hinstreifte wie der Vogel, dessen Namen die Straße²⁴ führte, und auf dem Niveau des kothigen Pflasters zeigte sich der Kopf eines Menschen, ähnlich dem eines Affen im Käfig.

Die beiden Hände dieses Menschen, welche die Gitterstangen der Oeffnung umfaßten, hielten seinen Körper im Bereiche des seltsamen Fensters, das er sich gewählt hatte.

Man errieth am Zusammenziehen seiner schmutzigen Hände, daß der Mensch, auf den wir die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken, der Bewohner des Kellergeschoßes, auf einem Schemel stand und hier von unten nach oben die Luft der Straße schöpfte, welche die gewöhnlichen Pariser von oben nach unten zu schöpfen pflegen.

Vielleicht, — wenn, neugierig wie er neugierig war, Ingénue, einen Augenblick zerstreut, sich mit diesem Menschen beschäftigt hätte, — vielleicht würde sie im Hintergrunde seines Kellergeschoßes einen Tisch, beleuchtet durch ein Talglicht, Papiere, eine dicke Feder in einem bleiernen Schreibzeuge steckend, und einige Bücher über Chemie und Medicin, welche Brochuren auf einem plumpen hölzernen Stuhle erdrückten, gesehen haben.

Ingénue ging jedoch so rasch vorüber, daß sie, weit entfernt, durch sein Fenster den Aufenthaltsort des Bewohners zu sehen, nicht einmal den Bewohner an seinem Fenster sah.

Er sah sie wohl: das zarte Bein kam auf drei Zoll an seinen zusammengezogenen Händen, die sich an den Gitterstangen festhielten, vorüber; der Rock der unschuldigen Ingénue streifte die Nase und die flatternden Haare dieses Menschen; sein glühender Hauch traf an den Knöchel, der unter dem ein wenig alten, aber wohl angezogenen seidenen Strumpfe durchschien.

Ingénue hätte die Ausströmung dieses Athems gefühlt, wäre es ihr an diesem Abend möglich gewesen, irgend etwas zu fühlen; doch mit dem Kummer, der ihr das Herz anschwell, hatte sie schon zu viel zu thun, um auf dem schlüpferigen Pflaster zu gehen, während sie an den ungeheuren Streich dachte, den sie sich erlaubte.

Der Mann vom Kellerloche dagegen schien nicht so sehr in seinem Geiste in Anspruch genommen zu sein, denn kaum hatte er dieses Bein und diesen niedlichen Fuß erblickt, als er etwas wie ein unterdrücktes Gebrülle von sich gab.

Er sprang von seinem Schemel herab, zog hastig über sein schmutziges Hemd ein langes, schmutziges Wamms an, das er mit dem Namen Schlafrock schmückte, und ohne Zeit zu verlieren, um seine fettigen Haare mit einem Hute oder einer Mütze zu bedecken, eilte er zu vier und vier die Stufen einer Treppe hinauf, die zur Thüre eines Kellers führte, von wo aus man in einen Gang gelangte, der nach der Straße mündete.

Ingénue hatte kaum Zeit gehabt, fünfzig Schritte zu machen, als dieser Mann wie ein Leithund auf ihrer Spur nachstürzte.

Das Quartier ist durchschnitten von gekrümmten Straßen, welche nach dem Quai hinabgehen: Ingénue hatte sich hier verirrt oder beinahe verirrt und suchte ihren Weg.

Der Mann vom Kellerloche kam also gerade recht in dem Augenblicke, wo sie zögerte und um sich her, ihren Rock etwas höher aushebend, suchte.

Ingénue erblickte ihn nun; sie bekam bange vor dem unheimlichen Feuer, das sich in seinen Augen entzündete, und setzte ihren Marsch fort, ohne zu wissen, wohin sie ging.

Der Unbekannte folgte ihr auf der Stelle.

Die Angst von Ingénue verdoppelte sich.

Der Mann richtete an sie halblaut Worte, welche selbst für jedes andere Ohr als das von

Ingénue unverständlich.

Sie war durch einen Umweg auf den Quai zurückgekommen: sie versuchte es, wieder umzukehren; die Arme verlor den Kopf.

Der Unbekannte hatte im Gegentheile ein sehr bestimmtes Ziel: er verkürzte die Kreise seines Ganges, wie der Sperber, der sich seiner Beute sicher glaubt, die Kreise seines Fluges verkürzt.

Die Einsamkeit und die Dunkelheit, mit denen er vertraut zu sein schien, machten ihn kühn; er lief, denn Ingénue flog, und schon streckte er seine wie eine Klaue gekrümmte Hand aus, um das Mädchen zu ergreifen.

Ingénue wollte schreien; er blieb stehen, errathend, was sie zu thun im Begriffe war.

Als sie sah, daß er stehen blieb, rief sie aus Leibeskräften um Hilfe und lief immer schneller.

Während sie sich aber in der Straße getäuscht hatte und nach ihrer Wohnung zurückzukehren glaubte, kam sie an einer Landkutsche vorüber, welche hier ausgespannt, auf die Pferde, auf den Kutscher oder auch auf die Reisenden wartete.

Das war gegenüber von einem jener unerklärlichen Kohlenhändler- Obsthändler- Liqueurhändler-Traiteur-Läden, wie sie Paris immer besessen hat und immer besitzen wird; einer von den Läden, welche zugleich Bureaux für die Kutscher und Handelshäuser sind.

Auf der Schwelle des noch nicht erleuchteten Ladens, hinter dem schwerfälligen, unbeweglichen Wagen, wartete eine menschliche Gestalt friedlich, in einen Mantel gehüllt.

Ingénue drehte sich um den Wagen, um den Mann zu fliehen, der ihr wieder nachgesetzt war, als sie plötzlich an diesen Schatten stieß.

Gefangen zwischen diesen zwei Schreckbildern, gab das Mädchen einen Schrei von sich.

»Was haben Sie zu schreien, und wer macht Ihnen bange, Mademoiselle?« fragte nun eine silberne, feste Frauenstimme, die beinahe gebieterisch aus diesem Mantel hervorging.

Zu gleicher Zeit machte die Person, welche gesprochen hatte, einen Schritt und kam so der Flüchtigen entgegen.

»Ah! Gott sei Dank, Sie sind eine Frau!« rief Ingénue ganz erschöpft.

»Ja, gewiß, Mademoiselle; brauchen Sie Schutz?« fragte die Unbekannte.

Und so sprechend, schlug sie die Capuze Ihres Mantels zurück und entblößte ihr Gesicht; ein schönes, stolzes Gesicht, frisch und jung.

Doch es fehlte Ingénue der Athem; und da sie nicht mehr reden konnte, so bezeichnete sie durch die Geberde, mit einer unaussprechlichen Angst, den Mann, der ihr folgte, in Gegenwart der zwei vereinigten Frauen zögerte und, die Hände auf den Hüften, die Beine gespreizt, mitten auf der Straße, mit einem gräßlichen Lächeln und einer Miene ironischen Trotzes stehen blieb.

»Ah! ja, ich errathe, meine liebe Demoiselle,« sagte die junge Frau zu Ingénue, indem sie dieselbe beim Arme nahm; »nicht wahr, dieser Mensch erschreckt Sie?«

»Oh! ja!« rief Ingénue.

»Ich begreife das, denn er ist sehr häßlich.«

Und sie machte einen Schritt, um ihn mehr in der Nähe anzuschauen.

»Er ist sogar abscheulich,« fuhr sie fort, indem sie ihren Blick auf diesen Mann heftete, ohne daß sie seine bedrohliche Häßlichkeit im mindesten zu erschrecken schien.

Der Verfolger war, wie gesagt, erstaunt stehen geblieben; doch bei diesen Worten, die er nicht erwartete, drang ein Gemurre der Wuth aus seinen Lippen hervor.

»Abscheulich, das ist wahr,« wiederholte die junge Frau; »darum braucht man aber nicht Angst zu haben.«

Und sie machte noch einen Schritt gegen ihn und sagte:

»Sprecht, seid Ihr ein Räuber, Bursche? In diesem Falle habe ich hier eine Pistole für Euch.«

Und sie zog wirklich eine Pistole aus ihrer Tasche, Der Mann wandte sein Gesicht und seinen Leib vor der Waffe ab, welche die Amazone ungestüm gegen ihn ausstreckte.

»Nein,« erwiderte er mit heiserer, unruhiger Stimme, jedoch immer mit spöttischem Tone; »ich bin nur ein Bewunderer der schönen Mädchen Ihrer Art.«

»Dann seid schöner!« versetzte die Fremde.

»Schön oder nicht schön,« entgegnete der cynische Unbekannte, »ich kann gefallen wie ein Anderer.«

»Es mag sein; doch uns gefällt Ihr nicht und werdet Ihr nicht gefallen. Ich fordere Euch also auf, Eures Weges zu gehen.«

»Das wird wenigstens nicht geschehen, bevor ich die Eine oder die Andere von Euch Beiden umarmt habe, und wäre es nur, um Ihnen zu beweisen, daß ich mich nicht vor Ihrer Pistole fürchte, meine schöne Heldin!«

Ingénue stieß einen Schrei aus, als sie den Arm dieser menschlichen Spinne gegen sie vorrücken sah.

Die Fremde steckte ruhig ihre Pistole in die Tasche und drängte mit einer kräftigen Hand den Angreifer zurück. ,

Dieser hielt sich jedoch nicht für geschlagen: er wiederholte den Angriff mit jovialen Geberden, welche bei einer Marketenderin Ekel erregt hätten.

Die junge Frau fühlte sich von der Hand dieses Mannes gestreift; doch mit der Ruhe eines Duellanten, der einen Schritt rückwärts macht, um den einen Augenblick verlorenen Vortheil wieder zu erlangen, wich sie sogleich zurück, und während sie zurückwich, versetzte sie dem Beleidiger eine so gewaltige Ohrfeige, daß er in die Ketten des Wagens taumelte.

Der Mann stand wieder auf und war unschlüssig, ob er nicht eine Rache suchen sollte, welche die Waffe, die man ihm gezeigt hatte, gefährlich machen konnte; dann entschied er sich für den Rückzug und verschwand bei der Biegung der Straße, zwischen den Zähnen murmelnd:

»Ich habe offenbar kein Glück bei den Frauen, und die Finsterniß ist mir nicht günstiger, als der helle Tag.«

Und er erreichte fluchend die Thüre seines Kellers, sodann seinen Tisch, wo noch das ablaufende Talglicht brannte, und endlich seinen Stuhl; er sank auf die darauf liegenden Bücher und sprach:

»Nun wohl, es sei, da Gott mich nicht schön gemacht hat, so werde ich mich erschrecklich machen!«

XXXIX.

Wer die Unbekannte war, welche Marat eine Ohrfeige gegeben hatte.

Als die zwei Mädchen nach dem Abgange von Marat, — denn wir nehmen an, daß der Leser den Mann vom Luftloche, den Mann , vom Keller, den Mann vom ablaufenden Lichte auf dem wackeligen Tisch erkannt hat, — als die zwei Mädchen allein waren, nahm die Fremde Ingénue, die ganz zitternd, in ihre Arme und führte sie gegen den Laden, vor dessen Schwelle sich eine ganze Welt von Ereignissen für die arme Ingénue entrollt hatte.

Die Wirthin, welche in Gesellschaft des Kutschers vom Wagen vollends zu Nacht gegessen, erschien, ihre Lampe in der Hand, im Hinterladen.

Ingénue konnte nun nach Muße die lächelnde, ruhige Schönheit dieser Frau betrachten, die sie so muthig gegen einen Mann vertheidigt hatte.

»Es ist ein Glück, daß ich hier war, um diesen Wagen zu erwarten,« sprach die Unbekannte zu Ingénue.

»Sie verlassen also Paris, Madame?« fragte Ingénue.

»Ja, Mademoiselle; ich bin aus der Provinz und wohne seit meiner Jugend in der Normandie. Ich kam nach Paris, um eine alte Verwandte zu pflegen, welche krank war, gestern aber starb. Ich kehre heute nach Hause zurück, ohne von Paris etwas Anderes gesehen zu haben, als was man von den Fenstern jenes Hauses sieht, das man von hier aus erblickt, — Fenster nun geschlossen wie die Augen derjenigen, welche das Haus bewohnte!«

»Ah! wahrhaftig?« rief Ingénue mit Erstaunen.

»Und Sie, mein Kind?« fragte die Fremde mit einem fast mütterlichen Tone, obschon kaum drei bis vier Jahre zwischen ihrem Alter und dem ihrer jungen Gefährtin waren.

»Ich, ich bin von Paris, Madame, und ich habe diese Stadt nie verlassen.«

»Wohin gehen Sie?« sagte das ältere von den beiden Mädchen mit einer Stimme, welche unwillkürlich stark klang, und in der man, trotz ihrer ursprünglichen Sanftheit, leicht den gebieterischen Ausdruck der entschiedenen Charaktere erkannte.

»Ei! ich kehrte nach Hause zurück,« antwortete Ingénue.

Nichts lügt mit mehr Sicherheit, so naiv es sein mag, als ein auf einem Fehler ertapptes Mädchen.

»Ist das weit von hier?«

»Rue des Bernardins.«

»Das bezeichnet wir nichts; ich weiß nicht, wo diese Straße ist, noch was für eine Straße das ist.«

»Mein Gott! ich weiß kaum mehr als Sie. Wo bin ich hier?« fügte Ingénue bei.

»Ich weiß es durchaus nicht; doch ich kann die Wirthin fragen; wollen Sie?«

»Oh! das ist mir sehr lieb, Madame, und Sie werden mir einen wahren Dienst erweisen.«

Die Reisende wandte sich um und fragte mit derselben klaren und zugleich gebietenden Stimme:

»Madame, ich wünschte zu wissen, wo wir sind, — Quartier und Straße.«

»Mademoiselle,« erwiderte die Wirthin, »wir sind in der Rue Serpente, bei der Ecke der Rue du Paon.«

»Sie haben gehört, mein Kind?«

»Ja, und ich danke Ihnen.«

»Mein Gott!« sprach das stärkere von den beiden Mädchen, Ingénue anschauend, »mein Gott! wie bleich sind Sie noch!«

»Oh! wenn Sie wüßten, wie ich Angst gehabt habe! . . . Aber Sie, wie beherzt sind Sie!«

»Es war kein großes Verdienst hierbei: wir befanden uns in der Lage, auf meinen ersten Ruf Beistand zu erhalten; aber dennoch, so wie Sie sagen,« fügte das Mädchen bei, »ja, in der That, ich glaube, ich bin beherzt.«

»Und was gibt Ihnen diesen Muth, den ich nicht habe?«

»Die Ueberlegung.«

»Nun, ich, wie mir scheint, ich hätte im Gegentheile je mehr ich überlegen würde, desto mehr Furcht.«

»Nein, wenn Sie bedächten, daß Gott die Stärke den Guten wie den Bösen gegeben hat, und mehr noch den Ersten als den Andern, da sie von ihren Kräften mit der allgemeinen Billigung Gebrauch machen können.«

»Oh! gleichviel,« murmelte Ingénue, »ein Mann!«

»Und ein gräulicher Mann!«

»Sie haben ihn gesehen, nicht wahr?«

»Ja, ein zurückstoßendes Gesicht.«

»Ein erschreckendes Gesicht.«

»Nein: diese abgeplattete Nase, dieser schiefe Mund, dieses runde Auge, diese geifernden Lippen, das hat mir nicht bange gemacht; das ist mir zuwider und ekelt mich an, — nichts Anderes.«

»Oh! das ist seltsam!« sagte Ingénue leise, mit Bewunderung ihre heldenmüthige Gefährtin anschauend.

»Sehen Sie,« sprach die Fremde, indem sie den Arm wie eine Inspirirte ausstreckte, »es ist in mir ein Instinct, der mich antreibt; dieser Mensch, der Sie erschreckt, fordert mich zum Widerstande heraus: es würde mir ein gewisses Vergnügen bereiten, diesem Elenden zu trotzen; ich habe vor meinem Auge sein Nachteulenaug sich senken sehen . . . Ich hätte ihn mit Freude getödtet. Dieser Mensch, mein Instinct sagt es mir, ist sicherlich ein böser Mensch.«

»Er fand Sie sehr schön, denn einen Augenblick blieb er in Bewunderung vor Ihnen.«

»Eine Beleidigung mehr!«

»Gleichviel! ohne Sie wäre ich vor Angst gestorben.«

»Das ist Ihre Schuld!«

»Meine Schuld?«

»Ja.«

»Erklären Sie mir das.

»Seit wie lange folgte er Ihnen?«

»Oh! wenigstens seit zehn Minuten.«

»Und während dieser zehn Minuten?«

»Bin ich eine halbe Stunde weit gelaufen.«

»Als Sie bemerkten, daß dieser Mensch Sie verfolgte, warum riefen Sie denn nicht sogleich um Hilfe, wenn Sie Angst hatten?«

»Oh! Lärm machen . . . ich wagte das nicht.«

»Das sind die Pariser . . . sie haben vor Allem Angst.«

»Hören Sie,« sprach Ingénue, ein wenig verletzt durch das über ihre Landsleute gefällte Urtheil, »nicht jede Frau hat Ihre Stärke; ich bin erst sechzehn Jahre alt.«

»Und ich kaum achtzehn,« erwiderte lächelnd die Reisende; »Sie sehen, daß der Unterschied zwischen uns nicht groß ist.«

»Ah! das ist wahr, Sie mußten eben so bange haben, wie ich.«

»Ich würde mich wohl hüten! die Schwäche der Frauen macht die Männer von dieser Gattung kühn. Sie mußten sich, als er Sie anging, muthig umdrehen und ihm ins Gesicht sagen, Sie verbieten ihm, Ihnen zu folgen; Sie mußten ihm drohen, Sie werden den ersten Mann von Herz, der vorüber käme, anrufen.«

»Oh! Mademoiselle, um Alles dies zu thun und zu sagen, müßte ich mehr Stärke haben, als ich habe.«

»Nun, Sie sind von diesem Manne befreit; soll ich Sie von Jemand zurückführen lassen?«

»Oh! nein, nein, ich danke.«

»Was werden aber Ihre Eltern sagen, Mademoiselle, wenn sie Sie so bleich und erschrocken nach Hause kommen sehen?«

»Meine Eltern?«

»Ja, Sie haben ohne Zweifel Eltern?«

»Ich habe meinen Vater.«

»Sie sind sehr glücklich! . . . Wird er besorgt sein, wenn er Sie länger ausbleiben sieht?«

»Ich glaube nicht.«

»Er weiß, daß Sie ausgegangen sind?«

Unterjocht, wagte es Ingénue diesmal nicht, zu lügen, und die Augen niederschlagend erwiderte sie:

»Nein.«

Jedoch mit einem so sanften, so flehenden, so der Mädchenrolle, die sie gespielt, angemessenen Tone, daß die Fremde begriff, Ingénue habe einen unbesonnenen Streich begangen.

Nur Eines offenbarte sich bei der Fremden, was man bei ihrer Ueberlegenheit nicht erwartet hätte: sie erröthete so stark, als dies bei Ingénue der Fall gewesen.

»Ah!« sagte sie, »das erklärt mir Alles! Sie haben sich einen Fehler zu Schulden kommen lassen, und Sie finden sich bestraft. Man muß nichts Schlimmes thun, Mademoiselle, und dann ist man sehr stark! Ich wette, Sie wären muthiger gewesen, würden Sie mit der Einwilligung Ihres Herrn Vaters durch die Stadt gegangen sein, statt heimlich zu laufen!«

Und sie erröthete abermals.

Die Augen von Ingénue füllten sich mit Thränen bei diesem Verweise, der indessen mit ganz mütterlichem Tone gegeben wurde.

»Ah! Sie haben sehr Recht!« rief sie; »ich habe schlimm gehandelt, und ich bin bestraft; aber,« fügte sie bei, indem sie die Unbekannte mit einem ganz von Jungfräulichkeit glänzenden Auge anschaute, »glauben Sie wenigstens nicht, ich sei schuldig.«

»Oh! ich verlange kein Geständniß von Ihnen, Mademoiselle,« erwiderte die Fremde mit einer Art von scheuen Schamhaftigkeit zurückweichend.

Ingénue begriff bewunderungswürdig, und die Hand ihrer Gefährtin nehmend, sprach sie:

»Hören Sie, ich muß Ihnen sagen, was ich heute Abend in der Stadt zu thun hatte. Einer, den ich kenne (Ingénue schlug die Augen nieder), Einer, den ich liebe, ist seit zehn Tagen abwesend; er gibt mir keine Nachricht von sich und kommt nicht wieder. Es haben kürzlich Aufstände stattgefunden, viele Schüsse sind gefallen, und ich befürchte, er ist getödtet oder wenigstens verwundet worden.«

Die Fremde schwieg.

»Oh! wie groß ist Gott!« rief Ingénue, »wie gut ist Gott, daß er Sie mir geschickt hat!«

Die Fremde senkte ihre keuschen, leuchtenden Blicke auf das reizende, in Thränen gebadete Gesicht, das sie anzuflehen schien.

Es lag so viel milde Tugend, so viel bescheidener Zauber in den Augen der Tochter von Rétif, daß sie anklagen unmöglich gewesen wäre.

Die Fremde lächelte, ergriff die Hand von Ingénue, drückte sie sanft, und sagte mit unbeschreiblicher Anmuth:

»Oh! wie freut es mich, daß ich Ihnen diesen Dienst geleistet!«

»Ich danke Ihnen noch einmal, und nun Gott befohlen,« sprach Ingénue, »denn das ist Alles, worauf ich wartete, um Sie zu verlassen.«

»Warten Sie wenigstens,« erwiderte die Reisende, Ingénue zurückhaltend, »warten Sie, daß ich Ihnen den Weg mündlich durch die Wirthin bezeichnen lasse.«

Dies geschah auf der Stelle.

»Ah! ah!« sagte die Fremde, als die Wirthin geendigt hatte, »es scheint, das ist sehr weit und Sie haben viel Weg zu machen.«

»Oh! der Weg beunruhigt mich nicht: ich werde laufen wie so eben.«

Dann blieb sie furchtsam stehen, erhob aber allmählig ihren Kopf bis zur Höhe des Kopfes der Unbekannten und fragte:

»Wollen Sie mir erlauben, Sie zu küssen, Mademoiselle?«

»Gut! nun sind Sie also wie der abscheuliche Mensch von vorhin?« rief lachend die Reisende.

»Wohl, es sei! küssen Sie mich, das ist mir ganz lieb!«

Und die zwei Mädchen umarmten sich voll Innigkeit: zwei keusche Herzen schlugen an einander.

»Nun,« sagte Ingénue ihrer neuen Freundin ins Ohr, »nur noch ein Wort, noch einen Dienst.«
»Welchen, mein Kind?«

»Ich heiße Ingénue; mein Vater ist Herr Rétif de la Bretonne.«

»Der Schriftsteller?« rief die Unbekannte.

»Ja.«

»Ah! Mademoiselle, er soll viel Talent haben.«

»Sie kennen seine Werke nicht?«

»Nein, ich lese nie Romane.«

»Und Sie, Mademoiselle,« fragte Ingénue, »wie heißen Sie, wenn es beliebt?«

»Ich?«

»Ja, damit sich Ihr Name mit meinen süßesten Erinnerungen vermenge, damit er mir von Ihrem Muthe einflöße, und ich, wenn es möglich ist, Ihrer sanften Tugend nachahme.«

»Ich heiße Charlotte von Corday,« antwortete die Reisende; »doch umarmen Sie mich noch einmal, denn die Pferde sind angespannt.«

»Charlotte von Corday,« wiederholte Ingénue; »oh! seien Sie ruhig, ich werde Ihren Namen nicht vergessen.«

XL.

Die Liebe der Tugend und die Tugend der Liebe.

Ingénue konnte sich nicht entfernen, ohne daß sie zuvor Charlotte von Corday hatte in den Wagen steigen sehen; und trotz dieses neuen Verzuges war sie lange vor der Rückkehr ihres Vaters zu Hause.

Der gute Rétif kam in einem Zustande zurück, der, ohne die Trunkenheit zu sein, wenigstens die Heiterkeit war.

Er hatte bei Tische zahlreiche Complimente über seine Pariser Nächte und seine Zeitgenossinnen empfangen. Berauscht durch diese Lobeserhebungen, hatte sein Buchhändler eine Bestellung bei ihm gemacht; und Réveillon, — der zum Zustande eines Publicisten seit der Brochure, welche Rétif für ihn abgefaßt, übergegangen, — Réveillon hatte sich herbeigelassen, von Zeit zu Zeit über geschwärztes Papier, statt über gemaltes zu plaudern.

Réveillon hatte Rétif bei Tische neben sich gesetzt und ihn großmüthig trinken lassen, wie er selbst getrunken; denn zu jener Zeit, welche doch von der unsern nicht sehr entfernt ist, gab es noch eine gewisse Gutmütigkeit, welche dem ehrlichen Manne erlaubte, sich in gutem Weine mit Freunden zu erheitern.

Die Dichter, die Literaten, die Schriftsteller hatten übrigens schon einen gewissen Fortschritt gemacht: im siebzehnten Jahrhundert waren sie Trunkenbolde, im achtzehnten waren sie nur noch Gourmands.

Das Gespräch, nachdem es abwechselnd eine Menge Gegenstände berührt hatte, war auf Auger, den neuen Angestellten von Réveillon, gefallen und hatte, wie man sehen wird, seine Früchte getragen.

Als Rétif gegen zehn Uhr Abends nach Hause kam, fand er Ingénue an ihrem Arbeitstische sitzend; nur arbeitete Ingénue nicht.

Sie fühlte ihr Unrecht; sobald sie auf der Treppe die Tritte ihres Vaters und das Liedchen hörte, mit dem er seinen Gang begleitete, wenn er guter Laune war, eilte sie auch, die Thüre zu öffnen.

Als Rétif eingetreten, war Ingénue sehr liebenswürdig und sehr liebkosend gegen ihn.

Diese Liebkosungen und diese Liebenswürdigkeit rührten tief Herrn Rétif, den das Spitzchen, welches er von seinem Mahle zurückbrachte, ungemein zur Rührung prädisponirt hatte.

»Nun,« sagte er zu Ingénue, nachdem er sie geküßt, »Du hast Dich sehr gelangweilt, nicht wahr, mein liebes Kind?«

»Ja, mein Vater,« erwiderte Ingénue.

»Ah! ich habe es mir oft gesagt: warum bist Du nicht ein Mann, statt eine Frau zu sein? ich würde Dich überallhin mitnehmen!«

»Ist es Ihnen unangenehm, daß Sie eine Tochter haben, mein Vater?«

»Nein, denn Du bist schön, und ich liebe die schönen Gesichter: das erquickt. Du bist die Freude des Hauses, meine arme Ingénue, und seitdem Du das Mädchenalter erreicht, haben alle

meine Heldinnen blaue Augen und blonde Haare.«

»Guter Vater!«

»Bedenke aber, mein Kind, was sich uns bieten würde, wenn Du ein Knabe wärest . . .«

»Was sich uns bieten würde, mein Vater?«

»Ja, das ist ganz einfach: ich bin alle Tage oder fast alle Tage zum Mittagessen auswärts eingeladen; nun wohl, wärest Du ein Knabe, so würde ich Dich mit mir nehmen; wir hätten kein Mittagsbrod zu Hause zu machen; das wäre einmal eine Ersparniß, und dann hättest Du nicht mehr nöthig, Deine hübschen Fingerchen zu beschmutzen.«

»Oh! mein Vater, wäre ich ein junger Mann, so brauchte ich meine Hand nicht zu schonen.« .

»Das ist wahr; doch außer dem würde ich Dich für den Druck setzen lehren; Du würdest mir bei meinen Arbeiten helfen; wir würden zehn Franken täglich zu Zwei verdienen; das sind dreihundert Franken im Monat, dreitausend sechshundert Franken im Jahre; ohne meine Manuscripte zu rechnen, welche vielleicht zu sieben bis achttausend gehen würden; denn man sieht nicht selten . . .«

Da die Summe Ingénue ziemlich stark dünkte, so schlug sie nur die Augen zu ihrem Vater auf.

»Ei!« sagte dieser, »schau Herrn Mercier an. . . Und dann wären wir sehr glücklich.«

Ingénue lächelte schwermüthig.

»Wir sind beinahe glücklich,« sprach sie.

»Beinahe!« rief Rétif. »Oh! Philosophie der Treuherzigkeit! Beinahe! Du hast wohl gesprochen, mein liebes Kind! ja, beinahe! wir sind beinahe glücklich!«

Rétif wurde wieder gerührt.

»Beinahe!« fuhr er fort, »das ist das Wort der Dinge dieser Welt; *beinahe* reich ist der Millionär, der zwei Millionen zu haben wünscht, *beinahe* mächtig ist der Prinz, der König zu sein wünscht, *beinahe* geliebt ist der Liebhaber, der mehr als Liebe wünscht.«

Ingénue schaute ihren Vater an; sie fragte sich ganz leise, was der Liebhaber mehr als Liebe wünschen könne.

»Oh!« fuhr Rétif fort, »wie weiß ich mir Dank, daß ich Dich in der Philosophie erzogen habe, Ingénue! Du hast erhabene Worte; ich werde dieses ganz gewiß irgendwo anbringen.«

Ingénue küßte ihren Vater.

»Beinahe glücklich, ja,« wiederholte dieser. »Um ganz glücklich zu sein, fehlt uns nichts, fast nichts, als Geld! . . . Ah! wärest Du ein Knabe, so hätten wir dieses Geld, und Du würdest nicht sagen: »Beinahe glücklich!««

»Ach! ich würde es wahrscheinlich wegen einer andern Sache sagen,« sprach die philosophische Ingénue an Christian denkend.

»Das ist wahr,« erwiderte Rétif, »wärest Du ein Knabe, so wärest Du verliebt oder ehrgeizig.«

»Ehrgeizig? Oh! nein, das schwöre ich Ihnen, mein theurer Vater.«

»Also verliebt, was noch schlimmer ist: das geht nur schneller vorüber.«

Ingénue schlug mit einer Miene des Zweifels ihre schönen blauen Augen zu ihrem Vater auf; es schien ihr unbegreiflich, daß es eine Leidenschaft auf der Welt gebe, welche länger währe, als die Liebe.

»Ah! was das Verliebtsein betrifft,« sagte Rétif, »wir haben heute Abend teufelmäßig von

Liebe gesprochen!«

»Mit wem denn?« fragte Ingénue erstaunt.

»Mit Herrn Réveillon; das ist wahrhaftig ein liebenswürdiger Mann, so dumm er auch ist.«

»Sie haben mit Herrn Réveillon von Liebe gesprochen, mein Vater?« sagte Ingénue mit dem höchsten Erstaunen; »mein Gott! in welcher Beziehung?«

»Oh! in Beziehung auf tausend Dinge . . . Ich erzählte ihm von Stoffen für Novellen . . . Er hat das Angenehme, der liebe Herr Réveillon, daß er Nicht begreift und sich nichtsdestoweniger immer das Ansehen gibt, als begriffe er, so daß er keine Einwendung macht; oh! er ist nicht peinlich!«

»Sie sagten aber, er habe in Beziehung auf tausend Dinge von Liebe gesprochen.«

»Ja, und besonders in Beziehung auf Auger.«

»Auger! welcher Auger?«

»Welcher Auger soll es sein!«

»Wie! der unsere?«

»Der unsere, ja . . . Sieh, welche eine schöne Tugend die Menschenliebe ist; selbst von diesem Manne sprechend sagst Du mir: »»Unser Auger!«« Nun wohl, unser Auger, stelle Dir vor, das ist ein Juwel: Réveillon ist von ihm entzückt. Er hatte Anfangs Argwohn und Vorurtheile gegen ihn; bah! Alles ist verschwunden!«

»Ah! wahrhaftig? Desto besser!« sagte Ingénue zerstreut.

»Es gibt, wie es scheint, keinen verständigeren Menschen, hörst Du?«

»In der That, ich halte ihn nicht für dumm.«

»Weit entfernt! er ist nicht nur nicht dumm, sondern er ist sogar zuvorkommend, er weiß die Dinge zu errathen, er verrichtet rasch sein Geschäft, er ist der Letzte, der sich zu Tische setzt, und steht zuerst wieder auf; er trinkt nur Wasser, er isolirt sich von den Arbeitern, seinen Kameraden; er hat sich schon durch seine wunderbare Geschicklichkeit bei der Arbeit bemerkbar zu machen gewußt. . . und dann . . . nun! ich weiß nicht, ob Du ihn angeschaut hast, doch der Bursche hat kein häßliches Gesicht.«

»Oh!«

»Was sagst Du?«

»Ich sage, er sei weder hübsch, noch häßlich.«

»Teufel! Du bist schwierig! seine Augen sind lebhaft; er ist gut gebaut ohne zu viel Außenschein; ein nerviger Gesell, ein tüchtiger Arbeiter. Réveillon und seine Töchter sind bei meiner Treue von ihm begeistert.«

»Es ist besser, daß es so ist, und daß unsere Protection einen ihrer würdigen Gegenstand gefunden hat,« sprach Ingénue.

»Gut gesagt, meine Tochter,« rief Rétif, »sehr gut gesagt, eine vortreffliche Wendung! Du hast da eine ausgezeichnete Phrase construiert: *Und daß unsere Protection einen ihrer würdigen Gegenstand gefunden hat.* Aeüßerst gut, Ingénue! Ich bin ganz Deiner Ansicht. . . Auger wird seinen Weg in diesem Hause machen.«

»Desto besser für ihn,« erwiderte Ingénue, wie eine Person, welche bei der Frage ganz und gar nicht interessirt ist.

»Ich, ich habe das sogleich gesehen,« fuhr Rétif fort; »Du weißt die Töchter von Réveillon

cultiviren Winterblumen, bengalische Rosen, Geraniums und dergleichen; seit acht Tagen aber, da man viel an der Aussteuer von Mademoiselle Réveillon der Aeltern gearbeitet hat, wurde Alles dies vernachlässigt.«

»Oh! das ist wahr; es scheint sogar, sie wird eine sehr schöne Aussteuer bekommen.«

»Nun wohl, dieser Teufels-Auger, als er die Vernachlässigung sah, kam auf den Gedanken, um drei Uhr Morgens aufzustehen, die Erde umzugraben und den Garten zu begießen, so daß es ganz unbegreiflich; obgleich kein Mensch das Ansehen hatte, als beschäftigte er sich mit dem Garten, war er doch frisch und blühend wie ein Ruhealtar.«

»Wahrhaftig?«

»Réveillon war entzückt, wie Du Dir wohl vorstellst; seine Töchter noch viel mehr; man suchte, man muthmaßte. . . Nichts! Endlich hat man aufgepaßt, und man sah meinen Burschen, der über die Hecke stieg und wie ein Neger arbeitete, während er sich wie ein Dieb zu verbergen suchte.«

»Wozu denn das?« fragte lachend Ingénue.

»Warte, das hat ihm Réveillon auch gesagt, als er auf ihn zuging und ihn anredete.

»Nun, Auger, Sie machen sich also zum Gärtner meiner Töchter? Das ist ein Zuwachs von Arbeit ohne Lohn.««

»Oh! Herr,«« erwiderte Auger, »»ich bin hinreichend bezahlt.««

»Wie so, Auger?««

»Ja, Herr, bezahlt über meine Verdienste und meine Mühe.««

»In wie fern?««

»Herr, sind Ihre Töchter nicht die Freundinnen von Mademoiselle Ingénue?««

»Ja.««

»Haben sie nicht zuweilen unter diesem Titel Gelegenheit, ihr eine Blume anzubieten?««

»Allerdings.««

»Nun wohl, Herr, ich arbeite hier für Mademoiselle Ingénue.««

»Für mich?« rief das Mädchen.

»Warte doch,« versetzte Rétif, »Du wird sehen!«

»Und wenn ich mir die Hände an den Dornen verwunde,« fuhr er fort, »»wenn ich die Erde mit meinem Schweiß besprengte, so sage ich mir: — Das ist noch zu wenig, Auger! Du bist Dein Blut, Du bist Dein Leben dieser Demoiselle schuldig! und kommt die glückliche Stunde, das eine zu vergießen und das andere zu opfern, so wird man sehen, ob es Auger an Herz und Gedächtniß fehlt.««

»Er hat das gesagt?« fragte Ingénue ein wenig erröthend.

»Noch Besseres! er hat noch Besseres gesagt, meine Tochter.«

Ingénue senkte den Kopf und faltete leicht die Stirne.

»Kurz,« sprach Rétif, »das ist ein reizender Junge, und Réveillon hat ihn schon belohnt.«

»Ah! wodurch?«

»Auger, wie ich es vorhergesehen, war nicht dazu gemacht, ein einfacher Arbeiter zu bleiben: er schreibt merkwürdig schön und rechnet wie ein Mathematiker; und dann bemerkte Réveillon, — oder vielmehr Mademoiselle Réveillon, — daß er sehr reine Hände hatte, welche durchaus nicht gut zum Verrichten grober Arbeiten; so daß er ihn aus seinen Werkstätten nahm und in

seine Bureaux als Ausfertiger setzte. Das ist ein hübscher Platz; zwölfhundert Franken und die Kost im Hause.«

»Ja, in der That, ein sehr hübscher Platz,« wiederholte Ingénue maschinenmäßig.

»Er ist allerdings nicht so viel werth, als der, welchen er verlassen hat. Wie es ihm Réveillon sagte: »»Auger, Sie haben hier nicht die Küche des Prinzen; doch nehmen Sie dieselbe so wie sie ist.«« Es ist stark von Réveillon, der stolz ist wie ein Hidalgo, daß er Dergleichen Auger gesagt hat; doch was willst Du, mein Kind, dieser Teufelsmensch verwandelt Alles bis auf den Charakter der Leute. »»Ah! Herr!«« erwiderte Auger . . . höre wohl diese Antwort, mein Kind. »»Ah! Herr, das trockene Brod des redlichen Mannes ist mehr werth, als die Fasanen des Verbrechens!««

»Mein Vater, ohne Ihrer Ansicht zu nahe zu treten, finde ich diesen Satz ein wenig geschraubt, und ich liebe nicht sehr *die Fasanen des Verbrechens!*«

»Es ist wahr,« sagte Rétif, »dieses letzte Glied des Satzes scheint mir gesucht; aber siehst Du, mein Kind, die Tugend hat ihre Exaltation, welche leicht in die Sprache übergeht: es gibt Trunkenheiten der Tugend. In diesem Augenblicke berauscht sich Auger in der seinigen; das ist lobenswerth, man muß in solchen Dingen aufmuntern; darum bin ich leicht über die *Fasanen des Verbrechens* hingegangen. Ueberdies gefiel mir das erste Glied des Satzes: »»Das trockene Brod des redlichen Mannes . . .««

Das klingt gut; im Theater würde das Effect machen.«

Ingénue billigte mit dem Kopfe nickend.

Während dieses Gespräches hatte Rétif seinen getreuen Ueberrock gegen ein etwas groteskes, aber zum Declamiren bequemes Nachtkleid vertauscht.

»Seltsamer Wechsel!« rief er, als er sich in seinen Aermelausschnitten frei fühlte, »Fügungen des Schicksals! Launen des Lebens! Spiele der Seele! Da ist ein Mensch, den wir verabscheuten, der unser Hauptfeind war; da ist ein Elender, dem Du und ich einen raschen und geraden Weg zum Galgen gewünscht hätten, — nicht wahr?

»Zum Galgen?« versetzte Ingénue. »Oh! mein Vater, Herr Auger war sehr strafbar, doch mir scheint, Sie gehen zu weit.«

»Ja, Du hast Recht, ich übertreibe vielleicht ein wenig,« erwiderte Rétif, - »doch ich bin Dichter, meine Liebe: Ut pictura, poësis, wie Horaz sagt. Ich wiederhole also *der Galgen*; denn hättest Du ihn nicht dahin geschickt, so würde ich, ein Mann, ich, Dein Vater, ich, verwundet in meinen Gefühlen und in meiner Ehre, ihn nicht nur zum Galgen, sondern sogar zum Rade, und zwar sehr gern geschickt haben. Nun wohl, heute zeigt sich dieser Mensch als der Trefflichste, der Vollkommenste der braven Leute; er verbindet mit seinen Vorzügen den der Reue; er ist doppelt würdig der Lobspenden, einmal weil er das Gute thut, und dann weil er es thut, nachdem er das Böse gethan hat! O Vorsehung! o Religion!«

Ingénue schlug von Zeit zu Zeit ihr Auge besorgt auf und fing an über diese Exaltation ihres Vaters zu erschrecken.

Dieser fuhr fort:

»Glückliche Lehre des Gesetzgebers Jesus: »»Es wird mehr Freude sein im Himmel über *Einen* Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.««

»Warum nennen Sie Jesus Christus einen Gesetzgeber?« fragte Ingénue.

»Es ist gut, es ist gut, mein Kind,« antwortete Rétif; »wir Philosophen wissen, was die Worte

zu bedeuten haben. Ich finde also, daß Auger ein redlicherer Mann ist, als viele andere Leute, und ich weiß ihm um so mehr Dank hierfür, als Du es bist, die seine Verwandlung bewirkt hat.«

»Ich, mein Vater?«

»Allerdings, Du! Erkenne also hierin jene geheime Stimme des Herzens, jene bewegende Kraft aller edlen Handlungen dieser Welt: liebte Dich Auger nicht, so hätte er nicht so gehandelt.«

»Mein Vater! . . .« rief Ingénue schamroth und zugleich ärgerlich.

»Was spreche ich, lieben?« fuhr Rétif fort, »man muß die Leute vergöttern, um ihnen so Alles, Alles zu opfern!. . . Sagen wir also hier nicht: »Auger wurde tugendhaft um der Tugend willen,« oh! nein! und das ist der Irrthum der gewöhnlichen Menschen; das ist der Irrthum des wackeren Pfarrers Bonhomme und des würdigen Fabrikanten Réveillon, welche Beide die Aenderung von Auger einer Gewissensrückkehr zuschreiben. Nein, meine Tochter, nein! bessert sich Auger, so geschieht es nicht durch die Liebe der Tugend, sondern durch die Tugend der Liebe.«

Ingénue hob den Pfeil nicht auf.

Eine Folge hiervon war, daß Rétif, der an diesem Abend eine Schelle an jedes seiner Worte zu hängen schien, um sie bei Gelegenheit tönen zu lassen, seinen Kopf hoch aufrichtete.

»Ah! ah!« sagte er mit einer vollkommenen Selbstzufriedenheit, »mir scheint, bei meiner Treue, ich habe da etwas Reizendes gesagt, und wahrhaftig, ich wundere mich, daß Du, Ingénue, mit dem ausgezeichneten Verstande, den Dir der Himmel geschenkt, es nicht bemerkt hast. Die *Tugend der Liebe*, das gibt mir einen köstlichen Titel für meine erste Novelle und sogar für einen Roman.«

Hiernach küßte Rétif seine Tochter, zog sich in seinen Alkoven zurück und schloß die Vorhänge, um sich in keuscher Weise vollends auszukleiden.

Gewiegt durch das Vergnügen, einen so schönen Titel gefunden zu haben, und vielleicht auch durch die Dünste der feinen Weine, die er getrunken, schlief fünf Minuten nachher der gute Rétif den doppelt stolzen Schlaf des Mannes und des selbstzufriedenen Dichters.

Was Ingénue betrifft, — sie zog sich in ihr Stübchen zurück, sehr wenig geneigt, zu schlafen, bevor sie sich selbst gefragt, was diese Vergötterung von Auger in demselben Momente, wo sich die Gleichgültigkeit von Christian offenbarte, bedeute.

XLI.

Auger verliebt.

Was Réveillon Rétif und Rétif seiner Tochter in Beziehung auf Auger gesagt hatte, war übrigens die strengste Wahrheit.

Auger schien sich unter dem Einflusse des geheimen Feuers, das ihn verzehrte, zu vervielfältigen.

Sein Geschäft ließ er unter seinen Fingern gleichsam zerschmelzen und verschwinden, und dies mit einer Unerschrockenheit, die seinen Arbeitsgefährten von Anfang den Schwindel bereitete ; — vom Schwindel gingen sie sodann zu den kalten Schweißern über; — und das ist leicht begreiflich für Jeden, der nur eine Viertelstunde das Innere eines Bureau studirt.

Der Expeditor der Regierung ist jeder Zeit Herumschwendere gewesen: das ist eine festgestellte und anerkannte Sache; doch der Privatexpeditor gibt ihm gewöhnlich in keiner Hinsicht nach, wenn er es sich erlauben kann.

Der Vorwand der schönen Schrift, an den man sich hält, constituirt hauptsächlich ein kaltes, ruhiges Tempo bei der Arbeit, und das wissen vortrefflich die wahren Kalligraphen, die ihr Talent mißbrauchen. Während man seine Maße und nach seinen Maßen seinen Anlauf für einen großen Anfangsbuchstaben nimmt, hätte man eine halbe Seite geschmiert.

Auger schrieb wie der berühmte Saint-Omer, der durch unseren geistreichen Freund Henri Monnier noch berühmter geworden; doch er hatte Intermittenzen: er begriff, mit einer wunderbaren Anschauung, was sorgfältig behandelt werden mußte, und was gleichsam über das Knie abgebrochen werden durften statt alle Dinge unter allen Umständen zu modeln wie ein gewöhnlicher Expeditor, wußte er mäßig in den Hauptbuchstaben, in den vollen Zügen und den Feinstrichen zu sein. Die Rechnungen, die Bestellungen und die Quittungen fertigte er auch zu Dutzenden aus, indeß sein Nachbar kaum den Titel eines Stückes geschrieben hatte.

Durch diese Geschwindigkeit der Ausführung von Auger weit zurückbleibend, schien dieser Nachbar nichts mehr im Tage gethan zu haben, und eben so der Kassier, dem seine Sortenzettel und seine Empfangscheine, seine Buchhaltung in *Soll* und *Haben* früher als Beschäftigung genügten.

Réveillon, der in diesen zwei Angestellten zwei Phönixe zu haben glaubte, bemerkte im Gegentheile, daß er unter Dreien nur einen hatte: Auger stellte die zwei Anderen tief in den Schatten.

Das Resultat von Allem dem war, daß der Kassier, beängstigt, als er wahrnahm, wie dieser Gargantua der Expedition für sich allein die Arbeit von drei Personen verschlang, nicht mehr deutlich aus der Tafel von Pythagoras sah. Da wurden natürlich immer ernstere Fehler begangen, so wie der Kassier immer mehr den Kopf verlor, und Réveillon faltete die Stirne wie Jupiter, um den ganzen Olymp des Faubourg Saint-Antoine zittern zu machen.

Tückisch und schweigsam, lauerte Auger auf die Gelegenheit, wo der Kassier zu viel Dummheiten machen würde; diese Gelegenheit mußte sich nothwendig bald bieten. Eines Tages brachte ein Käufer ein Kassenbillet von sechzig Franken zurück; der Kassier hatte es ihm zu viel

auf ein Billet von tauend, das er am Gitter von Meister Réveillon gewechselt, herausgegeben.

An diesem Tage sprach Réveillon laut:

»Das ist ein Mensch, mit dem ich Mitleid fühlte, weil er Frau und Kind hatte, und dennoch muß ich ihn nächster Tage vor die Thüre setzen.«

Begünstigt und gehoben durch die Demoiselles Réveillon, vergöttert vom Vater, ehrerbietig gegen Rétif, ganz bleich und ganz in Kniebeugungen, wenn er Ingénue erblickte, machte Auger so Riesenschritte auf der Laufbahn, die er sich gewählt.

Eines Tages wartete er auf Réveillon in dem Gange, der zur Kasse führte. Der Kassier war, nachdem er sein Geschäft verrichtet, weggegangen, und der Expeditior hatte athemlos die Summe seiner Arbeit verdoppelt, ohne daß es ihm gelungen war, die Hälfte von dem zu thun, was Auger gethan hatte.

Wir sagten, Auger habe auf Réveillon gewartet. Auger richtete es aber so ein, daß Réveillon glaubte, er begegne ihm.

. Der Tapetenhändler schwamm in der Zufriedenheit und im Vergnügen; er hatte von den von uns genannten Resultaten Kenntniß genommen und rieb sich die Hände.

»Bei Gott!« sagte er zu Auger, »ich bin entzückt, daß ich Ihnen begegne, um Ihnen mein Compliment zu machen.«

»Ah! Herr,« erwiderte Auger mit tiefer Demuth, »Herr, ich bitte Sie inständig, spotten Sie nicht über mich; ich schwöre Ihnen, es ist nicht meine Schuld, wenn ich so schlecht arbeite.«

»Wie! was sagen Sie?« fragte der Fabricant, der durchaus nicht begriff.

»Herr Réveillon mißbrauchen Sie mein Unglück nicht,« fuhr Auger fort.

»Ich verstehe Sie nicht, mein Freund.«

»Ach! Herr, ich sehe wohl, wenn das so fortgeht, werde ich Ihr Haus verlassen müssen.«

»Warum dies?«

»Weil ich Sie bestehle, Herr Réveillon.«

»Wie?«

Auger wiederholte mit einem noch kläglicheren Tone, als das erste Mal:

»Weil ich Sie bestehle, sage ich.«

»Was stehlen Sie mir?«

»Ihre Zeit.«

»Ah! ah! . . . erklären Sie mir das. Auger; Sie sind im Gegentheile ein wahres Phänomen!«

»Oh! Herr!«

»Sie stehlen mir meine Zeit, sagen Sie, Sie, der Sie allein mehr Arbeit verrichten, als die zwei Anderen mit einander?«

»Dann, Herr,« fuhr Auger jämmerlich den Kopf schüttelnd fort, »dann würde ich arbeiten wie vier, hätte ich nicht das Unglück, das ich habe.«

»Welches Unglück?«

»Ah! sprechen wir nicht hiervon, und erlauben Sie vielmehr . . .«

Auger erhob die Arme zum Himmel.

»Was soll ich Ihnen erlauben? Lassen Sie hören.«

»Das ist ein sehr großes Unglück für mich, Herr: ich war in jeder Hinsicht so gut bei Ihnen!«

»Holla! sollten Sie zufällig mich zu verlassen im Sinne haben?«

»Ach! ich muß es wohl früher oder später.«

»Das wird, wie ich hoffe, wenigstens nicht sein, ohne daß Sie mir die Ursache Ihres Abganges sagen.«

»Herr, Herr, es ist kein Geständnis:, das ich Ihnen zu machen habe.«

»Doch, bei Gott! im Gegentheile: wenn mich die Leute verlassen, so will ich wissen, warum.«

»Ich habe es Ihnen gesagt.«

»Sie stehlen mir meine Zeit? ja, Sie haben mir das gesagt. Wie stehlen Sie mir nun meine Zeit? Erklären Sie mir das.«

»Ei! durch meine Zerstreuungen, Herr.«

»He! he!« sagte Réveillon mit einem schallenden Gelächter. »Auger hat Zerstreuungen.«

Und der Tapetenfabricant war in der That erstaunt, wie ein Mensch so sehr sein Feind sein konnte, daß er sich da anklagte, wo sich jeder Andere Triumphbogen errichtet hätte.

»Gäbe es noch ein Mittel gegen mein Unglück,« fuhr Auger fort; »doch nein, es gibt keines.«

»Gegen welches Unglück denn? erklären Sie sich! Nennen Sie diese vorgeblichen Zerstreuungen ein Unglück?«

»Ein um so größeres Unglück, Herr, als sie jeden Tag zunehmen werden; hat sich einmal der Kummer in das Herz eines Menschen eingeschlichen, oh! dann ist dieser Mensch verloren, ganz und gar verloren.«

»Was fehlt Ihnen? etwa Geld?«

»Geld? mein Gott! ich wäre zu undankbar, würde ich dergleichen sagen: Sie bezahlen mir das Doppelte von dem, was ich verdiene!«

»Er ist, bei meinem Ehrenworte, reizend! . . . Sollten Sie zufällig Gewissensbisse haben?«

»Gott sei gelobt! der Friede meines Gewissens ist gemacht, und der Ihres Hauses befestigt ihn jeden Tag.«

»Dann sehe ich nicht, kann ich nicht errathen. . .«

»Herr, ich bin verliebt, ohne Hoffnung und ohne Rast . . .«

»Ah! in Ingénue vielleicht?« rief Réveillon, wie von einem Blitze getroffen.

»Sie haben es errathen, Herr.«

»Ah! Teufel!«

»Wahnsinnig verliebt in Mademoiselle Ingénue.«

»Ei! ei! ei!«

»Und das macht Sie nicht schaudern?«

»Oh! nein.«

»Sie versetzen sich nicht in Gedanken in das ganze Grauen, das ich ihr einflöße?«

»Das kann sich besänftigen, lieber Herr Auger, wenn es überhaupt nicht schon geschehen ist.«

»Ueberlegen Sie doch, Herr, Alles trennt mich von ihr.«

»Bah! bah! bah! man hat über breitere Flüsse Brücken geschlagen.«

»Wie! Herr, Sie bemerken Eines nicht, indem Sie so mit mir sprechen?«

»Was?«

»Daß Sie mir Hoffnung zu geben suchen.« »Bei Gott! ob ich suche! ja, ich suche, und es wird

mir gelingen, ich zähle darauf.«

»Wie, Herr, Sie spotten meiner nicht?«

»Nicht im Geringsten.«

»Ich dürfte von Ihnen hoffen . . .?«

»Alles.«

»Oh! Herr!«

»Warum nicht? Sie sind ein geschickter Arbeiter, ein redlicher Mensch; Sie haben einen noch mittelmäßigen Gehalt, doch ich kann ihn erhöhen.«

»Oh! Herr, erhöhen Sie nichts, und machen Sie, daß mich Mademoiselle Ingénue nicht verabscheut; machen Sie, daß sie die Wünsche, die ich für ihre Wohlfahrt hege, anhören kann; machen Sie, daß sie mich nicht zurückstößt, wenn ich ihr sagen werde, wie sehr ich sie liebe, und dann, ja, dann Herr, werden Sie mehr für mein Glück gethan haben, als wenn Sie mir die Stelle des Kassiers bei Ihnen gegeben hätten . . .! Sie werden mehr gethan haben, als wenn Sie mir tausend Thaler Gehalt geben würden! und ich werde Sie sogar anflehen, beladen, erdrücken Sie mich mit Arbeit: ich werde nicht zurückweichen, ich werde mich nie beklagen, ich werde nie einen Sou Zulage fordern. Mit einem Worte, Herr Réveillon, erlangen Sie für mich die Hand von Mademoiselle Ingénue, und Sie sollen bei sich einen Mann haben, der Ihnen bis zu seinem letzten Seufzer ergeben sein wird!«

Auger verwickelte so gut Réveillon in die Fäden dieser Liebesberedtsamkeit, daß der Fabricant zugleich gerührt, entzückt und überzeugt war.

»Nun?« sagte er, »es ist also nur dieses?«

»Wie! nur dieses?«

»Ich sage, Sie wünschen nichts Anderes, als Ingénue zu heirathen?«

»Oh! Gott! ich wage es nicht einmal, an ein solches Glück zu denken.«

»Ei! wenn man Sie hört, sollte man glauben, es handle sich um eine Prinzessin von Geblüte; was ist denn im Ganzen Mademoiselle Ingénue?«

Der Fabricant fand, diese große Lobeserhebung von Mademoiselle Rétif setze die Demoiselles Réveillon ein wenig herunter.

»Was sie ist?« wiederholte Auger; »ah! Herr, es ist ein schönes, ein anbetungswürdiges Mädchen!«

»Ja, doch sie hat keine Mitgift.«

»Sie ist Millionen werth!«

»Die Sie ihr verdienen werden, mein lieber Auger.«

»Oh! ich hoffe es! oh! ich fühle hierzu die Kraft in mir, zwischen einer Liebe, wie die, welche ich für sie hege, und einem Eifer, wie der, den Sie mir für Ihre Interessen eingeflößt haben.«

»Nun wohl, mein Freund,« sprach Réveillon mit gewichtiger Miene, »vernehmen Sie, welcher Gang zu verfolgen ist.«

»Oh! ja, Herr, rathen Sie mir.«

»Einmal hat der Vater Gewalt über sein Kind, und er scheint vortrefflich für Sie gesinnt zu sein.«

»Wahrhaftig?«

»Sie müssen ihn vollends ganz auf Ihre Seite bringen.«

»Oh! das ist mein ganzes Verlangen.«

»Rétif ist empfänglich für Zuvorkommenheiten, für Aufmerksamkeiten.«

»Würde er wohl ein kleines Geschenk von mir annehmen?«

»Auf eine zarte Art gegeben, ohne Zweifel.«

»Die Liebe, die ich für seine Tochter, die Ehrfurcht, die ich für ihn hege, verleihen mir Zartheit.«

»Sie werden ihn sodann zum Essen einladen.«

»Gut!«

»Und beim Nachtische werden Sie ihm Ihr Herz eröffnen.«

»Nie werde ich das wagen.«

»Gehen Sie doch!«

»Es ist, bei meiner Ehre, wie ich sage.«

»Ta, ta, ta! . . . Endlich wenden Sie sich an Ingénue selbst, die ich günstig für Sie durch die Demoiselles Réveillon, ihre Freundinnen, stimmen werde.«

»Oh! welche Güte, Herr!« rief Auger.

Und er faltete seine Hände wie ein ganz erschütterter Mensch.

Réveillon nahm die Hände von Auger zwischen die seinigen und sprach:

»Sie verdienen diese Güte, Auger, und da Ihr Glück hiervon abhängt, so will ich, hören Sie wohl? ich will, daß Sie glücklich sein sollen!«

Auger entfernte sich voll Freude.

Réveillon hielt Wort.

Er ließ Ingénue durch seine Töchter angreifen und Rétif durch Auger.

Endlich griff er selbst an.

Die Resultate dieser so combinirten Angriffe waren, daß Rétif eine Uhr und eine Einladung zum Mittagessen von Auger annahm.

Es blieb Ingénue.

Die Demoiselles Réveillon drangen so kräftig in sie, daß Ingénue einwilligte, ihren Vater nach den Prés-Saint-Gervais zu begleiten, wo das Mahl stattfinden sollte.

XLII.

Genesung von Christian.

Was ging im Marstalle des Grafen von Artois vor, während am entgegengesetzten Ende von Paris Alles gegen das Glück von Christian conspirirte?

Seine Mutter hatte ihn nicht eine Minute verlassen: bei Tage saß sie in einem Fauteuil zu seinen Häupten; in der Nacht hatte sie ihr Bett neben dem seinigen.

Zwanzigmal hatte sie Christian durch die Versicherung, es gehe besser, zu entfernen gesucht; doch sie hatte sich beständig geweigert.

Die mütterliche Liebe der Gräfin Obinska übersetzte sich bei ihr, wie alle andern Gefühle, durch den Ausdruck eines Willens, gegen welchen zu streiten Christian nicht einmal die Idee hatte.

Bereit, bei jeder Bewegung ihres Sohnes ihm das zu geben, was er bedurfte, selbst seinen Schlaf bewachend, umsichtig, um ihm die geringste Gemüthsbewegung zu ersparen, war es ihr endlich geglückt, den Körper zu heilen, ohne daß die arme Frau das Uebel bemerkte, das sie seiner Seele angethan hatte.

Die Tage und die Nächte verliefen so für den Kranken Jahrhunderten ähnlich; er zählte die Stunden, die Minuten, die Secunden; man hätte glauben sollen, er treibe sie mit aller Gewalt und aller Energie eines standhaften Willens vor sich her.

Nach der Vorschrift von Doctor Marat sollte Christian das Bett bis zum vierzigsten Tage hüten. Mehr als eine Woche vor diesem vierzigsten Tage behauptete Christian, er sei schon gekommen; doch den unerbittlichen Kalender in der Hand, hielt die Gräfin den jungen Mann im Bette, bis die vierundzwanzigste Stunde des vierzigsten Tages abgelaufen.

Endlich kam die so heiß ersehnte Stunde, wo es Christian erlaubt war, den ersten Schritt zu thun, der ihn, nach zehn weiteren im Zimmer zugebrachten Tagen, zu Ingénue führen sollte.

Während er leicht hinkte, streckte er sich auf einem dicken Pelze mitten im Zimmer aus, wie es die Kinder thun, wenn sie ihre Kräfte versuchen.

Dann bewegte er sich; der Schmerz war verschwunden, das Fleisch war solid geworden, der Verwundete hielt sich auf seinem kranken Beine ohne eine Beschwerde zu fühlen.

Allmählig übte er sich, die Runde im Zimmer zu machen; sodann, als die Runde im Zimmer etwas Leichtes geworden war, versuchte er es, eine kleine Treppe von fünf Stufen auf und abzusteigen, — was ihm mit Hilfe seiner Mutter gelang.

Bald wurde ihm die Luft eines benachbarten Hofes erlaubt; er ging, immer am Arme der Gräfin, in diesen von einigen Bäumen beschatteten Hof hinab, und gewöhnte seine Lunge und seinen Kopf an die Einsaugung einer schärferen und nahrhafteren Luft,

Endlich wurde er ungefähr wieder das, was er gewesen.

Zweimal hatte er sich Papier und Bleistift zu verschaffen gewußt, und jedes Mal war es ihm, den Schlaf seiner Mutter benützend, welche schlief im Glauben, er sei selbst eingeschlummert, geglückt, ein paar Zeilen an Ingénue zu schreiben; war aber dieses Billet geschrieben, was damit machen? wem es anvertrauen? durch wen es nach der Rue des Bernardins bringen lassen? Er

stand in keiner Verbindung mit den Leuten des Hauses; die Dienerin von Marat flößte ihm einen tiefen Widerwillen ein, und was Marat betrifft, ihm hätte sich der junge Mann sicherlich nicht über seine Leidenschaft für die Tochter von Rétif de la Bretonne eröffnet.

Die zwei geschriebenen Billets blieben also in den Taschen des jungen Mannes; er bewahrte sie auf, immer hoffend, er werde eine Gelegenheit finden, die sich nicht bot.

Eines aber tröstete Christian: daß er, da er seine Kräfte Stunde für Stunde wiederkehren fühlte, schon den Tag seiner Befreiung berechnen konnte.

Der glückliche Tag erschien endlich: Christian durfte eine Promenade machen. Dies geschah allerdings im Wagen, und seine Mutter verließ ihn nicht einen Augenblick. Die Carosse durchfuhr nach dem Willen von Christian Paris und seine schönsten Straßen. Ach! in die Rue des Bernardins hätte sich Christian gern begeben mögen; aber wie sollte er einem Kutscher vor der Gräfin Obinska sagen: »Fahrt mich durch die Rue des Bernardins.«

Nach drei Tagen dieser Uebung wurde entschieden, Christian könne nun zu Fuße ausgehen, doch seine Mutter gab ihm den Arm.

Endlich kam man überein, am andern Tage, das heißt, nachdem er die Wohnung von Marat fünfundfünfzig Tage inne gehabt, sollte er diese verlassen.

Sie ist schwer zu schildern, die Scene, welche den Abgang von Christian und seiner Mutter begleitete; wir werden es indessen versuchen, eine Idee davon zu geben.

Marat hatte sich schön gemacht; er hatte an seiner Person den ganzen Luxus, über den er verfügen konnte, vereinigt.

Sein Plan war der: wieder für einen Moment der junge Mann von einst, der Marat von Polen werden; durch seinen Anblick das Herz der Gräfin Obinska zu einer Erinnerung nöthigen, für welche sein Name nicht genügt hatte.

Vergebliche Mühe! der Rückgrat konnte sich nicht wieder gerade ausrichten, die schiefe Nase fand ihre anmuthige Linie nicht wieder, das Auge blieb hohl und der Blick schneidend.

Es war endlich unmöglich, an einem Tage durch einen zwanzigjährigen Schmutz verdorbene Hände sauber und zart zu machen.

Was den Anzug betrifft, so fehlte hieran nichts, und der Schneider hatte sein Bestes gethan.

Doch die Gräfin, obschon sie den Blick von Marat weder suchte, noch vermied, erkannte nichts, und sie sprach ihren Dank gegen den Wundarzt ohne eine romanhafte Phrase aus.

Als Marat den jungen Mann, lächelnd beim Gedanken an seine zukünftige Freiheit, gehen sah und sich selbst im Spiegel beschaute, hatte er keinen andern Trost, als den, an ihm irgend eine Aehnlichkeit mit dem ehemaligen Hofmeister der Gräfin Obinska zu suchen.

»Mein Herr,« sagte die Gräfin zu ihm, »nicht wahr, Sie bewundern diese Gesundheit? die Cur, die Sie gemacht haben?«

»Ja, Madame, ich bewundere mein Werk,« antwortete Marat.

Die Gräfin ließ bei diesen Worten über ihre gewöhnlich so bleichen Wangen einen Flammenreflex laufen, der fast in demselben Augenblicke erlosch, und sie wurde wieder kalt und hochmüthig.

»Sie haben Recht, mein Herr, daß Sie nicht bescheiden sind,« sagte sie; »die Cur macht Ihnen Ehre.«

»Nicht wahr?« erwiderte er; »doch Sie stellen sich nicht vor, was der Wille ist, Madame: für diesen jungen Mann hätte ich Dinge würdig des Gottes Aeskulap in Person gemacht.«

Christian verbeugte sich leicht, ein wenig in Verlegenheit gesetzt durch diese vertraulichen Blicke, die er noch nicht bei seinem Arzte wahrgenommen hatte. Es schien diesem jungen Cavalier, zwischen dem Kranken und dem Geheilten sei der Abstand eines Plebejerrespectes.

Die Gräfin gab sich den Anschein, als bemerkte sie das Zudrängen von Marat nicht; sie stellte sich auch, als bemerkte sie die Verlegenheit des jungen Mannes nicht.

»Und nun, mein Herr, vermöchte uns die Dankbarkeit nicht abzuhalten, unsere Rechnungen zu ordnen,« sprach sie.

Marat erröthete.

»Geld?« sagte er.

»Nein, mein Herr, Gold,« erwiderte die Gräfin mit einem souverainen Stolze.

Marat richtete sich auf und rief:

»Wollen Sie mich demüthigen?«

»Im Gegentheile,« versetzte die Gräfin; »wollen Sie mir sagen, in welcher Hinsicht ein Wundarzt, den man bezahlt, gedemüthigt ist?«

»Madame,« rief der Zwerg, »mir scheint, Sie vergessen zu sehr, was Marat ist: Marat ist nicht nur ein Wundarzt; Marat . . .«

Und er schaute die Gräfin starr an; dann machte er, einen Schritt gegen sie, kreuzte die Arme und sagte:

»Wissen Sie, was Marat ist?«

Die Gräfin biß sich leicht auf die Lippen.

»Marat,« wiederholte er, indem er einen besonderen Nachdruck auf dieses Wort legte, »Marat, das ist mein Name! wissen Sie es, Madame, oder muß ich Sie, wenn Sie es vergessen haben, daran erinnern?«

»Ich weiß es, mein Herr,« antwortete die Gräfin, die sich den Anschein der Verwunderung gab; »Sie haben mich nicht in Unwissenheit hierüber gelassen. Legt mir dieser Name irgend eine Verbindlichkeit auf, der ich mich zu entziehen suche? Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß dies sehr wider meinen Willen geschähe, Herr Marat.«

Verblüfft und geschlagen durch diese Dreistigkeit, blieb Marat stumm.

Doch das war noch nicht genug: die unversöhnliche Gräfin verfolgte ihn mit ihrem Blicke, bis er den seinigen senkte, — geblendet durch das unbarmherzige Strahlen dieser Augen, welche wie zwei Fackeln flammten.

»Mein Sohn und ich,« fuhr die Gräfin fort, »wir verlassen also Ihre Wohnung, die Sie uns so dienstfertig geliehen haben, und ich bitte Sie, jede Störung, die wir Ihnen verursacht, zu entschuldigen, mein Herr.«

Sodann fügte sie mit jener unmerklichen Reizung, welche Marat vollends aus dem Sattel hob, bei:

»Glauben Sie mir, mein Herr, wäre das Leben meines Sohnes nicht durch die geringste Bewegung gefährdet gewesen, so würde ich ihn, auf die Gefahr, Ihnen zu mißfallen, nicht eine Secunde bei Ihnen gelassen haben.«

Diese außerordentliche Höflichkeit konnte auch eine außerordentliche Unhöflichkeit sein; begriff es Marat so?

Ja, denn seine dünnen Lippen erbleichten; ja, denn sein gelbes Auge verschwand unter seinen

Brauen rollend, und ein nervöses Zittern des Zornes schüttelte seine rachitischen Glieder.

Die Gräfin legte nun vor den Augen von Christian, der nichts von dieser Scene begriffen hatte, eine Börse voll Gold auf den Tisch.

Marat machte eine Bewegung, um diese Börse zurückzustoßen; doch ein letzter Blick der Gräfin vereiste diese Bewegung, und der Wundarzt ließ seine Arme träge an seinen Seiten niederfallen.

Da nahm die Gräfin Christian bei der Hand und sagte:

»Komm, mein Sohn!«

Und sie benützte den Augenblick, wo Christian Marat zum Abschied grüßte, um zuerst auf die Treppe zu schlüpfen.

Marat öffnete seine Arme, als wollte er den jungen Mann darein schließen; doch die Gräfin errieth seine Absicht, und auf die Gefahr, ihren Sohn, der noch unsicher auf seinen Beinen, umzuwerfen, ergriff sie ihn beim Arme und zog ihn mit einer Kraft an sich, die einen Ast ausgerissen hätte.

»Und nun nimm Dich in Acht, daß Du nicht fällst,« sagte sie, während sie sich zwischen Marat und den jungen Mann stellte.

Das war der letzte Schlag.

Außer sich vor Zorn und Scham, schlug Marat die Thüre zu, die sich geräuschvoll hinter der Gräfin und ihrem Sohne schloß; dann stürzte er auf die Börse los, zerriß sie und streute das Gold, Tische, Stühle und Bett mit diesem kostbaren Metalle peitschend, im ganzen Zimmer umher.

Zum Glücke hatte er eine gute und sorgfältige Haushälterin, welche Alles bis auf den letzten doppelten Louis d'or aufhob.

Sie gab achtzig davon Marat zurück, doch es hatten sich sicherlich zehn verloren.

»Oh!« murmelte der Zwerg, indem er durch das Fenster einen schiefen Blick auf den Wagen warf, der die Mutter und den Sohn entführte; »oh! Wölfin! oh! Wölflein! Dieses Weib ist nicht mehr Weib, als die wilde Stute ihrer Steppen . . . Aristokratin! Aristokratin! Aristokratin! ich werde mich an Dir rächen wie an den Andern!«

XLIII.

Was während dieser Zeit in der Rue des Bernardins vorging.

Dieses Stillschweigen, das sich Ingénue nicht erklären konnte, weil sie die Ursache davon durchaus nicht wußte, hatte in der Rue des Bernardins ein unglückliches Resultat hervorgebracht.

Wir haben gesehen, wie die Angelegenheiten von Auger standen, wir sagen nicht bei Ingénue, aber bei Réveillon und bei Rétif.

Réveillon hatte nicht gesäumt, Rétif beiseit zu nehmen und ihm zu eröffnen, es handle sich ganz einfach um eine Heirath.

Rétif hegte wohl einigen Argwohn.

Er hatte indessen nur eine Einwendung zu machen, und er machte sie: das war die Unbeständigkeit des Glückes von seinem Schwiegersohne.

Réveillon hob jedoch diese einzige Schwierigkeit dadurch, daß er antwortete, er werde Auger am Tage seiner Verheirathung als Hochzeitgeschenk zweitausend Livres Gehalt zusichern; Auger seinerseits kam jedem Einwurfe dadurch entgegen, daß er sich erbot, mit seiner Frau und seinem Schwiegervater zu leben und seine zweitausend Livres ins Haus abzugeben.

Alles dies bewegte sich in Ingénue wie ein entsetzliches Summen: die Arme fühlte sich so wenig unter allen diesen Anordnungen, welche das Glück von Jedermann zu interessieren schienen, daß sie kaum mehr Widerstand leisten konnte, als der Nachen auf dem Meere, das Blatt im Wirbel leistet.

Sie hörte als von einer fest beschlossenen Sache von diesem Verbindungsprojecte sprechen, das sie schon im Gedanken allein erschreckte; als von etwas ganz Entschiedenem von dieser Heirath, zu der sie durchaus nicht einzuwilligen gedachte.

Als man bei ihr diese Sache mit dem ersten Worte berührte, war sie ungefähr drei Wochen von Christian getrennt; sie machte sich keine Illusion; sie hatte zu ihrem Vater gesagt: »Sehe ich Christian in diesem Monat nicht wieder, so werde ich ihn nie mehr sehen! und sehe ich Christian morgen nicht wieder, so werde ich ihn in einem Monat nicht wiedersehen.«

Sie hatte Christian nicht wiedergesehen.

Doch sie hatte in der Tiefe ihres Gewissens etwas, was ihr sagte: »Es gibt eine Macht, welche stärker ist als Christian, und diese verhindert es, daß Du Christian nicht wiedersehst.«

Nur fragt es sich, welche Macht war dies?

Das wußte Ingénue nicht, das ließ sie im Zweifel; der Zweifel, dieser Wurm, der das Herz der schmackhaftesten von allen Früchten, der Liebe, zernagt!

Da man mit Ingénue von ihrer Heirath als von einer abgemachten Sache sprach, so besaß sie nicht den Muth, dagegen zu streiten.

Die Heirath verzögern, das war Alles, was sie thun konnte.

Ob! wenn ihr während dieses Verzugs ein Brief von Christian zukam, wenn sie eine Kunde von ihm erhielt, wie hätte sie diese gemachte Sache wieder gelöst!

Sollte Christian lieben oder todt sein, sie würde kämpfen; dem Liebenden oder dem Todten

wäre sie treu.

Doch dem vergeßlichen, unbeständigen, meineidigen Christian ihr Versprechen zu halten, war dies nicht eine Schande für sie?

Sie verlangte einen Monat, um sich zu entscheiden.

Man hoffte nicht einmal so viel, — Réveillon wenigstens; er fand auch das Verlangen von Ingénue ganz vernünftig.

Rétif hätte gern nur vierzehn Tage bewilligt; er hatte bange, während dieses Monats könnte Christian Mittel finden, Ingénue Nachricht von sich zu geben.

Und er fühlte es wohl, der Romanenschreiber, daß er nur durch das Stillschweigen von Christian stark war: würde dieses Stillschweigen gebrochen, so stürzte das ganze Gerüste ein.

Der Monat verlief. Man hat gesehen, wie Christian geschrieben, wie er aber kein Mittel gefunden, Ingénue seine Briefe zukommen zu lassen.

Während dieses Monats ordnete man Alles an, als ob nach Ablauf eines Monats die Einwilligung Von Ingénue keinem Zweifel mehr unterlegen wäre: das Aufgebot fand statt, die Hochzeitgeschenke wurden gekauft. Man hielt sich bereit, auf die Gefahr, daß Ingénue nicht bereit wäre.

Réveillon war so enthusiastisch für Auger eingenommen, daß Auger, hätte er zehntausend Franken nöthig gehabt, nur zu verlangen brauchte, Réveillon würde ihm seine Kasse geöffnet haben.

Am Morgen des dreißigsten Tages fand Ingénue, welche, wie Christian, Alles, Stunden, Minuten, Secunden gezählt hatte, — am Morgen des dreißigsten Tages fand Ingénue, von der Messe, wo sie Gott gebeten, er möge ihr Nachricht von Christian geben, nach Hause zurückkehrend, ihr Zimmer voll von Blumen, Kleider auf allen Stühlen und auf ihrem Bette eine vollständige Aussteuer.

Als sie alle diese schönen Dinge erblickte, zerfloß Ingénue in Thränen, denn sie begriff, daß sie keinen Grund, kein Motiv, keinen Vorwand mehr hatte, Auger auszuschlagen.

Er seinerseits war so heiter, so zufrieden, so strahlend, so eifrig, so ehrerbietig; er hatte so verliebte und so gierige Augen, daß sich Jedermann für die Liebe des armen Sünders interessierte, dessen, durch die Beredtsamkeit des Pfarrers Bonhomme bewirkte Bekehrung großes Aufsehen im Quartier machte.

Ingénue konnte den armen jungen Mann allerdings nicht lieben, doch wahrhaftig, sie wäre zu ungerecht gewesen, wenn sie ihn gehaßt hätte.

Mehr noch: aus dem Gesichtspunkte des gemeinen Lebens, des bürgerlichen Lebens hatte sie so große Lobeserhebungen von Auger machen hören, daß sie nicht bezweifelte, «sie würde glücklich mit ihm sein.

Sie verlangte noch vierzehn Tage; Rétif stritt stark gegen diese vierzehn Tage: nahm man an, Christian sei nur verwundet gewesen, so mußte der Kranke rasch seiner Genesung zuschreiten.

Wäre Ingénue einen Tag Madame Auger, dann lag Rétif wenig daran, wenn Christian wiedererschien; er kannte die Jungfräulichkeit der Seele von Ingénue und wußte, daß ihr Gatte, wer es auch sein mochte, nichts zu befürchten hatte.

Und dann fand sich im Grunde dieses so schmerzlich verwundeten Herzens die arme kleine Befriedigung, Frau zu werden, und wäre es nur, um ihrem Ungetreuen zu zeigen, gewisse Menschen haben den Muth, ein Mädchen zu heirathen, das sich ohne Heirath weder verkaufen,

noch hingeben wolle.

Ueberdies sollte sie, — und das war wohl Etwas, — einen Platz im großen Hause Réveillon einnehmen, dessen Schließnagel die Kasse oder vielmehr der Kassier werden würde.

Dabei war ferner: daß Ingénue vor dem siebzehnten Jahre verheirathet sein sollte, indeß die Demoiselles Réveillon, die im Quartier als Millionärinnen bekannt, es mit neunzehn und zwanzig Jahren noch nicht waren.

Alles dies, es ist nicht zu leugnen, war nur ein Schleier; Ingénue stickte ihn mit tollen Fantasien und warf ihn über ihre traurigen Gedanken; doch sie fühlte in Wirklichkeit wohl, dieser Schleier sei nur eine leicht zerreißbare Gaze, die sich beim ersten Hauche von Christian erheben würde, erschiene Christian wieder am Horizonte ihres Lebens.

Auger schob kräftig an dem Glücksrade, das sich für ihn drehte. Er widmete sich mit Leib und Seele, Tag und Nacht dem Abschlusse dieser Heirath, welche. Dank sei es der kräftigen Mitwirkung des Pfarrers Bonhomme, der das Vorrecht, dieses Paar zu trauen, in Anspruch genommen hatte, auf den vierzehnten Tag, das heißt auf den, welcher die von Ingénue verlangte neue Frist schließen sollte, festgesetzt wurde.

Rétif beschleunigte auch die Entwicklung; er hatte beständig Angst, aus der Erde das Gespenst des alten Liebhabers hervorkommen zu sehen, der, sobald er geheilt, seine Geliebte zurückfordern würde.

Nichtsdestoweniger war der Romanendichter mehr als halb beruhigt durch das hartnäckige Stillschweigen, das Christian seit vierundvierzig Tagen beobachtet hatte.

Nach der Ansicht von Rétif, dem Erfinder von Ueberraschungen und Theatermitteln, hätte den jungen Mann nichts verhindern müssen, Nachricht von zu geben.

Und über diesen Punkt dachten der Vater und die Tochter ganz auf dieselbe Art.

Sie sagten sich auch, Christian, da er nicht geschrieben oder Jemand geschickt, habe auf Ingénue verzichtet, oder er sei todt.

Seit dem Tage, wo eine Discussion vor Santerre über einen verwundeten Pagen stattgefunden, war nie das Eis aufs Neue zwischen Ingénue und ihrem Vater gebrochen worden.

Einige Male hatte Ingénue die Idee wieder aufgenommen, die Abwesenheit ihres Vaters zu benützen, um eine Reise nach dem Marstalle von Artois zu versuchen; jedes Mal aber hatte sie eine doppelte Erinnerung zurückgehalten: die an Marat, den garstigen Satyr; die an Charlotte Corday, die keusche Minerva.

Als die Heirath fest beschlossen war, miethete man im Hause von Réveillon, im Faubourg Saint-Antoine, eine Wohnung bestehend aus fünf Pieren, von denen zwei, abgesondert auf dem Ruheplatze, als Wohnzimmer und Arbeitscabinet für Rétif bestimmt waren, während die drei andern das Wohnzimmer, den Salon und das Speisezimmer der Neuvermählten bilden sollten.

In den letzten Tagen beschäftigte man sich mit den Vorhängen und den Meubles, mit der Erneuerung des Weihzeugs und des Tischgeschirrs; man nahm Maße, man klebte neue Tapeten, freigebig von Réveillon geliefert, an; mit einem Worte, drei Tage vor der Hochzeit fehlte zur Heirath nichts mehr als die Ceremonie.

Die Kirche Saint-Nicolas-du-Chardonnet setzte eine ihrer bescheidenen Kapellen in Bereitschaft.

Die Demoiselles Réveillon schickten Blumen und geweihte Kuchen; Santerre bat um Erlaubniß, den Orgelspieler liefern zu dürfen.

Es kam der vierzehnte Tag: das war, wie man sich erinnert, der, welcher für die Feier festgesetzt worden. Es war ein Samstag.

Die Nacht war traurig gewesen; Ingénue hatte wenig geschlafen; wenn sie wenig geschlafen, so hatte sie dagegen viel geweint.

Dem Verurtheilten ähnlich, den das Schaffst erwartet, hoffte sie bis zum letzten Augenblicke.

Als ihr Vater in ihr Zimmer eintrat, hoffte sie! als Réveillon in ihr Zimmer eintrat, hoffte sie noch! als Auger in ihr Zimmer eintrat, hoffte sie immer noch!

Es dünkte ihr, jeden Augenblick müsse Christian erscheinen.

Es schlug zehn Uhr. Von Morgens um acht Uhr an hatten sich die zwei Freundinnen von Ingénue dieser bemächtigt, und sie kleideten sie an, wie sie es mit einem armen Automaten gethan hätten.

Ingénue leistete keinen Widerstand; Ingénue sprach nicht ein Wort; nur flößen zwei unablässige Thränen, wie zwei unversiegbare Quellen, aus ihren Augen auf ihre Wangen.

Endlich mußte man hinabgehen, sich nach der Kirche begeben.

Unter einem Spalier von Neugierigen, bei einer schönen Wintersonne verließ Ingénue das väterliche Haus, reiner, weißer als ein Schwan.

Ach! seit vierzig Tagen hatte sie ihre Jungfrauschaft beweint, wie die Tochter von Jephtha, und hätte man zu ihr in dem Augenblicke, wo sie das Straßenpflaster berührte, gesagt: »Was willst Du lieber? sterben oder die Frau von Auger werden?« so würde sie, obschon sie diesen Mann nicht haßte, da sie eine tiefe Liebe für Christian hegte, geantwortet haben:

»Ich will lieber sterben!«

Auf dem ganzen Wege dachte sie nur an Christian; drei oder viermal wagte sie es, den Kopf aufzurichten und umherzuschauen: sie suchte Christian; sogar in der Kirche forschte sie in ihren Tiefen, in Schatten ihrer Pfeiler, in ihren geheimnißvollsten Winkeln nach einem bleichen Gesichte, das sie nicht fand.

Christian hatte sie ganz entschieden verlassen.

Ingénue, in ihrer Vereinzelung, blieb also nichts übrig, als ihrem Gatten ja vor Gott und den Menschen zu sagen.

Zitternd sprach sie endlich dieses *ja* aus, und Auger führte triumphierend seine rechtmäßige Gattin zum Hochzeitmahle, das die Neuvermählten und die Gäste im neuen Speisezimmer von Réveillon erwartete, welches mit einer Tapete, die zwölf Arbeiter von Hercules, umgeben von Attributen, Früchten und Blumen, darstellend, geschmückt war.

XLIV.

Der Hochzeitabend.

Christian, der von Marat weggegangen war, ohne daß er sich die Scene, die hier vorgefallen, recht hatte erklären können, kam zu seiner Mutter zurück.

Hier hatte er einen glaubwürdigen Grund, um allein auszugehen: das war ein Besuch, den er dem Herrn Grafen von Artois machen müsse.

Der Prinz hatte den Unfall erfahren, der seinem Pagen zugestoßen, und da der Herr Graf von Artois ein vortreffliches Herz war, so hatte er sich mehrere Male auf eine sehr liebevolle Art nach ihm erkundigen lassen.

Ueberdies hatte der Prinz Christian persönlich bemerkt, und er liebte ihn ungemein wegen seiner vornehmen Miene.

Um fünf Uhr entfernte sich der junge Mann von Hause, um sich zum Prinzen zu begeben, entschlossen, vom Prinzen weggehend Alles zu thun, was ihm möglich wäre, um Ingénue zu sehen; denn, wie gesagt, und wir wiederholen es, er hatte in seinen Fieberträumen nicht aufgehört, das Bild des Mädchens anzubeten; diese sanfte Fee hatte tausendmal den Balsam auf seine Wunde gegossen, und neben der Qual der Abwesenheit hatte er die Träume der Zukunft gehabt.

Der Prinz schien erfreut zu sein; er wünschte Christian Glück zu seiner Wiedergenesung und versprach von selbst, ein Wort des Dankes Marat über die schöne Cur, die er gemacht, zu sagen.

Ehe er beim Grafen von Artois eingetreten, hatte Christian seinen Wagen weggeschickt und dem Kutscher befohlen, seiner Mutter zu sagen, der Prinz behalte ihn einen Theil des Abends bei sich; auf diese Art wäre die Gräfin nicht besorgt und Christian frei.

Gegen sieben Uhr ging Christian vom Prinzen weg, nahm einen Fiacre und ließ sich bis zum Quai Saint-Bernard fahren.

Dies war nach der Berechnung von Christian die Stunde, wo Rétif, der alle Abende mit seiner Tochter ausging, mit ihr zurückkommen mußte; wären sie nicht zurückgekommen, so würde er sie im Vorübergehen sehen und ihr ein Zeichen machen; wäre sie

zurückgekommen, so würde er es wagen, hinaufzugehen und an die Thüre von Ingénue zu klopfen.

Das war viel Keckheit; doch wenn sie Alles, was er gelitten, erführe, würde ihm Ingénue verzeihen.

Christian fühlte sein Herz immer stärker schlagen, so wie er in der Straße fortschritt; er heftete von fern die Augen auf das Fenster, das er durch den sanften, zitternden Schein der Lampe erleuchtet zu finden erwartete.

Das Fenster war dunkel.

»Gut!« sagte Christian, »sie sind noch nicht nach Hause gekommen; denn es ist nicht möglich, daß sie zu dieser Stunde schon zu Bette gegangen; überdies schläft Ingénue nicht ohne Nachtlampe, und ist die Nachtlampe einmal angezündet, so nimmt der Vorhang ihres Zimmers eine rosenfarbige Tinte an, durch die sie bemerkbar wird.«

Christian begann auf und ab zu gehen.

Er ging so ungefähr eine Stunde,

Nach einer Stunde fühlte er in seinem verwundeten Beine eine unerträgliche Müdigkeit, während zugleich ein Anfang von Unruhe sich seiner bemächtigte.

Er kehrte zum Quai zurück, winkte seinem Kutscher, zu ihm zu fahren, stieg wieder in den Fiacre ein und befahl dem Kutscher, drei bis vier Thüren von der von Ingénue Halt zu machen.

In diesem stillstehenden Fiacre hörte Christian acht Uhr, halb neun Uhr und neun Uhr schlagen.

Er sah die Straße immer mehr veröden, bis fit am Ende beinahe einsam und verlassen war. i

Da ward ihm im Ernste bange: es war sehr spät, — halb zehn Uhr vorüber, — für Rétif und seine Tochter, um erst nach Hause zu kommen.

Endlich entschloß er sich, auszusteigen und einen Nachbar zu fragen; — von Portier war damals in bürgerlichen Häusern noch nicht die Rede.

Dieser Nachbar war ein Gewürzkrämer, der eben seinen Laden schloß, als Christian ihn befragte.

»Mein Herr,« fragte Christian, »könnte ich wohl von Ihnen erfahren, ob nicht ein Unglück Herrn Rétif de la Bretonne begegnet ist, der im vierten Stocke des Ihnen benachbarten Hauses wohnt?«

»Ah!« erwiderte der Gewürzkrämer, »war das nicht ein Drucker, der Bücher machte und setzte?«

»Ganz richtig.«

»Der eine Tochter hatte?«

»Ja.«

»Mein Herr, es ist ihm kein anderes Unglück begegnet, als daß er ausgezogen.«

»Wie, daß er ausgezogen?«

»Vorgestern.«

»Wissen Sie, wohin er gezogen ist?«

»Nach dem Faubourg Saint-Antoine.«

»Kennen Sie seine Adresse?«

»Nein, ich weiß nur, daß er bei einem Tapetenhändler wohnt.«

»Wäre es nicht bei seinem Freunde Herrn Réveillon?«

»Herr Réveillon, so ist es! ja, bei Herrn Réveillon.«

Christian dankte dem Gewürzkrämer, stieg wieder in seinen Fiacre und gab ihm die Adresse von Herrn Réveillon, die er kannte, weil er sie zweimal von Ingénue hatte nennen hören.

Eine Viertelstunde nachher hielt der Fiacre auf der andern Seite der Straße, dem Hause des Tapetenhändlers gegenüber.

Eine Reihe von Fiacres stand vor der Thüre, auf Kunden wartend, indeß die glühend erleuchteten Fenster des ersten Stockes einen großen Schein bis auf die Straße warfen.

Christian hörte das Geräusch von Instrumenten und sah Schatten sich hinter den Vorhängen bewegen.

Der junge Mann begriff, daß ein Ball bei Réveillon stattfand; doch aus welchem Anlasse dieser Ball?

Er beauftragte seinen Kutscher, sich zu erkundigen.

Der Kutscher stieg von seinem Bock, wechselte ein paar Worte mit einem Kameraden und kehrte zurück.

»Nun,« fragte Christian, »was gibt es?«

»Man heirathet im Hause, und das ist es.«

»Wer heirathet?«

»Ei! ein Mädchen.«

»Weißt Du den Namen?«

»Ich habe nicht danach gefragt.«

»Erkundige Dich und suche den Namen der Person, welche heirathet, zu erfahren.«

Der Kutscher ging wieder ab, um neue Erkundigungen einzuziehen.

Alles, was Christian bis dahin erfahren, war seltsam, doch nicht beunruhigend. Herr Réveillon hatte zwei Töchter; man tanzte im ersten Stocke, das heißt bei Herrn Réveillon; es war also aller Wahrscheinlichkeit nach die Eine oder die Andere von den Demoiselles Réveillon, welche heirathete.

Und dennoch ward sein Herz unwillkürlich ganz beklommen, während sein Kutscher von Fiacre zu Fiacre ging, um die anderen Kutscher zu befragen.

Endlich kam der brave Mann zurück.

»Ei! Herr,« sagte er, »sie behaupten, sie wissen den Namen der Braut nicht: nur findet die Hochzeit, wie Sie sehen, bei Herrn Réveillon statt.«

»Ohne Zweifel ist es die Hochzeit von einer der Töchter. . .«

»Nein, Herr,« unterbrach der Kutscher; »ich habe mich erkundigt: die Person, welche heirathet, wohnt erst seit zwei Tagen bei Herrn Réveillon.«

»Was sagt dieser Mensch?« murmelte Christian, das, was ihm der Gewürzkrämer der Rue des Bernardins erzählt hatte, mit dem, was ihm sein Kutscher sagte, zusammenstellend.

Er schlug zu den Fenstern des ersten Stockes einen Blick voller Bangigkeit auf.

In diesem Momente öffnete sich eines der Fenster: Gesänge, freudiges Geschrei überströmten sogleich aus dem Hause auf die Straße; ein Mann stützte sich mit den Ellenbogen auf das Gesims dieses Fensters; Christian schien es unbestimmt, als kennete er diesen Mann.

Das hieß zu viel durch die Ungewißheit leiden: Christian öffnete den Schlag seines Fiacre, um auszusteigen und sich selbst zu erkundigen.

Doch in demselben Augenblicke, und als es Mitternacht schlug, kam ein anderer Fiacre an und stellte sich, statt sich der Reihe anzuschließen, meinem dunklen Winkel der Straße, ein paar Schritte vom Fiacre von Christian, auf.

Dieser Fiacre war bewohnt von einem Manne, der, wie Christian, hierher gekommen zu fein schien, um Jemand zu erwarten, und der auch, wie Christian, nicht gesehen zu werden wünschte, denn nach, dem er vorsichtig seinen Kopf aus dem Schlage vorgestreckt, warf er sich, da er ein paar Gäste sah, die aus dem Hause herauskamen und einen Wagen riefen, in den Fond des seinigen zurück.

Hinter diesen drei bis vier ermüdeten Tänzern kam ein Mann hastig heraus und suchte um sich her in der Dunkelheit.

Ohne Zweifel hatte der Fiacre an einem zum Voraus bezeichneten Platze angehalten, denn der

Mann lief auf den andern Fiacre zu, ohne sich um den von Christian zu bekümmern,

Christian dachte, durch diesen Mann werde er wahrscheinlich mehr erfahren, als durch die Kutscher; er sprang daher zu Boden und ging an den Häusern anstreifend bis zu einem Thorwege, dessen Vertiefung ihm Schutz bot.

Der Mann, der aus dem Hause herausgekommen und auf den zweiten Fiacre zugegangen, war mit einer seltsamen Sorgfalt, nach Art eines Bürgers im Sonntagsstaate, gekleidet.

»Der Bräutigam ohne Zweifel,« sagte Christian zu sich selbst.

Er hatte in der That einen großen Strauß am Knopfloche seines Frackes.

Dieser Mann, als er zum Fiacre kam, nahm seinen Hut ab und fragte mit leiser Stimme:

»Sind Sie es, Monseigneur?«

Die leiseste Stimme trägt bei Nacht sehr weit, wenn alle Atome der Luft sich getheilt, geöffnet haben, um den Ton besser in ihren Zwischenräumen durchschlüpfen zu lassen.

»Ah! ah! Du bist es?« sagte eine Stimme, welche aus dem Wagen hervorkam.

»Ja, Monseigneur.«

Christian horchte, den Athem an sich haltend, bei dem *Monseigneur* noch aufmerksamer.

»Nun,« fragte derjenige, welcher vor dem Fiacre stand, »bin ich ein Mann von Wort und habe ich Ihnen eine falsche Nachricht gegeben?«

»Oh! bei meiner Treue, ich glaubte nicht daran.«

»Was glaubten Sie denn?«

»Ei! Du bereitest Dir eine kleine Rache. Du warst drohend weggegangen, ich hatte das nicht vergessen, und zum Beweise dient, daß ich auf meinen Bock, zur Schutzwache, einen Mann mit Pistolen genommen habe . . . und ich selbst bin auch mit Pistolen bewaffnet, wie Du sehen kannst.«

»Unnöthige Vorsicht, Monseigneur!« entgegnete mit Bitterkeit derjenige, welchem man mißtraute; »ich habe allerdings gesagt, ich werde mich für Ihre Ungerechtigkeiten rächen; doch meine Rache ist: was Sie gewünscht haben, biete ich Ihnen an, was ich Ihnen versprochen hatte, gebe ich Ihnen. Ein ehrlicher Mann hat nur sein Wort.«

»Die Kleine ist also da?«

»Das heißt, meine Frau ist da, ja, Monseigneur.«

»Ah! . . . und Du?«

»Ich, Monseigneur, ich werde gehen; Sie werden bleiben. Jedermann ist bereit, sich zu entfernen, wie Sie sehen können. Drei bis vier Buchende warten nur noch, um von mir Abschied zu nehmen; der gute Mann von einem Vater segnet seine Tochter; ist seine Tochter gesegnet, so wird er sich zurückziehen und zu Bette legen. Ich bringe Ihnen einen Schlüssel von meinem Zimmer; Sie nehmen meine Stelle ein, und Sie lernen durch das Opfer, das ich Ihnen bringe, in Zukunft den Treuesten Ihrer Diener besser behandeln.«

»Oh! was Du da thust, ist erhaben!«

»Scherzen Sie nicht, Monseigneur! das war eine ernstere Sache, als Sie glauben: es handelte sich ganz einfach um die Wiederherstellung meiner Ehre. Sie hatten vor mich in Ihrer Achtung die Bontems, die Lebel, Flausenmacher und Gaukler, gestellt: ich wollte Ihnen beweisen, daß ich thun konnte, was Keiner von diesen Leuten je gethan hat.«

»Wohin des Teufels verirrt sich die Eigenliebe!« murmelte derjenige, welchem man den Titel

Monseigneur gab.

»Stille nun, wenn es beliebt! . . . Haben Sie die Familie Santerre herauskommen sehen, — drei Personen: eine Frau, ein Kind und einen Burschen von fünf Fuß zehn Zoll, den Bierlieferanten vom ganzen Quartier, — dann treten Sie kühn ein und steigen Sie in den dritten Stock hinauf; die Thüre, deren Schlüssel Sie haben, ist gerade der Treppe gegenüber.«

»Wohl! wohl! Du wirst von mir hören, und Du sollst sehen, wie ich mein Unrecht wieder gut mache.«

»Es zugestehen, Monseigneur,« sprach der Mann zu Fuße mit sententiösem Tone, »das ist schon viel!«

»Gleichviel, Du wurdest Dich nicht hiermit gegen Deine Hochzeitnacht begnügen, und Du hättest Recht. . . . Adieu, Auger!«

Christian hatte dieses ganze Gespräch gehört, und es schien ihm, als träumte er, denn er begriff nichts davon und konnte nicht glauben, er sei betheiligte bei dieser Komödie, welche zwischen dem Manne, den man Monseigneur nannte, dem Anderen, den man Auger nannte, und dieser jungen Frau, die ihr Mann so schamlos an irgend einen vornehmen Herrn in der Hochzeitnacht verkaufte, gespielt wurde.

Indessen durchzogen, mitten unter Alle dem, Schauer seinen ganzen Leib; die Stimme des Mannes, der sich im Fiacre verbarg, war ihm nicht unbekannt; den Namen Auger hatte er schon aussprechen hören.

Er horchte noch, doch das Gespräch war beendet; der Mann, den man Auger genannt, war in das Haus hinaufgegangen, aus welchem er kurz darauf hinter drei Personen, die er bezeichnet, hinter Santerre, seiner Frau und seinem Sohne, wieder herauskam.

»Gute Nacht, Herr Santerre,« sagte er laut, den Schlag des Fiacre schließend, in welchen dieser eingestiegen war; »gute Nacht, Madame Santerre! morgen!«

Ein Ausbruch mehrerer Stimmen, gefolgt von einem schallenden Gelächter, schloß die Conversation.

Der Fiacre ging ab.

Auger winkte nun: der Schlag des zweiten Fiacre öffnete sich, ein Mann in einen Mantel gehüllt stieg aus; er ging behutsam auf die Thüre zu, wo Auger wartete; dieser steckte ihm in die Hand etwas, was, wie Christian begriff, der versprochene Schlüssel sein mußte, und als hätte er befürchtet, es hege der Mann, den er Monseigneur nannte, noch einiges Mißtrauen, wandte sich der Neuvermählte um die Straßenecke und verschwand.

Christian blieb unbeweglich und erschrocken: je weniger er begriff, desto mehr hatte er bange.

Sobald sich Auger entfernt hatte, trat der Unbekannte ins Haus ein, schloß die Thüre hinter sich, und das war Alles.

Da erscholl durch das offen gebliebene Fenster eine Christian wohlbekannte Stimme bis auf die Straße und traf ihn, viel tödtlicher, als die Kugel, die ihn in den Schenkel getroffen, mitten ins Herz.

Das war die Stimme von Rétif, welcher rief:

»Ho! mein Schwiegersohn, schließen Sie wohl Ihre Thüren, und gute Nacht! . . . Hymen, ich empfehle Dir meine Ingénue!«

Und das Fenster schloß sich wieder.

Christian fiel niedergedonnert auf einen Weichstein.

»Oh! es ist kein Zweifel mehr,« murmelte er, »Ingénue ist verheirathet! Aber,« sprach er plötzlich, »wer ist dieser Auger, der *meine Frau* sagt und aus dem Hause flieht, in welches er einen Anderen statt seiner eintreten läßt? . . . Wer ist derjenige, welchen man Monseigneur nennt? Welchem von Beiden empfiehlt Rétif Ingénue? . . . Oh! verfluchtes Haus!« rief er, »warum öffnest du nicht deine Seiten, um meinen Blick in deine dunkelsten Winkel eindringen zu lassen?«

Und er streckte gegen das Haus seine krampfhaft zusammengezogenen Hände aus, als hätte er es mit seinen Nägeln aufbrechen wollen.

Bald aber ließ er seine erschöpften Arme fallen, und trunken vor Zorn, gab er sich der allmächtigen Woge seines Unglückes hin.

»Ich werde morgen dieses Geheimniß erfahren,« sagte er; »morgen wird dieser Mensch, der eingetreten ist, herauskommen, und ich werde da sein, um sein Gesicht zu erkennen.«

Er lehnte sich an die Mauer an, um nicht zu fallen.

Als er sodann die Lichter des Salon im ersten Stocke erlöschen und im dritten Stocke allein die Nachtlampe, — den unseligen Zeugen des Glückes von einem Andern, — glänzen sah, stieg er in seinen Fiacre, den er etwas weiter fahren und dann quer vor der Thüre selbst halten ließ, und hier, auf seinen Polstern, schnatternd und weinend, zählte er die langen Stunden dieser entsetzlichen Nacht in Erwartung des Abganges von diesem Manne, der ihm sein Glück stahl.

XLV.

Das Brautgemach.

Es verging so mehr als eine Stunde, eine Stunde unaussprechlicher Bangigkeiten und namenloser Qualen für Christian.

Während dieser Stunde stieg er zwanzigmal aus seinem Fiacre und zwanzigmal wieder ein.

Zwanzigmal hefteten sich seine Augen auf die Nachtlampe, deren unbewegliche Helle durch die Vorhänge des Fensters durchschien.

Endlich glaubte sein gespanntes Ohr ein Geräusch in dem Gange zu hören, dessen Thüre, nachdem man lange vergebens daran gerüttelt, sich endlich unter den Anstrengungen einer unerfahrenen Hand wieder öffnete.

Durch diese halb geöffnete Thüre stürzte ein in einen Mantel gehüllter Mann heraus.

Doch durch das Geräusch aufmerksam gemacht, hatte Christian Zeit gehabt, aus seinem Fiacre auszusteigen und sich auf den Weg dieses Mannes zu stellen.

Der Unbekannte blieb stehen: Christian begriff, daß unter den Falten seines Mantels seine Hand das Heft eines Degens suchte.

Ehe er jedoch diesen Degen zog, machte er einen Schritt rückwärts, und mit einer Stimme, welche die Gewohnheit des Befehlens andeutete, sagte er:

»Holla! mein Herr, der Sie mir so den Weg versperren, wer sind Sie, wenns beliebt, und was wollen Sie von mir?«

»Ich will wissen, wer Sie sind, mein Herr, der Sie zu einer solchen Stunde aus diesem Hause herauskommen?«

»Gut!« versetzte eine spöttische Stimme, »es scheint, ich habe es mit dem Herrn Ritter von der Wache zu thun; ich glaubte nicht, die Polizei von Paris sei so gut beschaffen.«

»Ich bin nicht der Ritter von der Wache, und das wissen Sie wohl, mein Herr,« entgegnete Christian.

»Nun denn, wenn Sie nicht der Ritter von der Wache sind, so lassen Sie mich gehen,« sagte der Unbekannte.

Und den Arm ausstreckend, machte er eine Bewegung, um Christian auf die Seite zu schieben.

Dieser packte mit seiner linken Hand den Kragen vom Mantel des Unbekannten, und indeß er seinen Degen mit seiner Rechten zog, entfernte er diesen Mantel von dem Gesichte, das er bedeckte.

Zu gleicher Zeit wich er aber ganz erschrocken zurück.

»Monseigneur der Graf von Artois!« rief er.

»Oh! Monseigneur, Sie sind es?«

»Mein Page Christian!« rief der Graf von Artois, indem er einen Schritt vorwärts that, während der junge Mann drei rückwärts machte.

»Monseigneur, Monseigneur,« rief Christian, »vor drei Stunden höre ich Ihre Stimme, erkenne ich Ihren Gang, und dennoch . . . oh! nein, oh! nein, ich wollte nicht glauben . . .«

»Was wollten Sie nicht glauben, mein Herr?«

»Eure Hoheit habe sich entschließen können, zu thun . . .«

»Was zu thun?«

»Was sie hier gethan hat. . . das abscheulichste aller Verbrechen zu begehen!«

»Wie beliebt?« rief der Prinz, »und in welchem Tone sprechen Sie mit mir, Herr Christian?«

»Eure Hoheit weiß also etwas Gräßliches nicht?«

»Was?«

»Daß sie den Platz eines Mannes einnimmt, der heute geheirathet hat.«

»Und der seine Frau an mich verkauft hatte., Doch, Herr Christian, ich weiß das.«

»Und Eure Hoheit gesteht . . . Schändlich!«

Der Prinz zuckte die Achseln.

»Ah!« sagte er, »man ist also sehr tugendhaft bei meinen Pagen? Was will denn das Volk von Paris, das über Unsittlichkeit schreit, wenn ich vorübergehe?«

»Monseigneur, ich bin moralisch oder unmoralisch, das geht das Volk von Paris nichts an; was aber mich angeht, was mein Gewissen mir sagt, was meine Ehre mir verbietet, ist, einem Prinzen zu dienen, den man durch solche Dienste entehrt. Ich bedaure dem zu Folge, meine Entlassung zu den Füßen Eurer Hoheit niederlegen zu müssen.«

»Hier! so! auf der Straße!« versetzte der Prinz mit einem schallenden Gelächter.

»Ja, mein Prinz,« antwortete Christian ernst; »und es ist nicht meine Schuld, wenn Sie zu Ihren Füßen fallend in den Koth fällt.«

»Oh! bei meiner Treue, das ist ein spaßhafter Kerl!« rief der Graf von Artois gereizt.

»Monseigneur, ich bin ein guter Edelmann; ich bin nicht mehr in Ihrem Dienste, und. . .«

»Und?«

»Und Sie beleidigen mich, glaube ich!«

»Oh! meinerwegen, Herr Christian! ich bin schlechter Laune diesen Morgen, und ich würde nicht ungern Jemand züchtigen.«

»Monseigneur. . .«

»Verstehen Sie mich, mein Herr, denn ich spreche auch als Edelmann mit Ihnen. Nicht wahr, Sie finden sich beleidigt?«

»Monseigneur. . .«

»Sie finden sich beleidigt! ja oder nein?«

»Monseigneur. . .«

»So antworten Sie doch beim Teufel!«

»Monseigneur hat das Wort Kerl ausgesprochen.«

»Wohl: es sei! Nehmen Sie Genugthuung an, ich biete sie Ihnen: Sie sind nun auf dem Niveau von Seiner Hoheit dem Herzog von Bordeaux; das ist, wie ich hoffe, nicht zu verachten.«

Christian zögerte, da er nicht wußte, was der Prinz sagen wollte; doch dieser fuhr, jedes Zögern abschneidend fort:

»Auf, ziehen Sie vom Leder, mein schöner Freund! doch beeilen Sie sich: ziehen Sie vom Leder, so lange Niemand da ist, denn käme Jemand vorüber, ich würde erkannt, und Sie würden festgenommen, so geht es ganz einfach um Ihren Kopf.«

»Mein Prinz!«

»Ei! zum Henker! schreien Sie nicht so und schlagen Sie sich, Herr Rächer des Unrechts, Herr Vertheidiger der Moral!«

Und diese Worte sprechend, nahm der Prinz muthig den Degen in die Hand.

Fortgerissen durch eine erste Bewegung des Hasses und der Eifersucht, hatte Christian den seinigen schon halb gezogen, doch plötzlich betroffen von dem Ungeheuren, was er begehren wollte, rief er:

»Nein! nein! nie!«

Und er stieß seinen Degen wieder in die Scheide.

»Nun, mein Herr,« sprach der Prinz, der ihn seine Bewegung und seine Worte vollenden ließ, »nun, da Sie vernünftig sind, gehen Sie Ihrerseits, und ich werde meinerseits gehen.«

Und der Prinz entfernte sich ein paar Worte murmelnd, welche Christian nicht verstand und, ganz verblüfft, wie er war, auch nicht einmal zu verstehen suchte.

Der Prinz verschwand.

Christian sammelte seine Gedanken und schaute umher.

Der Prinz hatte beim Herausgehen die Thüre des Ganges ein wenig offen gelassen.

Christian bemerkte es und gab einen Schrei, halb der Freude, halb des Schmerzes, von sich.

Das war ein für die Erklärung der ganzen entsetzlichen Geschichte geöffneter Weg.

Der junge Mann stürzte nach der Treppe, stieg die drei Stockwerke hinauf, fand die Thüre der Treppe gegenüber nur angelehnt, wie dies die Hausthüre gewesen war, trat ein und erblickte Ingénue, bleich, wie in einer Geistesverwirrung vor ihrem Bette knieend.

Sie wandte sich bei dem Geräusche, das Christian machte, um, und diesen so lange erwarteten Christian erblickend, stieß sie einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

Es kam der Tag; er bleichte die Scheiben des Hauses; ein in einer Ecke des Zimmers angebrachtes Fenster ging auf den Garten der Demoiselles Réveillon; man hörte die Vögel in diesem Garten den kleinen Morgengesang anstimmen, der in keiner Hinsicht den anderen Geräuschen des Tages gleicht.

Christian, als er Ingénue fallen sah, lief auf sie zu, hob sie in seinen Armen auf und suchte sie ins Leben zurückzurufen. Plötzlich ertönte ein Tritt im anstoßenden Zimmer: das war der von Auger.

Er hatte den Prinzen sich entfernen sehen und kam ins eheliche Domicil zurück.

Ingénue ohnmächtig, Christian über sie geneigt, dieser Mensch auf der Thürschwelle, die ersten Strahlen eines blassen Tages auf diese Scene gleitend bildeten ein seltsames Gemälde voll mysteriösen Schreckens und kalten Entsetzens.

Christian erkannte den verworfenen Menschen, den schändlichen Gatten; er wußte noch nichts oder beinahe nichts, als daß Ingénue das Opfer einer so niederträchtigen Berechnung war.

Er nahm den Degen in die Hand.

Auger, der schon ein paar Schritte im Zimmer gemacht hatte, wich mit erschrockenen Blicken umherschauend bis an die Thüre zurück.

Er suchte eine Waffe.

Beim Anblicke dieses Mannes ging Ingénue aus ihrer lethargischen Betäubung hervor; sie strich ihre langen Haare zurück, welche wie ein Schleier der Scham über sie herabgefallen

waren.

Sie schaute nach einander Christian und Auger an.

Dann kehrte die Vernunft bei ihr zurück, und mit ihr das Bewußtsein der entsetzlichen Lage, in der sie sich befand.

Sie hieß Christian durch einen Wink weggehen.

Der junge Mann zögerte; Ingénue wiederholte den Wink noch gebieterischer, als das erste Mal.

Halb in Verzweiflung, halb gerührt durch sein Unglück und das Unglück dieser Frau, gehorchte Christian wie ein Sklave.

Auger trat rasch vor dem bloßen Degen, mit dem ihm Christian im Vorübergehen das Gesicht peitschte, auf die Seite.

Christian blieb einen Augenblick auf dem Ruheplatze stehen.

Einmal aus Furcht vor einem Ueberfalle, und dann, um zum letzten Male das Gesicht dieser reizenden Frau zu sehen, welche auf immer für ihn verloren war.

Sie ihrerseits schaute ihn an.

Der Strahl ihrer Augen kreuzte sich.

Es lag in den Augen von Ingénue so viel Unschuld, so viel tiefes Leid, so viel Liebe, daß er von tausend widersprechenden Eindrücken zerrissen nach der Treppe stürzte.

Ingénue blieb allein mit Auger.

Die Gegenwart von Christian in diesem Zimmer war für ihn unerklärlich und verwirrte alle seine Gedanken.

Er wußte nichts, er begriff nichts und schien trunken.

Die junge Frau zögerte auch, zu denken: sie zitterte, klar in diesem Abgrunde zu sehen; sie suhlte sich zum Voraus vom Schwindel der Scham erfaßt.

Sie hatte auch nur die Kraft, die paar Worte zu sagen:

»Wahrhaftig, Sie sind ein Schändlicher!«

Er wollte sprechen.

»Wenn Sie sich mir nähern, rufe ich meinen Vater hierher.«

Auger schauerte.

Die Familienscene schien ihm fürchterlich.

»Elender!« sprach Ingénue, »haben Sie, als sie handelten, wie Sie gehandelt, Eines bedacht? Daß ich nur ein einziges Wort vor dem ersten dem besten Richter auszusprechen brauche, und Sie sind verloren!«

Auger machte eine Bewegung; Ingénue fuhr aber mit fester Stimme fort:

»Verloren, ohne daß Sie das Ansehen Ihres Herrn zu retten vermag.«

Auger versuchte es abermals, zu reden.

»Schweigen Sie, mein Herr,« sagte sie zu ihm; »ich jage Sie von mir fort.«

»Aber,« rief er mit feiner Frechheit, »Sie wissen nicht einmal, worüber Sie mich bezichtigen, Madame!«

»Mein Herr, ich bezichtige Sie, hier, das heißt bei meinem Vater, das heißt zu mir, das heißt ins Brautgemach, Ihren Gebieter, denjenigen, welchen Sie verleugnet, den Herrn Grafen von

Artois eingeführt zu haben.«

»Wer bat Ihnen das gesagt?«

»Er selbst.«

Auger blieb einen Augenblick still; ein boshafes Lächeln zog seine Lippen zusammen.

Während dieses Augenblicks des Schweigens suchte er, was er antworten könnte; er glaubte es gefunden zu haben.

»Er hat Ihnen das gesagt, weil er, da er mich in dem Momente, wo ich hinabging, um Herrn Santerre zurückzubegleiten, auf der Straße verhaften ließ und meine Stelle einnehmend sich wohl vertheidigen mußte, wie er konnte.«

Dieser Grund hatte Wahrscheinlichkeit: er setzte Ingénue in Erstaunen.

»Sie klagen also den Prinzen an?« sagte sie.

»Allerdings! er wollte sich an mir rächen.«

»Nach Ihrer Meinung hat er die Falle gestellt, in die Sie gerathen sind?«

»Ist das nicht wahrscheinlich?«

»Es mag sein! ich gebe die Wahrscheinlichkeit zu; nun wohl, wir werden meinen Vater rufen.«

»Ihren Vater?«

»Auf der Stelle.«

»Wozu?«

»Er hat eine Feder, die so viel werth ist, als ein Degen; er wird diese Waffe zu Diensten meiner Ehre stellen, welche die Ihre hätte sein müssen, und wir werden Gerechtigkeit vom Uebelthäter erlangen, obgleich der Uebelthäter ein Prinz ist!«

»Oh! thun Sie das nicht,« rief Auger erschrocken über die Exaltation von Ingénue.

»Wie! was hält Sie zurück?«

»Das Ansehen des Prinzen ist ungeheuer.«

»Sie haben Furcht?«

»Ei! ich gestehe, ich bin ein sehr kleiner Herr, um mich an einer Königlichen Hoheit zu reiben!«

»Die Ehre ist also nichts für Sie? es ist also keine Genugthuung für Sie, Rache an einem Prinzen zu nehmen, von dem Sie uns zuerst, und ohne daß Sie Jemand dazu zwang, so viel Schlimmes gesagt haben?« ,

»Aber, Madame, Sie wollen mich also durchaus ins Verderben stürzen?«

»Aber, mein Herr, Sie logen also, als Sie uns sagten, nichts werde Ihnen zu hart ankommen, um wieder ein ehrlicher Mann zu werden?«

»Madame!«

»Schweigen Sie, ich habe Ihnen gesagt und ich wiederhole, Sie sind ein Schändlicher.«

»Nun wohl, es sei! der Krieg, da Sie es so wollen, Madame! Sagen Sie, ich habe den Prinzen hierher gebracht, so werde ich sagen, Sie haben Ihren Liebhaber zu sich gerufen.«

»Oh! das ist mir ganz recht,« rief edelmüthig Ingénue; »gestehen Sie Ihre Schändlichkeit, ich gestehe meine Liebe.«

»Madame!«

»Thun Sie es! die Welt wird urtheilen.«

Auger begriff, da er es mit einem Charakter wie der von Ingénue zu thun habe, so sei Alles für ihn verloren.

Er lächelte wie der böse Engel und erwiderte:

»Gleichviel . . . wir werden das Ende sehen.«

»Das Ende! oh! wenn Sie es zum Voraus wissen wollen . . . das ist leicht.«

»Ja, lassen Sie hören.«

»So hören Sie: ich werde Alles meinem Vater bekennen, und dann nehmen Sie sich in Acht, sein Kummer wird Sie theuer zu stehen kommen! oder, was einer ehrlichen Frau und einer Christin besonders würdiger ist, ich werde diese entsetzliche Geschichte dem armen Manne verschweigen, den Sie schon so niederträchtig mißbraucht, hintergangen, betrogen haben! ich werde in der Stille dulden, verstehen Sie wohl? nicht eine Klage wird aus meinem Munde kommen; doch von dieser Stunde an sind Sie für mich nur noch ein Gegenstand des Ekels und der Verachtung.«

Auger machte eine Geberde der Drohung, Ingénue kümmerte sich nicht darum und fuhr fort:

»Mit einem Worte, rechtfertigen Sie sich, ehe zwei Tage vergehen, durch einen auffallenden Schritt, oder fügen Sie sich darein, daß ich Sie, so oft ich meine Lippen bewege, einen Schändlichen und einen Niederträchtigen nenne.«

»Gut!« sagte Auger.

Und er ging ab, nicht begreifend, was vorgefallen war, in seiner Einbildungskraft tausend Mittel, um zu begreifen, suchend und sich an tausend Muthmaßungen stoßend, von denen die einen immer unwahrscheinlicher und falscher als die andern.

Ingénue sah ihren Gatten abgehen, sie hörte ihn sich entfernen; und als das Geräusch seiner Tritte auf der Treppe erloschen war, stand sie auf und schloß sorgfältig die Thüre; dann kam sie zu ihrem Bette zurück, fiel vor diesem auf die Kniee, mit Gebeten, welche Gott in der Tiefe seines himmlischen Reiches scheinen sollten, und rief Christian mit einer so sanften Stimme, daß der Engel ihrer Träume, der nie mit einer- so soften Stimme gerufen worden war, darüber eifersüchtig sein mußte.

XLVI.

Wie der Herr Graf von Artois Auger empfang.

Unglücklicher Weise von Ingénue durch eine Hälfte von Paris getrennt, konnte Christian diese Stimme nicht hören, die ihn doch gewiß getröstet hätte.

In diesem Chaos von Ereignissen, in diesem Irrsale von Gedanken hatte Christian, wie Auger, die Vernunft verloren, und er unterlag dem Schmerze, wie Auger der Furcht und der Verachtung unterlegen war.

Er trat bei seiner Mutter entkräftet, leichenbleich, erschrecklich anzuschauen ein, antwortete nichts auf die Fragen voller Besorgniß, die sie an ihn richtete, warf sich auf ein Bett und nahm seinen Kopf zwischen seine beiden Hände, als ob fein Kopf zu zerspringen gedroht hatte.

Bald erhob er sich jedoch wieder.

Mitten in der Nacht, die um ihn herrschte, unterschied er ein freches, spöttisches Gesicht.

Das war das Gesicht des Prinzen, der ihm den Zweikampf angeboten, welchen auszuschlagen er die Stärke gehabt: dergestalt war zu jener Zeit eine Königliche Hoheit etwas Ehrfurcht Gebietendes für einen Edelmann.

Er hatte einen Entschluß gefaßt: den, an de« Prinzen zu schreiben.

Unter diesem Eindrucke schrieb er einen Brief voll von der ganzen Bitterkeit seiner Seele, und schickte ihn unmittelbar nach Versailles mit dem Befehle, denselben dem Prinzen unverzüglich zu übergeben.

Dieser Brief enthielt sein Entlassungsgesuch in guter Form, und die Versicherung, die Ehre von Ingénue werde durch die Oeffentlichkeit, die man einem so schändlichen, so hinterlistigen Ueberfalle zu geben beabsichtige, gerächt werden.

Sodann, da er nichts mehr zu thun hatte, da alle seine Hoffnungen und seine ganze Liebe mit demselben Schlage gebrochen worden, legte er sich wieder zu Bette, um einige Ruhe seiner Wunde zu gönnen, welche die Ermüdung und die Gemüthserschütterungen am vorhergehenden Tage auf eine beunruhigende Weise verschlimmert hatten.

Wie sehr sich auch der Bote beeilte, er konnte erst gegen neun Uhr Morgens nach Versailles kommen.

Da es von einem der Pagen Seiner Königlichen Hoheit war, so wurde das Schreiben sogleich bei seinem Erwachen dem Prinzen übergeben.

Der Graf von Artois öffnete den Brief in seinem Bette, las ihn und fing an sich denselben mit einer gewissen Unruhe zu erklären, denn es war nicht mehr die Zeit, wo die Völker hoffnungslos unter dem Drucke des Adels seufzten; der Vorläuferwind der Revolutionen begann zu wehen; der Blitz vom 14. Juli glänzte am Horizont; der Donner vom 10. August rollte in der Ferne!

Ludwig XVI., dieser gute, würdige König, der die Folter abgeschafft, der die französische Nation befreien oder vielmehr befreien lassen sollte, hatte seine Familie schon vom Mißbrauche der Gewalt abgebracht.

Ermüdet durch die nächtliche Fahrt, im stärksten Galopp seiner Pferde nach Versailles

zurückgekehrt, um im Falle eines Aergernisses ein Alibi zu machen, dachte also der junge Prinz über die Gefahr dieser Geschichte nach und suchte die Mittel, sie zu beschwören, als Auger, der freien Zutritt bei ihm hatte, die Thüre seines Zimmers öffnete und am Fuße seines Bettes erschien.

Auger glaubte alle Versprechungen, die er dem Prinzen gegeben, und sogar darüber gehalten zu haben; heiter, strahlend, trug daher Auger auf seinem Gesichte zugleich die Aufgeblasenheit des Stolzes und die der befriedigten Servilität.

Der Prinz, als er Auger erblickte, gab ein *ah!* von sich, das dieser auf eine unbedachtsame Art verdolmetschte.

»Ah! da ist Meister Auger!« sagte der Prinz.

»Der Eurer Königlichen Hoheit bewiesen zu haben hofft, daß ein Diener wie Zopyrus, wenn auch selten, doch wenigstens nicht unfindbar ist; nur wird Monseigneur die Gnade haben, sich zu erinnern, daß Zopyrus von Darius mit Gütern überhäuft worden war, während ich . . .«

Der Prinz unterbrach:

»Herr Auger, Sie sind, wie es scheint, in der alten Geschichte sehr bewandert; glauben Sie aber mir, es wäre besser für Sie, die Geschichte unseres Hauses gehörig gelernt zu haben.«

»Ich sage das, Monseigneur,« sprach Auger mir seinem anmuthigsten Lächeln und mit seiner reizendsten Stimme, »weil das, was ich für Seine Königliche Hoheit gethan, einige Ähnlichkeit, viel Ähnlichkeit sogar mit dem hat, was der Satrap Zopyrus für Darius that.«

Der Graf schaute Auger an und schwieg.

»Der Satrap Zopyrus verstümmelte sich Nase und Ohren, um in Babylon Eingang zu erhalten, und als er hineingekommen war, öffnete er Dauns die Thore. Aber was hat denn Monseigneur? Mir scheint, er schaut mich mit einer Miene des Zornes an.«

In der That, das so offene Gesicht des Grafen von Artois hatte sich bedeutend verdüstert während dieser Vergleichung in der Manier von Plurarch, welche Auger zwischen sich selbst und dem persischen Satrapen angestellt.

»Ihrer Meinung nach habe ich also Ursache, zufrieden zu sein?« sagte der Prinz.

»Ei! ist Monseigneur etwa nicht befriedigt?« rief Auger, der nicht ahnte, es bleibe dem Prinzen etwas zu wünschen.

»Aus welchem Grunde sollte ich es sein, wenn ich fragen darf?«

»Ja, ich begreife, Monseigneur ist unzufrieden, weil er erkannt worden, doch was liegt daran, erkannt? das ist ein Vergnügen mehr.«

»Ah! man sollte glauben, Sie spotten, Meister Auger!« rief der Prinz, indem er sich lebhaft auf seinem Kopfkissen aufrichtete.

Auger wich zurück unter der Flamme des Zornes, welche aus den Augen des Prinzen hervorsprang.

»Ei! Monseigneur, Sie erschrecken mich!« sagte er. »Woher kommt denn diese Stimmung gegen mich? Habe ich denn nicht gewissenhaft mein Versprechen gehalten?«

»Sie haben verkauft, Herr Auger, doch Sie haben nicht geliefert, das ist es.«

»Wie beliebt, Monseigneur?« fragte Auger mit Erstaunen.

»Ich sage, Sie haben, wie ein Dummkopf oder wie ein Verräther, eine Nachtlampe brennen lassen, bei der ich erkannt worden; es seien Geschrei, Drohungen, Thränen erfolgt. Da es aber

nicht meine Gewohnheit ist, den Frauen Gewalt anzuthun, so mußte ich meinen Rückzug nehmen.«

»Wie, Monseigneur . . .«

»Oh! seien Sie unbesorgt, Herr Auger, das ist nicht geschehen, ohne daß ich erkläre, Sie haben mir die Wege geöffnet.«

Das Gesicht von Auger drückte ein unglaubliches Erstaunen aus.

»Wie,« sagte er, »zurückgestoßen! Sie, Monseigneur?«

»Ei! Sie wissen es wohl, Doppelgesicht! Haben Sie denn Ihre Jungfer Frau nicht gesehen?«

Der Graf von Artois legte einen besonderen Nachdruck auf das Wort Jungfer.

»Nun wohl,« erwiderte Auger, in der Hoffnung, der Prinz wolle sich zum Scherze herablassen, »nun wohl, Sie haben Recht, Monseigneur, meine Jungfer Frau! denn meine Jungfer Frau ist von einer solchen Unschuld, daß sie, ich bin dessen sicher, nicht ahnte, Sie haben etwas Anderes bei ihr zu thun, als ihr einen Besuch zu machen: sie warf mir nur vor, daß ich Eurer Hoheit bei ihr habe einschleichen helfen. In der That, sie hat mit Recht ihren Namen in der Taufe erhalten, und Ingénue ist ein wahres Wunder von Treuherzigkeit.«

»Ja, Sie finden das reizend.«

»Monseigneur . . .«

»Gut; doch Sie werden erlauben, daß ich nicht Ihrer Ansicht bin, denn ich habe meine Nacht damit zugebracht, daß ich mich von diesem Wunder von Treuherzigkeit vor die Thüre werfen ließ.«

»Aber, Monseigneur . . .«

»Schweigen Sie! Sie sind ein Dummkopf: Sie haben mir eine Schmach auferlegt, Sie haben meine Ehre compromittirt.«

»Oh!« stammelte Auger ganz zitternd, »sollte Monseigneur wirklich im Ernste nehmen . . .?«

»Ob ich es im Ernste nehme? Ich glaube wohl, beim Teufel! . . . Wie! Sie machen, daß über meinem Haupte eine Geschichte schwebt, welche mich vielleicht sehr weit führen würde, hätte ich nicht glücklicher Weise zu meiner Garantie Sie da, und Sie fragen mich, doppelter Schuft! ob ich diese Geschichte im Ernste nehme?«

»Habe ich recht gehört?« rief Auger, »Monseigneur würde auf mich zurückfallen lassen. . .?«

»Ei! gewiß, mein Herr!«

»Doch aus welchem Anlasse, Monseigneur?«

»Aus dem Anlasse, daß ich auf der Straße einen meiner Pagen, Christian Obinsky, gefunden habe, — einen Paladin, der Streit mit mir suchte, und mit welchem ich den Degen zu kreuzen im Begriffe war.«

»Das ist also ohne Zweifel derselbe, der zu Ingénue hinaufgegangen?«

»Ah! Sie sehen! zu Ingénue! Ihr Wunder der Treuherzigkeit mit einem Liebhaber!«

»Kann Monseigneur glauben . . .?«

»Diese so reine Tugend ließ sich von einem Stellvertreter für Sie bewachen! nur hatte der Stellvertreter die Nummer 1, während Sie *mir* die Nummer 2 anboten.«

»Wie, Sie würden denken, Monseigneur . . .?«

»Eine zarte Aufmerksamkeit, für die ich Ihnen bei Gelegenheit werde Dank wissen . . . Sie können hierüber ruhig sein, Herr Auger!«

»Aber, Monseigneur, ich wußte nichts vom Pagen! ich hatte keine Idee von Christian! Woher wußte er . . .?«

»Ei! mein Herr, vergleicht man sich bescheidener Weise mit Zopyrus, so muß man besser als so unterrichtet sein. Sie könnten sich nicht wie Zopyrus die Nase abschneiden lassen: sie ist nicht lang genug hierzu; doch was die Ohren betrifft, das ist etwas Anderes, und wenn Sie sich nicht sehr rasch aus dem Staube machen, so übernehme ich das!«

»Oh! Monseigneur, schonen Sie mich!«

»Sie schonen! warum das? Nein, bei Gott! ganz im Gegentheile, ich werde Sie zertreten . . . Hier, sehen Sie!«

Und er zeigte Auger den Brief, den er kurz zuvor erhalten.

»Der junge Mann Nummer 1, mein Page, schreibt mir Süßigkeiten: sehen Sie, er droht mir! Gut! die Oeffentlichkeit wird aus Sie zurückfallen, Herr Auger, und ich erkläre Ihnen zum Voraus Eines: daß ich sie nicht fürchte.«

Auger riß die Augen wie stumpfsinnig auf: er mochte immerhin suchen, er errieth nicht, worauf der Prinz abzielte.

»Und vor Allem,« fuhr der Graf von Artois fort, »vor Allem jage ich Sie zum zweiten Male weg. Unter uns will ich Ihnen wohl sagen, warum: weil Sie eben so ungeschickt als schlecht sind; doch in den Augen der Leute, der Gesellschaft, der Bürger, der Zeitungsschreiber, der Publicisten, der Philosophen jage ich Sie weg, weil Sie der Urheber der Schändlichkeit sind, welche darin besteht, daß man an einen Mann die Frau, die man geheirathet hat, verkauft.«

»Monseigneur!«

»Ich wußte nicht, — und wenn ich es sage, so wird man mir glauben, — ich wußte nicht, daß Ingénue Ihre Frau war,- Sie haben mich für einen Gimpel angesehen; man hält Sie für so geschickt, daß sich Niemand darüber wundern wird; das ist eine Rolle, mit der ich mich begnügen werde. Sie waren mein Kammerdiener; glücklich, mir zu gefallen, haben Sie mir den Schlüssel einer Thür« gegeben; ich habe ihn genommen, das ist wahr, aber, bei Gott! ich wußte nicht, daß dieser Schlüssel das Zimmer Ihrer Frau, das heißt eines Engels der Reinheit, öffnete. Ah! Meister Auger, Sie sind nur ein' Dummkopf; ich halte Sie und werde Sie nicht loslassen, seien Sie ruhig!«

»Aber Sie stürzen mich ins Verderben, Monseigneur!«

»Bei Gott! glauben Sie etwa, ich werde zwischen Ihnen und mir unschlüssig sein?«

»Aber, Monseigneur, ich schwöre Ihnen, daß es nicht meine Schuld ist.«

»Es wäre wahrhaftig interessant, wenn es Ihnen gelänge, mich zu überzeugen, es sei die meine.«

»Ich frage Eure Hoheit, wer Teufels konnte diesen Christian vorhersehen?«

»Oh! ja, hundertmal ja, Herr Schuft, Sie mußten ihn vorhersehen!«

»Ich?«

»Das war Ihre Aufgabe als guter Diener; denn wäre der Page, statt ein wackerer Mensch zu sein, einer von den heillosen Schurken gewesen, welche speculiren, oder einer von den Banditen, welche die Leute ausplündern, so hätte er mir einmal meine Börse und dann mein Leben an einer Degenspitze entreißen können; er hätte mich tödten können, Herr Auger! Was denken Sie hiervon? Reden Sie!«

Ein Schauer durchlief alle Adern des Elenden; er stellte sich, nicht den Grafen von Artois tod

und auf dem Pflaster liegend, sondern den Grève-Platz und das Rad vor, und bei diesem Rade den Henker mit einer eisernen Stange in der Hand!

»Mein Gott! mein Gott!« sagte er, die Hände ringend, »was wird mit mir geschehen, Monseigneur, wenn Eure Hoheit mich verläßt?«

»Was mit Ihnen geschehen wird? Ei! ich nehme an, ich lehre Sie nichts Neues, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich sehr wenig darum kümmere. Dieser Brief fordert von mir Gerechtigkeit; ich werde Gerechtigkeit üben, ich werde Alles dem König mittheilen, ich werde den Schutz der Königin für eine Frau verlangen, die man entehren will; ich werde Ingénue selbst um Verzeihung bitten . . . Ei! was Teufels, Meister Auger, nur Sie verstanden es, eine Rolle zu spielen. Sodann, wenn ich Alles gethan habe, was ich für mein eigenes Gewissen thun muß, werde ich an Sie denken. Man bedroht mich mit der Oeffentlichkeit: es sei! ich nehme es an; ich werde diese Oeffentlichkeit so machen, daß nie ein Licht günstiger für mich gewesen sein wird. Für Sie wird sich Schatten finden, Herr Auger, flüchten Sie sich darein, wenn es Ihnen gutdünkt.«

»Sie Verlassen mich also, Monseigneur?« fragte der Elende sich krümmend.

»Ich verlasse Sie nicht nur, sondern ich verleugne Sie sogar.«

»Wenn es mir aber geglückt wäre?«

»Wenn es Ihnen geglückt wäre?«

»Ja.«

»Nun wohl, ich muß Ihnen sagen, Herr Auger, das wäre mir sehr ärgerlich gewesen. Ich liebe allerdings das Vergnügen; doch ich finde, es heißt dasselbe wahrhaftig zu theuer erkaufen, eine Frau so keusch, so rein, so interessant wie Madame Ingénue Auger, geborene Rétif de la Bretonne, weinen zu machen. Wäre es mir gelungen, ich glaube, Gott verzeihe mir, ich hätte Sie wie einen Hund tödten lassen: denn wäre es mir gelungen, so hätte ich Gewissensbisse, während ich heute, da ich gescheitert bin, Gott sei Dank, nur Scham habe.«

»Monseigneur! Monseigneur!« rief Auger, »werden Sie unbeugsam sein?«

»Herr Auger, ich wäre in der That zu dumm, ergriffe ich nicht diese Gelegenheit, mir die öffentliche Achtung wieder zu gewinnen, indem ich Sie fortjage.«

»Also keine Hoffnung mehr?«

»Keine, mein Herr. Entfernen Sie sich von hier und erinnern Sie sich, daß jedes Geräusch von außen hier sein Echo haben wird. Sie werden der Amboß sein, und ich werde der Hammer sein. Halten Sie sich gut, mein Herr Auger, halten Sie sich gut!«

»Oh! man treibt mich an! man treibt mich an! ich wollte doch nicht zum Verbrechen gehen.«

»Sie werden gehen, wohin Sie wollen,« erwiderte der Prinz; »doch da dies wahrscheinlich zum Galgen sein wird, so wünsche ich, daß Sie nicht bei mir gehenkt werden.«

Auger gab einen dumpfen Schrei von sich, schaute mit der Miene eines Irrsinnigen umher und verschwand mit dem Zischen der Furien in den Ohren.

Kaum war er verschwunden, da zog der Prinz heftig an der Klingelschnur.

»Man hole mir Herrn Christian Obinsky,« befahl er; »ich will ihn auf der Stelle sehen.«

XLVII.

Prinz und Edelmann.

Nachdem der Brief abgegangen, nachdem das erste Feuer des Zornes vorüber und das Fieber ein wenig besänftigt war, dachte Christian über die Folgen seines Benehmens gegen den Prinzen nach und gerieth, ohne beängstigt zu werden, doch in Unruhe, als gegen elf Uhr Morgens der Bote Seiner Königlichen Hoheit erschien.

Er hatte sich sehr beeilt, denn er war ungefähr in einer Stunde von Versailles nach Paris gekommen.

Die Meldung dieses Boten beruhigte den jungen Mann durchaus nicht.

Es handelte sich wohl noch ein wenig um die Bastille im Jahre der Gnade 1788, das heißt ein Jahr, ehe sie zerstört wurde, und man hatte noch nicht ganz die Tradition verlernt, welche jedem Franzosen einen Prinzen von Geblüt, selbst bei seinen Verirrungen, zu respectiren einschärft.

Christian, der im Bette lag, ließ den Boten eintreten, und befragte ihn sodann.

Der Bote wußte nichts; er hatte keinen andern Befehl erhalten, als von Versailles abzugehen, mit verhängten Zügeln zu reiten und Christian einzuladen, sich selbst unverzüglich nach Versailles zu begeben.

Unverzüglich, das war kurz.

Es gab keinen Zweifel über die Absichten des Grasen von Artois: sie konnten nicht gut sein.

Christian seufzte also bei dem Gedanken an das Loos, das seiner harrte; sein Entschluß war aber nichtsdestoweniger rasch gefaßt.

Er sagte dem Boten des Prinzen, er könne nach Versailles zurückkehren und entschieden melden, er folge ihm.

Dann ging er zu seiner Mutter.

Man mußte für Alles vorhersehen, selbst für den Fall, daß er von Versailles unmittelbar nach der Bastille, um hier einquartiert zu bleiben, zurückkommen würde.

»Meine Mutter,« sagte er, »Seine Hoheit befiehlt mir, mich aus der Stelle zu ihr zu begeben; es wäre möglich, daß sie mich nun, da ich genesen bin, eine Reise machen ließe, von der früher die Rede war.«

»Nun wohl, es sei,« sprach die Gräfin; »vor Deinem Abgange werden wir uns noch sehen.«

»Das fragt sich.«

»Wie, das fragt sich?«

»Allerdings: dergleichen Expeditionen müssen oft plötzlich ausgeführt werden.«

»Mein Sohn!«

»Ja, meine Mutter, ein Bote reist ab, sobald er seine Instructionen erhalten hat, und es wird oft schwierig, Abschied zu nehmen, weil das Geheimniß durch die Anwesenheit des Boten in Paris sehr in Gefahr gesetzt wäre.«

»Ich begreife,« erwiderte die Gräfin mit Besorgnis; »Du reisest also ab?«

»Ja, meine Mutter.«

»Doch Deine Gesundheit?«

»Ich hatte hauptsächlich Zerstreung nöthig, und die Reise, die ich unternehmen soll, wenn ich sie unternehme, wird mir geben.«

»Ich habe keine Einwendung mehr zu machen,« sagte die Gräfin.

Sodann den jungen Mann mit unbeschreiblicher Liebe anschauend:

»Werde ich nur im Stande sein, Dich zu sehen, ehe Du Dich auf den Weg begibst, und wäre es an einer Barriere von Paris, wo ich Dich von Dir benachrichtet erwarten würde?«

»Ich weiß nicht, meine Mutter,« antwortete Christian zögernd.

»Welche Reise Du auch unternehmen magst, man kann Dir das nicht verweigern; sonst würde ich sagen, ich werde meine Reise dahin lenken, wohin man Dich schicken wird.«

Christian erwiderte nichts, die Zärtlichkeit dieser Mutter hatte Argusaugen, und keine Lüge konnte bei ihr über eine Stunde bestehen.

Mittlerweile hatte Christian, noch zu schwach, um einen langen Ritt zu machen, die Pferde an den Wagen spannen lassen.

Er nahm Abschied von der Gräfin, die von ihm nichts Anderes erlangen konnte, als was er ihr schon gesagt hatte, und begab sich zu Seiner Königlichen Hoheit.

Er fand den Prinzen ganz angekleidet, ganz würdevoll; er ging in seinem Cabinet fast träumerisch, — was selten war, — auf und ab, als man Christian meldete.

Dieser erschien auf der Schwelle mit niedergeschlagenen Augen und demüthiger Miene, aber mit entschlossenem Herzen.

»Treten Sie ein, mein Herr, treten Sie ein!« rief der Prinz; »man mußte Ihnen sagen, daß ich Sie erwarte.«

»Ja, Prinz,« erwiderte Christian, »ich weiß, daß Eure Hoheit mir diese Ehre zu erweisen die Gnade hat.«

Der Prinz winkte dem Kammerdiener, der Christian eingeführt hatte, sich zu entfernen und die Thüre zu schließen.

Der Kammerdiener gehorchte; der Prinz und der junge Mann blieben allein.

Der Prinz machte stillschweigend noch ein paar Schritte, während Christian stumm und unbeweglich dastand.

»Mein Herr,« sagte zu ihm, plötzlich stillstehend, der Prinz, »es gehen unter uns seltsame Dinge vor, und vor Allem, um nun von dem Briefe zu sprechen, den ich heute Morgen von Ihnen erhalten habe, werden Sie zugestehen, daß er kaum denjenigen gleicht, welche man den Prinzen schreibt.«

»Verzeihen Sie, Monseigneur,« erwiderte Christian, »das rührt von Einem her: davon daß das, was mir begegnet, kaum dem gleicht, was den Menschen begegnet.«

»Mein Herr,« sprach der Prinz, »ich will keine Erklärung, ehe ich Sie mit meinem Willen bekannt gemacht habe.«

Christian glaubte sich am Ziele der Reise angekommen und hielt schon seinen Degen bereit, um ihn dem Prinzen zu übergeben.

»Mein Herr,« fuhr der Graf von Artois fort, der ohne Zweifel begriff, was im Geiste des jungen Mannes vorging, »ich bin auf die beklagenswertheste Art zu einem Irrthum durch einen meiner Diener verleitet worden! Dieser Irrthum hat mich zu einem Schritte geführt, den ich sehr

bedauere, da er einer Frau mißfallen hat. Am Ende läßt sich aber jeder Fehler wieder gut machen . . .«

»Oh! nein, Monseigneur, nein!« rief Christian sein Gesicht in seinen Händen verbergend, »leider ist der, welchen Eure Hoheit begangen hat, nicht wieder gut zumachen?«

»Nicht wieder gut zumachen! und warum, wenn ich bitten darf?«

»Die Ehre einer Frau, Monseigneur, ist, wie Sie wissen, viel zarterer Natur, als die eines Mannes; für den Verlust der Keuschheit gibt es kein Mittel.«

»Ah! mein Herr,« sagte der Prinz Christian mit einer fragenden Miene anschauend, »in wie fern hat denn, wenn's beliebt, Madame Auger ihre Keuschheit verloren? Wenn nicht etwa bei Ihnen!«

Christian schaute empor.

»Wie! Monseigneur,« sagte er, »eine Frau, die ihr Mann überliefert hat . . .«

»Verkauft, wollen Sie sagen, mein Herr.« »Oh! Monseigneur, Monseigneur, Ingénue ist entehrt.«

»Nicht im Geringsten, mein Herr, und Sie sind, wie mir scheint, im tiefsten Irrthume befangen.«

»Eure Hoheit verzeihe, ich begreife nicht.«

»Sie werden begreifen: an dem Abend des Aufruhrs , an demselben Abend, wo Sie verwundet wurden, hatte ich das Glück, Mademoiselle Ingénue allein, von ihrem Vater getrennt zu treffen; ohne daß sie wußte, wer ich war, begleitete ich sie nach Hause; sie hatte mich also gesehen und kannte mich. Heute Nacht, als sie mich wiedersah, fand sie natürlich zwischen meinem Gesichte und dem ihres Mannes die glückliche Verschiedenheit, die der Himmel darein gelegt hat. Das hätte ihr schmeicheln können, nicht wahr? Oh! nein, ganz im Gegentheile: sie schrie, sie erschrak, sie flehte, sie warf sich vor mir auf die Kniee. Ich sagte Alles, was mir die Höflichkeit an Gemeinplätzen eingab: sie blieb beharrlich; ich nahm meinen Hut und meinen Degen, richtete ein Wort des Abschieds gefolgt von einer tiefen Verbeugung an sie, und entzückt, zu sehen, daß ich mich getäuscht hatte, oder vielmehr, daß ich getäuscht worden war, erreichte ich die Straße, wie Sie wissen, mein Herr, da Sie dort mit mir zusammengetroffen sind.«

»Ist das wirklich wahr?« fragte Christian im höchsten Maße erstaunt, »ist das wirklich wahr, Monseigneur?«

»Wie beliebt?« versetzte der Prinz mit dem ganzen Stolze seines Geschlechtes, der sich vor diesem gegen sein Wort geäußerten Zweifel erhob.

»Oh! ja, Monseigneur, das ist wahr!« rief Christian, »Ihr Mund, der Mund eines großen Fürsten, eines loyalen Edelmannes, kann nicht lügen. Monseigneur, ich glaube Ihnen und ich segne Sie. Ingénue ist also rein? Güte des Himmels! ich werde vor Freude sterben, Monseigneur!«

»Sie sind also ihr Geliebter, mein Bester?«

»Ja, ihr Geliebter! Oh! Monseigneur, wenn man, weil man eine Frau anbetet; wenn man, weil man sie mit gefalteten Händen verehrt; wenn man, weil man ihren Blick, ihre Stimme, den berausenden Zauber ihrer geringsten Geberde vergöttert; wenn man, weil man Lust hast, die Spur ihrer Tritte zu küssen und an den Zuckungen zu sterben, die das Rauschen ihres Kleides verursacht; wenn man um Alles dessen willen ihr Geliebter genannt werden kann . . . Oh! ja, ja, ich bin wohl der Geliebte von Ingénue!«

»Wahrhaftig?« sagte lächelnd der Prinz, den plötzlich die Vertraulichkeit der Jugend erfaßte, »Sie beleben mich wieder mit Ihrer Geschichte, mein lieber Christian!«

Ebenfalls freudig, und durch seine Freude vertrauensvoll gemacht, fing Christian nun an dem Prinzen die ganze Reihenfolge seiner Abenteuer zu erzählen: das reizende und zugleich unglückliche Leben, das er bei Ingénue führte, als er, auf demselben Boden mit ihr wohnend, sich für einen Ciseleur ausgab; alsdann kam er zu den Predigten des Vaters Rétif, zu seiner Austreibung, zu seiner Verwundung, zu seinen Leiden während seiner Krankheit, zu der Unmöglichkeit, in der er sich befunden, Ingénue Nachricht von sich zukommen zu lassen; hiernach sagte er, wie bei seiner Rückkehr zu seiner Mutter sein erster Ausgang nach der Rue des Bernardins gewesen sei. Er erzählte, auf welche Art er von der Rue des Bernardins nach der Rue du Faubourg-Saint-Antoine geschickt worden war; dann ging er zu dem über, was er gesehen und gehört bis zu dem Augenblicke, wo er in Verzweiflung gebracht durch die grausamsten Qualen der Eifersucht dem Prinzen den Weg versperrt hatte.

Endlich schwieg er, und es war die Reihe am Grafen von Artois.

»Nun, mein lieber Christian,« sprach dieser, »nun, da ich mit Ihren Abenteuern vertraut bin, ist es billig, daß Sie von den meinigen unterrichtet werden. Vernehmen Sie also, was Sie nicht wissen. Ich traf, wie ich Ihnen gesagt habe, zufällig mit Ingénue zusammen, welche anbetungswürdig ist; sie fiel mir auf als einer von den Typen, die man als zum Volke gehörend sieht, während Gott sie zur Herzogin oder zur Königin hätte machen müssen. Auger, mein . . . Factotum, versprach sie mir.«

»Ah! ah!«

»Was wollen Sie, ich nahm es an, und das war mein Unrecht! Es scheint, der Schuft wollte sie wie eine Vandale gewaltsam entführen; er ließ sich krumm und lahm schlagen, er und der Gefährte, den er sich beigezelt hatte; ich blieb aus dem Spiele, wie Sie sich denken können, und wußte nichts von dem, was vorging. Die Sache scheiterte; sogleich jagte ich Auger weg, der so dumm gewesen, meine Livree bei diesem ganzen Gezänke zu compromittiren.«

»Und Sie handelten edel, Monseigneur!« sprach Christian.

»Ja . . . doch warten Sie, wir sind noch nicht beim Ende.«

»Ich höre, Monseigneur.«

»Nun kommt mein Schuft auf den Einfall, sich auf seine Weise zu rächen! Wissen Sie, worin diese Rache bestand? Der Bursche bekehrte sich, oder vielmehr, — zur Ehre der Religion sei es gesagt, — er gab sich den Anschein, als bekehrte er sich; er verführte durch seine Worte einen gutherzigen Menschen, den Pfarrer Bonhomme. Kurz er läßt sich von ihm empfehlen, rührt sich, wird Maurer, Zimmermaler, ich weiß nicht was! verdient dreißig Sous täglich, macht dem Vater Rétif den Hof, beschwätzt die Tochter und heirathet sie auf eine geheimnißvolle Art. Sobald diese Frau geheirathet ist, benimmt er sich also gegen mich, der ich vielleicht noch ein wenig an Ingénue dachte, aber ganz und gar nicht mehr an ihn dachte. Es ist gut, wenn ich Ihnen sage, daß ich ihn, als ich ihn wegjagte, — wohl verstanden, um ihm ihre Superiorität über ihn fühlbar zu machen, — mit Lebel, mit Bucheller und ich weiß nicht mit wie viel berühmten Frontins, deren Sammlung er verunziert, verglichen hatte. Gestern am Morgen erhielt ich folgenden Brief:

»»Monseigneur,

»»Ingénue wohnt nicht mehr im vierten Stocke in der Rue des Bernardins; sie wohnt im dritten

in der Rue du Faubourg-Saint-Antoine, im Hause von Réveillon, dem Tapetenhändler. Auch ist eine kleine Veränderung in ihrer Lage vorgegangen: statt Mädchen zu sein, ist sie Frau; statt einem Vater unterworfen zu sein, hängt sie von sich selbst ab.

»»Halten Sie sich heute Abend in einem Fiacre von Mitternacht bis Morgens um ein Uhr in der genannten Rue du Faubourg-Saint-Antoine und dem genannten Hause gegenüber auf. Eure Hoheit soll einen Mann finden, der ihr die Thüre öffnen und die Oertlichkeiten erklären wird.««

»Wie, Monseigneur,« rief Christian, »er hat das geschrieben?«

»Bei Gott!« erwiderte der Prinz, »hier ist der Brief.«

»Oh! welch ein Glück, daß ihn Eure Hoheit aufbewahrt hat.«

»Teufel! ich hütete mich wohl, ihn aus meinen Händen zu lassen, denn ich dachte, es sei ein Hinterhalt.«

»Ja, ich begreife. . . Dann fand sich Eure Hoheit beim Rendez-vous ein?«

»Er auch . . . Er gab mir einen Schlüssel, erklärte mir die Art, wie ich hineinkommen konnte, und bei meiner Treue, ohne eine Nachtlampe, die mich sehr zur Unzeit beleuchtete, mein lieber Christian, richtete dieser Unglückliche Ihre Geliebte zu Grunde.«

»Der Schändliche!«

»Nicht wahr?«

»Aber nun bleibt ein Schuldiger, Monseigneur!..

»Ah! dieser . . . das mache ich zu meiner Angelegenheit,« sagte lachend der Prinz, »und seine Bestrafung geht nur mich an.«

»Wird mir Eure Hoheit je vergeben?«

»Es ist Alles vergeben: Sie sind ein wackerer junger Mann, Christian. Doch was soll ich mit diesem Auger thun?«

»Ah! Monseigneur, ein Beispiel!«

»Einverstanden; nehmen wir uns aber in Acht, die Ehre der Frauen bekommt furchtbare Risse, wenn die Männer Beispiele machen, und ich habe den Grundsatz: ein Stoff ohne Risse ist mehr werth, und wäre er auch minder kostbar, als ein reicherer mit einer Ausbesserung, so gut sie gearbeitet sein mag.«

»Sie haben Recht, Monseigneur; überdies vergaß ich, ich Wahnsinniger! daß der Name Eurer Hoheit nicht ins Spiel gebracht werden darf, und daß es Ihren Edelmuth und Ihre Güte schlecht anerkennen hieße, Sie zu diesem Streite sich herablassen zu machen.«

»Oh!« versetzte der Prinz, der, Dank sei es den Vorsichtsmaßregeln, die er genommen, rein und weiß aus dieser Sache hervorzugehen sicher war, »ich würde für Ihre Genugthuung viel wagen; doch bedenken Sie wohl: dieses Mädchen, dem Sie, ohne Licht, beim abwesenden Vater Rétif den Hof machten; Ihre Vertreibung von Ingénue, als man in Ihnen einen Edelmann erkannte, während Sie sich den Anschein eines Arbeiters gaben; die Heirath von Auger, meine Anwesenheit im Brautgemache, sodann Ihre Anwesenheit. . . kurz, ist das nicht ein wenig obscön, ein wenig verwickelt, ein wenig Figaros Hochzeit für Alle diejenigen, welche nicht, wie wir, in der Rue des Bernardins in den vierten Stock und in der Rue du Faubourg-Saint-Antoine in den dritten mit der Fackel der Einweihung getreten sind? Die Welt, sehen Sie, mein lieber Christian, die Welt ist nicht liebevoll: dieses so oft bedrohte, so oft gerettete arme Mädchen, diese bis im Allerheiligsten des Ehestands von zwei Männern, von denen der Eine der Graf von Artois, der Andere sein Page, angegriffene Schamhaftigkeit, wird dies Alles nicht ein wenig

Ingénue der Braut des Königs von Garbi gleichen machen?«

Christian erbleichte.

»Ah! Sie lieben sie sehr!« sagte der Graf. Christian seufzte und schlug die Augen zum Himmel auf.

»Lassen Sie hören, was gedenken Sie zu thun?«

»Monseigneur erwiederte Christian, »das ist ganz einfach: ich werde sie entführen.«

»O weh! o weh! o weh! mein lieber Freund!«

»Was denn, Monseigneur, entführt man denn nichts mehr?«

»Doch, bei Gott! berücksichtigen Sie aber Ingénue: sie ist verheirathet. Nehmen Sie ihm seine Frau, so wird Auger schreien wie ein Geier; die Öffentlichkeit, die wir zu vermeiden suchen, wird er gegen uns anwenden. Die schöne Rolle, die wir zu nehmen haben, wird er im Gegentheile nehmen.«

»Aber, Monseigneur. . .«

»Ah! Sie wissen nicht, wer dieser Auger ist. Nun, glauben Sie mir, das ist ein furchtbarer Bösewicht; ich würde ihn wohl in ein Kerkerloch stecken lassen; aber von elend, was er ist, würde er interessant. Ah! mein lieber Christian, Herrn Auger interessant machen, hüten Sie sich hiervor, wie vor der Pest!«

»Was ist dann zu thun, Monseigneur?«

»Mein Lieber, man muß warten: Auger hat nicht das Mittel, lange ruhig zu bleiben; überdies, hätte er auch die Möglichkeit, so liegt das nicht in seinem Charakter; glauben Sie meiner Erfahrung, binnen Kurzem muß er ein vollendeter Bösewicht werden. Das macht Sie lächeln, da Sie sehen, daß ich nur sieben bis acht Jahre im Alter von Ihnen entfernt bin; doch die Prinzen werden um zehn Jahre älter geboren als die anderen Menschen: ich bin also gerade doppelt so alt als Sie.«

»Sie rathen mir folglich, zu warten, Monseigneur?«

»Ja.«

»Aber das Warten ist der Tod. Dieser Elende besitzt sie, er ist ihr Herr.«

»Ah! da wollen wir vernünftig reden, und hierin werden Sie mich ohne Widerspruch Ihnen überlegen finden. Wollen Sie vernünftig mit mir reden?«

»Monseigneur, ich schwöre Ihnen, daß ich nichts Anderes wünsche.«

»Nun, so setzen Sie sich.«

»Monseigneur. . .«

»Sie haben ein krankes Bein.«

»Monseigneur, ich gehorche.«

Christian nahm einen Stuhl.

Der Graf von Artois zog ein Fauteuil herbei, wie man es in der Komödie macht, wenn man eine ruhige, gesetzte Scene spielen soll.

»Und hören Sie mich nun?« fragte der Prinz.

»Ich höre Sie, Monseigneur,« antwortete Christian.

XLVIII.

Wo der Graf von Artois und Christian vernünftig reden.

»Mein lieber Christian,« fuhr der Prinz fort, »Sie sagen also, Ingénue sei in der Gewalt dieses Menschen?«

»Ja.«

»Und er besitze sie?«

»Ich befürchte es.«

»Eine Frage?«

»Sprechen Sie, mein Prinz.«

»Liebt sie Sie?«

»Monseigneur, ich weiß es nicht.«

»Wie so?«

»Nein, da sie zu heirathen eingewilligt hat; doch . . .«

»Gut! Sie glauben das?«

»Mein Gott! Monseigneur, Eure Hoheit begreift, betrachte ich diesen Elenden befleckt von Verbrechen, die er auf seinem Gesichte reflectirt, und ich betrachte mich, nun wohl, ich gestehe, dann dünkt es mir wahrscheinlich, daß Ingénue mich ihrem Manne vorzieht.«

»Mein Lieber, Sie müssen sich anklagen, das ist erste Notwendigkeit; liebt sie Sie, so wird sie nie diesem Menschen gehören.«

»Monseigneur!«

»Ei! ich begreife, das genügt Ihnen nicht.«

»Nein.«

»Sie müßte *Ihnen* gehören, nicht wahr?«

»Ach! ja, Monseigneur.«

»Dies, mein Lieber, ist eine Sache zwischen Ihnen und ihr, und ich kann Ihnen in dieser Hinsicht keinen Rath geben.«

»Könnte,« fragte zögernd der junge Mann, »könnte Eure königliche Hoheit nicht ihren Einfluß benützen, um zu machen, daß die Heirath für ungültig erklärt würde?«

»Bei Gott! ich habe schon hieran gedacht; doch unter welchem Vorwande? bedenken Sie wohl! Die Welt ist in diesem Augenblicke bei den Tugendbündnissen; Ingénue gehört zum Volke, Auger auch; der Schuft, — Sie wissen das, — stellt sich als Ausreißer aus unseren Reihen auf, er flieht unsere Verdorbenheit. Seine Heirath mit einer Plebejerin hat ihn im öffentlichen Geiste gestählt; greifen wir diese Heirath an, bringen wir es dahin, daß die Ehe getrennt wird, so sehe ich von hier aus die Schmierer ihre Federn in Gift tauchen. Nehmen wir uns in Acht!«

»Nun, denn, Monseigneur: wird dieser Mensch mit ihr wohnen oder nicht mit ihr wohnen?«

»Mein Lieber, erkundigen Sie sich, wie ich Ihnen schon bemerkt, geradezu! Sie sind diesem Kinde eine Erklärung schuldig. Wählen Sie besonders Ihre Zeit gut; halten Sie sich nicht im

ehelichen Domicil auf, UM dem Manne den Vorwand zu einem leichten Morde unter der Farbe der Eifersucht zu liefern. Man rädert nicht mehr, man henkt beinahe nicht mehr, und mein Bruder spricht davon, daß er die Todesstrafe ganz abschaffen wolle: dieser Schurke Auger würde Sie tödten zur großen Zufriedenheit der Bürger, welche die Sittlichkeit durch Ihren Tod gerächt sehen dürften! Seien Sie auf Ihrer Hut, mein Lieber, seien Sie auf Ihrer Hut!«

»Ich habe es Ihnen gesagt, Monseigneur, es bleibt mir kein anderes Mittel als die Entführung.«

»Ja, doch Sie reisen ab, und ich, ich bleibe. Auf mich wird also das Gewitter fallen. Im Ganzen, wenn Ihnen das nützlich sein kann, lassen Sie mich unter der Traufe und bekümmern Sie sich um nichts.«

»Oh! Monseigneur, Sie begreifen, nicht wahr? eher vor Gram sterben, als Ihnen den Schatten einer Unannehmlichkeit verursachen!«

»Meinen Dank! . . . Wahrhaftig, Sie thun mir einen Gefallen; man hat mich seit einiger Zeit so unpopulär gemacht, daß ich glaube, statt als Sündenbock zu dienen, wäre es mir sehr ersprießlich, einen für mich zu finden. Lassen Sie mich also beiseit: ich schwöre Ihnen, das wird sogar sehr gut gespielt sein. Aus dieser Geschichte heraus, werde ich Ihnen eine viel größere Hilfe als Verbündeter, denn als Mitschuldiger sein. Zählen Sie aus mich bei Tage, wie bei Nacht; lauern Sie auf eine gute Gelegenheit, und bietet sie sich Ihnen, so suchen Sie mich auf, damit ich Ihnen dieselbe benützen helfe. Ei! mein Gott, es gibt so viel Ereignisse im Leben einer Frau!«

»Monseigneur, eine letzte Idee: wenn ich beleidigen würde oder mich beleidigen ließe, und ich forderte den Schuft zum Duell heraus, so würde ich ihn tödten!«

»Pah!« versetzte der Graf; »die Idee, erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, dünkt mir mittelmäßig; vor Allem, wie kann es Ihnen, einem guten Edelmann, anstehen, einen Lackei herauszufordern? und ist dieser Lackei herausgefordert, wird er es annehmen? Setzen wir den Fall, er nehme es an, so wird das immer Lärm machen; — und dann hat der Schuft schon seine Vorsichtsmaßregeln ergriffen, oder ich kenne ihn nicht. Ich wette mit Ihnen, wie der Herzog von Orleans sagen würde, daß Meister Auger in diesem Augenblicke sein Leben vor dem Notar versichern läßt und, unter der Form eines Testaments, ein abscheuliches Libell deponiert, von dem wir im Falle seines Todes bedroht wären.«

»Ach! Monseigneur, ich muß gestehen, daß Sie immer Recht haben.«

»Sie haben mir also keine Idee mehr zugeben?«

»Keine, Monseigneur.«

»Suchen Sie wohl.«

»Ich finde nichts.«

»Sie sehen also durchaus nichts, was zu thun wäre?«

»Nichts.«

»Nun, so will ich sehen, ob ich nicht glücklicher sein werde als Sie.«

»Oh! Monseigneur!«

»Ich habe nur eine Idee.«

»Gleichviel, wenn sie gut ist.«

»Ich hoffe, Sie werden damit zufrieden sein.«

»Meinen Dank!«

»Ich bin Ihnen das schuldig, bei Gott! . . . Beinahe hätte ich Ihnen sehr unglücklicher Weise

das kleine Mädchen genommen; ich will es Ihnen wiedergeben das ist das Ganze.«

»Ah! Monseigneur, ob es Ihnen gelingt oder nicht gelingt, ich schwöre Ihnen eine ewige Dankbarkeit.«

»Bah! Sie gehören mir, nicht wahr?«

»Mit Leib und Seele, mein Prinz.«

»Früher oder später werden Sie mir einen Theil von Ihrem Blute geben, vielleicht das ganze! Nun wohl, an diesem Tage werden Sie mir viel zu viel bezahlt haben; nehmen Sie auf Abschlag.«

Ohne ein Wort zu sprechen, schwor Christian mit der Geberde und dem Gedanken einen Eid, der auf seinem redlichen Gesichte hervortrat.

»Oh! ich bin Ihrer sicher,« sprach lächelnd der Graf von Artois; »hören Sie mich nun.«

Christian verdoppelte seine Aufmerksamkeit.

»Sie strengen sich teuflermäßig an, um eine Entführung, eine Scheidung, einen Mord, ein Duell, — nennen Sie das, wie Sie wollen, — zu kombinieren, um wozu zu gelangen? Um für sich, ganz für sich, die kleine Frau zu besitzen.«

»Ei! das ist wahr, Monseigneur.«

»Doch Sie strengen sich nur so sehr an, weil sie ein tugendhaftes Mittel, diese Frau ihrem Manne zu nehmen, zu finden suchen.«

»Ja, in der That, das tugendhafteste; das ist vielleicht lächerlich, es ist aber so.«

»Nun wohl, analysieren Sie . . . Sie haben zuerst von einer Entführung gesprochen: hierdurch berauben Sie die Tochter ihres Vaters, den Vater seiner Tochter. Ich rede nicht mehr vom Aergerniß: diese Frage ist zwischen uns erschöpft. Oh! sagen Sie mir nicht, der Vater Rétif werde mit Ihnen leben; ich schätze, thäte er das, so wäre es nicht gerade tugendhaft von seiner Seite. Sie werden mir erwiedern, diese Moral sei die seiner Bücher, und er könne sich für ermächtigt halten, das zu thun, was er schreibe; doch gestehen wir, und ich besitze dort in meinen Wandschränken einige Bände von ihm, diese Moral des Vaters Rétif ist nicht die reinste Moral. Ich habe fast Alles gelesen, was er gemacht hat: es ist etwas weniger geistreich als Crebillon Sohn, doch es ist noch viel unanständiger; Sie begreifen, daß ich die Literatur unseres Schwiegervaters nicht mißhandeln kann. Ich sage *unser Schwiegervater*, Sie verstehen, Christian, weil ich auch beinahe seine Tochter geheirathet hätte.«

Und die unversiegbare Heiterkeit des jungen Prinzen, diese Heiterkeit, die ihm alle Herzen erwarb, ließ sich endlich aus.

Man war zu lange ernst gewesen.

»Ich fahre fort,« sagte er. »Sie haben das Unmoralische des ersten Mittels erkannt, welches die Entführung ist?«

»Ach! ja.«

»Nun zur Scheidung. Die Scheidung oder Trennung besteht aus Chicanen, Rabulistereien und Wirrwarren unter dem Namen von Aufsätzen. Sie lassen einen Aufsatz drucken, in welchem Sie, um Ingénue weiß zu waschen, ihren Mann beschmutzen werden; der Mann läßt einen Aufsatz drucken, in welchem er, um sich selbst weiß zu waschen, Sie beschmutzen wird; die Frau läßt einen Aufsatz drucken, in welchem sie sich allein genug beschmutzen wird, daß nie ein ehrlicher Mensch mehr etwas von ihr wissen will. Oh! das ist forcirt!. . . Wo vier Advocaten angebissen haben, Christian, bleibt nichts mehr als der Brand. Sagen Sie mir, ist es moralisch, dieses

gesetzliche Mittel, welches darauf auslaufen wird, daß es sicherlich Jedermann beschmutzt, und vielleicht die Rechte von Herrn Auger auf seine Frau befestigt?«

Christian neigte das Haupt.

Der Prinz fuhr fort:

»Gehen wir zum dritten Mittel über, welches das Duell ist. Nun, dieses ist meiner Ansicht nach das am wenigsten vernünftige von allen. Sie fordern diesen Menschen zum Duell heraus, nicht wahr? und dies, weil Sie sicher sind, daß Sie ihn tödten?«

Christian machte eine Bewegung.

Der Prinz antwortete durch ein Zeichen, das Stillschweigen forderte, und sprach weiter:

»Ich will gern glauben, Sie würden nicht so handeln mit dem Gedanken, er werde Sie tödten: ihm die freie Verfügung über seine Frau durch Ihren Tod lassen, überlegen Sie doch, das wäre ungeheuer einfältig! . . . Sie denken also, Sie werden ihn tödten. Nun wohl, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, mein Lieber, — und ich bin, Gott sei Dank! kein Scheinheiliger! — erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß dieses Mittel nicht religiös ist; mein Bruder würde Sie gerichtlich verfolgen und Ihnen zu Ehren der Moral den Kopf abschlagen lassen. Erhielte ich Ihre Begnadigung — und Sie begreifen, daß, wenn Sie bei diesem Mittel beharren, s» mangelhaft es ist, ich mich anheischig mache, diese Gnade durch die Vermittlung meiner Schwägerin zu erlangen, — dann wird es unmöglich, daß Sie öffentlich mit einer Frau leben, deren Mann Sie getödtet, und die Witwe Auger heißen wird. Diese Dinge machen sich nicht. Sie müßten nach der italienischen oder spanischen Manier Herrn Auger in einem Streite durch einen unfehlbaren Knüttel tödten lassen; dann wollen wir, die wir so eben von der Moral gesprochen haben, vom Gewissen reden. Sie werden nicht verfolgt werden, das ist wahr; nicht enthauptet, das ist wahr; nicht entehrt, das ist abermals wahr; doch Sie werden Gewissensbisse haben; Sie werden sein wie Orestes: Sie werden Ihre Bettvorhänge sich bewegen sehen und mit einem Säbel unter dem Kopfkissen schlafen. Wer weiß, ob Sie nicht, somnambul werdend, wie die Adepten von Mesmer, in einer schönen Nacht Ihre Geliebte tödten, im Glauben, Sie tödten das Gespenst des Todten! Man hat das gesehen, so daß zum Beispiel mir, der ich bei Nacht ganz laut träume, von den Aerzten verboten worden ist, je eine Waffe bei der Hand zu haben, wenn ich schlafe . . . Nun, was denken Sie von meiner Logik, Christian? Habe ich ein Unrecht gegen Sie begangen, so mache ich es auf eine wüthende Art durch Schläge moralischer und religiöser Beredtsamkeit wieder gut, und die Herren Fénelon, Bossuet, Fléchier und Bourdaloue sind sehr kleine Theologen gegen mich!«

»Ach! Alles, was Sie mir bemerkt haben, ist nur zu vernünftig, und Sie erschrecken mich. Mir schien indessen, ich habe Sie vorhin sagen hören, es sei Ihnen ein Gedanke gekommen.«

»Oh! ja, ein vortrefflicher Gedanke!«

»Nun?«

»Nun, ich habe Ihnen denselben nur noch nicht gesagt.«

»Doch Sie werden mir ihn sagen?«

»Bei Gott! folgen Sie wohl meinem Raisonnement.«

»Mit allen meinen Ohren, Monseigneur.«

»Dadurch, daß man beständig sieht, was man nicht thun muß, kommt man dazu, daß man das Thunliche erräth. Vernehmen Sie meinen Gedanken; er besteht aus drei Theilen: 1) Ingénue in Paris bei ihrem Vater lassen . . .«

»Und bei ihrem Manne also?« unterbrach lebhaft der arme Verliebte.

»Oh! unterbrechen Sie mich nicht! ich bin schon so viel abgeschweift, daß ich mich nicht mehr herausfinden würde. Also: 1) Ingénue bei ihrem Vater in unserer guten Stadt Paris lassen. 2) Allen Lärmen, den man über dieses Abenteuer gemacht hat und gern machen möchte, einschläfern, unterdrücken, ersticken; — was die Verneinung jedes Processes, jedes Scheidungsgesuches, jeder Instanz implicirt. — 3) Als einen kostbaren Schatz das elende Leben dieses schändlichen Auger schonen. . . Springen Sie nicht so, ich erkläre mich.«

Christian erstickte einen Seufzer der Wuth.

»Wäre mir dergleichen begegnet,« sprach der Graf, »so hätte ich Folgendes gethan. Ich besitze einige Häuser da und dort in Paris; die einen haben Bäume, die andern haben keine; die einen sind in der abgelegensten Quartieren, die andern in den volkreichsten . . . Ah! ich vergaß, ich hätte mich vor Allem der Liebe von Mademoiselle Ingénue versichert; ich sage *Mademoiselle*, und Sie müssen mir Dank hierfür wissen.«

»Monseigneur, ist das ganz gewiß?«

»Ich habe das Geheimniß von ihrem Manne selbst.«

»Ah!« machte der junge Mann athmend.

»Folgen Sie mir!«

»Ja, Monseigneur.«

»Sicher, von ihr geliebt zu werden, was nicht schwierig und noch weniger unmöglich wäre, — ich rede von Ihnen, wohlverstanden, — hätte ich ihr ein heftiges Verlangen, sich an ihrem Manne zu rächen, eingeflößt. Das ist auch, wenn ich mich nicht täusche, das Allerleichteste: die glücklichsten Frauen haben ein so natürliches Bedürfniß nach Rache, selbst hinsichtlich derer, welche sie glücklich machen, daß Mademoiselle Ingénue sich an ihrem Manne mit einer den Qualen, die er sie hat ausstehen lassen, angemessenen Wuth rächen wird. . . Ich komme auf meine Häuser zurück. Sie werden irgendwo eine einsame, ruhige, reizende Wohnung wählen; Sie werden Ingénue dahin führen; Sie werden sich mit ihr von Herzen verheirathen, in Erwartung der weiteren Ereignisse, und Sie werden sie auf zwei bis drei Stunden täglich, — mehr, wenn sie es wollte, — in das Nest, das Ihre Ehe gewählt hat, einquartieren. Hier gehe ich in die trefflichste Philosophie ein; suchen Sie mich wohl zu begreifen, mein lieber Christian.«

Der junge Mann, der Alles, was der Prinz sagte, ziemlich logisch fand, verdoppelte seine Aufmerksamkeit.

Der Prinz fuhr fort:

»Es werden also zwei Dinge geschehen: entweder Sie werden vollkommen glücklich sein, oder Sie werden es nicht sein. Ich entferne die letzte Annahme als unmöglich und undenkbar, weil Sie die Jugend, die Liebe und die Geduld haben; weil Mademoiselle Ingénue Ihnen nichts zu verweigern hat, und Sie Ihrerseits sich wohl hüten werden, die Barbarei so weit zu treiben, daß Sie Ihr das verweigern, was Sie Ihnen bewilligen würde. Sie werden also vollkommen glücklich fein, mein lieber Christian. Sie sind reich, oder wenn Sie es nicht sind, so steht meine Börse zu Ihrer Verfügung . . . Wir sind nun in der That Freunde: zählen Sie auf mich bis zum Betrage von dreihundert Louis d-or, die ich Ihnen von heute an als Jahresgehalt aussetze; das sind Honorare, die Sie vollkommen verdient haben. . . Das Geld macht Alles möglich in der Liebe; ich gehöre nicht zu denjenigen, welche sagen, mit dem Gelde erkaufe man alle Frauen; nein, ich habe zu viel Erfahrung hierfür. Hat man aber einmal die Frau, nach der man begehrt, so

ist das Geld von seltsamem Nutzen, um sie sich zu erhalten. Sie bereiten also Ingénue ein Feennest; Sie geben ihr die Toilette einer Herzogin; sie hat um sich, was sie glücklich machen kann; Sie richten es jedoch so ein, doch Ihre Gaben ganz für sie sind, daß der Mann vor Hunger und Durst bei der Wohlhabenheit der Frau stirbt. Nichts kann leichter sein: hat Ingénue gut mit Ihnen in Ihrer Privathaushaltung gespeist, so wird sie gern alle Entbehrungen der Haushaltung von Herrn Auger ertragen. Dieser, wenn er ficht, daß er nichts von seiner Frau hat und sie nicht verkaufen kann, wird davongehen; er wird sich einer schlechten Handlung gegen sie schuldig machen; dann lassen wir ihn, ohne eine Minute zu verlieren, durch Urtheil in sichern Gewahrsam bringen. Nur ihm wird etwas vorzuwerfen sein; auf ihn wird sich der Proceß wälzen, wenn es einen gibt, und dergleichen Urtheile werden nicht außerhalb des Umkreises vom Gerichtshause ruchbar.«

Christian billigte mit dem Kopfe nickend; der Prinz fuhr fort:

»Oder wird Herr Auger stehlen, und er ist mehr als fähig hierzu! Ein anderer Proceß, ein anderes Mittel, ihn als Begnadigung über die Meere zu schicken. Sie werden indessen sehr glücklich mit seiner Frau drei bis vier Stunden des Tages gelebt haben, was für einen Mann, der mit einem guten oder edlen Werke beschäftigt ist, genügt. Sie werden die Frau, Sie werden den Vater Rétif glücklich gemacht haben. Diese Frau wird ganz Ihnen, Ihnen allein gehören, und Sie brauchen nur Kosten der Einbildungskraft aufzuwenden, um das Geheimniß und die Unverletzlichkeit Ihrer Rendez-vous zu sichern. Ich habe, was ich wiederhole, Häuser, welche hierzu gemacht sind, — Sie werden das wählen, welches Ihnen gefällt, — eines besonders, in das die Frauen kommen, um im Tagelohn zu arbeiten: eine herrliche Hilfsquelle für eine arme Arbeiterin wie Ingénue, welche nichts von ihrem Manne empfangen will, und so ihr Auskommen nur sich selbst wird zu verdanken haben. — Ich eröffne eine Parenthese für meine Philosophie. Sie sind glücklich, vollkommen glücklich, und Sie haben nichts mehr auf der Welt zu wünschen. Ist das schön genug? Bemerken Sie wohl, daß das viel mehr moralisch und viel weniger der Gesellschaft schädlich ist, als alle Ihre Mittel von vorhin. Sie schwimmen also in der Glückseligkeit, — nicht wahr?«

Christian machte ein Zeichen, welches besagen wollte, er würde sich, wenn er wirklich dahin gelangte, vollkommen glücklich fühlen.

»Suchen Sie,« fuhr der Prinz fort, »wählen Sie selbst den Ort, die Stunde, und berechnen Sie die Zeit. . . Wie lange soll das währen? — Ah! lange, nicht wahr? ungeheuer lange! — Wohl, es sei; ich bin großmüthig, wenn es sich um meine Freunde handelt. Sie fordern das Unmögliche, ich bewillige es Ihnen: Sie haben ein Jahr!«

»Oh!« rief Christian, »ich will das ganze Leben!«

»Wir sprechen vernünftigt, Sie wollen ein Narr sein! Wohl, setzen wir zwei Jahre . . . Sie haben die Wuth, und Sie gerathen ins Delirium! Setzen wir drei Jahre. Das dauert also drei Jahre; gut! Dann werden Sie anfangen zu überlegen. Das Alter ist fortgeschritten. Ingénue, immer Ingénue, das ist wohl etwas; doch am Ende ist es stets Dasselbe! Sie haben viel Geld für nichts aufgehen lassen; Herr Auger hat sich mehrere Kinder gegeben; Sie überlegen, sagen wir, und die Ueberlegung in der Liebe ist der Tod der Liebe. Die Liebe ist todt! Sie nehmen ein Jahr von Ihrem Gehalte, Sie geben es Mademoiselle Ingénue, das heißt Madame Auger; Sie machen den Kindern von Herrn Auger Renten. Sie kehren zu Ihrer Frau Mutter zurück und heirathen eine Dame, die ich Ihnen mit fünf bis sechsmal hunderttausend Livres in Reserve halte; Sie bekommen ein Regiment, ich lasse Sie einen Feldzug mitmachen, Sie werden das St. Ludwigs-

Kreuz haben, und ich erhebe eines von Ihren Gütern zum Marquisat. Wie finden Sie, daß ich die Romane mache? Verdiente ich nicht, in die Familie Rétif einzutreten?» schloß der Prinz.

Und er punktierte diese betäubende Tollheit mit einem herzlichen Gelächter.

Christian lächelte und neigte das Haupt.

»Eure Hoheit vergißt,« sagte er, »daß sie die Gnade hatte, mit einem Verliebten zu sprechen, und die Verliebten sind Kranke.«

»Welche nicht geheilt sein wollen. Bei Gott! wem sagen Sie das? Glauben Sie denn, ich habe gescherzt? Bei meinem Leben, — abgesehen von den drei Jahren, den Kindern, dem Ende Ihrer auf eine Heirath von fünfmal hunderttausend Livres auslaufenden Epopöe, — so wahr ich ein Edelmann bin, ich habe das, was ich gesagt, gedacht, und ich würde das, was ich gedacht habe, thun, wenn ich an Ihrer Stelle wäre!«

»Nun wohl, mein Prinz,« rief Christian, »ich will es versuchen.«

»Gut also! . . . Gehen Sie, und Gott stehe Ihnen bei! — der Gott Cupido, wohlverstanden; denn was den Andern betrifft, Wetter! mit diesem wollen wir nicht spielen! mein großer Bruder scherzt nie über dieses Kapitel.«

Der Graf von Artois geleitete Christian bis zur Thüre seines Cabinets zurück, klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter und kehrte dann wieder um, entzückt über Alles das, was er diesem armen Narren in der Manier von Werther, aus dem er einen Weisen nach seiner Art machen wollte, geraden hatte.

XLIX.

Sympathie.

Christian, war von der Logik des Grafen von Artois betroffen gewesen.

Kaum nach Hause zurückgekehrt, befolgte er auch den Rath des Prinzen.

Er schrieb an Ingénue.

Folgendes ist der Brief des verliebten jungen Mannes:

»Madame,

»Sie müssen mir nothwendig etwas Wichtiges zu sagen haben; ich meinerseits habe Ihnen alle Arten von Geheimnissen mitzutheilen. Sein Sie so gut, wenn meine Bitte einige Macht über Sie hat, und gehen Sie morgen um drei Uhr aus; begeben Sie sich zu den Fiacres, welche am Eingange der Rue Saint-Antoine stationieren, und hier angelangt, wählen Sie einen, in den ich, auf einen Wink von Ihnen, mit Ihnen einsteigen werde.

»Ziehen Sie es vor, daß ich mich unmittelbar zu Ihnen begeben, so steht es Ihnen frei, mich zu empfangen, und ich bin zu Ihrer Verfügung.

»Befehlen Sie, Madame, und erlauben Sie mir, daß ich mich Ihren zärtlichsten und aufrichtigsten Freund nenne.

»Christian, Graf Obinsky«

Christian hatte so eben diesen Brief einem Commissionär mit ausführlichen Instructionen übergeben, , als ein Bote, selbst der Ueberbringer eines Briefes von Ingénue, zu ihm kam.

Der junge Mann öffnete zitternd den Brief und las folgende Zeilen:

»Mein Herr,

»Sie sind nicht einzig und allein in der Absicht, mir Ihr Benehmen, oder das eines Andern zu erklären, zu mir gekommen. Ich bedarf einer festen Stütze, Sie sind ein Mann von Herz: kommen Sie, und rathen Sie mir. Ich werde morgen um zwei Uhr ausgehen und einen Fiacre beim Eingange der , Rue Saint-Antoine nehmen; der Fiacre wird mich scheinbar nach der Rue des Bernardins fahren, in Wirklichkeit werde ich aber im Jardin du Roi anhalten. Finden Sie sich dort bei den Gittern ein. Ich habe mit Ihnen zu sprechen.

Ingénue.

Christian sprang vor Freude; er fühlte den geheimnißvollen Einfluß der Liebe in diesem doppelten Entschlusse, der zwei getrennte Geister beseelte.

Obschon er sicher war, er werde Ingénue am andern Tage sehen, obgleich der Brief von Ingénue für ihn einen Trost und ein Versprechen enthielt, gedachte Christian doch über ihr Wohl zu wachen; denn nach diesem Briefe betrachtete er die junge Frau als ihm gehörend.

Er sing vor Allem damit an, daß er seine Mutter über die. vom Herrn Grafen von Artois befohlene vorgebliche Reise beruhigte. Er erzählte vom huldreichen Wohlwollen des Prinzen und von seinen Anerbietungen für die Zukunft.

Von Ingénue und dem in Angriff genommenen Romane wurde, wohlverstanden, kein Wort gesagt.

Seine Freude war zu groß, als daß er damit an Vorstellungen anstoßen, sie an Commentaren abnutzen wollte: alle Träume, die er in seinem Glücksgeize machte, wollte er für sich allein behalten.

Christian hinterging die Gräfin nicht mehr als über; nur gab sie sich diesmal den Anschein, als , sie nichts ahnte, entschlossen, wie sie es war, mit ihrem Sohne in Subtilitäten zu wetteifern.

Eine Mutter hat das Ueberwachungsrecht, wie sie das Beaufsichtigungsrecht hat: die Ueberwachung dient ihr, um zuzuvorkommen; die Beaufsichtigung, um Einhalt zu thun.

Die Gräfin organisierte ein System von Verwahrungsmitteln für ihren Sohn.

Christian ging nach der Rue du Faubourg Saint-Antoine; er wollte das eheliche Leben von Ingénue studieren.

Dieser junge Mann mit der glühenden Einbildungskraft war ein Mensch von so fester Entschlossenheit, daß er bei der geringsten Unwürdigkeit seiner Geliebten seine Liebe geopfert hätte.

Und darum, bevor er sich blindlings in eine Leidenschaft stürzte, deren Tragweite er kannte, weil er sein Herz kannte, lag ihm daran, sich zu über zeugen, der Gegenstand dieser Leidenschaft sei wohl werth, daß man für ihn sterbe.

Christian zog einen grauen Rock an und hüllte sich in einen weiten Mantel; dann stellte er sich aus die Lauer vor der Thüre von Ingénue zur Stunde, wo, wie man weiß, gewöhnlich die Liebhaber und die Ehemänner ihre Verzeihung erhalten.

Auger war ausgegangen; um sieben Uhr kam er wieder nach Hause. Bei seinem Anblicke schlug das Herz von Christian, um seine Brust zu zersprengen. Das Licht ging zuerst zum Vater Rétif, wo es einige Zeit verweilte; Christian errieth, daß ein Gespräch zwischen dem Schwiegervater und dem Schwiegersohne stattfand.

Eben dieses Licht doppelte sich nach Verlauf von einer halben Stunde ab: Auger begab sich mit seinem Handleuchter in das Zimmer seiner Frau.

Diesmal hörte das Herz von Christian auf zu schlagen, sein Athem stockte, seine Augen hefteten sich starr auf das Fenster von Ingénue.

Sogleich nach der Erscheinung des Mannes sah Christian einen Schatten sich erheben.

Dieser Schatten war ohne allen Zweifel Ingénue,

Der andere Schatten, der, welcher so eben gekommen, drückte sich sehr warm aus, — man sah es an den Bewegungen seiner Arme.

Endlich neigte sich dieser Schatten.

Das war offenbar Auger, der sich auf die Kniee geworfen hatte, um Verzeihung zu erflehen.

Christian fühlte in der Brust einen Schmerz, daß er sich nicht enthalten konnte, einen Schrei auszustoßen, der einem Gebrülle glich.

Bei der Demonstration ihres Mannes machte Ingénue eine ungestüme Bewegung, trat ans Fenster und öffnete es. Das Geräusch ihrer Stimme gelangte sodann bis zu Christian; sie sprach energische Worte; der junge Mann hörte zwar nur den Ton derselben, konnte sich aber in ihrem Sinne unmöglich täuschen.

Der Schatten von Auger erhob sich sodann wieder; er machte ein paar ungestüme, drohende

Geberden, der Schatten von Ingénue rührte sich aber nicht von dem Fenster, an das er angelehnt war.

Endlich, nach einer Stunde von Verhandlungen, Pantomimen und Verführungsversuchen, verschwand das doppelte Licht wieder aus diesem Zimmer.

Christian empfand etwas wie einen Schrecken, der ihm das Blut in den Adern gerinnen machte.

Hatte man die Lichter ausgelöscht oder weggetragen? sollte ein Friedensvertrag auf die Feindseligkeiten folgen, welche von Ingénue so kalt erduldet, so kräftig zuückgeschlagen worden waren?

Doch das Glück des jungen Mannes war groß, als plötzlich die Gangthüre sich öffnete, und er, sich im Winkel eines Thorweges verbergend, Auger herauskommen sah, der mißtrauisch rings umherschaut. Der Elende ging nach dem Boulevard zu und kam dann wieder zurück, um nach den Fenstern seiner Frau zu sehen und die Straße noch einmal auszukundschaften.

Nach dieser zweiten Forschung verschwand er in der Finsterniß.

Mißtrauisch in seiner Freude, wie er muthig in seinem Schmerze gewesen war, wollte Christian noch eine Stunde warten, um genau zu wissen, woran er sich zu halten habe.

Doch es waren nicht zwanzig Minuten vergangen, da erbleichte die Lampe von Ingénue und verwandelte sich in ein einfaches Nachtlichtchen, dessen bläulicher Schein kaum die Vorhänge und die Scheiben färbte.

Das Kind war zu Bette gegangen; es dankte Gott und entschlief.

Christian richtete an den Himmel seine glühendsten Danksagungen und kehrte zu seiner Mutter zurück, die ihn ungeduldig erwartete.

»Gott sei gelobt!« sagte er zu sich selbst, »ich habe eine zärtliche Freundin und eine muthige Frau, und ich werde nicht allein kämpfen, wenn ich kämpfen muß!«

Er bedurfte des Schlafes, denn er hatte ohne Unterbrechung viele Beschwerden durchgemacht; er entschlief, und sein Schlaf war von sanften Träumen begleitet: es war das erste Mal seit drei Monaten, daß ihm dies begegnete.

Und in diesen Träumen kehrten die abgelegenen, beschatteten Häuser und die geheimen Thüren des Grafen von Artois immer wieder.

Und nun da, Beide rein, Ingénue und Christian jenen sanften Schlaf schlafen, der den Frieden der Seele und die Frische des Gesichtes macht, müßte man vielleicht erfahren, wie der gute Rétif de la Bretonne die Heirath seiner Tochter und die seltsamen Ereignisse, welche die Folge dieser Heirath gewesen waren, aufgenommen hatte.

Man wird zugestehen, wir sind ihm wohl die Ehre einiger Details schuldig.

Kein Vater, sagen wir, trug je so stolz das Haupt in die Kirche, als er hinging, um den Altären eine Jungfrau von seiner Art, ein Muster von seiner moralischen und physischen Erziehung, einen weiblichen Zögling der Philosophie und der Hygiene des Philosophen von Genf vorzustellen.

Bei seiner Rückkehr aus der Kirche nahm er Ingénue beiseit und hielt ihr hinsichtlich ihrer Pflichten als Gattin und Mutter eine lange Rede, welche mehr als einmal auf die Wangen des Mädchens eine lebhaftere Röthe brachte. Am Hochzeitabend dichtete er, sehr weich gestimmt durch den guten Wein, Verse, ersann er Kapitel, fand er Hauptinhalte, und er, der sich eine Freude daraus gemacht hatte, zuweilen, als Naturhistoriker, die Geheimnisse des Brautgemachs

zu belauschen, er, Rétif, verkürzte eingeschlafen, von Bacchus zu Boden geworfen, Apollo um eines feiner interessantesten Blätter.

Er schlief also ein, und zwar tief genug, um nicht ein Wort von der Scene zu hören, welche zwischen Monseigneur dem Grafen von Artois und Ingénue vorfiel.

In der That, wie hätte er das hören sollen? Als erfahrener Vater, der nicht dem Zufalle der Conflictte das Glück des häuslichen Lebens überlassen will, hatte Rétif zwischen sich und den Neuvermählten eine Mauer errichtet, welche dick genug, daß nichts von dem, was in einem Zimmer geschah oder gesagt wurde, im anderen aufgefaßt werden konnte.

Man hätte, um, selbst am hellen Tage, die Aufmerksamkeit von Rétif zu erregen, mit einem Scheite an diese Wand klopfen müssen, und dies thaten, — wie es sich leicht begreift, — weder Ingénue, noch der Graf von Artois.

Was den Eintritt von Christian betrifft, so war dieser geheimnißvoll und verstohlen gewesen wie der eines Liebhabers; ihn erblickend war Ingénue, wie man sich erinnert, in Ohnmacht gefallen, und der schwache Schrei, den sie ausgestoßen, hatte nicht durch eine achtzehn Zoll dicke Mauer dringen können.

Was endlich die Erklärungen betrifft, welche am Morgen zwischen Ingénue und ihrem Manne stattfanden, so waren sie von so ernster Natur, daß sie den beiden Gatten die größte Behutsamkeit in ihren Reden, so lange sie dauerten, das tiefste Stillschweigen, sobald sie beendigt waren, geboten.

Nichtsdestoweniger war das Erstaunen von Rétif groß, als er, nachdem er vorläufig an der Thüre von Ingénue gehorcht und kein Geräusch gehört hatte, bei seiner Tochter Morgens um neun Uhr eintrat und sie auf, angekleidet und allein fand.

Er suchte zuerst, halb als spaßhafter Vater, halb als ausschweifender Historiker, die Spuren der sanften Ermattung, die er in den Zügen von Ingénue zu finden hoffte, und glaubte das, was er suchte, getroffen zu haben, als er die perlmutterartige Blässe, die schwarz befransten Augen und die *Veilchen vereinigt mit den Heckenrosen* auf den Lippen der jungen Frau wahrnahm.

Dies war wenigstens der Ausdruck, dessen er sich später bediente, und von dem er als gewissenhafter Romanenschreiber gestand, er sei ihm durch die Umstände und die Lage eingegeben worden.

Als Ingénue ihren Vater erblickte, lief sie auf ihn zu und warf sich ihm in die Arme.

In seinen Armen zerfloß sie in Thränen.

»Wie! wie! mein Kind!« sagte Rétif ganz in Folge seiner Ideen, »wir weinen?«

»Oh! mein Vater! mein Vater!« rief Ingénue.

»Nun, nun,« erwiderte Rétif, »das ist vorbei; . . . gut! und nach dem Manne kommt der Vater.«

Ingénue wischte ihre Thränen ab und schaute Rétif ernst an; sie hatte unter den Worten, die er gesprochen, die Absicht eines Scherzes gefühlt, und nichts schien ihr unerträglicher, als ein auf ihren tiefen Schmerz antwortender Spaß.

Da sah ihr Vater, indem er sie schärfer betrachtete, auf ihrem reizenden Gesichte die Spuren einer Traurigkeit, in deren Ursprung man sich unmöglich täuschen konnte; diese Traurigkeit bezeichnete ein grausames Leiden und eine düstere Schlaflosigkeit.

Und weder von einem solchen Leiden, noch von einer solchen Schlaflosigkeit suchte der unzüchtige Verfasser der Paysanne pervertie die Spur.

»Mein Gott! Du bist ganz entstellt, mein Kind!« sagte er.

»Ja, mein Vater, das ist möglich!« antwortete Ingénue.

»Wo ist denn Auger?« fragte Rétif.

Und er schaute rings umher, erstaunt, daß am andern Morgen nach der Hochzeit ein Mann seine Frau so frühzeitig verlassen hatte.

»Herr Auger ist weggegangen,« erwiderte Ingénue.

»Weggegangen? Und wohin?«

»Ei! zu seiner Arbeit, denke ich.«

»Oh! der wüthende Arbeiter!« sagte Rétif, der sich zu beruhigen anfang; »er ruhe wenigstens am Tage aus!«

Ein lustiger Gedanke, den Ingénue nicht verstand, oder den sie vorübergehen ließ, ohne ihm die Ehre zu erweisen, daß sie dabei verweilte.

»Wie!« fuhr Rétif fort, »er frühstückt nicht mit feiner Frau? . . . Oh! oh! oh!«

»Vielleicht wird er frühstücken.«

Alle diese Worte waren von Ingénue mit dem eisigen Tone gesprochen worden, der eine düstere Gemüthsstimmung bezeichnet.

Rétif erschrak immer mehr hierüber.

»Auf, mein Kind,« sprach er, indem er die reizende Statue auf seinen Schooß nahm und sie in seinen Armen und unter seinen Küssen wieder erwärmte, »sage das Deinem Vater: Du scheinst unzufrieden? Lüge nicht!«

»Ich bin es in der That, mein Vater,« antwortete Ingénue.

Rétif versuchte es abermals, an alles andere zu glauben, nur an das nicht, was existirte.

»Ah! ah!« sagte er, fortgerissen durch einen Leitfaden, der ihn, statt ihm den guten Weg zu bezeichnen, immer mehr im Labyrinth seiner Gedanken irre führte, »ein Verliebter verliert leicht den Kopf, und dann . . .«

Rétif unterbrach sich und ließ ein kleines meckerndes, unzüchtiges Gelächter hören.

»Und dann ist er der Mann! und ein Mann . . . ei! ein Mann hat immer gewisse Rechte, welche die Mädchen in Verwunderung setzen!«

Ingénue blieb kalt, unbeweglich, stumm.

»Also, Ingénue, meine theure Liebe!« fuhr Rétif fort, »das ist abgeschlossen, es findet sich kein Kind mehr hier, und es handelt sich darum, die Ideen und die Geduld einer Frau anzunehmen. Ei! ich weiß nicht, wie ich Dir das sagen soll! wenn ich Deine arme Mutter noch da hätte, wie würdest Du Dein Herz erleichtern! wie würdest Du sehen, daß früher oder später alle Frauen sich hierhin schicken müssen! Tröste Dich also, sei wieder stark und lächle mir zu.«

Doch statt sich zu trösten, statt wieder stark zu sein, statt ihrem Vater zuzulächeln, schlug Ingénue ihre schönen, in Thränen gebadeten Augen zum Himmel auf.

»Wie erhaben ist sie so!« rief Rétif. »Welche Schamhaftigkeit! mein Gott! wie schön ist die Schamhaftigkeit! und wie stolz muß dieser Schelm, dieser Auger sein!«

Ingénue stand aber auf, trocknete ihre Thränen und sagte zu ihrem Vater:

»Mein Vater, beschäftigen wir uns mit Ihrem Frühstück.«

»Wie, mit meinem Frühstück? Nun, und das Deinige? und das von Deinem Manne? Frühstückt Ihr denn, oder vielmehr, frühstücken wir nicht mit einander?«

»Ich habe keinen Hunger, und Herr Auger, wenn er Hunger hat, wird wissen, daß er zur Stunde kommen muß.«

»Teufel! wie Du ihn lenkst!«

»Mein Vater, ich bitte Sie inständig, sprechen wir nicht mehr hiervon!«

»Sprechen wir im Gegentheile hiervon! Ingénue, nimm Dich in Acht! Du bist eine verheirathete Frau, und Du bist Deinem Manne Rücksichten schuldig. . .«

»Ich bin weder Frau, noch verheirathet, noch zu Rücksichten gegen Herrn Auger verbunden. Er begnüge sich mit dem, was man ihm geben wird: das wird immerhin genug für ihn sein.«

»Wie?«

»Sie kennen mich, mein Vater, und Sie wissen, daß ich, wenn ich etwas sage, wie dies, das Recht, mehr als das Recht habe, es zu sagen.«

Diese bis zur Grausamkeit getriebene Strenge setzte Rétif in Erstaunen; doch er wußte, daß die Frauen manchmal unbarmherzig gegen diejenigen sind, welche zu viel gewagt, wie gegen die, welche nicht genug gewagt haben.

Man sieht, daß sich Rétif immer in demselben Kreise drehte.

Er kannte die von ihm erzogene Jungfrau hinreichend, um zu wissen, daß ihre Strenge nicht von der zweiten der beiden Beschwerden herrührte; er lächelte in dem Gedanken, sie werde später umgänglicher werden.

Was die Abwesenheit von Auger betrifft, so schrieb er sie dem Aerger zu, den der junge Lebemann darüber empfinde, daß er übermäßig hart vom Brautbette abgewiesen worden[^]

Und in seinem Innern sagte er:

»Es ist ein Dummkopf, daß er diese wilde Hindin nicht zu zähmen gewußt hat! Oh! wäre ich an seiner Stelle gewesen, Ingénue würde diesen Morgen nicht weinen!«

Und die Zeit seiner Jugend erschien ihm in ihrem ganzen Zauber und in ihrer ganzen Glorie, und er lächelte bei den Träumen der Vergangenheit. Glückliche Zeiten der Seufzer, des Schmachtens auf der Straße, der Küsse von einem Fenster zum andern! glückliche Zeiten der Begegnungen, der Complimente über die Eleganz eines Fußes, des Lächelns zum Danke für eine gut angebrachte Galanterie gespendet! göttliche Zeit der Rendez-vous in der Abenddämmerung, der Promenaden gemacht in Gesellschaft schüchternen Jungfrauen, welche, nachdem sie erröthend und lachend abgegangen, bleich und zärtlich, an dem Arme hängend, den sie zwei Stunden vorher kaum berührt, zurückkommen!«

Alle diese Dinge, die Rétif in seinen Kopf zurückrief, defilirten vor ihm bei der Helle aller der Scheine, die sie erleuchtet hatten, beim Feuer aller der Sonnen, die sie gereift hatten.

Diese Procession von reizenden Gesichtern, von Köpfen mit süßem, herausforderndem Lächeln, von widerspenstigen Füßen, von rebellischen Armen, von kratzenden oder verliebten Händen, nahm für den guten Mann den Raum einer Secunde ein, — glückliche Zeit, wie alle die glücklichen Zeiten, die sich ihm in seinem optischen Glase zeigten.

Und mit einem schweren Seufzer, der nicht traurig genug war, um ihm den Magen zu verstopfen, ging Rétif ins neue Speisezimmer, um mit Ingénue, deren Dienerin das Mahl bereitet hatte, zu frühstücken.

L.

Was im Zimmer von Ingénue vorfiel, während Christian auf der Straße lauerte.

Beim Frühstück war es still; befangen, sprach Ingénue nichts aufs Gerathewohl. Rétif aß nachdenkend.

Der Tag verging ebenso. Ingénue fing an zu arbeiten, wie sie es als Mädchen that; für Rétif setzte sie ihr früheres Leben fort; für jeden Andern hätte sie sich an ein neues Leben anzuhängen geschienen, so viel Resignation und sanfte Träumerei war in ihr.

Wir wären erstaunt, die Zurückhaltung von Rétif zu sehen, hätte ihm nicht der Gedanke, Auger habe ein wenig mißbraucht, den Mund verschlossen. Er nahm sich vor, seinem Schwiegersohne, sobald er ihn sehen würde, eine väterliche Vorstellung zu machen.

Auger kam, wie man gesehen hat, gegen sieben Uhr Abends nach Hause; seine Abwesenheit am Tage schien Rétif die Folge des kleinen Schmollens am Morgen zu sein; doch der Gott der Ehe, dachte Rétif, bewirkt eben so wohl Aussöhnungen, als der Gott der Liebe.

Der Eine und der Andere, so feindselig sie auch gegen einander sind, gebrauchen dasselbe Mittel; ein einziges aber unfehlbares Mittel.

Der Romanensreiber zählte auf die Nacht, um diese Versöhnung herbeizuführen.

Sobald Auger anwesend, bemerkte er die demüthige, reuige, ängstliche Miene dieses Schwiegersohnes, der, seiner Ansicht nach, mit der Klage im Munde, die Bitterkeit im Herzen und mit gewissen Velleitäten, den Herrn zu machen, wozu ihm das französische Recht die Befugniß gab, erschienen wäre, hätte er nicht Ingénue gegenüber ein Unrecht gehabt, von dem er wußte, es sei schwer zu vergeben, da er nicht um Vergebung ansuchte.

Mit einem Worte, Rétif erwartete von Auger angegriffen zu werden; doch der gute Mann wußte nicht, von welchem Geheimniß die Schwäche von Auger herrührte.

»Wie! so spät, Vagabund?« sagte Rétif lachend zu Auger. »Sie sind also fern vom ehelichen Dache herumgeschweift?«

»Fern vom ehelichen Dache?« wiederholte leise Auger. »Ei! ich habe Gänge gemacht, welche zu machen Herr Réveillon mir befohlen.«

Sodann ganz leise:

»Sollte Ingénue wirklich ihrem Vater nichts gesagt haben? Das ist unmöglich.«

Und er erwartete mit Bangigkeit einen neuen Angriff.

»Auf, heraus, damit! erzählen Sie Ihren Verdruß, und bekennen Sie Ihre Sünden,« fuhr der Greis fort.

»Weiß er Alles, so nimmt er die Dinge nicht zu schlimm,« sagte der Elende zu sich selbst. »Das ist im Ganzen möglich: diese Pamphletschmierer, welche beständig Moral predigen, sind im Grunde die verdorbensten Menschen der Erde!«

Und er näherte sich, bereit, zu lächeln mit jenem niedrigen, gemeinen Lächeln, das er aus den untersten Stufen des fürstlichen Bedientenvolkes gelernt hatte.

»Sie haben also schon Zwist in der Ehe gehabt, mein Schwiegersohn?« sagte Rétif, die Frage

mehr unmittelbar in Angriff nehmend.

»Oh! ich weiß nicht . . .«

»Erröthen Sie nicht. . . Sie haben vielleicht die Grazien geschreckt, Unglücklicher!«

»Ho! ho!« sagte Auger zu sich selbst, »es ist ihm nichts bekannt!«

Und er freute sich hierüber, während er sich zugleich bekümmerte. Der Feige war sehr froh , daß er seine Schlechtigkeiten nicht enthüllt sah; doch die Offenbarung bedrohte ihn immer, und diesen Kelch hätte er gern schon geleert gehabt.

»Wenn ich selbst spräche!« dachte er; »wenn ich die Geschichte auf meine Art erzählen würde!«

Doch er überlegte.

Nein,« sagte er zu sich selbst; »sobald Ingénue nicht gesprochen hat, wird sie auch nicht sprechen; Ingénue wird meinen Grafen von Artois verheimlichen, damit ich ihren Pagen verheimliche: Rhabarber und Genna, die wir uns gegenseitig werden hingehen lassen. Nun wohl, es sei; versuchen wir den Frieden auf diesen Basen.«

Und nachdem er sich vom Vater in Betreff seiner ungestümen Keckheiten, welche die Grazien erschreckt, hatte herunterkanzeln lassen, nachdem er Alles erduldet, was Rétif mit rhetorischen Blumen und Synonymie, mit Allegorien und Anspielungen auf diese unglückliche Hochzeitnacht zu umgeben beliebte, neigte er das Haupt und ging zu seiner Frau.

Sie erwartete ihn; sie hatte ihn kommen sehen.

Er debutirte auf die gute Art; sie antwortete ihm in einer derben Manier.

Auf seine Kniee fallend, sprach er:

»Verzeihen Sie mir! ich bin nicht schuldig. Können Sie mir böse sein, daß ich Drohungen nachgegeben habe? In der Furcht vor den Großen erzogen, glaubte ich, wir seien Alle verloren, wenn Einer der, mächtigen Herren dieses Reiches uns mit seinem Zorne bedecke; der Herr Graf von Artois hat mir anbefohlen, zu handeln, wie ich gehandelt habe; er hat gegen mich das Arsenal seiner Rache entwickelt; er ließ mich die Bastille, den Tod für mich erschauen! das Gefängniß für Sie und für Ihren Vater! er ließ mir die Wahl zwischen der Armuth für unser Dasein und dem Vermögen mit der Freiheit.«

Ingénue faltete ihre Lippen unter der tiefsten Verachtung.

Das war ihre einzige Antwort.

»Hegen Sie keinen Groll gegen mich, da Gott Sie gerettet hat!« fuhr Auger fort. »Ich gedachte diesen schändlichen Prinzen in Ihren Armen zu tödten , - doch ich rettete so Ihre Ehre nicht, und ich richtete Ihr Leben, das meine, das von Allen denjenigen, welche Ihnen theuer sind, zu Grunde. Ein peinlicher Proceß folgte auf diesen Mord, die Schande und das Schaffst verschlangen uns Alle. Begreifen Sie, Ingénue: bei meinen, ich gestehe es, von der Furcht eingegebenen Berechnungen erfuhren Sie nie etwas von dem Verbrechen, das Sie hintergangen; der Prinz verschwand, ohne Ihnen bekannt gewesen zu sein; am andern Tage gehörten Sie mir, ohne daß je die Vergangenheit Sie in der Erinnerung betrübt hätte.«

»Genug!« rief Ingénue bebend vor Zorn, »genug! Sie ekeln mich an! Sie glauben Ihr Verbrechen zu mildern, indem Sie die Entschuldigung der Furcht anrufen?«

»Ei! mir scheint. . .«

»Oh! ich wiederhole: schweigen Sie!«

»Ingénue!«

»Ich habe also einen Feigen geheirathet! ich habe vor Gott einen Mann genommen, der, statt mich mit Gefahr seines Lebens zu vertheidigen, wie dies den Ehemännern zu thun von der Schrift eingeschärft ist, mich preisgibt und entehrt, um sein Leben zu retten? Sie sind ein Feiger, und Sie verlangen von mir, daß ich Ihnen vergebe? Nein, weil Sie ein Feiger sind, jage ich Sie fort! weil Sie ein Feiger sind, vergebe ich Ihnen nicht! weil Sie ein Feiger sind, werde ich Ihnen nie vergeben!«

Auger blieb auf den Knien liegen.

Nur schaute er empor und faltete die Hände.

Doch die Verachtung von Ingénue gegen diesen Menschen schien wo möglich immer mehr zuzunehmen.

»Stehen Sie auf, wenn Sie wollen,« sagte sie; »bleiben Sie am Boden und wälzen Sie sich in Ihrer Schande, wenn es Ihnen beliebt: ich bekümmere mich nichts darum!«

»Gewähren Sie mir wenigstens die Hoffnung!«

»Die Hoffnung auf was?«

»Auf Verzeihung.«

»Nie.«

»Und was wird unser Leben sein?«

»Unser Leben wird das sein, welches wir vor unserer Verheirathung führten.«

»Getrennt!«

»Durchaus.«

»Doch die Welt?«

»Mir gleichviel!«

»Man wird argwohnen . . .«

»Ich werde Alles sagen.«

»Ingénue, Sie würden mich ins Verderben stürzen?«

»Wenn Sie sich mir nähern, ja.«

»Dictiren Sie also . . .«

»Trennung!«

»Doch Ihr Vater?«

»Ich mache mit meinem Vater, was ich will: ich werde meinem Vater sagen, Sie haben mir ein unüberwindliches Grauen eingeflößt, und ich lüge nicht, denn das ist wahr.«

»Und ich, ich werde ihm sagen, Sie haben einen Liebhaber.«

»Sie dürften sich nicht täuschen!«

»Ich bin Ihr Gatte, und ich werde Ihren Liebhaber tödten!«

»Ich werde es so einrichten, daß er Sie tödtet.«

Auger schauerte und wich vor diesen vom Feuer des Zornes und .der Tugend funkelnden Augen zurück.

»Sie würde es thun,« dachte er.

»Sie haben mir also gedroht, Herrn Christian zu tödten oder tödten zu lassen?«

»Er ist also Ihr Liebhaber?«

»Das geht Sie nichts an . . . Haben Sie gedroht, ja oder nein? Seien Sie doch einmal in Ihrem Leben herzlich.«

»Ich drohe nicht, ich bitte um Gnade!«

»Stehen Sie auf: Sie sind nicht werth, daß ich mir die Mühe nehme, mich zu ärgern.«

»Was werde ich hier thun?«

»Was Sie wollen.«

»Um zu leben?«

»Sie werden bei Tische speisen, wie wir.«

»Um zu wohnen?«

»Es ist oben eine Stube unter den Mansarden der Dienstboten: Sie mögen sie nehmen.«

»Das ist unmöglich!«

»Wollen Sie nicht, so wohnen Sie anderswo.«

»Ich werde hier wohnen, wie das mein Recht ist.«

»Versuchen Sie es! ich klopfe an die Wand und rufe meinen Vater.«

Auger knirschte mit den Zähnen. Doch ohne sich darum zu bekümmern, fuhr Ingénue fort:

»Sie sind wohl auf immer von mir getrennt. Versuchen Sie keinen Ueberfall, versuchen Sie keine Tränke, versuchen Sie keines von Ihren schändlichen Mitteln; denn bei jedem Traume gibt es ein Erwachen, und wach würde ich Sie umbringen wie einen Hund!«

»Wie treuherzig sind Sie!« sagte Auger mit seinem gräßlichen Lächeln des natürlichen Menschen.

»Ja, nicht so? . . . Treuherzig und wahr! Sie sollen den Beweis davon erhalten!«

»Sie jagen mich also fort?«

»Durchaus nicht; Sie haben alle äußere Rechte: hier unter meinem Dache wohnen ist eines.«

»Ich schlage es aus.«

»Wie Sie wollen.«

»Später werde ich überlegt haben . . .«

»Ich auch, doch ich werde mich nicht geändert haben.«

»Leben Sie wohl, Madame.«

»Leben Sie wohl, mein Herr.«

So ging Auger aus dem Hause weg, als ihn Christian von dem Winkel, wo er sich verborgen, sah; so standen die Dinge, als sich Christian nach dem Jardin du Roi wandte, wo im Ingénue ein Rendezvous gegeben.

Elftes bis vierzehntes Bändchen.

LI.

Der Jardin du Roi.

Der Jardin du Roi, der, glaube ich, zur Zeit der Revolution den Namen Jardin des Plantes angenommen hat, war damals viel weniger besucht, als er es in unseren Tagen ist.

Einmal hatte Paris ein Drittel Einwohner weniger, was schon ein Grund wäre, daß sich ein Drittel Spaziergänger weniger eingefunden hätte.

Sodann waren die Thiere minder zahlreich und zogen folglich nicht die Aufmerksamkeit an wie heute.

Vielleicht gab es auch, wie heute, einen Bären Namens Martin, der Kuchen und das Gnadensbrod fraß: es hat zu jeder Zeit einen Bären Namens Martin gegeben.

Aber es gab nicht die prächtige Sammlung von Hyänen und Schakals, welche wir unserer Eroberung in Africa verdanken, und die durch ihre interessanten Varietäten nicht nur alle Varietäten der anderen Arten, sondern sogar alle anderen Arten selbst zu ersetzen droht.

Es war auch nicht die poetische, schmachtende, melancholische Giraffe da, deren Tod, obgleich er sich vor mehreren Jahren ereignet hat, noch ein frischer Schmerz für die Stammgäste vom Jardin du Roi unserer Tage ist. Sie war nicht nur nicht da, sondern die Gelehrten, diese großen Leugner aller Dinge, leugneten die Giraffe und setzten den Kameloparden unter die Zahl der fabelhaften Thiere von Herodot und Plinius, wie den Greif, das Einhorn und den Basilisk.

Es fanden sich weniger Neugierige, Besucher und Spaziergänger im Jardin du Roi von jener Zeit ein, als man im Jardin des Plantes unserer Tage trifft.

Vom Morgen des beseligenden Tages, der zwei Liebende wiedervereinigen sollte, fiel einer von den hübschen, kleinen, zarten Regen, welche die Müßiggänger verhindern, die Alleen der öffentlichen Gärten zu versperren, glücklicher Weise aber nicht genügen, um die Verliebten vom Plaudern, die Jäger vom Marschiren und die Fischer vom Auswerfen ihrer Angelleinen abzuhalten.

Ein reizendes Wetter im Frühling, da es um diese Zeit des Erwachens der Natur allen Sinnen Ausströmungen und Erinnerungen zusendet; ein Wetter, das den Wohlgeruch dem Blätterwerk wiedergibt und die grünen Rasen unter dem Fuße der Wanderer aufrichtet. Ein trauriges, verdrießliches Wetter im Herbste, da es in keiner Hinsicht an die blonde Göttin der Ernten und an die Gluth der Julisonne erinnert, sondern im Gegentheile die zukünftigen Trübseligkeiten des Winters verkündigt; ein trauriges, verdrießliches Wetter, weil es die letzten Blätter von ihren gelben Zweigen reißt und die Erde durchnäßt, in der der schmutzige, gewichtige Eindruck vom Fuße des Vorübergehenden zurückbleibt.

Ingénue ging zur genannten Stunde aus, nahm ihren Fiacre zur genannten Stunde; doch so

pünktlich sie war, Christian war noch pünktlicher gewesen, und er wartete schon zwei Stunden, als sie ankam.

Er ging um elf Uhr ab, denn er besaß nicht die Stärke, erstickend in seinem Zimmer zu bleiben, bis die Pendeluhr die Gefälligkeit hatte, ihm die Zeit zu schlagen, zu der er abgehen sollte, und obschon sein Fiacre, nach der Gewohnheit dieser schätzenswerthen Fuhrwerke, eine Stunde vom Faubourg Saint-Honoré bis zum Jardin du Roi gebraucht hatte, war er nichtsdestoweniger zwölf Minuten nach Mittag eingetroffen, wodurch er eine Stunde und achtundvierzig Minuten bis zu dem Augenblicke, wo Ingénue erscheinen sollte, zu warten hatte.

Und dies vorausgesetzt, Ingénue werde auf den Schlag zwei Uhr erscheinen; — was fast unmöglich, da sie erst[^] auf den Schlag zwei Uhr vom Hause von Herrn Réveillon abgehen sollte.

Am Ziele seiner Reise angelangt und überzeugt, er werde zwei Stunden warten müssen, erreichte Christian die einsamen Baumgruppen, unter deren Schatten der feine, unmerkliche Regen sich keinen Durchgang machen konnte; er fiel also auf die Blätter, welche dichter auf den Kastanienbäumen, als auf den anderen Bäumen weil diese Bäume, aneinander gedrängt, sich eine gegenseitige Unterstützung boten, unten alle ihre Arome concentrirten und kein feuchtes Theilchen entschlüpfen ließen.

Es machte sich höchstens ein durch hundert andere vergrößerter Wassertropfen schwer genug, um am undurchsichtigen Gewölbe herabzugleiten und auf den Sand zu fallen, wo er sein Loch grub, ein Bild der Zeit, welche die Alter gräbt.

Christian schaute von fern durch die Gitter jeden Fiacre an, der vor diesen Kuchen-, Obst- und Siruphändlern hielt, welche sehr zahlreich geworden, seitdem sie Concessionen vom Portier Seiner Majestät gekauft, — vom einzigen Eigenthümer des Rechtes, Erfrischungen im Innern zu verkaufen.

Endlich erschien der ersehnte Fiacre: er war grün wie ein Apfel der Normandie, von einem Grün, um einen Coloristen beben zu machen, von jenem Grün, das man auf eine Meile unter den Bäumen des Monats Juni erblicken würde, die doch darauf Anspruch machen, für grün zu gelten.

Ingénue stieg aus dem Fiacre, der rosigen Göttin ähnlich, welche die Pforten des Ostens öffnet; sie hatte ein frisches Kleid, frisch von ihrer Aussteuer genommen. Dieses Kleid war von schwarzem Taffet und ganz voll von Ruchen und seidenen Knötchen: sie trug auf dem Kopfe einen perlgrauen Hut mit schwarzen und aurorefarbigem Bändern; sie hatte Schuhe mit hohen Absätzen, und bei Alle dem eine von den Tournuren, welche das Auge der jungen Leute und der Greise anziehen, der jungen Leute aus Hoffnung, der Greise aus Erinnerung.

Und als sie hinlief, um die Baumgruppe zu erreichen, wo sie schon ihren Geliebten erblickt hatte, glich sie, obwohl sie die Augen niedergeschlagen hielt oder vielmehr sich das Ansehen gab, als hielte sie dieselben niedergeschlagen, einer von jenen schönen Waldgottheiten, welche die Mythologie nie so wollüstig mit ihrer Nacktheit gekleidet hat, als Baucher, Vanloo und Watteau mit ihren bauschigen, zerknitterten Gewändern.

Christian, als er sie ihm entgegenlaufen sah, lief ihr entgegen.

Beide trafen zusammen und nahmen sich bei der Hand; Niemand war da, um ihnen dieses Recht streitig zu machen: es regnete, wie gesagt, genug, um die Müßigen zu entfernen.

Doch kaum hatten sie sich bei der Hand genommen, als Christian die Veränderung bemerkte, welche in den Zügen von Ingénue vorgegangen war, und Ingénue die, welche sich in den Zügen von Christian gebildet hatte.

Christian bleich von der Aufregung, bleich noch von seiner Wunde; Ingénue bleich durch die Notwendigkeit, sich zur Frau und zur Hauswirthin zu machen, während sie noch nicht aufgehört hatte, Mädchen zu sein; — eine traurige Nothwendigkeit, seit dem vorhergehenden Tage unter dem heißen Winde des ehelichen Ungewitters ausgekrochen.

Nachdem sie sich lebhaft, verliebt, glühend angeschaut, wandten sie sogleich ihre Blicke von einander ab.

Ihre Geschichte erschreckte sie eben so sehr als ihr Gesicht.

Christian, der mit allen tollen Einfällen des Herrn Grafen von Artois gekommen, war ganz erstaunt, als er in dieser jungen Frau nur einen Gegenstand trüber Reflexionen sah.

Und sie, trotz ihres heiteren Putzes, ihrer Frauenmiene und der Dreistigkeit dieses ihrem Geliebten in freier Luft gegebenen Rendez-vous, blieb plötzlich unschlüssig, stumm, zitternd und nicht wissend, wo sie anfangen sollte, stehen.

Christian nahm sie, wie gesagt, bei der Hand und führte sie in den dunkelsten Schatten.

Hier, glaubte er, würde sie noch mehr ihm gehören, weil sie Niemand sehen konnte.

Beide setzten sich auf eine Bank, oder Ingénue sank vielmehr auf eine Bank und Christian setzte sich zu ihr.

Wie in *Francisca von Remini* von Dante, wo die Frau erzählt und der Mann weint, wagte es Christian nicht, das Gespräch in Angriff zu nehmen und ließ Ingénue zuerst reden.

»Sie sind da,« sagte sie mit dem bezeichnendsten Tone, und dieser Ton drückte zugleich einen Vorwurf und guten Morgen aus.

»Ah! warum haben Sie mich nicht früher gerufen, Madame!« sprach Christian.

»Und wann dies?«

»Vorgestern, zum Beispiel.«

»Vorgestern?« erwiderte Ingénue. »Das war wie vor einer Woche, wie vor einem Monat . . . Ach! Herr Christian hatte mich vergessen, verlassen!«

»Oh! das konnten Sie glauben?« rief er.

»Ei!« versetzte die junge Frau mit Thränen in den Augen, »ich habe es wohl gesehen, wie mir scheint.«

»Wie!« fragte er, »wissen Sie nicht, was mich von Ihnen entfernte?«

»Ihr Wille wahrscheinlich, oder, was noch schlimmer, Ihre Laune.«

»Mein Gott!« rief der Page, »bin ich nicht unglücklich genug?«

Und sich an Ingénue wendend:

»Sie sehen meine Blässe! Haben Sie denn nicht bemerkt, daß ich noch hinke und ohne diesen Stock kaum gehen könnte?«

»Oh! mein Gott! was ist Ihnen denn begegnet?«

»Es ist mir begegnet, daß ich eine Kugel in den Schenkel bekommen habe und beinahe gestorben wäre. Einen Fuß höher, und ich war sehr glücklich, denn ich hätte die Kugel in die Brust bekommen, und ich war todt.«

»Wie!« rief sie, »der verwundete junge Page, von dem die Zeitungen gesprochen? . . .«

»Das war ich, Madame.«

»Ah! und mein Vater hat mir das verborgen: er hat es mir nicht nur verborgen, sondern er hat sogar das Gegentheil behauptet.«'

»Er wußte es doch wohl, da er mich hat fallen sehen,« sprach Christian; »er, den mein letzter Blick . anflehte, ehe ich das Bewußtsein verloren hatte; denn ich sah ihn, als ich fiel, und ich hätte beinahe zu ihm gesagt: »»Versichern Sie ihr, daß ich sie liebend sterbe!««

»Mein Gott!« rief Ingénue.

»Denn in diesem Augenblicke hoffte ich, ich sei so schwer verwundet, daß ich daran sterben werde,« fügte Christian bei.

Und diese Worte sprechend, wandte er sich ab, um vor Ingénue die Thränen zu verbergen, die in seinen Augen rollten.

»Aber,« fragte sie, »warum haben Sie mir denn, als Sie wieder zu sich gekommen waren, nicht geschrieben? warum haben Sie denn nicht Mittel gefunden, mir Nachricht von sich zu geben?«

»Einmal, weil ich es nach dem, was zwischen Ihrem Vater und mir vorgefallen, nicht wagte, unser Geheimniß irgend Jemand anzuvertrauen; weil ich acht Tage lang nicht sprechen konnte; weil ich einen Monat lang nicht schreiben konnte; sobald ich es aber konnte, that ich es.«

»Ich habe keine Briefe empfangen,« erwiderte Ingénue mit einem Seufzer und den Kopf schüttelnd.

»Ich begreife es, denn die zwei Briefe, die ich Ihnen geschrieben, hier sind sie.«

Und er zog die zwei Briefe aus seiner seidenen Weste und reichte sie Ingénue.

Ingénue befragte Christian mit dem Blicke.

»Ich habe es nicht gewagt, sie auf die Post zu geben, ich habe es nicht gewagt, sie einem Kommissionär zu geben, ich habe es nicht gewagt, sie einem Freunde anzuvertrauen. Ich befürchtete, sie könnten Ihrem Vater in die Hände fallen oder Sie einem Fremden gegenüber compromittiren. Sie sehen wohl, daß ich, wenn ich strafbar, es aus zu viel Ehrfurcht für Sie gewesen bin.«

Christian bot Ingénue fortwährend die zwei Briefe dar, die sie nicht zu nehmen wagte.

»Lesen Sie,« sagte Christian, »und Sie werden sehen, ob ich schuldig bin.«

Ingénue begriff aber, läse sie, so würde der junge Mann seinerseits nicht verfehlen, auf ihrem Gesichte die verschiedenen Eindrücke zu lesen, die sie empfände, und sie fühlte sich ihrer nicht sicher genug, um diese Probe auszuhalten.

Sie schob sachte die Hand von Christian zurück und sagte:

»Das ist unnöthig.«

»Nein,« entgegnete Christian: »Sie haben an mir gezweifelt, Sie können noch an mir zweifeln. . . Geschähe je dieses Unglück, so öffnen Sie diese Briefe und lesen Sie dieselben, — Sie werden dann überzeugt sein.«

Ingénue hatte große Lust, die Briefe zu lesen; nur brauchte sie einen Grund, um sie zu nehmen: da ihr dieser Grund nun gegeben war, so benützte sie ihn.

Dem zu Folge nahm die junge Frau die Briefe aus der Hand von Christian und steckte sie in ihr Leibchen.

»Ah! ich vermuthete es wohl!« sagte Ingénue.

»Wie so?« fragte Christian freudig.

»Ich vermuthete es so sehr, daß ich, als ich Herrn Santerre hatte sagen hören, dieser verwundete Page sei nach dem Marstalle von Artois gebracht worden, selbst hingehen und mich

erkundigen wollte.«

Und nun erzählte ihrerseits, auf die dringenden Bitten von Christian, die junge Frau, wie sie eines Abends um vier Uhr vom Hause der Rue des Bernardins weggegangen; wie ihr ein Mann mit häßlichem Gesichte gefolgt sei; wie sie sich fliehend verirrt habe, und wie sie in dem Augenblicke, wo er den Arm nach ihr ausgestreckt, durch ein« kühnes Mädchen Namens Charlotte von Corday Beistand erhalten und vertheidigt worden sei.

»Ah!« murmelte Christian mit einem Seufzer, »das stand da oben geschrieben!«

»Doch Alles dies,« sprach Ingénue, »Alles dies sagt mir nicht, warum ich Sie erst in jener entsetzlichen Nacht wiedergesehen.«

»Oh!« erwiederte Christian, »das ist ganz einfach: ich konnte erst an Ihrem Hochzeitstage wieder ausgehen. Ich wußte nichts von allen den Ereignissen, die sich um Sie her drängten, während ich auf meinem Schmerzlager ausgestreckt war. Ich begab mich geraden Weges nach der Rue des Bernardins: Sie waren nicht mehr da. Ich erkundigte mich, man sagte mir, Sie wohnen im Faubourg Saint-Antoine; über das Haus unterrichtet, gelangte ich vor die Thüre. Es war Abends um elf Uhr; die Fenster waren erleuchtet. Ich fragte, aus welchem Anlaß dieses Geräusch von Instrumenten und , dieses festliche Aussehen; da erfuhr ich Ihre Heirath. . . . Ah! Ingénue, der Blitz über meinem Haupte, ein Abgrund zu meinen Füßen hätten mich weniger erschreckt! . . . Ich wartete, ich sah Auger herauskommen, ich sah ihn mit einem Unbekannten sprechen, ich sah, wie Alles erlosch, ich sah den Unbekannten eintreten, ich sah ihn wieder herausgehen, ich warf mich ihm entgegen, ich wollte ihn tödten, ich riß ihm seinen Mantel ab, ich erkannte ihn: es war der Graf von Artois!«

»Unwürdiger Prinz!« sagte Ingénue.

»Oh! nein, nein, Ingénue, glauben Sie das nicht: der Prinz ist im Gegentheile der Edelmüthigste der Menschen.«

»Ah! Sie vertheidigen ihn?«

»Ja, denn er hat mir die glückliche Kunde mitgetheilt, welche bewirkte, daß ich zu dieser Stunde nicht todt oder wahnsinnig bin: die Kunde, daß Sie heute so frei sind, als gestern, als vorgestern, als vor einem Monat. Oh! guter, theurer Prinz, ich segne ihn hierfür eben so sehr, als ich ihn verflucht habe; ja, denn er hat mir gesagt, Sie seien immer noch meine Braut, und nicht die Frau von jenem Elenden, dem Einzigen, den Sie hassen, den Sie verachten mußten, — von dem schändlichen Auger.«

Ingénue erröthete und wurde so schön, daß ihr Christian beinahe zu Füßen gefallen wäre.

»Ah!« rief er, »Ingénue! Ingénue! wie kommt es, daß Sie mich verkannt, daß Sie geglaubt haben, ich sei fähig, Sie zu vergessen, ich, der ich während meiner langen Leidensnächte nur an Sie dachte; ich, der ich Ihren Namen mit jedem der Schreie vermengte, die mir der Schmerz entriß? . . . An wen dachten Sie während dieser Zeit? Sie dachten an Ihren zukünftigen Gatten, nicht wahr? Doch warum sollte ich Ihnen Vorwürfe machen! Oh! ich bin überzeugt, Sie tadeln sich selbst genug!«

»Ei! was konnte ich denn machen?« rief Ingénue. »Mein Vater befahl, und der Zorn rieth.«

»Der Zorn? der Zorn gegen mich, guter Gott?«

»Gegen Sie, der verwundet, beinahe todt! Oh! trauriger Stolz der Mädchen! . . . Heute sind Sie zurückgekommen. . . .«

»Sie sehen es, Ingénue.«

»Ja, doch heute lieben Sie mich weniger.«

»Können Sie das sagen, Ingénue's Nein, nein, ich liebe Sie immer eben so sehr! ich liebe Sie mehr als je!«

»Sie lieben mich! Sie lieben mich!« rief Ingénue, »und ich bin nicht mehr frei!«

Christian schaute sie zärtlich an, drückte den Arm der jungen Frau an sein Herz, und sprach mit einem Liebesergusse, der die Seele von Ingénue fortriß:

»Sie sind nicht mehr frei?«

»Ach! nein.«

»Und wer fesselt Sie denn?«

»Mein Gatte.«

»Was Sie da sagen, ist nicht Ernst.«

»Warum?«

»Sie lieben diesen Mann nicht, den Sie nicht lieben können: wenn man Ingénue heißt und Ihr Herz hat, liebt man nicht das, was man verachtet.«

»Oh! . . .«

»Nun denn, wenn Sie ihn nicht lieben, wenn Sie mich lieben . . .«

»Herr Christian, als ich Sie neulich in meinem Zimmer sah, ergriff mich gegen Sie ein Gefühl des Zornes und der Wuth.«

»Mein Gott! warum dies?«

»Warum dies? Begreifen Sie das nicht? Ich sagte mir: »»Dieser Mensch, der aus Laune hierher kommt, wie er mich verlassen; dieser Mensch, — er ist Schuld am Unglücke meines Lebens!««

»Ich?«

»Ja, am Unglücke meines Lebens, denn ohne den Aerger, den mir Ihre Abwesenheit verursacht hat, wäre ich nie in die Gewalt von . . .«

»Ihrem *Manne* gefallen,« vollendete Christian, einen besonderen Nachdruck auf das Wort legend. Ingénue erröthete.

»Nun wohl, im Ernste zu reden,« sagte Christian: »können Sie sich an einen Mann gefesselt glauben, dessen Namen Sie aus Ekel nicht auszusprechen vermögen?«

»Ich bin gefesselt, nicht an diesen Mann, sondern an Gott, der meinen Schwur gehört hat.«

»Gott löst im Himmel Alles, was auf Erden schlecht gebunden ist.«

»Nein, nein, Sie irren sich, mein Herr.«

»Ingénue, Sie sind nicht an diesen Schuft verheirathet, das ist unmöglich!«

»An wen bin ich aber dann verheirathet?«

»An den, der Sie liebt.«

»Nein, nein; das sind' nur Spitzfindigkeiten! Das Uebel ist geschehen: ich werde es muthig erdulden.«

»Ich vermöchte Sie nicht so sprechen zu hören: Sie können *mir* nicht sagen, Sie seien die Frau eines Mannes, der Sie in Ihrer Hochzeitnacht verkauft hat; eines Mannes, den ich tödten würde, wäre seine schändliche Berechnung nicht durch den Zufall vereitelt worden; eines Mannes, von dem Sie das erste das beste Gericht trennen müßte, würde Sie die Furcht vor dem Scandal nicht abhalten, zu sprechen! Wahrhaftig, Ingénue, Sie sind nicht verheirathet, oder dann bin ich es

auch, und es gibt auf Erden weder mehr Redlichkeit, noch Gerechtigkeit, noch eine Hoffnung auf Gott zu setzen.«

Christian hatte mit solcher Heftigkeit gesprochen, daß sich Ingénue nicht weigern konnte, ihm die Hand zu geben, um ihn zu beruhigen.

»Madame,« sagte er zu ihr, »wüßte ich, daß Sie sich als verheirathet betrachten müssen, so habe ich hier an meiner Seite einen Degen, mit welchem ich das Band lösen würde, das Sie fesselt, da Sie aber nur dürfen frei sein wollen . . . da Ihnen hundert Mittel geboten sind . . .«

»Hundert, sagen Sie, Christian? Nennen Sie mir ein einziges, das mir erlaubt, mich vom Gatten loszusagen, ohne den Vater zu unterrichten, den Gatten zu verlassen, ohne der Welt Stoff zur Nachrede zu geben, das Verbrechen dieses Menschen zu tilgen, ohne diesen Menschen zu vernichten, und dann würde ich Sie bitten, ich würde Sie anflehen, mir dieses Mittel zu geben und es anzuwenden, wenn ich nicht die Stärke dazu hätte.«

Am andern Ende der Gesellschaft urtheilte Ingénue gerade wie der Graf von Artois.

Christian hatte nichts zu sagen.

Ingénue wartete einen Augenblick, daß ihr Christian antworte; als sie aber sah, daß er schwieg, sagte sie:

»Irgend einen Bruch fordern heißt einen Scandal fordern; fordern Sie diesen Bruch immer noch?

»Nein,« erwiderte der junge Mann, »ich fordere von Ihnen nur Liebe.«

»Liebe? ei! Sie haben ja meine ganze Liebe,« antwortete sie mit jener erschrecklichen Naivetät, welche die kühnsten und die abgeviertesten Männer in Verlegenheit brachte.

»Ah!« rief Christian, »ja, ich glaube es, ich hoffe es wenigstens; doch was für eine Liebe ist es, die Sie mir bieten? Eine unfruchtbare Liebe.«

»Was nennen Sie eine unfruchtbare Liebe?« fragte Ingénue.

Christian neigte das Haupt.

»Werden Sie mich bei Ihnen empfangen?« sagte er.

»Unmöglich!«

»Warum?«

»Weil mein Vater Sie sehen würde.«

»Sie haben Angst vor Ihrem Manne, Ingénue!«

»Ich? Nein.«

»Er soll nicht wissen, daß ich Sie liebe!«

»Er weiß es.«

»Durch wen hat er es erfahren?«

»Durch mich selbst.««

»Wie dies?«

»Ich habe es ihm gesagt.«

»Mein Gott!«

»Und zweifelte er daran, so würde ich es ihm noch einmal sagen.«

»Dann begreife ich, warum Sie mich nicht zu Ihnen kommen lassen.«

»Ich habe es Ihnen gesagt.«

»Nein, Sie haben Angst, Ihr Gatte verberge sich hinter irgend einer Thüre, erwarte mich in einem Corridor und tödte mich.«

»Sie irren sich, ich habe diese Angst nicht.«

»Sie haben diese Angst nicht?«

»Nein, ich habe meine Maßregeln bei ihm getroffen.«

»Auf welche Art?«

»Indem ich ihm meinen Plan sagte.«

»Ihren Plan, Ingénue?« fragte Christian erstaunt.

»Ja; in dem Falle, daß er eine Gewaltthätigkeit an Ihnen versuchen würde . . .«

»Nun?«

»Nun! ich würde ihn tödten!« »Ah! meine beherzte Judith!«

»Und weil er weiß, daß ich wahr spreche, so hat er bange.«

»Dann, da wir nichts zu befürchten haben, empfangen Sie mich bei Ihnen.«

»Wozu dies?« fragte Ingénue mit ihrer klaren Stimme.

Ei! . . .«

«Reden Sie . . .«

»Um . . . zu sprechen,« antwortete Christian.

»Um von was zu sprechen? Haben wir uns nicht Alles gesagt?«

»Haben wir uns nicht oft vor Ihrer Verheirathung gesehen?«

»Vor meiner Verheirathung, ja.«

»Nun wohl, wir hatten uns also nicht Alles gesagt, da ich einen Brief von Ihnen erhielt, in welchem Sie mir schrieben, Sie wünschen mich zu sehen.«

»Wir haben uns gesehen.«

»Wir haben uns gesehen, das ist wahr, doch nicht genug . . . Haben wir uns Alles gesagt? Ah! vielleicht haben Sie mir Alles gesagt; doch mir, mir bleiben noch viele Dinge zu sagen.«

»Sagen Sie diese Dinge.«

»Ich habe nicht nöthig, sie Ihnen zu sagen: Sie errathen sie wohl.«

»Nein, ich schwöre es Ihnen.«

»Wissen Sie denn nicht, daß das, was ich von Ihnen will, Sie sind?«

»Es ist unmöglich, daß ich mich gebe, da ich nicht mehr mir gehöre.«

»Hören Sie, Ingénue, keine Spitzfindigkeiten, wie Sie vorhin bemerkten. Sie wissen wohl, daß die Frau für das Glück des Mannes bestimmt ist.«

»Man sagt es.«

»Des Mannes, der sie liebt, wohlverstanden.«

»Ich liebe Sie,« sprach Ingénue. »Nun? . . .«

Christian zögerte einen Augenblick; doch durch die äußerst naive Miene von Ingénue zurückgehalten, sagte er:

»Nun, dann machen Sie mein Glück.«

»Auf welche Art?«

Christian schaute sie an.

Sie war köstlich mit ihren auf ihren Hals und ihre Schultern fallenden gelockten Haarbüscheln.

»Dadurch,« antwortete der junge Mann, »daß Sie sich mit mir in einer unbekanntem Gegend begraben, wo Sie meine Frau sein werden, und wo ich Ihr Mann sein werde.«

»Und mein Vater?«

»Man wird es ihm sagen, wenn wir in Sicherheit sind.«

»Sie sind wohl verrückt!«

»Sie sind also von Stahl!«

»Nein, ich liebe Sie, und es sagt mir sogar Etwas, ich werde Sie mein ganzes Leben lieben.«

»Dann geben Sie dieses Leben mir.«

»Ich habe Ihnen schon geantwortet, es gehöre nicht mehr mir.«

»Was wird es Ihnen dann nützen, daß Sie mich lieben? Was wird es mir nützen, daß ich liebe und geliebt werde?«

»Daß Sie warten!«

»Worauf warten?« fragte Christian mit dem Tone der Ungeduld.

»Bis ich Witwe bin,« erwiderte das Kind mit Ruhe.

»Ingénue, Sie erschrecken mich!« rief der junge Mann; »man weiß nicht, ob Sie scherzen oder ob Sie aus Ueberzeugung diese erschrecklichen Dinge sagen.«

»Es ist nichts Erschreckliches in dem, was ich sage,« entgegnete Ingénue sanft den Kopf schüttelnd. »Gott, der nichts Schlimmes macht, und der nicht ohne Grund zu handeln vermöchte, hat mich nicht einen Schurken heirathen lassen, damit diese Verbindung fortdaure.«

»Warum aber diese Gewißheit? warum dieses Vertrauen?«

»Weil das ein Unglück wäre, das ich nicht verdient habe. Gott läßt mich diese Zeit der Prüfung aus zwei Gründen erdulden; einmal, um mir selbst zu zeigen, daß ich Sie tief liebe, und dann, um mich durch die Vergleichung freier und glücklicher zu machen.«

»Glücklich! wann dies?«

»Wenn ich Sie heirathen werde,« antwortete einfach Ingénue.

»Ah!« rief Christian, »bei meiner Ehre, dieser Mensch wird mich rasend machen!«

»Warten wir, mein Freund!« sagte sie. »Früher sang ich den ganzen Tag, wie die Vögelchen, die an mein Fester kamen und das Brod vom Gesimse pickten, und nie beleidigten meine Lieder Gott; warum sollte Gott wollen, daß ich nie mehr sänge? Gott liebt mich, ich verdiene seine Liebe, und er wird etwas für mich thun.«

»Ich biete Ihnen aber dieses Etwas schon ganz gemacht!« rief Christian.

»Nein, Sie bieten mir an, daß ich den Eid nicht halte, dessen mich der Tod allein entbinden kann.«

»Ich werde Ihren Gatten tödten.«

»Nehmen Sie sich in Acht, Christian! tödten Sie ihn, so können Sie mich nicht heirathen!«

»Ah, ja! immer Heirathen! . . . Stolz!«

»Sie, der Sie behaupten, Sie lieben mich mehr als Auger, Sie werden doch nicht weniger thun, als er gethan hat.«

»Ei! mein Gott! mache ich Ihnen etwas streitig?« rief Christian; »flehe ich Sie nicht vielmehr an, mir Alles zu geben gegen mein ganzes Leben? Hören Sie, Ingénue, Sie sind zu kalt, und Sie berechnen zu sehr, um zu lieben: Ingénue, Sie lieben nicht!«

Ingénue schien nicht im Geringsten von dieser Verzweiflung von Christian ergriffen zu

werden.

»Jeder Mensch liebt, wie er kann,« erwiderte sie; »ich habe Sie über zwei Monate erwartet: Sie haben mir keine Nachricht von sich gegeben, und heute, da Sie zurückgekommen sind, kaum zurückgekommen, verlangen Sie, ich soll Alles um Ihretwillen vergessen.«

»Wohl denn, so vergessen Sie nichts!« rief Christian, der in eine wahre Verzweiflung gerieth; »in der That, Ingénue, Sie handeln sogar um Ihr Lächeln! Das ist es also, was man die Tugend nennt? Das ist also die Moral, die Ihr Vater Sie gelehrt hat? Was gedenken Sie mir zu beweisen? was beweisen Sie mir mit dieser scheuen Tugend?«

»Daß ich mißtraue,« antwortete einfach Ingénue, »und mir scheint, Sie müssen mich begreifen.«

»Ich?«

»Allerdings.«

Der junge Mann machte eine Bewegung.

»Ist es nicht vielmehr an mir, zu mißtrauen?« sagte er; »haben Sie mich nicht getäuscht?«

»Unwillkürlich, ich weiß es; und Sie, Sie, haben mich auch ein wenig getäuscht, jedoch wissentlich!«

»Wann dies?«

»Als Sie sich den Arbeiter Christian nannten, statt sich den Pagen Christian zu nennen.«

»Beklagen Sie sich hierüber, Ingénue?«

»Nein,« sagte sie mit einem reizenden Lächeln und zugleich mit ihren zarten Fingern die glatte, feine Hand des jungen Mannes streichelnd; »doch Sie haben mich am Ende getäuscht. . . Getäuscht also durch Sie! — getäuscht durch meinen Vater, welcher mir den Unfall verborgen, der Ihnen begegnet war, der geleugnet hat, daß Sie verwundet worden, als Herr Santerre dies in meiner Gegenwart erzählte! getäuscht in einer guten Absicht, ich weiß es wohl, aber immerhin getäuscht! — getäuscht durch den Herrn Grafen von Artois, der sich mir als ein uneigennütziger Beschützer angeboten hatte und noch an demselben Abend, als er mich verließ, zu einem Menschen sagte: »»Liefere mir diese Frau, ich will sie haben!«« — getäuscht durch diesen Auger, der seine Bekehrung verkündigte und mein Gatte werdend keinen andern Zweck hatte als den, irgend ein schändliches Versprechen, das er dem Grafen gemacht, zu erfüllen! — kurz, immer getäuscht! . . . Und ich habe in meinem ganzen Leben nur vier Männer gekannt: meinen Vater, Sie, den Herrn Grafen von Artois und diesen Schändlichen, und alle Vier haben mich getäuscht.«

»Theurer Engel!« entgegnete Christian mit einem Lächeln, »Sie haben Unrecht, den Namen Mann den vier Personen, die Sie genannt, zu geben: der Eine ist Ihr Vater, und folglich ist das kein Mann für Sie: der Andere ist ein Prinz, und er ist über den Männern; der Dritte ist, wie Sie gesagt haben, ein Schändlicher, und er ist unter denselben; der Letzte ist Ihr Geliebter, und dieser ist auch kein Mann.«

»Aber,« fragte Ingénue mit einer unruhigen Neugierde, indem sie sich Christian näherte, »was für eine Tollheit war das von dem Elenden? Erklären Sie mir dies?«

»Was soll ich Ihnen erklären, Ingénue?«

»Er gab mich dem Herrn Grafen von Artois?«

»Ja.«

»Doch warum gab er mich ihm?«

»Wie so?«

»Da ich den Prinzen nicht liebte.«

So sehr Christian schon an die Treuherzigkeiten der jungen Frau gewöhnt war, diese verursachte ihm eine Verlegenheit.

Er lächelte.

»Ei!« sagte er, »er überlieferte Sie dem Prinzen . . . um . . .«

»Um seine Frau zu sein, nicht wahr?« fragte sie, ohne ihre schönen Augen niederzuschlagen, was andeutete, daß sie keinen Gedanken unter diesem Ausdrücke verbarg.

»Ja, um seine Frau zu sein,« wiederholte Christian.

»Nun, und dann? Der Herr Graf von Artois würde mein Mann während der ganzen Finsterniß gewesen sein, hätte eine Finsterniß stattgefunden?«

»Ach! gewiß!« seufzte der junge Mann.

»Gut! doch sobald es Tag geworden, hätte ich wohl gesehen, daß es nicht Auger war, der sich bei mir befand, und dann konnte der Herr Graf von Artois nicht mehr mein Mann sein. Wozu hätte also genützt, was Herr Auger gethan?«

Christian faltete die Hände vor dieser seltsamen Unschuld.

»Mein Gott! Ingénue,« sagte er, »ich bitte Sie um des Himmelswillen, befragen Sie mich nicht so.« »Und warum nicht?«

»Weil Sie die Begierde der Leute entflammen.«

»In wie fern?«

»In so fern jeder Mann, der Sie so sprechen hörte, Sie würde lehren wollen, was Sie nicht wissen.«

Und da sie unter dem dichtesten Schatten allein waren und die Nacht herannahte, nahm er sie in seine Arme und drückte sie sanft an sein Herz.

Sie erröthete; eine unbekannte Wärme hatte plötzlich ihre Sinne entzündet und ihre Augen sich drehen gemacht.

Minder naiv als Ingénue, bemerkte Christian den Eindruck, den die junge Frau empfunden.

»Hören Sie, Ingénue,« sprach er, »sagt Ihnen das, was Sie so eben gefühlt, nicht, es gebe in der Liebe noch etwas Anderes, als das, was Sie davon wissen?«

»Ja, denn Sie haben mich schon umarmt, Christian, doch ohne mir je das Feuer zu geben, das mich verwirrt und erschreckt,«

»Ah! früher war ich für Sie nur ein Bruder.«

»Und heute? . . .«

»Und heute begehre ich nach Ihnen wie ein zärtlicher Gatte.«

»Nun wohl, Sie werden, so lange Sie wollen, mein Bruder sein; doch mein Gatte, oh! nein.«

»Würden Sie sich weigern, mich zu sehen, wenn ich Sie darum bäte?«

»Ich bin heute nur gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie nicht sehen würde.«

Christian wich einen Schritt zurück.

»Ei! so sagen Sie doch sogleich, daß Sie mich nicht lieben, Ingénue! sagen Sie es muthig!«

»Nein, Christian, im Gegentheile, ich sage muthig, daß ich Sie liebe; daß ich bei Nacht an Sie denke; daß ich am Tage auf Sie laure und Sie suche; daß ich außer dem, was ich Gott und

meinem Vater schuldig bin, keinen Gedanken habe, der nicht Ihnen gehört! Ich weiß nicht, wie die anderen Frauen lieben; doch man sagte mir immer, ich werde sehen, was die Liebe ist, wenn ich verheirathet sei: nun bin ich verheirathet, und ich liebe Sie wie vor meiner Verheirathung. Da sich dies also nicht geändert hat, so wird es sich nie ändern; nur hatte ich vor meiner Verheirathung das Recht, Sie zu lieben und es Ihnen zu sagen: heute begehe ich ein Verbrechen, indem ich Sie liebe, da ich nicht mehr mir gehöre.«

Christian konnte die Bitterkeit seines Lächelns nicht verbergen.

»Aber zum zehnten Male,« rief er, »zum zwanzigsten Male wiederhole ich Ihnen, Ingénue, daß Sie nicht verheirathet sind!«

»Nein, ich weiß es wohl, da ich meinen Mann fortjage; doch ich jage ihn fort, weil er ein Verbrechen begangen hat. Dieses Verbrechen, das mich ihm gegenüber entbindet, entbindet mich nicht einem Andern gegenüber.«

»Hätte also Auger dieses Verbrechen nicht begangen, so wären Sie . . . seine Frau?«

»Allerdings.«

»Oh! verleumden Sie sich nicht, Ingénue! verleumden Sie nicht die Liebe! Ei! Sie sind wie ein armer Blinder, der den Tag leugnen und behaupten würde: »»Ich sehe nicht! folglich ist Alles schwarz und finster in der Schöpfung . . .«« Ingénue! Ingénue! ich habe Ihnen nur noch Eines zu sagen. . .«

»Oh! sagen Sie! sagen Sie, Christian!«

»Schenken Sie mir nicht Ihre ganze Zeit, Ihr ganzes Leben; schenken Sie mir ein paar Stunden täglich in einem Hause, das ich habe. Sie werden darum Ihren Vater nicht verlassen, und dennoch werden Sie mir gegeben sein.«

»Ah!« rief Ingénue, »Sie müssen mir etwas Schlimmes vorschlagen, Christian.«

»Warum dies, Ingénue?«

»Weil Sie erröthet sind, weil Sie zittern, weil Sie mir nicht ins Gesicht schauen. Oh! wenn Sie mich Geheimnisse lehren wollen, die aus mir eine Frau machten, welche man verachten würde, Christian, nehmen Sie sich in Acht, ich werde Sie nicht mehr lieben!«

»Nun wohl,« rief Christian, »es sei! Sie flößen mir die seltsamste Liebe für die Tugend ein! nur bin ich besser als Sie, denn ich kenne den Preis davon, und Sie kennen ihn nicht; Sie sind tugendhaft, wie eine Blume wohlriechend ist; Sie haben kein Verdienst hierbei, oder vielmehr, ich irre mich, Sie haben das Verdienst der Blume selbst; Sie duften balsamisch, ohne sich dessen erwehren zu können. Wohl denn, Ingénue, Sie haben mich besiegt; ich hege keine Begierde mehr nach Ihnen; ich werde wieder Ihr Bruder und rühre diese Krone von Reinheit und Unschuld nicht an; nur müssen Sie mir einen Eid schwören.«

»Welchen?«

Christian lächelte und nahm die junge Frau in seine Arme; sie wich nicht nur nicht zurück, sondern schlang, lächelnd wie ein Kind, um den Hals des jungen Mannes ihre reizenden Arme, die sich in einem zugleich weichen und markigen Kreise auf die Schultern von Christian legten.

»Nun,« sagte er, »so schwören Sie mir, daß Sie kein Mann, Ihren Vater ausgenommen, mit seinen Lippen berühren und Sie umarmen wird, wie ich es in diesem Augenblicke thue.«

»Oh! ich schwöre es Ihnen hundertmal.«

»Schwören Sie mir, daß Auger nie in Ihr Zimmer eintreten wird.«

»Ich schwöre es Ihnen! . . . Und wie soll er auch eintreten, da ich ihn verabscheue?«

»Schwören Sie mir endlich, daß Sie mir alle Tage einen Brief schreiben wollen; ich werde ihn selbst am Abend in Ihrer Straße holen; sie lassen denselben am Ende eines Fadens herabhängen, und ich knüpfe dann den meinigen an.«

»Ich schwöre es! Doch wenn man uns sieht? . . .«

»Das ist meine Sache.«

»Und nun Gott befohlen!«

»Ja, Gott befohlen, Ingénue! da wir uns Lebewohl sagen, ohne uns von Herzen zu verlassen, Gott befohlen! aber noch einen Kuß!«

Ingénue lächelte, doch ohne sich zu sträuben.

Dieser Kuß dauerte so lange, daß Ingénue genöthigt war, sich am Halse von Christian zu halten, sonst wäre sie ohnmächtig auf die Rasen des Königs niedergefallen.

Endlich stieß sie einen Schrei aus, gab den Kuß von Christian zurück, machte sich von seinen Armen los und verschwand.

»Noch drei solche Küsse,« sprach Christian trunken vor Freude, »und Ingénue wird wohl sehen, daß sie nie verheirathet gewesen ist! Doch von diesem Augenblicke, Ingénue, bist Du meine Frau; nur müssen wir warten . . . Nun wohl, ich fühle den Muth hierzu in mir, ich werde warten! . . .«

LII.

Wo der Autor genöthigt ist, ein wenig Politik zu treiben.

Indeß Christian so mit seiner Genossin Ingénue gegen die ehelichen Rechte von Herrn Auger conspirirte, glich dieser, von allen Seiten gejagt, den Hirschen, welche, nachdem sie lange geflohen und List gebraucht, suhlend, daß sie allmählig müde werden, umherschauen, um den Feind zu messen, mit dem sie es zu thun haben, und langsam den Gedanken fassen, sich gegen den Jäger und die Hunde zu stellen.

Auger fühlte, daß auf Seiten des Prinzip nichts mehr zu thun war: dieser hatte ihn mit Eclat verleugnet, mit Drohungen weggejagt; und sobald er einer Stütze und eines Lobredners in Christian sicher war, bekümmerte sich der Graf von Artois wenig um Alles, was Auger thun, konnte.

Der Graf von Artois hatte in Wirklichkeit nur zwei Dinge zu fürchten: einmal, daß er den Adel in einem seiner Glieder verletzt, und dann, daß er das Volk in der Person von Ingénue beleidigt; was in der Epoche des achtzehnten Jahrhunderts, zu der wir gelangt sind, den Prinzen in die unangenehme Lage des Eisens zwischen dem Amboß und dem Hammer versetzte.

Hatte er Christian gegen sich, so gab es Eclat, Scandal, Angriffe der Edelleute, die ohnedies in dem Augenblicke sehr übel gegen das Königthum gestimmt waren, in dessen Dienst sich die Mehrzahl von ihnen während hundert Jahren des Krieges, lediglich im Interesse der Könige, zu Grunde gerichtet hatte, und weder einen Ludwig XIV., noch einen Regenten, ja nicht einmal einen Cardinal Fleury hatte, um sie dafür schadlos zu halten.

Hatte er Ingénue gegen sich, so mußte er Eclat, Scandal und Angriffe von Seiten Rétif's de la Brétonne erwarten, dessen damals freilich nur erst zur Hälfte populäre Feder indeß aus seiner larmoyanten Vaterschaft immer noch Beredtsamkeit genug schöpfen konnte, um neuen Haß gegen den Prinzen zu erwecken, der ohnedies schon genug mit dem alten zu thun hatte.

Aber mit Christian als Bundesgenossen, mit Ingénue als Auxiliarmacht, durfte er eben so wohl auf die Sympathie des Adels, als auf das Lob der Volksklassen rechnen.

Der Herr Graf von Artois konnte also, nachdem er Meister Auger aus seinem Zimmer gejagt hatte, ruhig auf beiden Ohren schlafen.

Anger, dem es, wie wir bereits gesehen haben, nicht an Scharfsinn fehlte, durchschaute sofort die ganze Taktik des Prinzen. Er fand sie so vortrefflich, daß er darüber vor Wuth schäumte; er war zwar für den Augenblick vollkommen aus dem Felde geschlagen, strengte aber nichtsdestoweniger alle seine Geisteskräfte an, wie er es anfangen sollte, um wieder die Oberhand zu gewinnen, was freilich seine Schwierigkeiten hat, wenn man nur ein Sandkorn ist und von einem Riesen getreten wird.

Es bedarf in solchem Falle nicht weniger dazu, als eines gewaltigen Sturmwindes, der das Sandkorn in die Höhe wirbelt, und es dem Riesen auf den Kopf fallen läßt.

Und in jenem Augenblicke bereitete sich in der That, für die Sünden der Großen und zu Auger's größtem Glücke, so etwas Aehnliches, wie ein gewaltiger Sturmwind vor.

Eine neue und bis dahin noch ungekannte Macht erstand plötzlich als Schutzwall für das

unterdrückte Volk: es war eine ungeheure Verschwörung, an der die ganze Welt Theil nahm, ohne es auch nur zu ahnen, und die sich bald unter dem furchtbaren Namen der *Revolution* bis zum Gipfelpunkt des Sieges erheben sollte.

Nirgends noch war die Revolution das eingestandene Ziel der Bewegung, in Bezug auf die Mittel war sie jedoch schon überall factisch vorhanden.

Sie hatte sich kürzlich erst in der Halsbandgeschichte offenbart: die seit hundertfünfzig Jahren von den Königen gereizten Richter des Parlaments hatten endlich gewagt, sich dafür zu rächen.

Als die Richter sahen, daß der König Cagliostro verurtheilen lassen wollte, hatten sie ihn gerade deshalb freigesprochen.

Die Königin hätte den Herrn Cardinal von Rohan gern verurtheilt gesehen, und eben darum sprachen die Richter den Herrn Cardinal von Rohan frei.

Die Richter sahen, daß sowohl der König wie die Königin ein Interesse dabei hatten, Frau von Lamothe, als die Mitwiserin eines scandalösen Geheimnisses, freisprechen zu lassen, so verurtheilten sie Frau von Lamothe, und vielleicht hätten sie sie als Frau von Lamothe noch nicht verurtheilt, wenn sie nicht zugleich als Jeanne von Valois die Enkeltochter eines Bastards Heinrichs II. gewesen wäre.

Der Prozeß war der Form nach gegen Cagliostro, gegen den Cardinal von Rohan und gegen Frau von Lamothe, in der That aber gegen die Königin geführt und entschieden worden.

Und da man Marie-Antoinette, der Etiquette wegen, nicht hatte ins richterliche Verfahren ziehen können, so hatte man sie wenigstens in die Prozeßverhandlungen gezogen.

Mit einem Worte, das Parlament, bisher die erste Macht im Staate *neben* dem Königthume, stand jetzt dem Königthume als erste Macht im Staate offen *gegenüber*.

Es war eine Verschwörung, die den Minister Calonne stürzte, um an seine Stelle Lamoignon und Brienne zu setzen.

Es war eine Verschwörung des Volkes, die auf öffentlichem Platze die Strohfiguren dieser zwei Männer verbrannte, nachdem eine Verschwörung des Hofes sie zum Zustande von Strohmännern erniedrigt hatte.

Nun lebten über und unter diesen Sphären in Menge mehr oder minder große, mehr oder minder schreckliche Verschwörungen:

Die Verschwörung der Herren gegen die Diener;

Die Verschwörung der Diener gegen die Herren;

Die Verschwörung der Soldaten gegen ihre Officiere;

Die Verschwörung der untergeordneten Beamten gegen ihre Chefs;

Die Verschwörung des Hofes gegen den König;

Die Verschwörung des Adels gegen sich selbst;

Die Verschwörung der Philosophen gegen den Altar;

Die Verschwörung der Illuminaten gegen die Monarchie;

Die Verschwörung der anderen Nationen gegen Frankreich;

Endlich und hauptsächlich die Verschwörung des Himmels gegen die Erde.

Alle die anderen Verschwörungen waren schon, mehr oder minder groß, ausgebrochen, als diese letzte zum Ausbruche kam.

Die Pest trat in Frankreich auf; eine seltsame, unbekante, neue, bis dahin ungenannte Pest,

der das Volk sogleich den Namen der Geißel, welche gerade in der Mode, gab: diese Pest hieß die *Brienne*.

Sodann, nach dieser Pest ein Hagelschlag im Juli 1788, der wie die rächende Hand des Herrn über ganz Frankreich hinging und das vollendete, was Versailles, Frau von Pompadour, Madame Dubarry, Frau von Coigny, Frau von Polignac, die Herren von Calonne, von Brienne und Lamoignon so gut begonnen hatten.

Die Pest hatte die Krankheit herbeigeführt; doch von der Krankheit geneset man am Ende zuweilen. Der Hagelschlag führte die Hungersnoth herbei, von der man nicht geneset.

Da sah man menschliche Gespenster sich von allen Provinzen wie von eben so viel Nekropolen erheben, herbeikommen und mit ihren abgezehrten Händen an die Thore der Hauptstadt, vom König das Brod fordernd, das ihnen Gott verweigerte, klopfen.

Es war noch viel schlimmer, als der Winter anfang und seinen Schneemantel über die verwüsteten Ernten ausbreitete! das war kein Winter wie die anderen; nein, er erinnerte an jenen entsetzlichen Winter, in welchem die Frau Dauphine und der Dauphin unter Ludwig XV. ihre Wohlthätigkeit geübt hatten, und dann auch an den andern Winter von 1754, wo ganze Tage lang die Verbindung von einer Seite zur andern in den Straßen von Paris abgeschnitten war.

Das Meer gefror, die Häuser spalteten sich; der König ließ alle Waldungen fällen, die er um die Hauptstadt hatte, und schenkte das Holz den erstarrten Personen, um sie wiederzuerwärmen, da er sie nicht nähren konnte.

Dies war die Verschwörung des Himmels gegen die Erde; und man wird zugestehen: sie war so viel werth als eine andere!

Wir haben eine letzte Verschwörung vergessen, welche indessen in erster Linie angeführt zu werden verdient.

Wir haben die Verschwörung der Familie des Königs gegen den König vergessen.

Der Herzog von Orleans hatte in der That diesen Augenblick gewählt, um sich populär zu machen.

Der König hatte Holz denjenigen, welche froren, geben lassen.

Der Herzog von Orleans ließ Brod und Fleisch denjenigen, welche hungerten, reichen.

Brod und Fleisch, das war etwas ganz Anderes als Holz.

Und man bemerke wohl, daß der Herzog von Orleans, der fast ebenso viel Waldungen besaß als der König, seine Brod- und Fleischaustheilungen bei vortrefflichen Feuern machen ließ.

Dabei, — und es ist traurig, einen schlechten Calambour in eine so düstere Politik zu mischen, wie die, welche sich an dem entsetzlichen Datum von 1788 braute, — dabei bildeten die zwei Worte: Du bois²⁵ einen Mannesnamen, der seit dem Cardinal Dubois beim Volke in großer Ungunst stand.

Man spielte auf den Chevalier Dubois an, welcher auf das Volk hatte schießen lassen.

»Der König hat uns Holz (du bois) gegeben,« sagte man, »Dubois hat aber auf das Volk feuern lassen!«

Es brauchte nicht mehr beim armen Ludwig XVI., der unglücklich geboren, um ihm das ganze Verdienst seines Actes der Großmuth zu rauben.

Das war also die Lage der Dinge, als die von uns erzählten Ereignisse kamen, und als in Folge dieser Ereignisse der Graf von Artois Auger verließ.

Von so hoch herabfallend, blieb er lange betäubt; dann schaute er umher, stellte sich wieder auf seine Beine, und er erblickte Nachstehendes, indem er mit den Augen den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft folgte, zu deren Mittelpunkt er sich machte, und die sich bis an den Horizont erweiterten, wie es die von einem mitten in einen See geworfenen Steine thun, welche sich bis an den Rand desselben erweitern.

Er sah alle diese von uns genannten Verschwörungen; Verschwörungen unsichtbar für die Mächtigen, welche von zu hoch herabschauen, um die Einzelheiten zu unterscheiden, und denen, weil ihnen die Einzelheiten mangeln, das Ganze entgeht.

Er sah die Clubbs, die Affilirungen, die Bruderschaften.

Er sah die Welt in zwei sehr von einander verschiedene Gesellschaften getheilt: die der Hungerleidenden und die der Fresser.

Er sah, daß, seitdem es ein Volk gab, das Volk hungrig war, ohne je gesättigt worden zu sein.

Er sah, daß, seitdem es Adelige, Steuerpächter und Priester gab, diese immer gegessen hatten, ohne gefüttert zu sein.

Er sah, daß vom Gipfel bis zur Base der ungeheuren Spirale, die mit dem König und der Königin anfängt und mit dem Volke endigt, eine gewaltige Wuth der Bewegung stattfand.

Er sah, daß alle diese Bewegungen viel mehr eigennützig, als verständig waren.

Er sah, daß die Königin sich viel in Bewegung gesetzt hatte, um Figaros Hochzeit zu spielen.

Er sah, daß Herr Necker sich viel in Bewegung gesetzt hatte, um die Reichsstände zu versammeln.

Er sah, daß sich das Volk viel in Bewegung gesetzt hatte, nicht nur um sich zu bewegen, sondern um seiner Thätigkeit ein Ziel zu geben.

Und da der vom König selbst bezeichnete Zweck, da die demnächst stattfindende Versammlung der Reichsstände einen trefflichen Vorwand für die Agitation bot, so sah Auger, daß ein Mann von Geist eine sehr angenehme Beschäftigung in der Wahl der Wähler, welche die Abgeordneten zu den Reichsständen zu wählen bestimmt waren, finden konnte.

Die Situation war wirklich neu; während sie neu war, war sie zugleich groß. Zum ersten Male sollte das Volk, dieses bis dahin unbekanntes Wesen, — nicht unbekannt, aber mißkannt —; das Volk sollte seine Befürchtungen ausdrücken, seine Wünsche hörbar machen, seine Rechte reklamieren können. ,

Man hatte noch nicht das allgemeine Wahlrecht der Nation zuerkannt; doch es war schon die Teilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten.

In der That, wenn Sie sich nicht aus die paar Zeilen, die wir hier, die Geschichte so viel, als in unsern Kräften liegt, unter dem Roman verbergend, schreiben, verlassen und die Blicke auf die im ersten Bande des *Moniteur* von damals enthaltenen Urkunden werfen wollen, so werden Sie sehen, daß die *über fünf und zwanzig Jahre* alten Steuerpflichtigen die Wähler, welche die Abgeordneten ernannten, wählen sollten. Da aber die Steuer fast Jedermann traf, wenigstens durch das Kopfgeld, so berief man zur Stimmgebung die ganze Bevölkerung, die Dienstboten ausgenommen.

Man berechnete, es können fünf Millionen Menschen an der Wahl Theil nehmen.

Fünf Millionen sehr rührige Franzosen, denn sie waren unter denen genommen, welche über fünf und zwanzig Jahre alt, rührten sich also für diese Wahl.

In diese mehr oder minder gefährlichen Beweglichkeiten stürzte sich Auger blindlings und

hing seine Manoeuvres an.

Warum hatten der König und besonders die Königin zur Berufung dieser Comparsen der Monarchie eingewilligt, welche bis auf diesen Tag in den königlichen Tragödien nur eine stumme Rolle gespielt, eine Rolle unter der des antiken Chors, welcher wenigstens seine Freude oder seine Mißgeschicke sang?

Das Volk hatte unter Mazarin auch gesungen, doch man erinnert sich der Worte des italienischen Ministers: es hatte hierfür bezahlt!

Ah! man hielt das Volk nicht für so weit vorgerückt, noch für so tüchtig, als es war.

Die Parlamentäre, welche die Reichsstände verlangten; die Minister, die sie versprochen; Herr Necker, der sie zusammenberief; der König und die Königin, die diese Zusammenberufung erlaubten, Alles dies glaubte durch die Beschwörung dieser riesigen Masse dem Hofe bange zu machen, — der seinerseits dem König und der Königin bange zu machen anfang, und längst den Ministern und dem Parlamente bange machte.

Wer war dieser Hof? Es war der Adel und die Geistlichkeit, das heißt zwei Körper, welche beständig aus den Kassen des Königthums schöpften, und nie etwas gegen das, was sie daraus nahmen, hineinlegten; so daß die durch sie hervorgebrachte Leere durch das Volk ausgefüllt werden mußte, wie nach einem blutigen Kriege eben dieses Volk die Lücken des Heeres ausfüllte.

Vermöge der Reichsstände würden aber Adelige und Priester verbunden sein, nicht mehr ihren Theil von der Steuer zu nehmen, sondern an der Steuer Theil zu nehmen.

Das war eine kleine Rache, die der König und die Königin sich erlaubten.

Und darum waren dem dritten Stande eben so viel Abgeordnete bewilligt worden, als der Adel und die Geistlichkeit mit einander hatten.

Allerdings hatte der dritte Stand, mehr oder minder zahlreich, immer nur eine Stimme gegen zwei: man gedachte wohl, — und Herr Necker zuerst, — die Abstimmung nach Ordnungen beizubehalten.

Ueberdies würde der dritte Stand, unwissend, ungeschickt, wie er war, keinen andern Weg kennend, als den zum Scherer oder zum Schlächter, zu ehrfurchtsvoll endlich, um Männer von seiner Ordnung zu wählen, Adelige, Priester ernennen, und folglich die Reihen seiner Feinde, das heißt des Adels und der Geistlichkeit, verstärken.

Und dann waren die Adelligen alle Wähler, während im Volke die Wähler gewählt werden mußten.

Ferner sollten die Volksversammlungen mit lauter Stimme wählen, und das Volk würde es nie wagen, — das war wenigstens wahrscheinlich, — laut zu sagen, was es wollte, widerstrebte das, was es wollte, dem, was die Geistlichkeit, der Adel, die Minister, die Königin und der König wollten.

Endlich gehörten von den fünf Millionen Wählern beinahe vier Millionen dem Landvolke an: der demokratische Geist der Städte, — man hoffte es noch, — war nicht in das Landvolk eingedrungen, das vom Adel beherrscht, eingeschüchtert, von der Geistlichkeit unter ihrem Einflusse und in Unterwürfigkeit gehalten wurde.

Hatte nicht die Schweiz den Beweis gegeben, daß das allgemeine Wahlrecht die Stütze der Aristokratie ist?

Herr Necker war, wie man sich erinnert, Schweizer .. . Als Schweizer und Banquier verglich

er sein Ministerium mit einer Banque nach einem großen Maßstabe: seiner Ansicht nach war folglich die Schweiz ein kleines Frankreich, oder Frankreich eine große Schweiz,

Menschliche Berechnungen! welche Gott mit einem Worte durch die Stimme dieses Volkes, die Gottes Stimme ist, auslöschen sollte! . . .

LIII.

Auger rührt sich.

Unter diesen, mehr oder minder gefährlichen, Beweglichkeiten fing also, wie gesagt, Auger seine Manoeuvres an.

Ihm fehlte es auch nicht an einem Vorwande, — und zwar an einem höchst scheinbaren Vorwande.

Bei Réveillon angestellt, sah er seinen Patron von der Begierde, Wähler zu sein, verzehrt.

Réveillon, der Tapetenfabricant, der Typus der ehrgeizigen Bürgerschaft, die dem Adel folgen wollte, aber durchaus nicht wollte, daß das Volk der Bürgerschaft succedire, sah entfernt nicht klar in dem complicirten Räderwerk, das in dieser großen Epoche die Vorsehung sich drehen machte; — und wir sagen die *Vorsehung*, damit man ein für alle Male wisse, wir substituiren dieses christliche Wort dem heidnischen Worte Verhängniß; doch daran war Réveillon wenig gelegen, und um seine Rolle bei dem Drama zu haben, das man spielte, bewegte er seine Arme und seine Zunge wie die Anderen und sogar mehr als die Anderen.

Er sah nicht, daß nur diesen fünf Millionen Wählern, — eine Zahl, die einer Nation, welche nicht die Gewohnheit der Ausübung ihrer Rechte hatte, fabelhaft erschien, — er sah nicht, sagen wir, daß unter diesen Neuprivilegirten noch viel energischer eine viel zahlreichere, viel thätigere Masse sich bewegte, eine Masse, welche man noch nicht zählte, die aber in dem Augenblicke, wo sie sich selbst zählte, die Revolutionswaage auf ihre Seite sich neigen machte.

Réveillon mit seinem kurzen Gesichte ahnte nicht, es gebe in Frankreich etwas Anderes als den König, die Königin, die Minister, die Adligen, die Geistlichkeit, die Beamten, den gewählten dritten Stand und den wählenden dritten Stand.

Ein tiefer Irrthum, den er mit vielen Anderen theilte, welche doch darauf Anspruch machten, sie haben ein schärferes Gesicht als der Tapetenhändler, ein Irrthum, der diese Verwandlung der so eben von uns aufgezählten Verschwörungen in Revolution bewerkstelligte.

Auger widmete sich also dem Dienste von Réveillon; da er aber weiter sah als dieser und die von uns erwähnte untere Klasse seinen durchdringenden Augen nicht entging, so richtete es Auger, der nicht mehr a« der wohl gefüllten Raufe des Hofes essen konnte, so ein, daß er an zwei Raufen zugleich aß: an der des Volkes und an der der Bürgerschaft.

Man hätte auch, — wäre man diesem Manne gefolgt bei der seltsamen Verwendung seiner Abende, deren Genuß ihm, nachdem er seine Arbeit um fünf Uhr beendigt, überlassen war, und seiner Nächte, über die er in Folge der Verachtung von Ingénue frei verfügen konnte, — man hätte auch sehen können, sagen wir, wie Auger sich in alle Complotte mischte und sich in allen geheimen Gesellschaften, bei , Illuminaten und Maurern inspirirte; wie er an einem Tage Malouet und Lafayette im Clubb des Palais , Royal, an einem andern Marat im Volksclubb der Rue de Valois hörte, und eine blutige Antwort auf die blutigen Diatriben von Jourdan, bald nachher der *Kopfabstecher* genannt, und von Fournier dem Americaner gab.

Da er die Größe der Ereignisse sah, die sich vorbereiteten und jeden Augenblick zum Ausbruche kommen sollten, so hatte er am Ende Mitleid mit seiner Frau und plagte sie nicht

mehr.

Er verachtete besonders den guten Rétif, dessen, wie dieser glaubte, so weit vorgerückten Ansichten, Einsichten und Absichten in der Wirklichkeit von der Wahrheit so weit entfernt waren, wie Auger wußte, daß sie diesem zugleich als die knabenhafteste und als die unfruchtbarste Beschäftigung erschienen.

Der Sturm, der in den unterirdischen Regionen, von welchen wir gesprochen, murrte, erlangte alle Tage eine schrecklichere Bedeutung.

In diesem Augenblicke zum Beispiel, im thätigsten Betriebe begriffen, beschäftigte Réveillon sieben bis achthundert Arbeiter; seine Fabrik gedieh; sein Vermögen nahm zu; wenige Jahre noch hätten für ihn genügt, um sich mit einer sehr beträchtlichen Habe zurückzuziehen

Dieser ehrliche Mann, — Sie wissen, was man im Handel einen ehrlichen Mann nennt? das ist derjenige, welcher die kleinsten Summen verwendend die größten Einnahmen macht, der gewissenhaft zur bestimmten Stunde seine Wechsel bezahlt, und unbarmherzig denjenigen, welcher sie nicht bezahlt, auspfänden läßt; — dieser ehrliche Mann, sagen wir, hatte ein zufriedenes Gewissen: von den untersten Stufen des Volkes ausgegangener Arbeiter, hatte er sich durch seine Thätigkeit und seine Sparsamkeit zu dem Range emporgeschwungen, den er erlangt.

Nach den Traditionen des alten französischen Handels glaubte er alle seine Pflichten als Mensch und als Bürger erfüllt zu haben, wenn er seine Kinder geliebkost.

Dieses väterliche, aber ganz egoistische Ziel hatte Réveillon erreicht.

Nun offenbarte sich ihm aber plötzlich Eines: daß er mit seinem Vermögen ein wenig Ruhm verbinden könnte, und dieser Ruhm, wenn er ihn zu erlangen vermochte, schien ihm der Culminationspunkt der menschlichen Glückseligkeit zu sein.

Denken Sie sich einen Mützenmacher der Rue Rambuteau oder einen Gewürzkrämer der Rue Saint-Denis, welcher in der Zukunft durchaus keinen Grund sieht, daß ihm eine Regierung, so gutmüthig oder so wahnsinnig sie auch sein dürfte, je das Kreuz der Ehrenlegion geben sollte, der aber an einem schönen Morgen als Kapitän erwacht und nach einer gewissen Anzahl von Patrouillen, die er bei Nacht gemacht, und Revuen, die er bei Tag passiert, sich sagt, dieses unverhoffte Kreuz der Ehrenlegion könne ihm nicht fehlen, wenn er nur Eifer zur Schau stelle; — so war Réveillon.

Er erblickte in seiner Erwählung zum Wähler, — und hierin gebührte seinem verständigen Geiste bei Weitem der Vorzug vor dem Geiste der beiden so eben von uns angeführten Industriemänner; — er erblickte in seiner Erwählung zum Wähler den größten Ruhm, den er je erreichen könnte.

Denn, in der That, er sah so durch die Stimme seiner Mitbürger dem Rufe als *ehrlicher Mann*, den er sich im Handel erworben, die Weihe geben.

Die Versuchung war so stark, daß sich Réveillon eines Tages Auger eröffnete, wie er sich schon Rétif eröffnet hatte.

Was Santerre betrifft, er hatte die Projecte seines reichen Nachbars leicht errathen.

Ist der Liebhaber hellsehend in Betreff seiner Geliebten, so sieht der Ehrgeizige seinerseits klar in allen ehrgeizigen Bestrebungen, die mit der seinigen rivalisieren.

Réveillon wagte es indessen nicht, die Frage offen in Angriff zu nehmen: er wählte einen Umweg.

»Auger,« sagte er zu seinem Commis, »Sie zahlen alle Samstage aus, nicht wahr?«

»Ja, Herr.«

«Pünktlich? . . . Das ist die Gewohnheit des Hauses.«

»Pünktlich.«

»Was sagen unsere Leute, wenn sie ihr Geld erhalten?«

»Herr, Sie singen das Lob des Patrons, der ihnen durch seine Talente und seine väterliche Verwaltung dieses Glück gemacht hat.«

»Ah! Sie schmeicheln mir, Auger!« sprach Réveillon entzückt im Grunde seines Herzens.

»Ich sage die Wahrheit,« erwiderte Auger, die strenge Kälte von Cato heuchelnd.

»Nun wohl, mein lieber Auger, wenn Sie mir die Wahrheit sagen, so sagen Sie mir dieselbe ganz.«

»Befragen Sie mich.«

»Habe ich Chancen, zum Wahlrechte zu gelangen?«

Auger lächelte.

»Herr,« erwiderte er, »ich arbeite hieran Tag und Nacht.«

Und Auger sondirte mit einem geschickten Blicke den Blick seines Herrn, um zu sehen, welche Wirkung auf ihn seine Erklärung hervorbringe.

»Wie!« rief Réveillon, im höchsten Maße erfreut, »Sie arbeiten an meiner Wahl, Auger?«,

»Das heißt, ich spreche mit Allen zu Ihren Gunsten, ich stehe in Verbindung mit der ganzen Welt, und die Arbeiter haben alle einen mehr oder minder großen Einfluß auf einige Wähler.«

»Und man unterstützt mich?«

»Ja, gewiß; aber . . .«

»Aber? . . .« fragte Réveillon unruhig. »Aber was?«

»Ihre Bekanntschaft ist nicht genug ausgebreitet.«

»Ei! ich bin ein Mann des Hauses, ich lebe in der Familie.«

»Es genügt nicht, die Familientugenden bei den Reichsständen zu repräsentieren; man nimmt an, Sie würden auch einen Familiendeputirten ernennen.«

»Wen müßte man denn ernennen?«

»Ah! Herr, das ist es gerade!« sagte Auger mit einer geheimnißschwängern Zurückhaltung.

»Nun, so sprechen Sie, mein lieber Auger.«

»Herr, das Volk braucht Abgeordnete des Volkes.«

»Was nennen Sie Abgeordnete des Volkes?« fragte Réveillon mit Festigkeit, denn er war sehr auf seine Meinungen versessen, und wir sehen ihn in der Geschichte wenig um Popularität hinsichtlich der Aufstände sich kümmernd erscheinen.

Auger fühlte, daß er zu weit ging; er hatte gehofft, der Ehrgeiz werde die Farbe seines Herrn modificiren.

Réveillon wiederholte seine Frage.

»Nun,« sagte er, »was nennen Sie denn einen Abgeordneten des Volkes? Erklären Sie sich.«

»Herr,« antwortete Auger demüthig, »ich treibe nicht Politik; ich bin nicht Wähler.«

»Nun wohl, ich will Ihnen sagen,« sprach Réveillon sich belebend, »ich will Ihnen sagen, wer meiner Ansicht nach einen vortrefflichen Abgeordneten für die Reichsstände geben würde.«

Hier nahm der wackere Tapetenfabricant eine Rednerstellung an und warf sich in die Brust, als ob er schon auf der Tribune wäre.

»Ich höre ehrfurchtsvoll,« sagte Auger.

»Vor Allem,« begann Réveillon, »vor Allem nenne ich den König meinen Herrn.«

Auger verbeugte sich lächelnd; bis dahin compromittirte sich Réveillon nicht.

»Ich nenne das Gesetz souverainen Gebieter aller Franzosen, und die Constitution, die wir haben werden, nenne ich das Gesetz.«

Auger verbeugte sich abermals.

»Ich will nun,« fuhr Réveillon fort, »daß die Räder, welche diese Haupträder functioniren machen, unterhalten und geachtet werden, wie es sich gebührt. Bei einem großen Volke sollen ein Minister und ein Commis Beide von der französischen Nation leben können, wie meine Leute in der Fabrik arbeitend von mir leben.«

Auger billigte, immer mit seinem schlaun, heimlichem Lachen.

»Was die Priester, was die Adeligen betrifft, ich mache sie zu einfachen Bürgern, wie ich es bin; nur gebe ich zu, daß die Einen, so lange sie in der Kirche sind, Gott vertreten, und nach meiner Ansicht soll man nicht vergessen, daß die Vorfahren der Andern für das Vaterland gestorben sind.«

Neues Lächeln von Auger.

Ermuthigt durch dieses Lächeln, schnaubte der Redner einen Augenblick, um seiner glühenden Improvisation Zeit zum Erkalten zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit schöpfte er auch Athem.

»Was das Volk betrifft,« fuhr er, das Wort mit Bestimmtheit betonend, fort, »das Volk ist Etwas, was eine besondere Definition verdient, und ich will es Ihnen definiren.«

Auger schickte sich an, mit allen Ohren zu hören, denn der Hauptpunkt war dieser.

»Das Volk,« sagte Réveillon, »ist die Materie, welche dazu dient, in einer gegebenen Zeit die Steuerpflichtigen zu machen, wie die Steuerpflichtigen dazu

dienen, die Wähler, und die Wähler, die Deputirten zu machen. Das Volk! das ist nichts, und es ist Alles; doch um dazu zu gelangen, daß es Alles ist, braucht es Jahrhunderte. Glücklicher Weise schlummert das noch! es ist eine unverständige Menge, die man unverständlich erhalten muß.«

Auger lächelte.

Réveillon hielt inne; er wollte wohl Auger zu Rathe ziehen, Auger sollte aber keine Meinung haben.

»Haben Sie eine Einwendung?« fragte er.

»Gott behüte mich!« antwortete Auger.

»Ah!« sprach der Tapetenhändler, »sehen Sie, ich hätte Ihre Einwendung bekämpft als ein Mann, der die Frage studiert hat . . . denn ich habe sie studiert.«

»Ich sehe es wohl.«

»Ich sage, man müsse das Volk unverständlich, unwissend erhalten, und mein Grund ist . . .«

»Ich höre,« sprach Auger demüthig.

»Man emanzipirt das Volk nur durch den Unterricht; dieser Unterricht fällt ungleich auf das Volk: er macht hier Klarheiten, dort tiefere Dunkelheiten; er veranlaßt endlich die Unordnung,

welche die geistigen Getränke bei den Wilden hervorbringen: haben sie getrunken, so sind sie berauscht; sind sie berauscht, so zerstören und tödten sie. Ich glaube also nicht, daß es für redliche Administratoren möglich ist, die Verantwortlichkeit für die ersten Unordnungen auf sich zu nehmen, die aus der Emanzipation der Völker entspringen würden, Unordnungen, welche so sein können, daß Gott allein das mögliche Resultat kennt!«

Réveillon schwieg erschöpft; er punktirte seinen Redeschluß mit einer Geberde, die den Himmel anflehte.

Auger nahm eine kalte Miene an.

»Sie stimmen nicht bei?« fragte Réveillon sodann.

»Nicht ganz, mein Herr.«

»Ihre Gründe?«

Auger ließ auf seine Lippen ein Lächeln hervortreten, dessen wahre Bedeutung ein stärkerer Sprechender, als es. Réveillon war, hätte begreifen können.

»Herr,« sagte er, »weit entfernt, einer der Ihrigen entgegengesetzten Meinung zu sein, bin ich eines Sinnes mit Ihnen. Das Volk hat nach meiner Ansicht . . . Sie werden mir sagen, es sei nicht an mir, einem Manne wie Ihnen eine Ansicht zu geben.«

»Warum nicht, Herr Auger? Ich halte Sie für einen Mann von vortrefflichem Rathe.«

»Nun wohl, das Volk hat nach meiner Ansicht nöthig, nicht nur, daß man es hemmt, sondern daß man es sogar niederdrückt.«

»Ah! und warum dies?«

»Weil das Volk undankbar, vergeßlich, gierig ist.«

»Das ist wahr,« sprach Réveillon ergriffen von dieser Wahrheit, als ob sie neu wäre.

»Weil,« fuhr Auger fort, »weil das Volk heute die Götzen zertrümmert, die es gestern emporgehoben hat, und die Popularität nach meiner Meinung einer der raschesten Wege ist, die man wählen kann, um zum Ruine oder zum Tode zu gehen.«

»Ah! ah!« rief Réveillon, »erklären Sie sich. . . das bezieht sich auf Jemand oder auf Etwas, und ist keine allgemeine Theorie.«

»Ganz richtig!« erwiederte Auger. »Ein Beispiel: sehen Sie Herrn Santerre!«

»Nun?«

»Was that er diesen Winter, als er die Kälte und die Hungersnoth wüthen sah?. . . Er vermehrte seine Arbeiter.«

»Ei! Santerre hat höchstens fünfundzwanzig bis dreißig, und ich, ich habe achthundert!«

»Selbst wenn er achthundert gehabt hätte, würde er sie vermehrt haben. Herr Santerre, es thut mir leid für ihn, es sagen zu müssen, opfert der Popularität; — was, wie ich glaube, nicht in Ihren Intentionen liegt, Herr Réveillon.«

»Nein, gewiß nicht! Santerre hat sich gegen den Hof und die Minister gestellt.«

»Während Sie für dieselben sind . . .«

»Während ich für dieselben bin und immer sein werde . . .« sprach Réveillon mit Nachdruck.

»Herr Santerre bekäme auch Stimmen . . . ja, wenn der Pöbel votiren würde, während Sie, der Sie gerade das Gegentheil von Herrn Santerre gethan, der Sie Ihre Arbeiter vermindert haben, der Sie dieselben noch mehr zu vermindern beabsichtigen . . .«

»Ja, gewiß! ein Arbeiter kann und muß mit fünfzehn Sous täglich leben.«

»Während Sie zum Lohne für das, was Sie gethan, die Stimmen aller Bürger haben werden.«

»Bei Gott!« rief Réveillon, »ich hoffe es wohl. Ich habe indessen die Vermehrung nicht verweigert, um den Bürgern zu schmeicheln: ich habe sie verweigert, weil, meinen so eben ausgesprochenen Theorien gemäß, das Volk nicht über sich selbst erhoben zu werden nöthig hat, und das Geld ein mächtiger Hebel für die Trägheit und die Entsittlichung ist.«

»Sehr gut! sehr gut!« rief Auger, »das ist ein muthiges Glaubensbekenntniß, welches Ihnen Stimmen geben wird.«

Entzückt, drückte Herr Réveillon seinem Kassier die Hand und nahm sich vor, den Gehalt eines Mannes zu erhöhen, der so gut begriff, daß man nicht nöthig hatte, den Lohn der Andern zu vermehren.

Auger entfernte sich, diesen reich gewordenen Armen, diesen Herr gewordenen Arbeiter bewundernd, der die Armen und die Arbeiter für unfähig und gefährlich hielt.

Die Wahl ging vor sich; sie gab in ganz Frankreich ein unbekanntes Leben dem bis dahin trägen Elemente, das man das Volk nannte; die Wahl ging vor sich und täuschte, wie alle Dinge, welche in den Absichten Gottes liegen, die Berechnungen der Menschen.

Und man hatte doch in Paris große Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Eine specielle Verordnung berief zu den Primärwahlen nicht einmal alle Besteuerte, sondern nur diejenigen, welche sechs Limes Abgaben bezahlten.

Es zogen zahlreiche Patrouillen durch die Straßen, und die Wahlmittelpunkte waren von Soldaten umgeben.

Man lud die Gewehre vor den die Stimme schreibenden Wählern, was den Wählern eine Festigkeit gab, die der Halsstarrigkeit glich.

Von sechzig Districten ernannten nur drei wieder die vom König bezeichneten Präsidenten; alle andern wurden durch neue ersetzt; selbst die drei beibehaltenen Präsidenten wurden zur Erklärung aufgefordert, sie werden als vom Volke Gewählte und nicht als Repräsentanten des Königthums präsidieren.

Das Landvolk that auch sein Bestes; man hatte auf dasselbe als aristokratisches Element gerechnet; es ernannte zweihundert und etliche arme Pfarrer, natürliche Feinde der hohen Geistlichkeit.

Auger heizte, wie man heute sagt, die Wahl von Réveillon durch alle mögliche Mittel, welche den Wärmestoff der Meinung entwickeln können.

Nur war Auger, um die Wahl von Réveillon durch die Bürgerschaft zu bewirken, genöthigt gewesen, die vom Tapetenfabricanten ausgesprochenen Worte, nämlich: das Volk müsse in seinem Unverstande erhalten werden, und fünfzehn Sous täglich seien hinreichend für einen Arbeiter, um zu leben, — unter den Leuten zu verbreiten.

Die Bürger waren entzückt, diese Energie bei einem Manne zu finden, der die gewöhnlichen Mittel, um Popularität zu erlangen, ausschlug, Mittel, die ihm sein Vermögen leichter als jedem Andern gemacht hätte.

Réveillon wurde zum Wähler ernannt.

LIV.

Réveillon ist undankbar.

Réveillon hatte also den Culminationspunkt des Glückes und der Freude erreicht.

Es begegnete aber Réveillon, was allen den Menschen begegnet, welche zu hoch steigen.

Von diesem Ehrengiebel aus, zu dem er gelangt war, sah er Auger nicht mehr.

Auger hatte seine Dienste geleistet, Réveillon bezahlte sie ihm nicht. Auger schwor sich, man werde sie ihm bezahlen, oder er werde sich dieselben selbst bezahlen.

Jedermann weiß, welches heftige Fieber Frankreich im Augenblicke dieser Wahlen bewegte; die Erschütterung davon wurde bis an den äußersten Enden Europas gefühlt, und dennoch gab es im Mittelpunkte Frankreichs Leute, welche diese Erschütterung nicht aufweckte.

Bei seinen nächtlichen Excursionen hatte sich Auger in genaue Verbindung mit Marat gesetzt und ihn um Rath gefragt. Zu Rathe gezogen, gab Marat seine Consultation gewissenhaft.

»Dieser Réveillon,« sagte er, »ist ein Aristokrat schlimmer als die vom Adel; er hat nicht die Laster des Adels, welche dem Volke zu leben geben, und er hat die Tugenden der Bürger, nämlich die Knauserei, die Beaufsichtigung, das Mißtrauen, Schranken, die der dritte Stand zwischen sich und die Demokratie zu werfen weiß. Der grausamste Feind des Volkes ist heute der Bürger. Der Bürger wird dem Volke die Throne untergraben, die Schränke erbrechen, die Pergamente verbrennen helfen; größer als das Volk, wird er sich auf die Schemel stellen, um die Lilien auszukratzen und die Perlen der Kronen zu zermalmern; hat er aber zerstört, so wird er wieder aufbauen; die dem Adeligen genommenen Adelschilder wird er sich zueignen; er wird in Wappen die Schilder seiner Läden verwandeln. An der Stelle der Aristokratie, des Adels und des Königthums wird der Bürgerstand emporwachsen; der Bürger wird sich zum Aristokraten machen, der Bürger wird sich zum Adeligen machen, der Bürger wird sich zum König machen.«

»Wie soll man dies verhindern?« fragte Auger.

»Das ist ganz einfach: den Samen vernichten, der der Bürger sein wird.«

»Das ist aber nicht leicht!« entgegnete Auger; »es gibt in Frankreich fünf Millionen bürgerliche Wähler, lauter gemachte Männer oder junge Leute; W sie haben in ihrer Familie eben so viel Wölflein, welche ganz bereit sind, Wölfe zu werden . . . Wem muß man die Sorge, sie zu vernichten, anvertrauen?«

»Dem Volke!« antwortete Marat; »dem Volke, das . stark genug ist, Alles zu zermalmern, mag es nun Zeit dazu nehmen, oder sich mit einem Sprunge erheben; dem Volke, das geduldig sein kann, weil es einig ist, und das unbesiegbar ist, sobald es nicht mehr geduldig sein will!«

»Teufel! Teufel!« rief Auger, »wissen Sie, wie man das nennt, was Sie da vorschlagen?«

»Das nennt man den Bürgerkrieg.«

»Und der Polizeilieutenant? und der Ritter von der Wache?«

»Gut!« erwiderte Marat, »glauben Sie denn, es sei nothwendig, auf den Straßen zu schreien: »Nieder mit den Bürgern!«« Das wäre dumm und unnütz; der erste beste Bürger, dem Sie begegneten, würde Sie verhaften. Stärker, viel stärker ist derjenige, welcher in einem

Kellergeschoße lebt und von hier aus Parabeln schleudert, wie die alten Propheten.«

»In einem Kellergeschoße?« fragte Auger erstaunt. »Gibt es noch Kellergeschoße?«

»Bei Gott!« antwortete Marat.

»Wo dies?«

»Ueberall! Ich, zum Beispiel, wohne in einem Kellergeschoße; doch Ihr Leute würdet das nicht wagen! Ich, ich bin ein Mann der Arbeit und der Einbildungskraft; ich kann die Sonne entbehren, weil eine Flamme in meinem Kopfe ist: die meiner Lampe genügt sodann meinen Augen. Ich liebe die Einsamkeit, weil sie nicht lügt, und weil man darin arbeitet; ich hasse die Gesellschaft, weil alle Menschen darin häßlich und dumm sind!«

Auger schaute seinen Freund an und wunderte sich, ihn mit dieser Entschiedenheit sprechen zu hören, da er so häßlich und so boshaft war.

Marat fuhr fort:

»Die Clubbs, wo man sich einschließt, wo man bei verschlossenen Thören konspiriert, — Kellergeschoße! die anonymen Journale, die man über das erstaunte Frankreich verbreitet, — Kellergeschoße! die unbestimmten Worte, die man geschickt unter die Mengen schleudert, und die Jedermann wiederholt, ohne zu wissen, wer sie ausgesprochen hat, — Kellergeschoße! Sie sehen also, mein lieber College, daß Jedermann sein Kellergeschoß haben kann wie ich, um mit Bequemlichkeit das revolutionäre Werk auszuarbeiten. Doch ein Narr, das sage ich Ihnen, der sich nicht an dieses Werk mit allen seinen Kräften anspannt! ein Narr, der nicht vor dem Wagen herläuft. Dieser wird unter den Rädern zermalmt werden, indem er die Maschine will zurückweichen' machen.«

»So daß, um zu schließen? . . .« sagte Auger.

»Sie sind auf Réveillon aufgebracht?«

»Ja.«

»Und Sie wollen sich an ihm rächen?«

»Beim Henker!«

»Nun wohl, um zu schließen, bereiten Sie Réveillon sein Verderben im Volke, und Sie werden sehen.«

Auger hatte nicht die Macht des Wortes berechnet, das ihm wie durch Zufall dieser höllische Geist des Bösen, den man Marat nannte, zugeworfen.

Doch nachdenkend, erschrak Auger über das Licht, das dieses Wort auf seinem krummen Wege zurückließ.

Réveillon im Volke verderben, wozu führte das Auger, und besonders Réveillon?

Da neigte er sich über den Abgrund und erschaute in der Tiefe die dunkle Mine, welche unter der Gesellschaft die Sappirung der Verschwörer führte; er sagte sich, sobald die Mine spielen werde, müsse durch ein Naturgesetz Alles, was oben sei, untersinken, und was unten sei, sich erheben.

Was that Auger von diesem Tage an?

Gott allem weiß es.

Nur hörte man bald im Faubourg, einer stets für die Schönredner offenen Officin, einem stets zum Heizen der demagogischen Tiegel brennenden Ofen, im Faubourg hörte man bald wiederholen, Réveillon sei ein schlimmer Reicher: seit seiner Erwählung habe er den Kopf

verloren, und er trachte nach Ehre auszeichnungen.

Man wiederholte besonders mit einem tiefen Hasse die zwei Axiome, welche nicht mehr die seinigen waren, als die des übrigen Bürgerstandes, der sie heute vielleicht nicht sagt, aber immer denkt:

»Man muß das Volk unverständig erhalten.«

Und:

»Ein Mensch kann mit fünfzehn Sous täglich leben.«

Diese Réveillon, der Auger nicht mißtrauen zu müssen glaubte, entschlüpfen und von Auger wiederholten Worte empfing die Volksentrüstung mit Wuth und trug sie in den Rache katalog mit dem Worte eines andern Aristokraten ein, der berühmter gewesen war und unglücklicher wurde, als Réveillon.

Dieses Wort war das von Foulon:

»Ich werde die Pariser das Heu von der Ebene bei St. Denis fressen lassen.«

Solche Worte bringen an dem Tage, wo sie zum Ausbruche kommen, den Unvorsichtigen, welche sie gesprochen, oder den Unglücklichen, denen man sie zuschreibt, den Tod.

Ruhig unter diesen Stürmen berauschte sich indessen Réveillon nur in seinem Ruhme und betäubte sich, wie es die Schmetterlinge bei ihrem Flügelschlage thun.

Er bemerkte nicht, was alle Welt um ihn her bemerkt hatte: daß seine Arbeiter, während sie ihren gewöhnlichen Lohn einstrichen, dem Kassier einen grimmigen Blick zuschleuderten; daß unter diesen Leuten, welche durchschnittlich zwei Livres täglich erhielten, Einige, Fanatiker der Meinung und unfähig, die Trunkenheit des Zornes in sich zu behalten, zwei Theile aus diesen vierzig Sous machten und sprachen:

»Woran denkt denn Herr Réveillon? will er uns mästen? Wir brauchen nur fünfzehn Sous, sagt er: das sind fünfundzwanzig Sous zu viel.«

Und dabei flammten die Augen, und die weißen Zähne zeigten sich unter den bleichen Lippen.

Um diese Wuth fallen zumachen, brauchte Auger nur ein Wort des Lügenstrafens darauf zu blasen; er brauchte nur zu leugnen, daß Réveillon je dergleichen geäußert, und als guter Diener hätte er alle Geister zum Fabricanten zurückgeführt: das Volk von Paris ist aufbrausend, im Grunde hat es aber ein gutes Naturell; es denkt schnell und vergißt schnell.

Auger hütete sich aber wohl, etwas zu sagen.

Er nahm ein paar Tage lang alle diese Gerüchte mit der Gutmüthigkeit eines Arbeitsgenossen auf, der seine Genossen beklagt, mit der Milde des Henkers, der immer zum armen Sünder zu sagen scheint, selbst während er ihm die Schaffottoilette macht: »Grausame Richter!«

So daß, Dank sei es dem Stillschweigen von Auger, die Gerüchte Bestand erlangten; so daß der Zorn so tiefe Wurzeln faßte, daß Gott selbst, der die Herzen verwandelt und die Leiber verändert, sich nicht mehr die Mühe gab, aus dem mit Lolch und Disteln mit giftigen Spitzen besäeten Felde Frankreich das Unkraut auszuraufen.

»Ist es wahr,« fragte man eines Tages Auger, »ist es wahr, daß der Hof, um Réveillon zu belohnen, ihm das Band vom heiligen Michael zugesandt hat?«

Diese alberne Neuigkeit, die der einfältigste redliche Mensch mit einem guten Gelächter aufgenommen und mit einem einzigen Worte, wie sie es verdiente, vernichtet hätte, empfing Auger mit einem so bewunderungswürdig betonten: »Wahrhaftig!« daß man unmöglich errathen konnte, ob die Neuigkeit wahr oder falsch war, ob Auger sie wußte oder nicht wußte.

Da zweifelten diejenigen, welche bis dahin gezweifelt hatten, nicht mehr.

Und man wiederholte sich von der Kasse von Auger weggehend, der Kassier selbst habe die Übersendung des Bandes vom heiligen Michael an Réveillon bestätigt.

Es wäre nur vielleicht nothwendig, unseren Lesern mit ein paar Worten zu erklären, warum sich Auger zu einem so vertrauensvollen Politiker, zu einem so leichten Beifallsspender des Volkes gemacht hatte.

Waren es nur der Haß und die Rache, die Auger zu handeln bewogen, wie wir ihn handeln sehen?

Es war ein wenig dies; es gibt Leute, die das Gute, was man ihnen thut, nicht verzeihen können, und Réveillon hatte, zu seinem Unglücke, Auger Gutes gethan.

Doch der Haß und die Rache waren nicht die einzigen Triebfedern von Auger: es war noch das Interesse im Spiele.

Auger arbeitete für sich selbst bei diesem Handel, der den Credit von Réveillon zu verschlingen drohte.

Gewisse Menschen lieben die Unordnung, wie die Raubvögel das Blutbad und den Tod lieben.

Da sie nicht von lebendigen Leibern leben können, mit denen sie um ihre Nahrung zu streiten hätten, so wünschen sie die Zerstörung, die ihnen einen leicht erlangten Fetzen Fleisch sichert.

Auger hatte den Plan ersonnen, seinen Herrn ganz einfach zu Grunde zu richten, um ihm im Unglücke ein gutes Stück von seinem Vermögen zu entreißen.

Dieses abscheuliche Werk, das die unablässige Beschäftigung seines Innern geworden, verfolgte Auger zugleich offen und unsichtbar: offen, indem er Réveillon vollends durch seine Erzählungen und seine vertraulichen Mittheilungen irre führte; unsichtbar, indem er den ganzen Haß, den ein reicher Handelsmann um sich her erweckt, unterhielt und anschürte.

In dem Augenblicke, wo die Ereignisse, die wir zu erzählen im Begriffe sind, sich vorbereiteten, fing Réveillon an, ohne sich den Druck, den er empfand, erklären zu können, das Gewicht aller der giftigen Blicke zu fühlen, die auf ihm lasteten; er hörte, ohne es zu begreifen, das Gemurmel dieser Worte, dieser Sätze, die um ihn her brumnten.

Doch alle diese Vorzeichen, diese mißtrauischen Mienen, diese gehässigen Blicke, diese Unheil verkündenden Gerüchte übersetzten sich für den Handelsmann durch die Worte: *der Credit des Hauses*.

Réveillon rief alle seine Fonds zu sich, wie ein General, der einen Angriff ahnt, seine Soldaten und seine Räthe zu sich ruft.

Die Fonds von Réveillon waren beträchtlich; es gab damals keine andere solide Anlagen, als den Ankauf von Gütern oder der Umschlag von Kapitalien im Handel.

Renten und Actien hatten keinen Werth mehr, seitdem der Staat wankte.

Réveillon befahl seinem Kassier, den genauen Auszug seines Activvermögens zu machen, und beauftragte ihn, alle seine freien Fonds, — ohne sie indessen in baares Geld zu realisieren, — verfügbar zu halten.

Réveillon nahm sich vor, an einem schönen Morgen Alles zu baarem Gelde zu machen und ohne: Aufgepaßt! zu rufen, aus seinem Geschäfte als Triumphator durch eine ehrenhaft, aber plötzlich geöffnete Thüre wegzugehen.

Er stellte sich die Freude seiner Kinder vor, wenn sie dann außer dieser schon verdorbenen Atmosphäre leben könnten, wenn auf einem Landgute oder in einem Hotel der friedlichen

Quartiere der Wähler Réveillon den Bürger und den Notabeln spielen könnte, ohne je anderen Gesichtern als denen seiner Freunde zu begegnen.

Eine sehr einfache Rechnung! Wie, — um die vorhergehende Vergleichung fortzusetzen, — der General in seinem Bereiche die Truppen hält, deren er im Augenblicke der Action bedarf, mittlerweile aber, um das Land zu decken, dieselben Soldaten benützt, die er beim ersten Trommelschlage unter den Fahnen haben wird, — so hatte sich Réveillon durch die Sammlung und Vereinigung seines Papiers eine leichte Realisirung in einem Monat gesichert: seine Effecten ruhten in guten Portefeuilles, oder in seinem eigenen, — Effecten in baares Geld umsetzbar, sobald er wollte.

Auger begriff dieses Manoeuvre; er begriff besonders, daß seine Beute ihm ent schlüpfte.

Réveillon mit seinem Kaufmannsinstincte vereitelte die Berechnungen des Bösewichts. Kraft des Axioms aber: »Wer nichts wagt, gewinnt nichts,« wagte es Auger, einen Theil von diesem Papier zu verwerthen und damit einige Louis d'or zu machen.

Diese Louis d'or schloß er in seine Kasse ein, bereit, Réveillon zu antworten, die Zeiten seien nicht sicher, ein ehrenwerther Wähler könne vom Volkshasse bedroht werden, er könne genöthigt sein, zu fliehen, und man fliehe nicht mit Handelseffecten in seinem Portefeuille, sondern mit schönen, guten Louis d'or, die in Frankreich und im Auslande Cours haben.

Und da diese Erklärung ihre Entschuldigung gerade in der Ergebnisheit von Auger für seinen Herrn hatte, da nichts in der Vergangenheit von Auger, nämlich in der Réveillon bekannten Vergangenheit, zum geringsten Mißtrauen berechtigte, so rettete diese Erklärung Alles.

Réveillon hatte aber kein Mißtrauen: Réveillon untersuchte seine Kasse nicht; die Louis d'or ruhten darin friedlich in ihren Rollen, vereinigt in der Tiefe eines guten Sackes, den Auger solid gewählt hatte, wie es die Pflicht eines guten Kassiers war.

Nun, da der Leser eine unseren Absichten entsprechende Meinung von Auger gefaßt haben wird, wollen wir diesen gemeinen Korb, worin so viele häßliche Insekten summen, verlassen und zu lachenderen Gemälden zurückkehren.

Ach! diese Gemälde werden rasch vorüberziehen! Die Epoche der ephemeren Vergnügen ist gekommen.

LV.

Wie Rétif de la Bretonne von einem Erstaunen zum andern übergeht.

Der Vater Rétif, so wenig hellsehend er war, hatte am Ende doch bemerkt, die Haushaltung seiner Tochter sei nicht gerade eine gute Haushaltung.

Hierüber befragt, hatte Auger nichts geantwortet; gedrängt, zu sprechen, war er aus dem Hause entflohen, wo er nur selten mehr erschien, beschäftigt» wie er war, mit seinen Clubbs und seinen Geheimnissen.«

Die Mahle fanden, wie gesagt, bei Ingénue statt; Anfangs waren sie von einer Melancholie gewesen, welche bis zur Traurigkeit ging; dann waren sie allmählig heiterer geworden; endlich hatten sie durch das fröhliche, kindische Gelächter seiner Tochter Rétif an seine guten Tage des vorhergehenden Jahres erinnert, als seine Tochter noch ein Mädchen war und ihrem Vater schmeichelte, um ihren Geliebten vor ihm zu verbergen.

Man erinnert sich dessen, was die zwei Kinder einander versprochen hatten: sich alle Tage schreiben, mit Hilfe eines Fadens ihre Briefe herunterlassen und hinaufziehen, sich in jedem von diesen Briefen sagen, sie lieben sich und sie werden sich immer lieben; das war das festgesetzte Programm» das war das befolgte Programm, und es genügte vierzehn Tage lang für ihr Glück.

Was aber kommen sollte, kam. Christian wurde so flehend, während er ehrerbietiger als je blieb, daß Ingénue einsah, es wäre Grausamkeit, einem Manne, der sein Wort so getreulich hielt, eine Stunde der süßen Plauderei zu verweigern, die sie ihm schon im Jardin du Roi bewilligt hatte.

Nur war das Rendez-vous diesmal im Luxembourg.

Christian hatte gebeten, es möge dieses Rendez-vous zwischen zwei und drei Uhr stattfinden. Er wußte wohl, was er, diese Stunde wähnend, that: die Nacht würde bald kommen, und ein Liebhaber, so ehrfurchtsvoll er auch sein mag, gewinnt immer etwas bei der Dunkelheit.

Es vergingen aufs Neue acht Tage im Briefwechsel; nach Verlauf dieser acht Tage erhielt Christian abermals ein Rendez-vous, und diesmal war es beim Cours-la-Reine.

Doch bei keinem dieser Rendez-vous willigte Ingénue ein, Christian in das eine oder das andere von den kleinen Häusern zu folgen, die der Herr Graf von Artois zu seiner Verfügung gestellt hatte.

Endlich wurden diese Rendez-vous, während sie ihre Unschuld behielten, so häufig, daß Rétif die Abwesenheiten seiner Tochter zu bemerken anfang. Er befragte Ingénue, Ingénue wich jedoch seinen Fragen aus.

Er kam auf die Vermuthung, man habe ein Geheimniß vor ihm.

Als Vater, wandte er die List an, die den Ehemännern fast immer glückt; er gab sich eines Tags, um die Mittagsstunde, den Anschein, als ginge er aus, und sagte dabei seiner Tochter, er habe bei seinem Buchhändler zu thun und werde erst am Abend zurückkommen; dann legte er sich in einem Fiacre, am Eingange des Faubourg Saint-Antoine, in den Hinterhalt.

Einen Augenblick nachher sah er Ingénue von Hause weggehen.

Ingénue stieg selbst in einen Fiacre; Rétif folgte ihr und sah sie hinter dem Invalidenhouse

aussteigen.

Hier erwartete sie ein junger Mann.

In diesem jungen Manne erkannte Rétif de la Bretonne Christian.

Rétif kehrte nach Hause zurück; er versprach sich eine schöne Moralsitzung und liebte, zum Voraus in seinem Geiste alle Perioden der Rede, die er an seine Tochter zu halten gedachte.

Als die junge Frau zurückkam, fand sie in der That ihren Vater in seinen Schlafrock drapirt, und bemüht, ihr gegenüber das anzunehmen, was man aus dem Theater eine Effectstellung nennt.

Da begann er die vorbereitete Rede.

Eine halbe Stunde lang zählte Rétif die Handlungen des Unrechts seiner Tochter auf, rühmte er Auger, beklagte er ihn, verzieh er ihm, begriff und entschuldigte er seine Abwesenheiten, da ihm ohne Zweifel die unziemliche Ausführung seiner Frau bekannt sei, und er sich bei seinem sanften Charakter genöthigt gesehen habe, die Tyrannei eines Edelmanns zu ertragen.

Ingénue hörte mit ihrer gewöhnlichen Ruhe, als aber ihre Geduld ihr Ende erreicht hatte, nahm sie auch das Wort, und ohne Haß, fast ohne Belebung, wie ein höheres Wesen, das solche Schändlichkeiten nicht hatten berühren können, erzählte sie Alles, stellte Auger an seinen wahren Platz und schmierte ihn mit seinen wahren Farben an.

Wir sagen anschwärzen, weil wir erkennen, daß das Wort malen zu schwach für das Bild ist, das wir zu produzieren haben.

Wer war erstaunt, wer war entrüstet, wer äußerte sich hierüber, wer versprach, Klage zu führen, wer schwor, sich eine Feder zu schneiden und Auger damit zu ermorden? Rétif.

Ingénue hielt ihn zurück. Es kannte eine bessere Philosophie, das sanfte, reizende Geschöpf.

Doch so sehr die Erzählung von Ingénue Rétif gegen Auger erbittert hatte, eben so sehr hatte sie ihn für Christian eingenommen; ein Mann der Einbildungskraft hatte Rétif auf der Stelle aus dem Pagen einen Romanhelden gemacht.

»Was ihn betrifft,« rief Rétif, nachdem er gegen Auger losgezogen, »was Christian betrifft, das ist etwas Anderes, er ist ein reizender junger Mann; er muß mit uns leben . . . Durch fortwährenden Verrath an den Gesetzen der Gesellschaft stoßen uns die Bösen zurück und werfen uns allmählig den Gesetzen der Natur zu. Christian muß Dein wahrer Mann sein! Du mußt Dich, da sich das Gesetz schändlich zeigt und Dich zu einem ewigen Witwenstande, zu einer grausamen Qual verurtheilt, Du mußt Dich in den Schooß Deines Vaters flüchten und vom alten Beschützer Deiner Jugend einen neuen Beistand, etwas Seltsames, Unerhörtes, um Dich zu retten, fordern.« .

Ingénue schaute ihren Vater mit ganz erstaunten Augen an.

»Höre,« sprach Rétif, »für die großen Uebel die großen Mittel, meine Tochter! Ich will nicht, daß Du die schändlichen Liebkosungen dieses Menschen, länger erduldest. Es ist genug, daß die zarte Blüthe Deiner ersten Liebe ihm geopfert worden ist; Du würdest Dich prostituieren durch eine Gefälligkeit, die das Gesetz gebietet und die Moral, meiner Ansicht nach, verwirft. Dem zu Folge befehle ich, Dein Vater, Dir, Deinen Mann wegzujagen, will er fortan bei Dir seinen Gattentitel geltend machen. Verstehst Du, meine Tochter? Du mußt ihn wegzagen!«

»Das ist ja geschehen, mein Vater,« antwortete Ingénue ruhig.

»Ah! das ist geschehen?«

»Du hast ihm verweigert . . . «

»Sicherlich.«

»Gute Erlösung! Nur,« fügte Rétif, seine väterlichen Augen zum Plafond aufschlagend, bei, »nur vergieße ich blutige Thränen, denke ich an diese Jungfrau dem Elenden preisgegeben und, einer andern Andromeda ähnlich, an den Felsen der Tugend und der Ehrlichkeit gefesselt.«

»Ich glaube, Sie täuschen sich abermals, mein Vater,« entgegnete Ingénue, die Augen niederschlagend, denn seit ihrer Versöhnung mit Christian hatte das arme Kind gelernt, es gebe Geheimnisse, über die eine Frau erröthen könne, ohne schlimme Gedanken zu veranlassen.

»Wie, ich täusche mich?« rief Rétif. »Habe ich das Gedächtniß verloren? bin ich kindisch geworden? Habe ich, — ich unglücklicher Blinder, der ich bin! — nicht darauf bestanden, daß Du diesem Elenden Deine Hand geben sollst? Hast Du sie ihm nicht vor dem Altar gegeben, und ist dieser Erzschorke nicht Dein Gatte?«

»Ja, allerdings.«

»Haben wir nicht das Hochzeitmahl gehalten?«

»Leider!«

»Ein Mahl, nach welchem ich, der Familienvater, die Mutter vertretend, die nicht mehr ist, meine Tochter nach dem alten Brauche in das Hochzeitgemach geführt habe . . .«

»Mein Vater . . .«

»Aus welchem ich wegging . . .«

»Mein Vater . . .«

»Und wo der Gatte eintrat?«

»Erinnern Sie sich denn nicht mehr dessen, was ich Ihnen gesagt habe, mein Vater?«

»Was hast Du mir gesagt? Laß hören! denn, wahrhaftig, ich verwirre mich ganz.«

»Ich habe Ihnen gesagt, statt des Gatten sei der Herr Graf von Artois in mein Zimmer eingeführt worden.«

»Ah! mein Gott, ja! . . . Also der Prinz! Und, in der That, meine schöne, meine keusche Ingénue war wohl würdig eines Prinzen, würdig eines Königs, würdig eines Kaisers!«

»Mein Vater, Sie täuschen sich abermals.«

»Wie, ich täusche mich abermals?«

»Mein Vater, ich habe Ihnen gesagt, und ich wiederhole Ihnen: beim Scheine der Nachtlampe, welche angezündet zu lassen ich besorgt gewesen, erkannte ich den Prinzen . . .«

»Nun?«

»Als ich ihn erkannte, bat ich ihn, meine Schwäche und meine Ehre zu schonen, und, edelmüthig wie ein loyaler Ritter, zog sich der Prinz als Biedermann zurück.«

»Ah! ah! er zog sich zurück?«

»Ja, mein Vater, und ich muß sagen, der Herr Graf von Artois war sehr gut gegen mich.«

»Vollende doch, mein armes Kind.«

»Aber, mein Vater, ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen schon gesagt habe.«

»Wiederhole also!«

»Nun wohl, ich habe Ihnen erzählt, nach dem Abgange des Herrn Grafen von Artois, der mich rein und respectirt ließ, sei es Herr Christian, derjenige, den Sie so eben bewunderten, gewesen, welcher in mein Zimmer eingetreten.«

Diesmal schlug Ingénue ihre Augen wieder erröthend nieder.

»Ah!« rief Rétif, »das ist es! ich begreife sehr gut: was weder der Gatte, der seine heiligen Rechte verkauft, noch der Prinz, der redlich gewesen, erlangen konnten, es ist der Liebhaber, es ist dieser Liebhaber geführt durch die ewige Liebe, durch den kleinen Gott, der hier hell sieht, trotz der Binde, die er auf den Augen trägt; es ist dieser dem Tode entwischte Schelm von einem Pagen; es ist Herr Christian, der es davon getragen, Dank sei es seinen Bitten, Dank sei es seiner Blässe und dem günstigen Augenblicke seines Besuches. Nun wohl, wenn ich es Dir sagen soll, das ist mir nicht ärgerlich: im Gegentheile . . . Ah! ah! es ist also Herr Christian! O Natur! o Natur!«

Ingénue antwortete durch eine reizende kleine Grimasse und durch eine Serie von Geberden, welche dazu dienten, mit Gewalt die zwei Arme, die Rétif beharrlich zum Himmel aufgehoben hielt, niedersinken zu machen.

»Es ist eben so wenig Herr Christian, als es die Anderen sind,« sagte sie, sobald es ihr gestattet war, ein Wort anzubringen; »Herr Christian, derjenige, welchen ich liebte, derjenige, welcher mich liebte. . .«

»Nun?« fragte Rétif. »Er ist derjenige von Allen, welcher mich am meisten respectirt hat.«

»Bah!« rief Rétif mit einem Erstaunen, das bei dem Greise einen sehr entschiedenen Skepticismus hinsichtlich der Unschuld der Liebe offenbarte. »Dann ist seitdem . . . ja, ich begreife, es ist seitdem das Opfer vollbracht worden?«

»Sie täuschen sich immer, mein Vater! weder damals, noch seitdem.«

»Also,« rief Rétif mit einer Bewunderung, welche nicht ganz von Zweifel frei war, »also Du bist immer noch meine Tochter? Du bist immer Ingénue? also Ihr habt Beide in Eurer muthigen Keuschheit ausgeharrt? Beide jung, Beide blühend, Beide verliebt!«

Sodann, mit einer Rückkehr zum Zweifel, und seiner Tochter scharf in die Augen schauend:

»Ist es wirklich wahr, Alles, was Du mir da erzählst?«

„Mein Vater,“ antwortete Ingénue, »ich erkläre Ihnen beim Andenken meiner Mutter, daß ich nicht aufgehört habe, Ihre Tochter und die ehrlichste Frau zu sein, die Sie kennen.«

Rétif las die Wahrheit in diesen Augen von einem tiefen, wie das Wasser der helvetischen Seen durchsichtigen Azur.

»Ah! ah!« sagte der Greis, der sichtbar zu seiner ersten Idee zurückkehrte, »nun wohl, man muß Deine Hochzeit machen.«

»Wie, meine Hochzeit?«

»Ja, der indiscrete Cupido soll nicht insgeheim diesen so lange bewahrten Schatz von Unschuld und Tugend stehlen. Ich werde der Oberpriester sein, der Deine neue Verbindung einsegnet; ich werde Deinen Mann diesen jungen Christian nennen, der übrigens ein wackerer Junge, ein allerliebster Edelmann ist.«

Ingénue machte eine Bewegung des Erstaunens.

»Höre, höre meine Ideen, liebe Ingénue,« sprach Rétif, »und Du wirst sehen, was Alles an Jugend und Großmuth noch im Herzen Deines alten Vaters vorhanden ist.«

»Ich höre,« erwiederte Ingénue, halb freudig, halb besorgt.

»Nun wohl,« sagte der Greis, »wir werden Dir eine zugleich bescheidene und freundliche Wohnung wählen. Man wird dort eine kleine Wirthschaft voll Eleganz einrichten; ich führe Dich dahin und spreche die sacramentlichen Worte, die Dich mit diesem neuen Gatten verbinden werden; wonach Du wohl verheirathet durch meinen Willen, durch meine Wahl nur noch Deine

Maßregeln in den Augen des Gesetzes, das barbarisch und blind ist, zunehmen brauchst; Du wirst aber wenigstens nicht mehr vor Deinem Vater zu erröthen haben! und ich werde, statt der Leere und der Verlassenheit, die mich bedrohen, zwei Kinder haben, die mich segnen werden für das süße Leben, das ihnen mein festes Dazwischentreten geschaffen hat. Ah! meine Ingénue, das ist eine abgemachte Sache. Du stellst mir den jungen Edelmann vor; ich frage ihn, ob seine Absichten rein seien, und will er Dich zur legitimen Gattin nehmen, in Erwartung der Gelegenheit, sich mit Dir durch unauflösliche Bande zu vereinigen, so wird, da ich nicht zweifle, daß er annimmt, die Ehe bald geschlossen sein. . . Nun, sprich, bist Du glücklich? habe ich meine Vaterrolle gut gespielt? und habe ich da nicht einen herrlichen, siegreichen Gedanken, einen Gedanken Rousseau's würdig, einen Gedanken, der die wahre und gesunde Philosophie wird lächeln machen, den Gedanken, meine Tochter nach ihrem Herzen und nach dem Willen Gottes, der Menschen ungeachtet und dem Gesetze zum Trotze zu verheirathen?»

Ingénue ließ träumerisch, — denn die Worte erstickten sie und die Ideen auch, — ihre beiden Hände, die der gute Mann genommen hatte und in den seinigen streichelte, wieder fallen. Ein Schleier breitete sich über ihren sanften Zügen aus, und etwas Entschlossenes, Starres, wieder Stahl, brach gleichsam aus ihren blauen Augen hervor.

»Mein Vater,« sprach sie, »ich danke Ihnen aufrichtig und aus tiefstem Herzen; Herr Christian und ich, wir haben uns aber in dieser Hinsicht verständigt.«

»Wie, Du schlägst es aus?« rief Rétif.

»Ich lasse Ihrer unerschöpflichen Güte alle Gerechtigkeit widerfahren, mein Vater. Doch so gut Sie sind, ich nehme Ihren Vorschlag nicht an. Ich weiß, was er Alles Muthiges und Verführerisches hat; das Unglück von so vielen Frauen wahrnehmend, habe ich mir aber geschworen, nie solchen Mißgeschicken durch eine Unklugheit zu trotzen. Nein, ich will nicht die Maitresse eines Mannes sein, und besonders nicht des Mannes, den ich lieben würde. Ich liebe, und ich fühle, daß es für immer ist: meine Seele ist nicht gemacht, um das Gefühl zu wechseln; diese Liebe bildet gegenwärtig mein Leben! Am Tage, wo ich die Kette bräche, die ich an die Seele von Herrn Christian lochen lasse, würde ich sterben! Vielleicht wird er mich eines Tages nicht mehr lieben, das ist möglich; doch ich gefalle mir in dem Gedanken, daß ich an diesem Tage vor Schmerz stürbe . . . Das ist mir lieber, als vor Scham zu sterben.«

Rétif riß die Augen wie bestürzt auf; er hatte nie, selbst nicht in seinen Büchern, die Frauen mit dieser Entschiedenheit und mit dieser Sicherheit der Theorie sprechen hören.

»Ja,« fuhr Ingénue fort, »und Sie werden meiner Ansicht sein, mein Vater, dessen bin ich sicher. Die Lage einer Maitresse ist falsch im Leben. Ich bekäme Kinder, wie mir Herr Christian gesagt hat. Nun, was würde ich mit diesen Kindern machen? Sie wären verachtet; ich selbst, ich würde zittern, wenn ich sie küßte! Nein, mein Vater, nein, ich habe einen Stolz, der meine Liebe noch, übersteigt. Nie wird mich Jemand auf dieser Welt verachten, und damit ich zu diesem Resultate gelange, darf ich nicht zuerst aufhören, mich zu achten.«

Rétif hörte Alles dies mit gekreuzten Armen an; als Ingénue schwieg, horchte er noch.

»Ah!« sagte er ganz niedergeschlagen, »die Vernunft, wenn sie zu stark ist, wird Unvernunft! Stellst Du Dir zufällig vor, Herr Christian werde sich lange in diese Paradoxen schicken?«

»Er hat es mir versprochen, mein Vater; er hat mehr gethan: er hat es mir geschworen!«

»Ei!« entgegnete Rétif, »was man in der Liebe verspricht, was man schwört, ist in dem Augenblicke, wo man es verspricht, wo man es schwört, etwas, was sich schwer halten läßt; ist

es schwer, so ist es also schmerzlich, und wenn es schmerzlich ist, so kann es nicht dauerhaft sein.«

Ingénue schüttelte den Kopf.

»Er hat es mir versprochen, er hat es mir geschworen,« wiederholte sie; »er wird sein Versprechen erfüllen, er wird seinen Schwur halten.«

»Ach! mein armes Kind,« erwiderte Rétif, »Du rechnest ohne die Erfahrung. Es wird ein Tag kommen, wo Dein Liebhaber anspruchsvoller sein wird, und wo Du schwächer sein wirst.«

»Nein, mein Vater.«

»Dann liebst Du ihn nicht!« *

»Oh!« rief Ingénue, »ich liebe ihn nicht!«

Erstaunt über den Ausdruck, den Ingénue in ihre Worte gelegt hatte, schaute Rétif diese schöne Statue der jungfräulichen Reinheit tief an.

»Bemerke wohl, mein Kind, daß er, angenommen, er sei treu, wie Du das annimmst, vielleicht den Tod Deines Mannes wird abwarten müssen. Auger ist dreißig Jahre alt: er kann noch fünfzig Jahre leben; Ihr werdet jedes siebzig alt sein, und Christian sogar vierundsiebzig: das ist das Alter der Weisheit.«

»Mein Vater, es wird sich eine Gelegenheit bieten, meine Ehe zu lösen.«

»Ah! Du glaubst?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Und dann?«

»Dann wird Christian mich heirathen.«

»Er hat es Dir auch versprochen?«

»Ja, mein Vater.«

»Erhaben! erhaben Beide!« rief der Greis in Gegenwart dieser seltsamen Macht. »Wie stark ist die heutige Jugend! Ah! wir werden alt . . . Es sei! meine Tochter! mache es, wie Du willst!«

Und er küßte sie zärtlich.

»Gleichviel,« fügte er mit bewegter Stimme bei, »beschleunige immerhin die Gelegenheit; glaube mir, das ist sicherer als Alles.«

»Ich beschleunige sie,« erwiderte Ingénue.

»Wie dies? Ist das ein Geheimniß?«

»Nein, mein Vater. Ich bete!«

Der Philosoph Rétif schüttelte den Kopf.

»Oh!« sagte Ingénue, »Gott hat mir noch nie etwas verweigert.«

»Du hast Glück. Welchem Umstande schreibst Du das zu?«

»Dem, daß mein einziger und alleiniger Geliebter der Schutzengel ist, den er mir gesandt hat, um ihm meine Gebete zu übermitteln.«

LVI.

Wo der Sturm wächst.

Wir haben in einem der vorhergehenden Kapitel gesehen, auf welche Art Auger die Angelegenheiten von Réveillon geführt, und wie er seine Maßregeln getroffen, um eintretenden Falles eine gewisse Quantität Gold verfügbar zu finden. Kehren wir zu diesen Angelegenheiten zurück.

Wir haben auch gesagt, der Tapetenfabricant sei zum Wähler ernannt worden. Fügen wir bei, diese Würde habe ihm viele Feinde gemacht.

Seit einigen Wochen veränderte sich Paris augenscheinlich man trat aus dem gräßlichen Winter von 1788 hervor, in dessen Mitte der Ofen der Wahlen sich entzündet hatte; ausgehungert, erfroren, daß man hätte glauben sollen, es ringe mit dem Tods, fing Paris doch plötzlich an Flammen auszuwerfen, zu tosen und auszubrechen wie ein Vulcan. Müde der Tage der Aufregung, die man durchgemacht, ruhten die Leute von Ordnung und Verstand; doch gerade weil sie ruhten, begannen diejenigen, welche ein Interesse bei der Unordnung hatten, ihre unterirdischen Wühlereien.

Es braucht Jahrhunderte, um ein Volk zum Zustande des Aufwallens zu bringen; ist es aber einmal zu diesem Zustande gelangt, so steigt es unablässig, bis es selbst den revolutionären Herd, der es sieden macht, mit seinen überströmten Wellen ausgelöscht hat.

Die Wahl von Réveillon, das heißt von einem Gemäßigten unter den Gemäßigten, hatte die entgegengesetzte Partei ungemein erbittert; man hörte nichts als Geschrei gegen den unglücklichen Handelsmann, diesen *Verräther*, der so unklug gewesen, zu erklären, der Tag eines Arbeiters sei mit fünfzehn Sous reichlich bezahlt.

Von jener Zeit an war, wie man sieht, die Frage, die sich 1843 erneuerte, hierbei; die Bürger, die Handelsleute, kurz diejenigen, welche den Proletarier beschäftigen, behaupteten, dieser widerspenstige Proletarier, voll schlimmer Absichten, wolle nicht mit fünfzehn Sous leben, während der Proletarier ganz einfach antwortete: »Nicht, daß ich nicht will, sondern ich kann nicht.«

Allmählig zählten sich die Proletarier: sie sahen, daß sie sehr zahlreich waren, und als sie sich ihrer Zahl wohl versichert hatten, gingen sie von der Verleugnung zur Drohung über.

Und da. am Ende Réveillon die erste Ursache von Allem dem war, so war er es auch, den wachsend dieser Lärm besonders bedrohte. In dem Augenblicke, von dem wir sprechen, erheischte es die Sicherheit, fast die Notwendigkeit, daß man seine Meinungen veröffentlichte oder sie auf irgend eine Art kund machte.

Wir sind weit davon entfernt, zu versichern, diese Manifestationswuth habe je in Frankreich gute Resultate herbeigeführt; da man aber übereingekommen, da es sogar erwiesen, daß der französische Charakter der offenste und demonstrativste der Charaktere ist, so muß man sich wohl zu den Demonstrationen entschließen, wenn sie stattfinden.

Die Leute vom Faubourg . . . Hier eröffnen wir eine Parenthese, denn es geziemt sich für uns Romanendichter, im Namen der Geschichte zu protestieren: die Geschichte hat gesagt: »Die

Leute vom Faubourg;« wir wiederholen nach ihr: »Die Leute vom Faubourg;« doch wir fügen bei: es waren nicht die Leute vom Faubourg allein. Viele Leute, werden wir sagen, um wahrer zu sein, hatten sich von allen Winkeln von Paris versammelt, um es einstimmig schlecht zu finden, daß Réveillon zu einem so mäßigen Preise den Tag der Arbeiter taxiert hatte, und was in ihren Augen Réveillon noch viel strafbarer machte, war, daß er, nachdem er selbst als Arbeiter angefangen, vom Fleiße der Arbeiter gelebt und sich bereichert hatte.

Es gab aber zu jener Zeit eine Strafe, die man um so leichter anwandte, als man bis dahin den Schuldigen nicht viel zu Leide gethan hatte: man verbrannte im Bildnisse.

Die Brenner, welche eine besondere Klasse der Gesellschaft zu bilden schienen, hatten schon einzeln oder mit einander Herrn von Calonne, Herrn von Brienne, Herrn von Meaupeou, Herrn von Lamoignon und sogar unsern Freund Dubois, den Ritter von der Wache, verbrannt. Sie beschäftigten sich also damit, da ihnen die Gelegenheit geboten war, ein wenig, und zwar auf eine ergötzliche Art, Réveillon den Aristokraten, Réveillon das schlechte Herz, Réveillon den schlechten Bürger zu verbrennen. Wie wäre er erstaunt gewesen, der naive Handelsmann, hätte er gehört, wie man ihm alle diese Titel gab und leise an ihn verschwendete!

Es war übrigens nicht schwierig, Herrn Réveillon auf die möglichst ergötzliche Art zu verbrennen, und man hatte jede Leichtigkeit hierfür.

Réveillon war kein Minister; er hatte keine Wachen, keine Schweizer, keine Gitter mit Regimentern dahinter aufgestellt.

Er wohnte meinem Hause, in seiner Fabrik hinter einem Fensterwerk, im Hintergrunde eines beständig offenen und kaum von einem Hunde beschützten Hofes.

Man mußte ein wenig sehen, was dieser Wehrwolf Réveillon machte, während man ihn im Bildnisse verbrennen würde.

Der Ritter von der Wache, der sich so eifrig in die Sache der Herren von Lamoignon und von Brienne gemischt hatte, würde sich sicherlich nicht in die von Herrn Réveillon mischen.

Wer war Herr Réveillon? wußte man nur bei Hofe, was bei Herrn Réveillon vorging?

Am 27. April fingen also die Barrieren von Paris, gegen neun Uhr Morgens, an den schäumenden Koth passiren zu lassen, den jede Gosse der Hauptstadt wie eine Schleuse ausspeit und als eine Lebensmaterie aufs Neue schafft, wenn der Tag der revolutionären Executionen gekommen ist.

Mit dieser Menge verbanden sich alle Ausgehungerten vom Winter, ihre bleichen Wangen und unter ihren Lippen, welche fast so bleich als ihre Wangen, eine doppelte Reihe von bedrohlichen Zähnen zeigend.

Anfangs schien diese ganze Masse keinen sehr bestimmten Plan zu haben, und da sich Niemand ihrem Marsche widersetzte, so war ihr Marsch langsam und zögernd. Diese Unglücklichen blieben in Gruppen stehen, und mitten unter diesen Gruppen, wie es fast immer geschieht, nahm ein Redner das Wort, um die Frage zu lösen, ob sie frei seien oder nicht, und ob sie nicht, sobald sie Wähler haben, in einer Republik seien.

Ueber diesen letzten Punkt blieb man im Zweifel, doch der erste, der der Freiheit, wurde bejahend entschieden.

Und aus dieser Freiheit schlossen sie natürlich auf das Recht, Réveillon im Bildnisse zu verbrennen, weil er die Vermessenheit gehabt, sich des Verbrechens der Volksbeleidigung schuldig zu machen.

Man verfertigte einen ungeheuren Strohmann, noch vier bis fünf Fuß größer als die der Herren Lamoignon und Brienne; was, wie man sieht, eine ungemeine Ehre für einen einfachen Tapetenhändler war. Man decorirte diesen Strohmann mit dem großen schwarzen Bande, das der Hof der Sage nach Herrn Réveillon schicken sollte; auf die Brust des Strohmanns schrieb man sodann das Urtheil mit dem Verbrechen; wonach man aus dem Faubourg Saint-Antoine gegen die Bastille, in deren Nähe das Haus des Fabricanten lag, den zugleich grotesken und drohenden Zug marschieren sah.

Vor dem Hause von Réveillon angelangt, machte die Menge Halt; man hob ein paar Pflastersteine auf und pflanzte in die Erde die Stange, welche den Gliedermann trug; man reclamirte von der Gefälligkeit der Leute vom Quartier Stroh und Reisbündel, brennbare Stoffe, welche diese halb aus Furcht, halb durch den Neid bewogen, den die reichen Nachbarn immer ihren armen Nachbarn einflößen zu liefern sich beeiferten; dann hielt man an das angehäuften Material eine Fackel, die Fackel ergriff einen Bund Stroh, und die Menge sang an zu brüllen wie ein Löwe, der sich, ehe er sein Frühstück mit einem Ochsen oder einem Pferde macht, an Hasen oder an Gazellen versucht.

Doch bekanntlich führt immer eine Idee eine andere herbei, nach der Idee, Réveillon im Bildnisse zu verbrennen, kam der Menge die noch viel sinnreichere und noch viel mehr moralische, aus dem Gesichtspunkte des Verbrechens, das er begangen, ihn in Wirklichkeit zu verbrennen.

Diese Strafe der Wiedervergeltung, bei der fast immer der Geist der Völker stehen bleibt, wenn nicht weil sie die gerechteste, sondern weil sie die logischste ist, bot sich übrigens auf eine natürliche Art dem Geiste der Menge. »Ein Mensch kann mit fünfzehn Sous täglich leben,« hatte Herr Réveillon gesagt. »Nun wohl, Herr Réveillon muß ein wenig erfahren, was fünfzehn Sous täglich sind,« sagte die Menge,

Da erschienen nun wirklich die seltsamen Gestalten, die sich nur an solchen Tagen zeigen; da erblickten die in den ersten Stockwerken der Häuser des Faubourg befindlichen Personen von fern jene häßlichen Bettler, versehen mit dicken Stöcken, die ihnen als Stütze dienten, bis sie ihnen als Keulen dienen könnten.

Ueberdies hatte man, wie man sich ganz leise sagte, gewisse Personen heimlich Geld unter die Gruppen austheilen sehen; man hatte dies am vorhergehenden Abend gesehen, man hatte es am Morgen gesehen, und wenn man aufmerksam schaute, sah man es im Augenblicke noch.

Es waren endlich mehrere anonyme Briefe an die Adresse von Réveillon abgeschickt worden; doch seltsamer Weise war ihm keiner derselben zugekommen.

Im Momente des Angriffs befand sich der Fabricant mit seinen Töchtern in seinem Garten; der Frühling versuchte ein erstes Lächeln, wie es die Natur so heiter stimmt; der Schnee, der die Erde während des strengen Winters von 1788 überschüttet und befruchtet hatte, schmolz allmählig unter dem ersten Hauche des Zephyrs, wie Horaz gesagt hat, und wie es seitdem so viele Leute wiederholt haben, daß es von etwas Reizendem, Pittoresken etwas Gemeines, Triviales geworden ist.

Noch von ihrer Frühlingswolle umhüllt, singen die Knospen an mit Energie aus den röthlichen Zweigen hervorzuspringen, unter denen man schon den Saft kreisen fühlte.

Gedrängt, ihre Farben zur Schau zu stellen und ihre Wohlgerüche zu verbreiten, blähten die Viole ihre Köpfe auf und schaukelten ihre goldenen Büsche über den Schlüsselblumen und den Veilchen.

Die Mauern, die man zwischen den kahlen Aesten der Bäume durch erblickte, erschienen noch weißer und gewaschener, abgetrocknet durch die Sonne, die ihre Dünste anzog.

Es lag mit einem Worte in Allem dem, was in den Augen der Menschen diese glückliche Epoche des Jahres repräsentirte, in den Blumen, in den Pflanzen und sogar in den Steinen etwas, was der Natur ein langes Leben und eine lange Wohlfahrt versprach.

In diesem Augenblicke, und obgleich beschäftigt mit seinen Arbeiten und seinen ländlichen Ideen, glaubte Réveillon ein entferntes Gemurmel zu hören.

Er horchte; seine Töchter horchten mit ihm.

Man sing übrigens an sich an Gährungen zu gewöhnen; seit den Wahlen zogen in allen den großen Pulsadern von Paris, die man die Quais, die Boulevards, die Rue Saint-Jacques und den Faubourg Saint-Antoine nennt, — und zwar bald mit Gesängen, bald mit Drohungen, — die mit ihren Wahlen zufriedenen oder unzufriedenen Patrioten hin und her.

Einen Augenblick konnte Réveillon sich vorstellen, es sei einer von den Sturmwinden, wie er sie in den vorhergehenden Tagen hatte vorüberziehen sehen; er habe seinen geräuschvollen Weg durch den Faubourg genommen; doch nach Art der Wolken werde er passieren, ohne etwas Anderes zu verwüsten, als die Fensterscheiben und die Laternen.

Réveillon täuschte sich: der Sturmwind hörte nicht auf; er wuchs an Getöse und dumpfen Drohungen und concentrirte sich vor dem Hause des unglücklichen Wählers selbst; da er es nicht sah, so beurtheilte er es wenigstens so nach den Echos, welche das Geschrei um ihn her erweckte.

Er verließ den Garten, eilte nach der Seite der Höfe und sah, daß die Thore schon geschlossen waren; man war dem Befehle, den er geben wollte, zugekommen.

Es erschollen indessen einige unheimliche, langsame Schläge an dem massiven Thore; sie waren nun das einzige Geräusch, das sich hörbar machte.

In der That, diese ganze Menge sprach kein Wort; das war wohl die Minute der schwer lastenden, bedrohlichen Stille, die den großen Krisen der Natur vorhergeht, wo der Vogel unter seiner Laube, das Rothwild in seinem Lager und sogar der Mensch, dieser ewige, die Erde oder den Himmel befragende Oedipus, schweigt.

Bei den Schlägen, die man an die Thüre that, näherte sich Réveillon ängstlich und öffnete einen in der Dicke des Eichenholzes angebrachten, solid mit kleinen Drahtmaschen vergitterten Schalter.

Ein gelbes, erdfarbiges Gesicht mit struppigen rothen Haaren; zwei Augen oder vielmehr zwei Löcher, in deren Tiefe zwei angezündete Kohlen brannten; das waren die beruhigenden Gegenstände, welche Réveillon auf der andern Seite des Gitters einen Zoll von *seinem* Gesichte erblickte.

Er machte einen Schritt rückwärts und fragte:

»Was wollen Sie von mir?«

»Wir wollen mit Herrn Réveillon sprechen,« antwortete das häßliche Gesicht.

»Hier bin ich,« erwiederte Réveillon ein wenig beruhigt durch die eichene Thüre und das eiserne Gitter.

»Ah! Sie sind Réveillon?«

»Ja!«

»Gut! so öffnen Sie.«

»Wozu?«

»Wir haben Ihnen etwas zu sagen.«

»Wer?«

»Schau!« sprach die Stimme.

Und der Unbekannte trat ein wenig auf die Seite, und entblößte vor den Augen des Wählers das imposante Schauspiel der ihm gegenüber zusammengescharten Menge.

Ein einziger Blick war hinreichend für den armen Réveillon, um das Ganze zu umfassen.

Häßliche Gesichter auf einander aufgehäuft, zerrissene Kleider, Dornenstöcke, verrostete Flinten, wackelige Picken, und als Hintergrund für Alles ein Gewimmel von giftigen Blicken, ähnlich denen eines Nestes voll Vipern, das in der Campagna von Rom der Unvorsichtige findet, der, da er schlecht vor sich hingesehen, einen verlassenen Fuchsbau eintritt.

Bei diesem Anblicke schauerte, erbleichte Réveillon, wich er zurück.

»Auf! auf! auf!« rief der Mann, der der Anführer der Bande zu sein schien.

Und er stieß mit seinem mit Eisen beschlagenen Fuße an das Thor.

»Aber was wollen Sie denn?« fragte Réveillon.

»Ah! Du willst wissen, was man von Dir will?«

»Allerdings.«

»Nun wohl, man will in Deinem Hofe das Bildniß eines Bösewichts, eines Feindes vom armen Volke, eines Kornwucherers, eines Aristokraten verbrennen, der gesagt hat, ein Arbeiter könne wie ein Fürst mit fünfzehn Sous täglich leben!«

»Ich habe das nie gesagt! Gott behüte mich!« rief Réveillon erschrocken.

Und diese der Bande von dem Manne am Schalter wiederholten Worte erregten ein Gezische, das bis zu den Dächern der benachbarten Häuser aufstieg, dem Dampfe eines Erdharzkessels ähnlich, dessen Deckel man aufhebt.

Wie eine Antwort auf dieses Gezische hörte sodann Réveillon eine Stimme von Seiten des Hofes an sein Ohr dringen.

»Schließen Sie, Herr Réveillon! schließen Sie!« sagte die Stimme.

Er wandte sich um und sah Auger.

Ein paar Schritte hinter ihm und auf der Freitreppe des Hauses riefen die Töchter des Fabricanten ihren Vater mit Thränen und flehenden Worten.

»Schließen Sie, Herr! schließen Sie!« wiederholte Auger zum zweiten Male.

Réveillon schloß den Schalter.

Da erscholl ein furchtbarer Ausbruch von Gebrülle und Flüchen; es geschahen zugleich tausend Stöße an das Thor, als hätte man nur auf das Schließen dieses Schalters gewartet, um die Feindseligkeiten zu beginnen.

Auger schob Réveillon in die Hände seiner Töchter und einiger treu gebliebenen Arbeiter.

»Fliehen Sie! fliehen Sie!«

»Fliehen! und warum?« fragte Réveillon; »ich habe allen diesen Leuten durchaus nichts zu Leide gethan!«

»Hören Sie sie,« sagte Auger.

Und seine ausgestreckte Hand bezeichnete Réveillon durch das Thor die Mörder, welche schriegen:

»Tödtet ihn! an die Laterne!«

Denn man dachte schon an den doppelten Nutzen, welchen man aus diesem langen eisernen Arme ziehen konnte, der bis dahin nur zum Tragen der Laternen gedient hatte.

Da die Regierung nicht mehr auf ihre Rechnung, wollte henken lassen, so wollte das Volk, um dieses schöne Institut nicht zu verlieren, auf die seinige henken.

Erschreckt, betäubt, ließ sich Réveillon überreden, und er konnte sich, mit seinen Töchtern durch den Garten, dessen man sich noch nicht bemächtigt hatte, enteilend, auf einem langen Umwege nach der Bastille flüchten.

»Und nun wollen wir sehen, was hier vorgeht!« sagte Auger.

LVII.

Wo der Blitz einschlägt.

Das Thor widerstand indessen.

Ueberdies konnten sich die Angreifenden nicht enthalten, ein wenig umherzuschauen, und als sie kaum zweihundert Schritte von sich die Bastille emporragen sahen, diesen Granitriesen, der, um sie niederzuschmettern, nur den Blitz von einigen seiner Kanonen zu entzünden brauchte, so hatten sie noch bange vor dem Lärmen, den sie machten.

Sodann senkten sich von den Zinnen der Bastille ihre Augen nach allen Winkeln der Straßen, aus denen sie die Wache ausmünden zu sehen erwarteten, — jene erschreckliche Wache der Place Dauphine.

Andere befragten die Fenster von Réveillon, beunruhigt und mißtrauisch durch das Schweigen dieser Fenster; denn durch die Jalousien konnte eine Donnerbüchse ihren erweiterten Rachen vorstrecken und mitten unter diese compacte Masse ihre furchtbare Ladung senden, von der keine Kugel verloren gegangen wäre.

Man mußte übrigens die Bedingungen des Programms erfüllen und den berufenen Strohhalm von Réveillon verbrennen.

Da geschah es, daß ein Eifriger eine Fackel an einen Bund Stroh hielt, wonach das Feuer ausbrach.

Der Abend kam: ein schöner Augenblick für das Flammenspiel!

Wir haben gesagt, das Thor sei von Anfang an geschlossen, und zwar glücklicher Weise geschlossen gewesen; das Feuer machte das Holz dieses Thores bersten, und bald verblendete der Rauch das ganze Haus.

Das Auto da Fe dauerte über eine Stunde; der Aufruhr dauerte schon einen halben Tag, und dennoch hatten sich kein Wehrgehänge, kein galonnirter Hut, kein Bajonnet im Faubourg gezeigt.

Woher kam diese Trägheit? Es ist traurig zu sagen: vom Hofe aller Wahrscheinlichkeit nach.

Der Tag des 27. April, zu dem wir gelangt sind, war für die Eröffnung der Reichsstände festgestellt worden. Der Hof, der ihre Zusammensetzung kannte, fürchtete nichts so sehr, als diese Eröffnung, welche schon auf den 4. Mai verschoben worden war; es handelte sich darum, es dahin zubringen, daß sie am 4. Mai eben so wenig eröffnet würde, als sie am 27. April eröffnet worden war.

Der Hof hoffte nun, dieser Bande von fünf bis sechshundert Elenden, diesen hunderttausend Neugierigen, welche zuschauten, werden sich dreißig bis vierzigtausend Arbeiter ohne Brod und ohne Geschäft anschließen die Plünderung, von der man ein Muster bei Réveillon geben würde, müßte bei diesen armen Leuten das unselige Verlangen erwecken, das gebotene Beispiel zu befolgen; man würde zehn bis zwölf reiche Häuser plündern, und das wäre ein genügender Vorwand, um die Stände zu vertagen und eine Armee in Paris und in Versailles zu concentriren.

Nichts störte also in ihren Operationen die Aufrührer des Faubourg Saint-Antoine.

Dadurch erfolgte, daß gegen drei Uhr Nachmittags die in Athem erhaltene Brust den

Angreifenden abzuschwellen anfang; weder Vertheidigung des Hauses Réveillon, noch Intervention der Nachbarn, noch Einschreiten von Seiten der Behörde: man konnte also ohne Furcht handeln.

Gegen vier Uhr Abends griff man kühn die Thore an, und man begann im Ernste die Mauern zu ersteigen.

Nun erst sah man eine Abtheilung Hatschiere erscheinen, die mit den Angreifern zu parlamentiren anfang.

Diese Abtheilung war übrigens zu schwach, um etwas Anderes zu thun, als zu Parlamentiren.

Als die Angreifer dies sahen, begannen sie wieder, ermuthigt durch diesen väterlichen Widerstand, die Belagerung des Hauses.

Da fingen die Schüsse an zu regnen; doch sie kamen zu spät: die Geister waren erhitzt. Die Steine antworteten auf die Schüsse, und die Hatschiere wurden in die Flucht geschlagen.

Sobald die Hatschiere in die Flucht geschlagen waren, handelte es sich nur noch darum, in das Haus einzubrechen.

Man gab sich nicht die Mühe, das Thor einzustoßen: man legte Leitern an die Mauern; man drang durch die Fenster ein, und diejenigen, welche zuerst eingedrungen, öffneten Thüren und Fenster denjenigen, welche außen geblieben waren.

Wie geschah dies? Man hat es nie erfahren; doch während die Menschen die Fenster erkletterten, brach zugleich das Feuer im Tapetenmagazine aus.

Es herrschte sodann ein entsetzlicher Wirrwarr; Jeder nahm seine Richtung nach seinem Geschmacke und seinem Trachten; die Einen verbreiteten sich in den Zimmern und warfen die Meubles zu den Fenstern hinaus; die Anderen liefen in den Keller; Einige von den Klügsten suchten die Kasse.

Dahin wollen wir den Leser führen, wenn er es uns gütigst erlaubt.

Die Kasse von Réveillon lag in einem kleinen Gebäude, das auf einen besonderen Hof ging, welcher zum Probeiren der Farben diente.

Diese Kasse war im ersten Stocke; sie bestand aus einem ziemlich großen als Bureau dienenden Zimmer, das zwischen ein kleines Vorzimmer, durch welches man eintrat, und ein Cabinet, in das es selbst ging, gestellt war.

In diesem kleinen Cabinet befand sich die Kasse.

Dieses wichtige Meuble war eine große hölzerne Kiste, welche zu tragen, selbst wenn sie leer gewesen wäre, drei Männer Mühe gehabt hätten. Eiserne Schlösser, bei denen der Stoff nicht gespart worden war, Nägel mit ungeheurem Kopfe, Griffe, Ecken von Eisen, Vorlegschlösser beschützten diese Kiste zugleich vor der Hand der Zeit und vor der der Diebe.

Es war nicht leicht, den Zugang zu diesem Zimmer zu finden. Eine kleine Wendeltreppe führte dahin; nur die Arbeiter allein konnten sie kennen.

Man sah auch die Plünderer sich vorzugsweise in den Zimmern von Réveillon verbreiten, die Secretäre sprengen, die Spiegel zerbrechen und Alles entwenden, was einen Werth haben konnte.

Auger hatte sich im Augenblicke der Invasion in die Kasse zurückgezogen. Er betrachtete von hier aus die Fortschritte des Sturmes: röthliche Wirbel und ein scharfer Rauch fingen an die Höfe zu füllen und langsam die Luft und den Himmel zu suchen.

Auf seiner Geldkiste sitzend, schaute Auger diesen Besessenen zu, welche umherliefen wie eine Herde Dämonen mitten in der Hölle.

So schien er hinter den Gittern des kleinen Cabinets zu warten, daß man auch sein Allerheiligstes erstürme.

Doch seltsamer, fast providentieller Weise kam nichts auf die Seite von Auger; der ganze Eifer der Angreifenden richtete sich nach einer anderen Seite.

Die Schüsse fingen übrigens an sich zu vervielfältigen: ein Detachement Gardes francaises befehligt von Herrn du Chatelet war im Faubourg angekommen; nur bestand dieses Detachement höchstens aus fünfundzwanzig bis dreißig Mann.

Beim Lärmen des Gewehrfeuers lief Auger an ein Fenster, das nach der Straße ging; er sah ein paar Menschen fallen. Auger wußte die Zahl der Gardes francaises nicht; er mußte annehmen, diese Zahl sei beträchtlich genug, um den Aufstand zu unterdrücken.

»Ich bin verloren!« murmelte er; »die Kasse ist nicht angegriffen worden: diese Soldaten werden Meister des Terrain sein, ehe eine halbe Stunde vergeht.«

Und er raufte sich vor Verzweiflung die Haare aus.

»Gut!« sagte er plötzlich, »wenn das, was diese Dummköpfe nicht zu thun gewußt haben, ich thun würde? . . .«

Er ging in den kleinen Hof hinab und warf ein angezündetes Papier in einen Kübel voll Terpentin; dieser entzündete sich sogleich zischend und stieg wie eine grün und rothe Schlange an der Mauer hinauf.

Auger sah, daß die benachbarten Farben, welche alle mit Essenz fabricirt waren, Feuer singen; er hörte das Täfelwerk krachen, öffnete die Kasse und zog den Sack mit dem Golde heraus, das wir ihn so sorgfältig haben sammeln sehen.

Alsdann schloß er die Kiste wieder, näherte sich dem Fenster, das nach dem Hofe ging, und an welchem die Zungen des Brandes schon emporleckten, und überstrich, damit das Feuer rascher um sich greife, das Holz mit Essenz und fetten Oelen, wonach er mit seiner Kerze das Feuer anlegte.

Es bot ein häßliches Schauspiel, das Gesicht dieses von den Scheinen der Flamme beleuchteten Bösewichts; der unheimliche Ausdruck seines Blickes, das Freudige seines Lächelns hätten an die Gegenwart eines auf den Ruin des armen Réveillon erpichten höllischen Geistes glauben gemacht!

Das Feuer griff um sich und umhüllte schon die ganze Geldkiste, in der nur noch Handelswerthe für eine bedeutende Summe blieben, welche aber von »keinem Nutzen mehr für Auger sein und sogar dazu dienen konnten, ihn zu verrathen, hätte er die Unklugheit begangen, sie auch zu nehmen, als eine Stimme hinter Auger ertönte.

»Oh! Elender!« sprach diese Stimme, »Sie sind also auch ein Dieb?«

Auger wandte sich um.

Diejenige, welche gesprochen, war Ingénue; sie stand bleich, keuchend, unbeweglich auf der Schwelle.

Auger ließ die Kerze los, welche auf den Boden rollte, und gezwungen, sich an die Mauer anzulehnen, sowohl um sich zu stützen, als um den Sack zu verbergen, preßte er seine Finger in das unter dem Drucke bebende Gold.

»Sie!« murmelte er, »Sie hier?«

»Ja, ich!« sagte Ingénue, »ich, die ich Sie nun nach allen Ihren Seiten kenne.«

Auger strich mit einer schweißbedeckten Hand über seine Stirne; dann steckte er instinctartig

diese Hand in seine Westentasche, wo sie den Griff eines Messers fand, das stark und schneidend genug, um im Nothfalle als Dolch zu dienen.

Er hatte übrigens noch keine ganz entschiedene Idee. Er konnte nicht begreifen, er konnte seinen Augen nicht glauben.

Ingénue, von der er wußte, sie sei ausgegangen, von der er glaubte, sie werde erst bei Nacht nach Hause kommen, ertappte ihn auf frischer That der Brandstiftung und des Diebstahls.

Diese sanfte, reine Frau, das Bild der harmlosen Tugend, erschien ihm wie Nemesis mit den Rächeraugen, mit den bedrohlichen Geberden.

Wie kam es, daß sie hier war? Das läßt sich leicht erklären.

Gegen ein Uhr war Ingénue wie gewöhnlich ausgegangen; dieser Tag war der der süßen Träume; sie hatte in der Gegend von Clignancourt Rendezvous mit Christian.

Das Rendez-vous war mit der gewöhnlichen Geschwindigkeit vorübergegangen: sobald sie sich beisammen befanden, hatten der junge Mann und die junge Frau keine Idee mehr vom Maße der Zeit; wenn die Nacht herniedersank, begriffen sie nur, daß die Stunde, zurückzukehren, gekommen war.

Dann führte Christian Ingénue so nahe als möglich zu ihrem Hause zurück; man verabredete Tag und Stunde für ein neues Rendez-vous, und man trennte sich.

An diesem Tage hatten sie wohl ein gewisses Geräusch im Faubourg gehört; da es aber unmöglich war, die Ursache dieses Geräusches zu errathen und, folglich, Argwohn zu fassen, so hatte Christian durch die hinteren Straßen bis auf hundert Schritte von der kleinen Gartenthüre Ingénue zurückgeführt und sie hier verlassen.

Ingénue fand die Gartenthüre offen; dann sah sie Rauchwirbel sich vom Hause erheben, und sie hörte das Geschrei, das in den Höfen und in den Zimmern erscholl.

Als sie näher hinzutrat, sah sie brüllende Menschen umherlaufen, und sie begriff nun, daß all dieser Lärm, all dieses Geschrei vom Hause von Réveillon selbst kamen.

Muthig wie jedes keusche, reine Geschöpf, dachte sie, Réveillon laufe ohne Zweifel eine Gefahr, und sie stürzte in die Zimmer.

Die Zimmer waren voll von Menschen, welche Réveillon suchten.

Da sich aber leicht sehen ließ, daß sie ihn nicht gefunden hatten, so dachte Ingénue, aller Wahrscheinlichkeit nach habe sich Réveillon, entweder um sich den Streichen dieser Menschen zu entziehen, oder um sein Vermögen gegen sie zu vertheidigen, in seine Kasse geflüchtet, und sie eilte dahin.

Wir haben gesehen, wie sie hier gerade in dem Augenblicke ankam, wo Auger beschäftigt war, die Kasse und das Haus zu verbrennen, um das Gold zu stehlen.

Da geschah es, daß Ingénue Alles bei diesem gräulichen Schauspiele vergessend ausrief: »Oh! Elender, Sie sind also auch ein Dieb?«

Als sich Auger von der ersten Bestürzung erholt hatte, begriff er die ganze Gefahr der Lage.

Diese Frau mußte seine Mitschuldige oder sein Opfer werden.

Er kannte Ingénue und ihre Grundsätze zu gut, um einen Augenblick zu hoffen, sie werde zu schweigen einwilligen.

Nichtsdestoweniger machte er indessen einen Versuch bei ihr, und er sagte mit bebender Stimme:

»Lassen Sie mich gehen! unsere Geschicke haben nichts mehr mit einander gemein: Sie haben mich unablässig gedemüthigt, Sie haben mich in Verzweiflung gebracht! Ich bin nicht mehr Ihr Mann, Sie sind nicht mehr meine Frau; lassen Sie mich gehen!«

Ingénue begriff, daß die Stunde, die sie auf immer von ihrem Manne trennen sollte, diese Stunde, um die sie den Himmel so dringend und beharrlich gebeten hatte, gekommen war.

»Sie gehen lassen?« erwiderte sie.

»Es muß sein!«

»Sie gehen lassen mit dem Golde von Herrn Réveillon?«

»Wer sagt Ihnen, dieses Gold gehöre Herrn Réveillon?«

»Haben Sie es nicht aus seiner Kasse genommen?«

»Kann ich nicht Gold, das mir gehört, in der Kasse von Herrn Réveillon haben?«

»Wo ist Herr Réveillon?«

»Haben Sie mir ihn in Obhut gegeben?«

»Nehmen Sie sich in Acht, Unglücklicher! Sie antworten mir dasselbe, was Kain Gott nach dem Tode von Abel geantwortet hat.«

Auger erwiderte nichts und versuchte es, wegzugehen.

Ingénue versperrte ihm aber die Thüre und rief:

»Dieb! Dieb!«

Er blieb stehen, nicht wissend, was er thun sollte, und entsetzlich versucht vom bösen Geiste.

»Dieb!« wiederholte Ingénue, »Sie haben vielleicht Herrn Réveillon ermordet! Sie haben das Haus in Brand gesteckt, Sie haben Alles, was Ihnen gedient, zu Grunde gerichtet. Dieb und Mörder, geben Sie wenigstens dieses Gold zurück, das morgen vielleicht die einzige Hilfsquelle Ihrer Wohlthäter sein wird.«

»Äh! Sie nennen mich Mörder?« sagte er mit einem finstern Lächeln.

»Ja, Mörder! Mörder!«

»Sie wollen also, daß ich das Gold zurückgebe?«

Und er zeigte frecher Weise Ingénue den Sack.

»Allerdings will ich, daß Sie es zurückgeben.«

»Und wenn ich es nicht zurückgebe, werden Sie mich anzeigen?«

»Ja, denn man soll erfahren, welches Ungeheuer von Schlechtigkeit Sie sind.«

»Oh!« sprach der Elende mit einer Stimme, die nichts Menschliches mehr hatte: »Sie werden nichts sagen, Madame Auger!«

Und er legte die Hand abermals an seine Tasche.

Ingénue sah die Bewegung und verstand sie.

»Ergreift den Dieb!« rief Ingénue, während sie das Fenster zu öffnen suchte, dessen Scheiben die Flammen in Splitter fliegen zu machen ansingen.

Und der ziemlich dichte Rauch, der durch diese zerbrochenen Scheiben eindringend das Zimmer füllte, verhinderte sie, einen zweiten Schrei von sich zu geben.

Auger stürzte auf sie los, packte sie bei der Gurgel, drückte ihr den Kopf zurück, und stieß ihr über der linken Brust das Messer, das er ganz geöffnet in der Tasche hielt, in den Leib.

Das Blut spritzte mit aller Gewalt hervor, und Ingénue fiel mit einem erstickten Röcheln

nieder.

Auger drückte mit einer krampfhaften Bewegung an seine Brust den Goldsack, den er mit einem Morde bezahlt hatte, eilte mit der Geschwindigkeit eines Schattens durch die offene Thüre, und stolperte bei den zwei Stufen, die das Zimmer vom Vorzimmer trennten.

Während dieser so kurzen Zeit konnte er die Wand und die Decke des Zimmers, das er verließ, einstürzen hören und die Flamme durch den Luftstrom, den sie sich geöffnet, hervorbrechen sehen.

Was er aber nicht sehen konnte und nicht sah, war, daß in demselben Augenblicke eine Leiter ihre zwei weißen Arme an dem verkohlten Fenster zeigte, und daß mit Hilfe der Leiter durch dieses Fenster ein Mann mit versengten Haaren und geschwärztem Gesichte sprang.

»Ingénue!« rief er, »Ingénue!«

Dieser Mann war Christian; Christian, der auf nichts Acht gegeben, der kein Geräusch gehört, keinen Lärm bemerkt hatte, so lange er bei Ingénue gewesen war, der aber, sobald ihn Ingénue verlassen, sobald er sich allein befand, begriff, es gehe im Faubourg etwas Ungewöhnliches vor.

Er stieg aus seinem Fiacre aus, lief auf die erste die beste Gruppe zu und erkundigte sich.

Man sagte ihm, die Arbeiter von Réveillon plündern das Haus ihres Herrn, brennen es ab, und todtten Alle diejenigen, welche es bewohnen.

Ingénue und ihr Vater wohnten aber in diesem Hause.

Ihn, Christian, verlassend, war Ingénue nach diesem Hause zurückgekehrt.

Was sollte aus ihr unter dem entsetzlichen Getümmel werden?

Vielleicht hätte er noch Zeit, sie einzuholen und zu retten!

Er stürzte ihr auf der Spur nach.

Christian kannte sehr gut diese Gartenthüre, durch welche Ingénue meistens hinausging, um mit ihm zusammenzutreffen; er lief nach dieser Thüre.

Die Gruppen durchschneidend, hier gestoßen, dort verwundet, an den Armen, an den Beinen gebrannt, an hundert Stellen zerrissen, kam er sodann in den kleinen Hof.

Hier sah er durch die Fensterscheiben das Spiel von zwei Schatten.

Er erkannte Auger, er errieth Ingénue.

Ueberdies leuchtete die Flamme genug, daß er von unten ihr Gesicht sehen konnte.

Ein Schrei wurde hörbar.

Dieser Schrei schien ihm ein Hilferuf zu sein; es war wirklich der von Ingénue.

Von der Angst verzehrt, schaute er sodann umher; er erblickte unter dem Schoppen eine noch unversehrte Leiter, bemächtigte sich derselben, richtete sie an der Mauer auf, zerschmetterte das Fenster mit einem Faustschlage, und drang in die Kasse in dem Augenblicke ein, wo unter dem rauchenden Schutte die arme Frau, das Opfer ihrer Redlichkeit und ihres Muthes, lag.

In das Cabinet springend, rief Christian zweimal mit einer schrecklichen Stimme:

»Ingénue! Ingénue!«

Bei diesem Schrei, bei diesem Namen erhob sich etwas Weißes mitten unter den Trümmern und hemmte die Schritte des jungen Mannes.

Ein Gemurmel, das ein Rus der Freude und der Dankbarkeit sein konnte, kam aus den Lippen der jungen Frau hervor.

Dieser unartikulierte Ruf verkündigte, welchem schmerzlichen Todeskampfe diejenige, die ihn von sich gab, preisgegeben war.

Christian erkannte zugleich die Stimme von Ingénue und die mit Blut bedeckte, sterbende junge Frau.

Ehe sie wieder zurückgefallen war, hatte er seinen Arm um ihren Leib geschlungen und sie von der Erde aufgehoben.

Es war nicht möglich, einen Augenblick länger in diesem Ofen zu bleiben: er trug die junge Frau fort, indeß das Blut, in Wellen aus der durch den Dolch von Auger gemachten Wunde fließend, seine Schulter überströmte und eine lange Spur auf dem rauchenden Schutte zurückließ; er trug sie fort, eine traurige und theure Bürde! mitten durch die Verwundeten, die Todten, unter einem Hagel von Kugeln, beim Pfeifen der Steine; er trug sie fort, erstickt durch den Rauch, verzehrt von den Flammen, gequetscht durch den Einsturz der Plafonds; er trug sie fort durch die auf der Treppe geöffneten Abgründe, durchschritt die Höfe und hielt erst im Garten an.

Er hatte nicht über zehn Schritte im Hofe gemacht, als das kleine Gebäude hinter ihm einstürzte, und ein Wirbel von Feuer, Staub und Gebrülle, in der Ferne seine Geräusche und seine Scheine zurückwerfend, zum Himmel aufstieg!

LVIII.

Das Portrait.

Niemand hatte den jungen Mann durchschreiten sehen, so sehr war Jeder mit sich selbst beschäftigt, so sehr war Jeder auf das Plündern und Zerstören für seine eigene Rechnung erpicht.

In der That, die Einen schlugen sich, die Andern zertrümmerten, wieder Andere stahlen.

Der Wetteifer im Stehlen, in der Zerstörung oder im Kampfe herrschte ohne Gleichen in diesem unglücklichen Hause, das die Beute einer unglaublichen Orgie von Habgier, Rache und Wuth geworden war.

Indeß die Gardes francaises, außen streitend, allmählig von der Straße und von den Häusern Besitz ergriffen, von deren Fenstern aus man vorthellhaft auf das Haus von Réveillon Feuer geben konnte, bemächtigte sich das Raubgesindel, zurückgedrängt, der Keller und soff sich, ohne zu unterscheiden, voll mit Branntwein, Wein, Weingeist, Liqueur und Terpentin.

Die Meisten von diesen Elenden starben auch vergiftet, indem sie berauscht zu sterben suchten.

Während dieser Zeit zerriß Christian sein Sacktuch in Fetzen, tauchte es in das Bassin des Gartens, legte es eiskalt auf die Brust von Ingénue, und setzte dann seinen Lauf fort, denn er dachte, sie könne nie zu weit von dem unseligen Hause weggetragen werden.

Und indeß er lief, preßte er tausendmal an sein Herz diesen zuckenden Leib, er verzehrte mit Küssen diese schon vom Siegel des Todes bezeichneten Lippen, und in einem wüthenden Anfälle von Verzweiflung ging er ohne zu wissen wohin und verlangte von Gott nichts Anderes, als wenn er Ingénue von der Erde nehme, mit ihr sterben zu dürfen.

Christian lief also wie wahnsinnig, beladen mit seiner kostbaren Last, eine Hand auf dem Herzen der jungen Frau, um seine letzten Schläge zu befragen; zuweilen nur blieb er seufzend stehen, um Athem zu schöpfen und das Blut mit seinem gerötheten Taschentuche zu stillen.

Die Gedanken hatten ihn verlassen: als er Ingénue immer bleicher, immer kälter werden und mehr und mehr dem Tode zugehen sah, verlangte er nur den Tod.

Plötzlich hielt ihn sein guter Engel auf.

»Warum sollte man Ingénue nicht retten?« flüsterte er ihm ins Ohr.

Christian stieß einen Freudenschrei aus; er öffnete die Augen wieder einer ganz neuen Ideenordnung.

»Ja, sie retten!« murmelte er. »Ich werde sie retten! ich werde sie retten, und sie wird mir das Leben zu verdanken haben!«

Ein Fiacre fuhr vorüber, Christian rief ihn.

Zum Glücke war der Wagen leer: er kam gerade auf den jungen Mann zu.

»Guter Gott!« fragte der Kutscher, »was gibt es denn, mein junger Herr?«

»Mein Freund,« antwortete Christian, »ich befand mich mit meiner Schwester mitten unter dem Aufruhre des Faubourg Saint-Antoine, und sie wurde verwundet.« . .

»Ach! ja!« rief, der Kutscher von seinem Fiacre herabspringend, »und sogar sehr gefährlich,

denn Ihre Kleider sind ganz roth von Blut.«

Und der brave Mann öffnete seinen Fiacre, in den sich Christian, Ingénue quer auf seinem Schooße haltend, setzte.

»Sie wollen einen Wundarzt, nicht wahr, mein junger Herr?« fragte der Kutscher.

»Ja, gewiß! Kennst Du einen?«

»Oh! ja, Herr, und zwar einen ganz vortrefflichen.«

»Wie heißt er?«

»Ich weiß seinen Namen nicht.«

»Du weißt seinen Namen nicht?«

»Man nennt ihn nur den Wundarzt der armen Leute.«

»Vorwärts! vorwärts!«

Der Kutscher peitschte seine Pferde auf eine so kräftige Art, daß er ihnen begreiflich machte, es sei dringende Noth; sie liefen auch, wie sie nie gelaufen waren.

Nach einer Viertelstunde hielt der Fiacre vor einer kleinen Thüre, in einer schmalen, finsternen, Christian völlig unbekanntem Straße.

Der Kutscher stieg ab, läutete oder riß vielmehr an der an der kleinen Thüre angebrachten Schelle, und diese Thüre öffnete sich; dann half er Christian Ingénue aus dem Wagen herausheben.

»So!« sagte der Kutscher, »nun ist sie in guten Händen, gehen Sie!«

»Und wohin soll ich gehen?«

»In den zweiten Stock . . . Ei! ich höre schon, daß man die Thüre öffnet.«

Der Gang war in der That kaum geöffnet, als ein Licht durch die Stangen des eisernen Geländers erschien.

Und eine Stimme ertönte von oben, eine scharfe, durchdringende Stimme.

»Was gibt es denn,« fragte die Stimme, »und wer läutet so gewaltig?«

»Ein Kunde,« sagte der Kutscher.

Sodann zu Christian:

»Gehen Sie hinauf! gehen Sie hinauf, mein junger Herr; es ist die Haushälterin des fraglichen Wundarztes. . Soll ich Ihnen helfen?«

»Ich danke,« erwiderte Christian, indem er den Fuß auf die erste Stufe setzte.

»Oh! bei meiner Treue, ja, Sie scheinen mir stark genug; und dann ist die junge Dame federleicht. Aber, wie viel Blut, mein Gott! wie viel Blut! Ich will Sie hier unten erwarten, für den Fall, daß Sie meiner bedürfen sollten.«

Christian stieg langsam die Stufen hinauf, nicht als ob die junge Frau schwer auf seinen Armen gelastet hätte, sondern bei jedem Schritte, den er machte, kam das Blut frisch und roth an die Lefzen der Wunde.

In dem Augenblicke, wo er über den Ruheplatz des ersten Stockes ging, that sich eine Thüre auf, und es zeigten sich einen Moment Köpfe von neugierigen alten Weibern; als sie diesen jungen Mann voll Blut und diese sterbende junge Frau sahen, stießen sie einen Schrei aus und zogen sich hastig zurück.

Hinter ihnen schloß sich die Thüre wieder.

Das erwähnte Licht schien immer vom zweiten Stocke herab. Ein flackerndes Leuchtfeuer,

bezeichnete es Christian, wo er seine Füße auf den zugleich kothigen, schmalen, feuchten und holperigen Stufen aufsetzen sollte.

Der Geruch dieses Hauses war ekelhaft und ungesund.

Die Luft darin war kalt; man sah an den Mauern herab Rinnen von Wasser laufen, das durch die schlecht beworfenen Wände sickerte.

Christian kam endlich vor die Frau, welche so leuchtete, und deren Kopf tief in einer fettigen Haube stak.

Es war einer von jenen Typen von Haushälterinnen, wie man sie nur in Paris, der Stadt des elenden Luxus, findet.

Sich von solchen Personen bedienen lassen heißt offenbar weniger Sorge für sich, als für sie tragen.

Christian war aber nicht da, um Physiologie zu treiben. Er warf kaum einen Blick auf die häßliche Duenna und suchte mit den Augen einen Platz, wo er seine Bürde niederlegen könnte.

Kein Teppich, kein Canape; nur im Hintergrunde einer Stube ein Bett.

Christian lief auf dieses Bett zu; doch die Frau rief:

»Nun! was machen Sie denn? . . . Auf das Bett vom Herrn? Gut! das würde nur noch fehlen.«

Christian blieb, im Herzen verwundet, stehen.

»Aber wo soll ich denn diese arme Verwundete niederlegen?« fragte er.

»Wo Sie wollen, doch nicht auf das Bett!« erwiderte die alte Frau.

»Und warum nicht?« fragte Christian.

»Weil all dieses Blut das Bett vom Herrn verderben würde.«

Der Ekel erfaßte Christian.

In der That, das Bett vom Herrn schien ihm nicht würdig, dieses jungfräuliche, kostbare Blut zu empfangen, dessen Befleckung die häßliche Haushälterin befürchtete.

Er zog mit dem Fuße einen Strohstuhl herbei, rückte einen andern an denselben und legte die junge Frau auf diese Art von Canape.

Die Alte ließ ihn brummend machen.

Als Ingénue auf diesem improvisirten Bette lag, schaute Christian empor und fragte:

»Der Wundarzt ist also nicht hier?«

Das Licht der Kerze, welche die Haushälterin hielt, fiel nun auf sein Gesicht.

»Sieh da, Herr Christian!« rief sie.

»Sie kennen mich?« fragte der junge Mann.

»Ich glaube wohl,« erwiderte die alte Frau, »und ich möchte beifügen, es sei nicht gut von Ihnen, daß Sie mich nicht wiedererkennen, Herr Christian, nachdem ich Sie gepflegt habe, wie ich dies gethan.«

Christian schaute sie nun ebenfalls an.

»Albertine!« rief er.

»Ei! ja, Albertine.«

»Ich bin also bei Herrn Marat?«

»Allerdings.«

»Wie! er hat den Marstall von Artois verlassen?«

»Der Herr hat seinen Abschied genommen: er will nicht mehr den Tyrannen dienen.

Ein Ausdruck des Ekels trat auf dem Gesichte von Christian hervor.

Er hatte einen Augenblick den Gedanken, Ingénue anderswohin zu bringen.

Doch wohin?

Uebersdies erinnerte er sich, welche Sorgfalt Marat bei ihm angewandt, und welche Geschicklichkeit er entwickelt hatte, als man ihn verwundet zu Marat gebracht, wie man heute Ingénue zu ihm brachte.

»Ah!« sagte er, »ich bin bei Herrn Marat . . . Aber wo ist er denn?«

»Weiß ich es!« versetzte Albertine; »er hat seine Angelegenheiten, und er sagt nicht, wohin er geht.«

»Ah! meine liebe Frau Albertine!« rief Christian, »laufen Sie geschwinde, ich bitte Sie inständig. Sehen Sie nicht, daß das arme Kind stirbt?«

»Geschwinde, geschwinde, das ist leicht zu sagen,« entgegnete die Alte, indem sie dieses anbetungswürdige Gesicht mit einem tiefen Haffe gegen die Schönheit, die Jugend und die Anmuth von der Seite anschaute. »Geschwinde! und ich versichere Ihnen doch, ich wisse nicht, wo der Herr ist.«

»Oh! suchen Sie ihn da, wohin er zu gehen 'Pfleget.«

Und der Habsucht von Albertine sich erinnernd, zog er ein paar Louis vor aus der Tasche, und sagte zu ihr:

»Hier, meine liebe Frau Albertine, nehmen Sie.«

Albertine nahm die Goldstücke gierig und schickte sich in der That an, wegzugehen, und war es auch nur, um sich den Anschein zu geben, als suchte sie Marat, als ein Seufzer im Zimmer hörbar wurde.

Christian erwiederte diesen Seufzer durch einen Freudenschrei: Ingénue war zum Leben zurückgekehrt.

Er stürzte bei, ihrem Stuhle auf die Kniee; Albertine neigte sich gegen sie, nicht aus Mitleid, sondern aus Neugierde.

Ingénue öffnete mit Anstrengung die Augen, und ihr erster Blick war für Christian.

Als sie den jungen Mann erkannt hatte, schien sich die Blöße ihrer Wangen ein wenig zu verlieren.

Eine Art von freudiger Flamme erleuchtete das Antlitz der armen Verwundeten.

Christian erwartete, bei ihr knieend, ihr erstes Wort: man hätte glauben sollen, sein Leben hänge davon ab.

Doch sie fragte nur mit einer kaum verständlichen Stimme:

»Wo bin ich?«

»Bei einem sehr geschickten Wundarzte, meine Freundin,« antwortete Christian, »bei dem, welcher mich gerettet hat, und der Sie auch retten wird.«

Etwas wie ein Lächeln verklärte- die Stirne der jungen Frau.

»Ja,« flüsterte sie, »ja, mich retten!«

Und als wollte sie erkennen, wo sie sich befand, schauten ihre Augen im Kreise umher.

Plötzlich erweiterten sich diese Augen und hefteten sich auf einen Winkel des Zimmers mit einem Schrecken, als ob sie den Tod selbst in der Dunkelheit gekauert gesehen hätte.

Christian folgte der Richtung dieses bangen Blickes und erschaute einen schlecht vergoldeten hölzernen Rahmen, in welchem ein Portrait von zugleich Unheil weissagendem und höhnischem Ausdrücke lebte, — das ist das richtige Wort.

Dieses Portrait, von einem kräftigen Pinselstriche und einer mehr trüben als glänzenden Färbung, meublirte die abgestutzte Ecke des Zimmers.

Wir sagten, es habe gelebt, und in Abwesenheit des Herrn schien es über jede Einzelheit des Hauses zu wachen.

Ingénue gab einen Schrei von sich.

Dann streckte sie Sie Finger gegen das Bild aus und fragte mit erstickter Stimme:

»Wer ist dieser Mann?«

»Nun, es ist mein Herr, Herr Marat,« antwortete die Alte, »und das Portrait ist sehr schön: einer von seinen Freunden, Herr David, hat es gemalt.«

»Dieser Mann! . . .« rief Ingénue, indem sie sich auf dem improvisirten Lager, das ihr Freund ihr bereitet hatte, aufrichtete.

Sie konnte nicht mehr sagen; Christian wartete mit Angst.

»Der Wundarzt? es ist der Wundarzt?« vollendete sie stammelnd.

»Nun,« fragte Christian, wie sie einem unbeschreiblichen Gefühle von Bangigkeit preisgegeben, »und wenn es der Wundarzt wäre?«

»Dieser Mann würde mich verbinden? dieser Mann würde mich anrühren?« rief Ingénue. »Oh! nie! nie!«

»Beruhigen Sie sich,« sprach Christian, »ich stehe für seine Geschicklichkeit.«

»Dieses Ungeheuer würde zum zweiten Male die Hand an mich legen?«

Und mit einem Ausdrücke des Ekels, der noch viel entschiedener als das erste Mal, wiederholte sie:

»Oh! nie! nie!«

»Was will sie damit sagen?« fragte sich leise Christian.

»Der Herr ist nicht schön,« sprach Albertine, ihr Gesicht zu einem Lächeln verzerrend; »der Herr ist aber kein Ungeheuer, und dieser junge Mann kann bezeugen, daß er eine leichte Hand hat.«

Und sie deutete auf Christian.

»Oh!« rief Ingénue zugleich voll Angst und Ekel, »bringen Sie mich von hier fort, ohne einen Augenblick zu verlieren! Christian, bringen Sie mich fort!«

»Gut!« sagte die Alte, »sie ist im Delirium. Wir kennen das, man muß nicht auf das, was sie sagt. Acht geben.«

»Liebe, liebste Ingénue,« flüsterte der junge Mann der Verwundeten ins Ohr, »bewältigen Sie sich! es ist das Fieber, was Sie so aufregt!«

»Oh! nein, nein!« erwiederte Ingénue.

»Sie kennen aber Herrn Marat nicht, es ist nicht möglich, daß Sie ihn kennen!«

»Doch, doch, ich kenne ihn! und meine Freundin Charlotte Corday kennt ihn auch!«

»Charlotte Corday?« wiederholten Christian und Albertine.»

»Er soll mich nicht anrühren; nein, nein, nein, ich will es nicht haben.«

»Ingénue! . . .«

»Bringen Sie mich fort, Christian! ich sage Ihnen, bringen Sie mich fort!«

»Sie werden aber sterben, Ingénue!« «

»Eher den Tod, als die Pflege dieses Menschen!«

»Ingénue, meine Freundin, kehren Sie wieder zu Ihrer Vernunft zurück.«

»Ich habe sie so wenig verloren, ich besitze sie so vollkommen,« rief die junge Frau, indem sie sich mit einer schrecklichen Bewegung aufrichtete, »daß, wenn dieser Mensch sich mir nähert . . .«

»Meine Freundin . . .«

»Ah! man kommt herauf . . . Es ist der Herr,« sagte Albertine.

Ingénue eilte mit einer Kraft, der man sie nach einem so großen Blutverluste nicht fähig gehalten hätte, nach dem Finster.

»Christian,« sprach sie, »rührt mich dieser Mensch an, so stürze ich mich, ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre, zu diesem Fenster hinaus.«

»Oh! mein Gott!«

»Bringen Sie mich fort, sage ich Ihnen! sehen Sie denn nicht, daß Sie mich tödten?«

Sie hatte diese Worte nicht vollendet, als sich die Thüre öffnete und Marat auf der Schwelle erschien.

Er hielt einen Leuchter in einer Hand, einen Bund Papiere in der andern; er hatte seine schmutzige Kopfbedeckung, sein schmutziges Gesicht, seinen leuchtenden, schiefen Blick, und bewegte seinen verkrümmten Leib wie eine verwundete Spinne. »

Ingénue, als sie ihn hier, verblendend und lächelnd, stehen sah, als sie nicht mehr in der Copie, sondern im Original, den Mann der Rue Serpente erkannte, stieß einen Seufzer aus und fiel aufs Neue in Ohnmacht.

Christian, da er glaubte, sie werde sterben, nahm sie in seine Arme und stürzte nach der Treppe.

Vergebens fragte ihn Marat nach dem Grunde dieser Flucht, vergebens erschöpfte er, als er ihn erkannt hatte, oben von der Treppe herab alle Zärtlichkeiten und alle erschreckliche Prophezeiungen,— Christian stieg immer rascher hinab, gestachelt durch die Stimme, die ihn aufzuhalten suchte.

Er machte erst Halt vor dem Fiacre, in den er sich wieder warf.

»Wohin fahren wir, mein junger Herr?« fragte der Kutscher.

»Wohin Du willst,« antwortete Christian.

»Wie, wohin ich will?«

»Ja! rasch, rasch!«

»Aber . . .«

»Fahre ans Ende der Welt, wenn Du willst; aber fort! fort!«

Ganz erstaunt, peitschte der Kutscher seine Pferde und fuhr ab; Marat rief von seinem Fenster aus immer:

»Christian! Christian!«

Und der junge Mann hörte es und fragte sich, woher diese Vertraulichkeit komme, und warum ihn Marat schlechtweg Christian nenne.

Doch, ohne daß er wußte warum, flößte ihm diese Stimme ein Gefühl unbestimmten

Schreckens ein.

»Vorwärts,« rief er dem Kutscher zu, der über den Weg, welchen er nehmen sollte, unschlüssig war; »vorwärts!«

Plötzlich erleuchtet durch eine Idee, fügte er bei:

»Nach dem Louvre! nach dem Louvre!«

Während dieser Zeit schloß Marat voll Zorn sein Fenster wieder und fragte:

»Was für eine einfältige Person ist denn das, die mir Christian da gebracht hatte?«

»Ich kenne sie nicht,« antwortete die Haushälterin; »nur weiß ich, daß sie, als sie Ihr Portrait gesehen, aufgeschrien hat, Sie seien ein Ungeheuer.«

»Ah! ah!« sprach Marat mit einem bitteren Gelächter, »wenn mein Freund David hier wäre, das würde ihn sehr glücklich machen: es beweist, daß mein Portrait ähnlich ist.«

Sodann die Stirne faltend, fragte der Wundarzt i der Armen:

»Also Du weißt den Namen dieser jungen Frau nicht?«

»Mein Gott, nein; doch sie hat eine ihrer Freundinnen genannt.«

»Ah! eine ihrer Freundinnen. . . Und diese Freundin, wie heißt sie?«

»Charlotte Corday.«

»Charlotte Corday ?« wiederholte Marat; »ich kenne das nicht.«

Und er kehrte in sein Cabinet zurück und wiederholte:

»Ah! ich bin ein Ungeheuer!

LIX.

Der Schlüssel des Glückes.

Niemand schlief in diesem großen Gebäude, das die Könige zu jener Zeit als ein Absteigequartier bewohnten, und dessen ungeheure Gemächer den Dienstleuten und den Officieren von der Garnison überlassen waren.

Christian hatte hier einen Zufluchtsort; er hatte hier Freunde. Er schlich sich eine wohl bekannte Treppe hinauf, legte Ingénue in einem glänzend meublirten Zimmer auf ein Bett nieder, das weder Tücher, noch Decken hatte und majestätisch mitten im Gemache unter seinem Himmel von Tapetenwerk mit Seide und Gold gestickt thronte.

Er ließ die Kranke, die der Durst verzehrte, trinken; er stillte selbst das Blut der Wunde; dann küßte er auf die Stirne dieses theuren Opfer und setzte sich zu ihm, mit pochendem Herzen, sich fragend, ob das nicht ein entsetzlicher Traum sei, und ob, trotz so vieler Mißgeschicke, das Erwachen nicht noch schrecklicher kommen und ihn auf immer von der einzig geliebten Frau trennen werde.

Der Brand, die Plünderung, das verworrene Geschrei, das Gewühl dieses Hauses von Réveillon, oder vielmehr dieser Hölle, Alles dies, ein kochendes Delirium, machte fast dem von Ingénue den Zustand ähnlich, in welchem sich der unglückliche Christian befand, als er sich in der Stille und im Schatten bei dieser Frau allein sah.

Bald aber zeigte sich die Wirklichkeit. Räuber dieser Frau, verfolgt von den Gerichten, vielleicht getadelt, zurückgestoßen von der Gräfin feiner Mutter, aufgesucht von Rétif, auch gemordet von Auger, der nur dieses Hilfsmittel hatte! — was thun?

In ein paar Stunden mußte er einen Entschluß fassen; — in ein paar Stunden das Wohl oder der Ruin seines ganzen Lebens!

Der Schlaf, ein wiederherstellender Balsam, hatte sich auf die Augen von Ingénue gesenkt. Ihre Brust zuckte sanfter: das Zittern ihrer Hände hatte einem unmerklichen Schauern der Muskeln Platz gemacht.

Christian hielt es nicht mehr aus: er erstickte. Er verließ das Zimmer, um einen Augenblick zu athmen und in der freien Luft die Gegenwart Gottes zu suchen, der sich vor seinen Blicken zu verbergen schien.

Er hatte nicht zwei Schritte in dem großen Hofe gemacht, als er Geräusch an einem der Eingangsthore hörte; Fackeln, Piqueurs, ein Gewieher von erhitzten Pferden, welche nach ihrer Streu und nach alten Kameraden riefen; sodann die Thore, die man öffnete, klirrende Waffen, und endlich eine mit dem Lärmen und der Geschwindigkeit des Donners auf dem Pflaster des großen Hofes hinrollende Carrosse!

Befremdet, schwankend, sah er, ohne zu begreifen, den Wagen im Galopp von sechs Pferden auf sich zukommen.

Und ohne den Piqueur, dessen Stiefel ihn im Vorübergehen streifte, hätte sich Christian, verdutzt und unbeweglich, zermalmen lassen.

Das Fenster der Carrosse war indessen niedergelassen: ein feiner, belebter junger Kopf

erschien mitten, unter den Fackeln, und beim Scheine der Laternen des Wagens erkannte Christian seinen hohen Freund den Grafen von Artois.

Eine plötzliche Offenbarung: das Chaos verschwand in seinem Kopfe, die Ideen reihten sich an einander an, der Nebel zerstreute sich, der Wille Gottes brachte jedes Ding in Ordnung und führte die Vernunft mit der Hoffnung zurück.

»Der Prinz!« rief Christian, »der Prinz in Paris! Oh! Dank Dir, allmächtiger Gott!«

Und er folgte der Carrosse mit eben so viel Eifer, als er sie kurz zuvor mit träger Einfalt hatte an sich vorbeifahren sehen.

Der Prinz war in der That nach Paris von Versailles gekommen, wo er die Meldungen von Herrn von Bezenval bei seiner Rückkehr von der Jagd erhalten hatte.

Die Königin gab sich Mühe, diese Plünderung als Scherz zu behandeln; aber, weniger beruhigt, verlangte der Graf von Artois seine Pferde, und kam, seinem Systeme getreu, um zu sehen, wie weit die Pariser diesen bitteren Scherz treiben werden.

Christian gelangte zu gleicher Zeit mit der Carrosse an die große Treppe; so daß er Einer der Ersten Seine Königliche Hoheit begrüßte und ihre ersten Fragen hörte.

»Monseigneur,« sagte er, »Niemand kann besser als ich Eurer Königlichen Hoheit Kunde geben. Ich komme vom Faubourg Saint-Antoine, und das ist leicht an meinen verbrannten, von Koth und von Blut befleckten Kleidern zu sehen.

»Von Blut?« wiederholte der Prinz mit einer leichten Bewegung des Schreckens; »man schlägt sich also?«

»Monseigneur, man plündert und tödtet im Faubourg Saint-Antoine.«

»Geschwinde! geschwinde! erzählen Sie mir das!« sagte der Prinz, nachdem er, während er sich nach seinen Gemächern wandte, hastig ein paar Befehle gegeben hatte.

Christian folgte dem Prinzen und erzählte ihm, was er gesehen.

Eine schmerzliche Geschichte!

»Das sind wohl wieder Feinde für uns,« sagte der Prinz, »und ohne Nutzen! Es ist aber eine Meuterei? es ist ein vereinzelter Handstreich?«

In diesem Augenblicke trat Herr von Bezenval bei Seiner Hoheit ein. Er kam vom Faubourg zurück und stieg so eben vom Pferde.

»Eure Hoheit wird sogleich den Kanonendonner hören,« sagte er; »die Menge ist beträchtlich: auf tausend Streiter kommen immer zwanzig bis dreißigtausend Neugierige.«

»Man schlägt sich also im Ernste?«

»Man tödtet die Diebe, ja, Monseigneur, und zwar sehr im Ernste; man wirft sie zu den Fenstern hinaus, man röstet sie an dem Feuer, das sie angezündet haben, man hängt sie an die Thüren, man kartätscht sie nieder: das wird bald beendet sein.«

»Wann denn?«

»Wenn Niemand mehr da sein wird,« antwortete Bezenval phlegmatisch.

Der Prinz wandte den Kopf ab.

»Meinen Dank, Herr Baron!« sagte er; »gehen Sie und ruhen Sie aus.«

Der Officier ging ab.

»Wenn ich bedenke,« murmelte der Prinz, »wenn ich bedenke, daß zwanzig Millionen Franzosen zu tödten sind, wie diese, ehe man dahin gelangt, daß man keine Feinde mehr in

Frankreich trifft!«

Und er versank einige Augenblicke in ein tiefes Stillschweigen.

Sodann Christian wahrnehmend, bei dem alle Bewegungen eine fieberhafte Ungeduld verriethen, sagte er

»Wie bleich sind Sie, Graf Obinsky! wie aufgeregt sind Sie!«

»Oh! Monseigneur, ich müßte todt sein!«

»Du! mein armer Christian?«

»Monseigneur, können Sie mir eine Minute bewilligen?«

»Sprich! sprich!«

»Nun wohl, Monseigneur, Ingénue ist vielleicht zu dieser Stunde todt.«

Und er erzählte lebhaft, leidenschaftlich das ganze entsetzliche Drama.

Der Prinz gab mehr als einmal Zeichen der Theilnahme und der Besorgniß von sich.

»Nun,« sagte Christian, als er geendigt hatte, »bin ich unglücklich genug? Stirbt sie, so werde ich sie nicht überleben; entkommt sie, so muß ich sie ihrem Vater, einem schändlichen Gatten zurückgeben, der, nachdem er sie einmal gemordet, sagen wird, sie sei sein Eigenthum . . . Oh! der Elende! Monseigneur, werden Sie mir nicht ihn vor ein Gericht schleppen und die Ehe lösen helfen?«

Der Prinz überlegte; er lächelte sodann, und, sich in einer liebevollen, heiteren Inspiration erhebend, öffnete er ein Kistchen von Boule, das sein Kammerdiener neben ihn gestellt hatte.

Er nahm daraus einen kleinen ciselirten Schlüssel und gab ihn immer lächelnd Christian.

»Was ist das?« fragte der junge Mann.

»Höre mich wohl an,« erwiderte der Prinz, »und verliere kein Wort und keine Secunde . . .

»Dieser Schlüssel ist der Deines Glückes.«

LX.

Aechte und falsche Thränen.

Vielleicht hat unser Leser, der einen ganzen Horizont umfaßt, während wir genöthigt waren, unseren Hauptpersonen auf den Wegen und Umwegen ihrer Odyssee zu folgen, sich schon gefragt, wie es in dieser gräßlichen Nacht dem armen Rétif de la Bretonne ergangen sei.

Wir kommen hierzu, Leser; und indeß Christian, Besitzer des Schlüssels, den der Graf von Artois den Schlüssel des Glückes nennt, die sterbende Ingénue in eines von den kleinen Häusern trägt, die der Prinz seinem Pagen angeboten hatte, werden wir umkehren und natürlich auf unserem Wege den würdigen Romanendichter finden.

Während dieser fürchterlichen Verwüstung, welche den Faubourg Saint - Antoine völlig untereinander warf, Paris in Bewegung und Versailles in Schrecken setzte, machte es Rétif de la Bretonne wie es die Schiffbrüchigen in dem Augenblicke machen, wo der Kapitän der Mannschaft und den Passagieren ankündigt, in zehn Minuten werde das Schiff untersinken: er suchte seine Gedanken zu sammeln und zu retten, was er Kostbarstes hatte.

Vor Allem sein Leben! Rétif lag viel hieran; das war für ihn, den Philosophen, das Princip alles Glückes; und da er ein wenig Skeptiker hinsichtlich der andern Welt, so wünschte er so lange als möglich im Besitze von dieser zu bleiben.

Rétif rettete also vor Allem sein Leben.

Sodann, als sein Leben gerettet war, schaute er umher und fragte sich, welche Dinge er mit seinem Leben retten sollte.

Das Erste, was sich seinem Geiste, seinem Herzen bot, war seine Tochter, seine vielgeliebte Ingénue.

Ingénue war aber abwesend; folglich lief sie keine Gefahr.

Als dann dachte er an seine Manuscripte, das heißt an seine anderen Kinder, an die ihm nach Ingénue theuersten Kinder: das Beispiel von Camoens und mehreren anderen großen Dichtern war nicht zu vernachlässigen.

Rétif, der schleunigst hinabgegangen war, um die Gefahr von unten zu ermessen, versicherte sich, daß die Treppe noch solid, stieg wieder in seinen dritten Stock hinauf und raffte eine Quantität beschriebene Papiere von wenig angenehmem Aussehen zusammen, welche Papiere aber die Flamme sicherlich eben so wenig verschont hätte, als das Wasser des indischen Meeres die *Lusiade*.

Er rollte diese Papiere zusammen und nahm sie unter seinen Arm; dann leerte er in seine weiten Taschen, die sich rundeten und seinen Ueberrock aufhoben, eine Schachtel voll assortirte Druckschrift.

Als er sodann sah, daß das, was er zurückließ, gerettet zu werden nicht der Mühe werth war, daß er wie Bias Alles mit sich nahm, stieg er wieder die Treppe hinab, ging durch die Gartenthüre, und entfloh wie ein Dieb, der verhaftet zu werden befürchtet, weil er, da viele Leute das Haus von Réveillon zu plündern ansingen, streng genommen für einen Plünderer gelten konnte; und der Geist des redlichen Romanendichters empörte sich schon beim Gedanken allein,

man könnte in Betreff seiner einen solchen Irrthum begehen.

Sobald er, athemlos, aber das Herz ruhig — denn errettete nicht nur seine Probebogen, sondern auch ein hinreichendes Quantum Schrift, um andere zu machen, — fern vom Ofen war, setzte er sich auf einen Weichstein und schenkte einen Malerblick dem Effecte des Brandes und dem Gemälde der Volkswuth; wonach er behende den benachbarten Straßen zuschritt, um sich völlig in Sicherheit zu bringen.

Er hatte die ersten Schüsse der Gardes francaises gehört, und er erinnerte sich mit einem gewissen Schrecken des Gewehrfeuers vom Pont-Neuf.

Was blieb ihm zu thun, dem guten Rétif?

Er hatte nur zu warten.

Welche Idee würde seine Tochter haben, wenn sie nach Hause käme oder wenn sie vielmehr nicht nach Hause kommen könnte?

Ihren Vater überall zu suchen, wo er wäre.

Wo wäre er?

Der Hase kehrt in sein Lager zurück. Rétif war in gewisser Hinsicht von der Natur der Hasen: in seinem alten Lager würde ihn also seine Tochter suchen.

Welches war dieses alte Lager?

Die kleine Wohnung der Rue des Bernardins.

Diese kleine Wohnung bot sich auch ganz natürlich dem Gedächtnisse von Rétif.

So sehr er seit einem Monat an den Luxus und den Comfort des Hauses Réveillon gewöhnt war, der Romanendichter hatte die Freuden und die Leiden des unabhängigen Mannes nicht vergessen; die einen und die andern waren unzertrennlich von der Erinnerung an diese arme kleine Wohnung; Rétif erinnerte sich derselben auch nicht sobald, als er sein Gedächtniß befragte.

Er schlug also maschinenmäßig, und als ob er es nie verlassen hätte, den Weg nach seinem alten Quartier ein.

Es war noch nicht ganz Nacht geworden, als er hier ankam. In Ermangelung eines Concierge, — die Concierges waren zu jener Zeit in den meisten Häusern von Paris noch unbekannt, — kam einer von den Miethsleuten auf seine Schläge mit dem Klopfer herab und öffnete ihm die Thüre; der im ersten Stocke wohnende Hauseigenthümer, bei welchem Rétif Halt machte, hörte nicht nur mit Neugierde, sondern mit Interesse die Erzählung der Ereignisse des Tages, und da Rétif immer so regelmäßig als möglich seine Zieler bezahlt, da er das Haus Verlassen hatte, ohne irgend einem Menschen einen Pfennig schuldig zu sein, so kam der Hauseigenthümer den Wünschen von Rétif entgegen und bot ihm an, er möge seine alte Wohnung, welche vacant geblieben, wieder beziehen, was Rétif annahm.

Mehr noch: da die Wohnung völlig von jedem Meuble entblößt war, so trieb der Hausherr das Vertrauen so weit, daß er Rétif zwei Stühle anbot, einen für ihn, einen für seine Tochter, bis sich Rétif mit Hilfe seines Buchhändlers wieder ein anderes Ameublement angeschafft hätte.

Rétif begab sich also in seinen vierten Stock, in einer Hand ein Licht, in der andern einen Stuhl tragend, und gefolgt vom Hauseigenthümer selbst, der den zweiten Stuhl trug.

Als sie in die Wohnung eingetreten waren, machte der Hausherr seinem alten Miethsmanne bemerkbar, er habe seine Abwesenheit benützt, um eine neue Tapete ankleben zu lassen, was er übrigens zur Zeit von Rétif nicht gethan, obgleich ihn Rétif, da die alte Tapete in Fetzen zerfallen

war, oft darum gebeten hatte.

Das war eine von den abscheulichen grauen Tapeten, wie sie die Hauseigenthümer gewöhnlich in den Wohnungen der dritten und vierten Stockwerke anwenden.

Rétif lobte diese Tapete sehr, denn er wünschte, daß ihm der Hausherr, außer seinen zwei Stühlen, noch einen Tisch leihe.

Lassen wir dem Hausherrn die Gerechtigkeit widerfahren, daß er auf die erste Bitte, die an ihn gerichtet wurde, Rétif einlud, hinabzugehen und selbst den Tisch, der ihm anstünde, zu wählen.

Rétif ging hinab und nahm einen sehr einfachen, aber mit zwei Schubladen versehenen Tisch; alsdann brachte er, immer mit Hilfe des Eigenthümers, den Tisch in den vierten Stock.

Wonach sich der Hausherr, Rétif seine anderen Dienste anbietend, zurückzog.

Rétif geleitete den Hauseigenthümer bis an die Thüre, grüßte ihn, wartete, bis er einen Stock hinabgestiegen war, kehrte zurück, machte die Thüre hinter ihm zu, zog die beiden Schubladen aus dem Tische, und leerte die Schrift darein, mit der seine zwei Taschen vollgestopft waren.

Wieder aufgeheitert durch die Idee, nichts widersetze sich mehr dem, daß er arbeiten könnte, ging er sodann eine Zeit lang auf und ab, — seine Tochter erwartend und nicht bezweifelnd, so gut kannte er seine Ingénue, sie werde jeden Augenblick kommen.

Und dennoch verstrich die Zeit.

Doch, ein Mann von Einbildungskraft, supponirte Rétif Alles, um einen Verzug zu entschuldigen: den Schmerz der Demoiselles Réveillon, denen das zarte Herz von Ingénue Hilfe leisten würde; die Einsamkeit, in der sich die armen Mädchen befänden; die Sperrung der Straßen, die Entfernung der zwei Quartiere; Rétif ging endlich so weit, daß er sogar Gefahren annahm.

Was ihn aber hauptsächlich beruhigte, das war die Gegenwart von Auger im Hause: der Mann wachte über die Frau, und es werde, Dank sei es diesem Schutze, ohne Zweifel Ingénue jeden Augenblick frisch und gesund zurückkommen.

Es schlug halb zehn Uhr Abends, ohne daß Rétif ernstlich in Unruhe gerathen war.

Uebrigens hatte Rétif, um keine Zeit zu verlieren, ein paar Seiten über den Brand und die Plünderung zu setzen angefangen; da er aber keine geschichtliche Erzählungen machen konnte, denn die Preßfreiheit war entfernt noch nicht vollkommen, da er überdies mit den glühenden Leidenschaften des Augenblicks den schmerzlichen und nur zu reellen Brand des Aufruhrs wieder zu schüren befürchtete, so suchte und fand Rétif ein sinnreiches Mittel, das, was vorgefallen, zu erzählen, darin, daß er den Brand eines Schlosses auf dem Lande beschrieb. Er ersetzte die Aufrührer durch Dorfbewohner in Schlarren und die Kasse durch einen Futterboden; er nannte Scheunen die Werkstätten und machte eine sehr rührende Erzählung vom Einsturze der in Flammen stehenden Schafställe und dem kläglichen Blöken der Herden; Réveillon endlich verwandelte er in einen schlechten Gutsherrn, was seiner Novelle ein wenig Körper gab.

Rétif schrieb, wie man weiß, nicht, sondern er setzte sogleich; er war schon ganz erhitzt durch seine Arbeit, er sing an den wahren Brand über dem falschen zu vergessen, selbst Ingénue zu vergessen, als die Thüre des Zimmers sich öffnete und ein Mann, ganz keuchend, ganz athemlos, wie eine Lawine hereinstürzte.

Bei dem Geräusche, das dieser Mann eintreten machte, schaute Rétif empor, und er erkannte Auger.

Auger war bleich; er hatte hohle Augen mit blauen Ringen, einen kurzen Athem und

schlotterige Beine; seine Haare waren in Unordnung; man sah, daß er viel hatte laufen müssen, und er schien noch laufen zu wollen, als ob dieses Zimmer, statt ihm das Hinderniß seiner vier Wände zu bieten, eine gränzenlose Ebene gewesen wäre.

»Sie! Sie!« rief Auger, indem er sich auf Rétif warf, um ihn zu umarmen.

»Allerdings ich,« erwiderte der gute Mann; »suchten Sie mich denn nicht?«

»Doch . . .«

»Und Sie haben errathen, ich sei nach meiner alten Wohnung zurückgekehrt?«

»Ich habe das errathen . . . ja,« stammelte Auger.

»Sie sind aber nicht allein?« fragte Rétif besorgt.

»Wie, nicht allein?«

»Nein . . . Ingénue? . . .«

»Ach!«

»Wo ist sie?«

»Ah!« rief Auger, Niedergeschlagenheit heuchelnd.

Und er setzte sich oder sank vielmehr auf den zweiten Stuhl.

»Ingénue! Ingénue! wo ist Ingénue?« wiederholte der arme Vater mit zunehmender Dringlichkeit.

Bei dieser Frage stieß Auger nicht einen Seufzer, sondern ein Geheul aus.

Rétif reckte die Ohren aus.

»Nun?« fragte er.

»Ah! armer Vater!« seufzte Auger.

»Sprechen Sie doch!«

»Ingénue . . .« »Was?«

»Wenn Sie wüßten!«

Rétif verließ seinen Winkelhaken und stand von seinem Stuhle auf.

Er fühlte um sich her den Wind eines Mißgeschickes, den Flügel des Unglücksvogels.

Auger seufzte und wehklagte fortwährend. »Reden Sie!« sagte Rétif mit jener ganz spartanischen Festigkeit, die in ihrer Seele beim Herannahen großer Mißgeschicke diejenigen, welche die Fähigkeiten ihres Geistes, das heißt, ihrer Seele geübt, gefunden haben, finden und immer finden werden.

»Was soll ich Ihnen sagen?«

»Aber wo ist sie denn?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie! Sie wissen nicht, was aus meiner Tochter geworden ist?« rief der erschrockene Vater.

»Nein.«

Rétif schaute seinen Schwiegersohn starr an.

»Sie wissen es!« sprach nach einem Stillschweigen der Greis, der die Verlegenheit in den Zügen des Elenden gelesen hatte.

»Aber . . .«

»Sie wissen es!« wiederholte er mit noch mehr Nachdruck, »und Sie müssen es mir auf der Stelle sagen, was auch die Kunde sein mag, die Sie mir mitzutheilen haben.«

Auger erhob sich wie ein Mensch, der alle seine Kräfte zu Hilfe ruft.

»Sie wollen es also?« fragte er.

»Ich will es,« antwortete Rétif.

»Nun wohl, Sie wissen, daß mir insbesondere bei Herrn Réveillon, — außer den andern Functionen, mit denen mich sein Vertrauen bekleidet hatte, — die Bewachung der Kasse übertragen war?«

»Ja.«

»Sie wissen, daß Ingénue gegen Mittag oder um ein Uhr ausgegangen war?«

»Ja, wahrscheinlich mit den Demoiselles Réveillon.«

»Ich weiß nicht, mit wem.«

»Gleichviel, fahren Sie fort.«

»Nun wohl, es scheint, daß sie zurückgekommen ist, und daß sie in diesen Theil des Gebäudes eindringen wollte.«

»Warum sagen Sie, *es scheint*?« fragte Rétif.

»Ich sage, *es scheint*, weil man nicht ganz sicher ist . . .«

»Man ist nicht ganz sicher?«

»Man weiß nicht . . .«

»Ah! sagen Sie doch rasch, was man weiß oder was man nicht weiß?« rief Rétif mit einer Energie, welche Auger erbleichen machte.

»Nun,« fuhr Auger fort, »die Kasse ist verbrannt; ich wollte in dieselbe eindringen, um einige Werthe, sei es vor dem Brande, sei es vor der Plünderung zu retten; als ich aber an Ort und Stelle kam, sah ich die Plafonds einstürzen, und ich fand nichts als . . .«

»Was?« fragte Rétif keuchend.

»Nichts als den Leib!« stammelte Auger mit erstickter Stimme.

»Den Leib von wem?« rief der Greis mit einer Betonung, welche sich nicht beschreiben läßt, und die für den Bösewicht, so niederträchtig er auch war, der Vorgeschmack der Qualen, die ihm die Ewigkeit vorbehielt, sein mußte; »den Leib meiner Tochter?«

Auger neigte das Haupt und schwieg.

Rétif stieß einen dumpfen Fluch aus und fiel auf seinen Stuhl zurück.

Allmählig begriff er den ganzen Umfang seines Unglückes; er verfolgte Schritt für Schritt, mit dem unseligen Scharfsinne des Menschen von Einbildungskraft, das gräßliche Drama, von dem ihm sein Schwiegersohn nur einen Theil entrollt hatte.

Und da er rasch zur schmerzlichen Entwicklung kam, so wandte er sich gegen Auger um und fragte:

»Sie war todt?«

»Entstellt, unkenbar, vernichtet!, aber, ach! ich habe sie nur zu wohl erkannt!« fügte der Mörder bei, der sich beeilte, die Erzählung kurz abzuschneiden, als wollte er zugleich seine Gewissensbisse kurz abschneiden.

Rétif ließ sich sodann, mit der Beharrlichkeit und der Verzweiflung der gebrochenen Herzen, den Einsturz, den Brand, den Ruin des Hauses erzählen; und nachdem er Alles mit den Augen der Einbildungskraft wohl gesehen hatte, schaute er Auger an, als wollte er in seine Augen einen letzten Reflex des entsetzlichen Bildes, das er betrachtet, nehmen.

Gelähmt, gebrochen, ließ er sich sodann gehen und weinte.

Auger lief auf seinen Schwiegervater zu, drückte ihm die Hände, nahm ihn in seine Arme, vermengte seine Thränen mit denen des Greises; und als er diese Pantomime lange genug gespielt zu haben glaubte, sagte er:

»Lieber Herr Rétif! wir haben wirklich Beide dieses Unglück erlitten; wir müssen es mit einander zu ertragen suchen. Nachdem Sie Ihre Tochter verloren, betrachten Sie sich als einen Mann, der noch einen Sohn hat, welchem Sie, wenn nicht die Freundschaft, die Sie für Ingénue hegten, doch ein wenig Zuneigung gewähren werden.«

»Oh!« entgegnete Rétif, »nicht einmal eine zweite Tochter würde diese ersetzen, Auger!«

»Ich werde Sie so gut pflegen! ich werde für Sie so gut und ergeben sein, daß Sie wieder Muth fassen müssen,« sagte der Elende.

»Nie.«

»Sie werden sehen.«

Rétif schüttelte zum zweiten Male den Kopf, jedoch schmerzlicher als das erste Mal.

»Wie,« sprach Auger sichtbar beunruhigt, »Sie würden mich wegjagen? . . . Habe ich nicht auch Alles verloren, und mein Schmerz sollte Ihnen nicht eines kleinen Mitleids würdig scheinen?«

»Ach!« seufzte Rétif, unwillkürlich seinen Schmerz mit dem vergleichend, was der Schmerz von Auger sein mußte.

»Nun wohl,« sagte Auger, »berauben Sie mich nicht des Trostes, den mir Ihre Gegenwart bringen soll, und da ich schwächer bin als Sie, so unterstützen Sie mich durch Ihr gutes Beispiel und Ihre Festigkeit.«

Es muß eine große Macht in der Schmeichelei liegen, daß sie oft die Empfindsamkeit überwiegt. Rétif schöpfte aus dieser wirklichen oder scheinbaren Superiorität eine Stärke, der er sich nicht fähig hielt: er reichte die Hand seinem Schwiegersohne und berührte, — ein armes durch den Anschein getäushtes Herz, — diese Hand, die seine Tochter gemordet hatte.

»Sehen Sie,« sagte Auger, »ich, der ich nur mit meinen Armen oder mit meinem Instincte arbeite, ich werde in den Lebensverhältnissen nicht leiden, wie Sie, der Sie mit Ihrem Kopfe arbeiten; ich werde wohl immer einen Schlüssel in einem Schlosse drehen, und immer eine Addition oder eine Arbeiterrevue machen; ich werde wohl immer eine Tapete aufrollen; ich werde folglich leben, während Sie in Ihren Arbeiten unterbrochen werden können.«

»Guter Auger!«

»Also,« rief dieser mit einem so freudigen Ausdrücke, daß Rétif nicht umhin konnte, den Kopf aufzurichten, um ihn anzuschauen, »also, lieber Herr Rétif, wir werden mit einander wohnen?«

»Ja,« sprach Rétif.

Man begreift, welches Interesse Auger hatte, bei Rétif zu wohnen und auf das Beste mit ihm zu sein. Wie hätte man annehmen sollen, der Mörder der Tochter wäre der Freund des Vaters geblieben?

Und dennoch verschwand unter dem Blicke von

Rétif dieser Blitz der Freude alsbald vom Gesichte von Auger, um einer Affectation von düsterer Traurigkeit Platz zu machen.

Und da er nicht weinen konnte, als hätte Gott gewollt, daß die Thränen, diese heilige Gabe der

Gottheit, nur für einen wahren Schmerz fließen können, so flüchtete er sich in die Seufzer und die Verzerrungen.

Rétif sah sich genöthigt, den schändlichen Bösewicht, der seine Tochter ermordet, zu trösten.

Dieser übertriebene Schmerz brachte indessen eine glückliche Wirkung auf den seinen hervor: er besänftigte ihn für einen Augenblick.

Und nach einigen Anordnungen, die darin bestanden, daß man zwei Gurtbetten vom benachbarten Trödler, den man zu diesem Ende aufweckte, heraufbringen ließ, quartierte Auger seinen Schwiegervater in ein Zimmer ein und legte sich in das andere.

Von hier aus konnte er, mit trockenem Auge und häßlich lächelndem Gesichte, die wahren Thränen hören, welche frei und stürmisch aus dem zerrissenen Herzen des ehrlichen Rétif hervordrangen.

Ohne Zweifel ärgerten ihn diese Thränen, weil sie zu lange dauerten und ihn zu schlafen verhinderten.

LXI.

Der erste Probebogen von einem neuen Roman von Rétif de la Bretonne.

Die gute Haushaltung des Vaters und des Schwiegersohnes machte großes Aufsehen im Quartier und verursachte hier, man muß es sagen, eine allgemeine Bewunderung.

Das beklagenswerthe Abenteuer von Ingénue verbreitete sich sehr rasch; Jeder hatte sie gekannt, und dieser so unglückliche und unerwartete Tod verdoppelte das Interesse, das schon die Katastrophe einflößte, dessen Opfer das Haus Réveillon gewesen war.

Es war für Rétif de la Bretonne eine Art von Thrärentriumph, wenn er durch die Straße ging.

Es war für den Schwiegersohn ein Tugendtriumph, wenn man ihn, bei ihren seltenen Spaziergängen, den Arm seinem Schwiegervater geben und diesem gegenüber alle Sorgsamkeit des zärtlichsten Sohnes affectiren sah.

So vergingen acht Tage.

Während dieser acht Tage waren, wie man sich leicht denken kann, das Herz und der Geist des armen Vaters dem schmerzlichen Grame preisgegeben.

Er hatte sich eine so süße Gewohnheit daraus gemacht, Ingénue zu lieben, und es war bei ihm diese Gewohnheit so mächtig, daß es ihm ein paar Tage schien, sein wahrer Leib sei mit dem seiner Tochter ins Grab gelegt worden, und seine Seele irre allein noch auf der Erde umher.

Der Schmerz stellte sich am Ende in ihm fest und ließ auf seinem hohlen Gesichte jene unvertilgbare Spur zurück, die das Meer an der steilen Küste eingräbt, welche es alle Tage bei seiner Flut besucht, und in die es sich am Ende incrustirt.

Was Auger betrifft — und das war begreiflich: Auger war nicht Vater und, wie man weiß, sehr wenig Gatte; — was Auger betrifft, er hatte seine gewöhnlichen Arbeiten wieder aufgenommen, er ging, kam, aß und schlief wie gewöhnlich.

Von Zeit zu Zeit nahm er indessen plötzlich und wie durch Erinnerung statt der schlimmen Miene, wie er sie sonst zu haben pflegte, eine schmachkend betrübte Miene an.

Das war besonders der Fall, wenn er in Gesellschaft seines Schwiegervaters durch die Straße ging. Da stellten sich die guten Seelen unter die Thüren und an die Fenster, um das erbauliche Paar vorüberziehen zu sehen.

Jeder sagte sich: »Welch ein unglücklicher Vater! doch wie glücklich ist er, daß er einen solchen Sohn gefunden!«

Und die stummen Glückwünsche, nur durch die Blicke übersetzt, drangen wie ein Balsam bis in die Tiefe der Seele von Rétif.

Auger hatte sein Zimmer, das früher Ingénue bewohnte, vollends meublirt.

Das Ameublement war höchst einfach.

Es bestand aus dem Bette, das wir haben hinausbringen sehen, und aus zwei Stühlen beim Tische.

Dieser Tisch war in den Stunden des Mahles ihm und seinem Schwiegervater gemeinschaftlich.

Auger war übrigens den größten Theil der Zeit auswärts und kam zuweilen sehr spät nach Hause, mochte nun das Geschäft größer gewesen sein, oder geschah es aus irgend einem anderen Motive.

Denn, wenn man wohl überlegt hätte, welches Geschäft hatte nun, da Réveillon keine Kasse mehr besaß, der Kassier Auger zu verrichten?

Folgendes: Auger war ein Mann von Einbildungskraft, Auger hatte sich ein Amt geschaffen, Auger hatte sich zum Inspector der Demolirungsmaterialien gemacht, und man sah ihn die Interessen des ruinierten Réveillon mit demselben Eifer überwachen, welchen er anwandte, um seinen Schwiegervater zu pflegen.

Hatten am Ende des Tages die Arbeiter unter seinen Befehlen ein paar Bretter zusammengebracht, deren Zustand eine neue Verwendung gestattete, so war Auger glücklich wie Titus: Auger hatte seinen Tag nicht verloren.

Und er kam entzückt zum Vater Rétif zurück und ging in alle Einzelheiten dieser täglichen Arbeit ein, ohne zu begreifen, wie sehr er den Greis dadurch betrübte, daß er sich jeden Tag wieder an den verfluchten Ort begab, wo Rétif seine Tochter verloren, und daß er ihm jeden Abend durch eine neue Erzählung den Dolch ins Herz stieß.

Auger bekümmerte sich aber, wie man leicht einsieht, sehr wenig darum, daß er Rétif betrübte.

Das Einzige, um was er sich bekümmerte, war, im Quartier seinen Ruf als redlicher Mann, als betrübter Witwer und als ehrfurchtsvoller Sohn festzustellen.

Das war ihm in acht Tagen gelungen.

Man weiß, daß, wenn Auger Etwas wollte, er es recht wollte, und daß es ihm weder an Gewandtheit, noch an Beharrlichkeit fehlte, um es zum Ziele zu führen.

Es waren also acht Tage verlaufen; man war am neunten seit dem Tode von Ingénue; es hatte zwei Uhr geschlagen, und das Mittagmahl, bereitet von den Händen von Auger und verstärkt durch ein im Ofen des Bäckers gekochtes Gericht, war auf dem Tische erschienen.

Auger rief seinen Schwiegervater.

Dieser verließ seinen Winkelhaken, stieß einen Seufzer aus, stand auf und setzte sich maschinenmäßig an den Tisch.

Auger, der hinter ihm geblieben, rückte seinen Stuhl zurecht, und war besorgt, einige vom Greise gesetzte Zeilen ungemein zu bewundern, — Stanzen in Versen, Stanzen in Prosa an das Andenken von *Sicadele und Zephyre* gerichtet.

Der Elende gebrauchte alle Mittel, die ihm seine Einbildungskraft in den Sinn gab, um diesen tiefen väterlichen Schmerz einzuschläfern.

Er that das Gute durch den beharrlichen Willen, das Böse zu thun.

Auger hatte Appetit: das Mahl war gut und reizte ihn.

Rétif dagegen saß bei Tische, doch seine trägen Arme fielen an beiden Seiten seines Lehnstuhles hinab, sein Kopf neigte sich auf seine Brust, und er schien durchaus nicht zum Essen gelaunt zu sein.

Er sah seinen Schwiegersohn sich zu Tische setzen, Auger legte die Suppe vor. Rétif berührte den Löffel kaum mit der Lippe, dann schob er seinen Teller zurück.

Auger leerte den seinigen dagegen mit großem Appetit, und erst als er den letzten Löffel verzehrt hatte, fiel es ihm ein, daß er schicklichkeitshalber den Seufzer seines Schwiegervaters durch einen gleichen erwidern müsse.

Darauf griff er tapfer die erste Schüssel an, auf seine Ermunterung hatte sich Rétif eben entschlossen, trotz seines Widerwillens ein wenig von den Speisen zu kosten, als plötzlich vier vernehmliche Schläge mit dem Haustürklopfer Beider Aufmerksamkeit erregte.

Rétif war, wie bereits gesagt worden ist, der eigentliche Inhaber des vierten Stocks; ihm also galten aller Wahrscheinlichkeit nach die vier Schläge und er stand daher ans, um aus dem Fenster zu sehen.

Allein Auger, der in sichtliche Unruhe gerieth, stand ebenfalls rasch auf und kam Rétif beim Öffnen des Fensters noch zuvor, so daß Beide zugleich hinaussahen. . . ,

Sie gewahrten einen Auvergnaten, der die Nase in die Luft reckte und zu harren schien, bis Jemand auf sein Klopfen antworten würde.

»Zu wem?" riefen Beide zugleich hinab.

»Zu dem Büchermacher Rétif!" schrie der Auvergnat.

»So komm herauf!" antwortete Rétif, einen Draht ziehend.

Jeder Miethsmann hatte einen solchen Drahtzug, mit dessen Hilfe er, ohne sich die Treppe hinab zu bemühen, den Hausthürdrücker öffnen und den Einlaßbegehrenden ins Haus lassen konnte.

Als der Auvergnat sah, daß man ihm geöffnet hatte, kam er herauf und übergab Rétif ein Packet Papiere, wie Probefbogen aus der Druckerei zusammengerollt.

Deren erhielt Rétif sehr häufig von seinem Buchhändler zugesendet, da er sich zur Zeit noch keine eigene Drucker presse hatte anschaffen können, und es war demnach nichts besonders Auffälliges bei dieser Sache, was jedoch Anger nicht abhielt, einen Seitenblick auf das Packet zu werfen.

Da er sah, daß es Gedrucktes war, schwand jedoch jeder Argwohn und er setzte sich wieder an den Tisch.

Rétif dagegen konnte nun um so unbesorgter ans Fenster treten, als wolle er mehr Licht zum Durchsehen der eingegangenen Sendung haben, und diese demgemäß von seinem Schwiegersöhne abgewendet halten, ohne dessen Verdacht zu erregen.

Eine innere Stimme flüsterte ihm zu, daß der Inhalt des Packets nur für ihn allein bestimmt sei.

Anger machte sich mit verdoppeltem Appetit über das Essen her; ja, es war ihm sogar recht angenehm, daß Rétifs Aufmerksamkeit von ihm abgezogen ward; um so reichlicher konnte er zulangem.

Rétif stand, wie gesagt, am Fenster und hatte das Packet vollends eröffnet.

Plötzlich bedeckt Todesblässe sein Gesicht, ans welche eben so schnell eine dunkle Purpurröthe folgte.

In dem letzten Druckbogen lag ein geschriebenes Blatt folgenden Inhalts:

»Beunruhigen Sie sich nicht, und wenn Sie im Augenblicke, wo Sie dieses Blatt erhalten, nicht ohne Zeugen sein sollten, so lassen Sie sich ja nichts von dem Eindrucke, den sein Inhalt auf Sie machen dürfte, merken.

»Verbrennen Sie dies Blatt, sobald Sie es gelesen haben werden und kommen Sie so schnell als es Ihnen irgend möglich sein wird, nach der Straße Saint-Honoré in ein ganz von einem Garten umgebenes Haus, nahe an der Barrière, auf dessen Eingangsgitterthor zwei steinerne Löwen stehen.

»An der Thüre brauchen Sie blos Ihren Namen zu nennen, worauf man Sie in einen Salon führen wird, in welchem Sie Ihre Tochter Ingénue lebend und wohlbehalten antreffen werden.

Rétif war nahe daran, einen lauten Freudenschrei auszustoßen; einen Augenblick flirrten ihm die Buchstaben vor den Augen; allein es gelang ihm, sich zu beherrschen und ruhig weiter zu lesen:

»Lassen Sie nichts sichtbar werden: man kennt Ihre Seelenstärke; lächeln Sie fortwährend gegen den Elenden, der bei Ihnen ist, erregen Sie keinen Verdacht bei ihm; er wäre sonst im Stande, Sie auch zu ermorden.

»Kommen Sie geschwinde! man erwartet Sie.«

Als sein durch diesen entsetzlichen Brief gepeitschtes Blut oft genug die Aufsteigung und die Absteigung, die den Schlag und die Lähmung Leben, gemacht hatte, stellte sich Rétif wieder gerade auf seine wankenden Beine und sagte mit sicherer Stimme:

»Diese Probebogen sind schlecht, und die Arbeiter sind ungeschickte Leute.«

Sodann zerknitterte er das Papier in seiner Hand und verschloß es in seiner Tasche, ohne daß Auger es bemerken konnte und im Geringsten darauf merkte.

Wonach er wieder seinen Platz bei Tische nahm und sein Gespräch mit dem Elenden fortsetzte.

Dieser hatte gegessen, er war zufrieden; die Verdauung klärte ihm die Ideen auf: er war geschwätzig und beinahe heiter.

In seinem Ergüsse ging er vom Heitern zum Traurigen über, und Rétif machte sich das gräuliche Vergnügen, sich den Tod von Ingénue mit allen Umständen erzählen zu lassen, das heißt mit allen den Lügen, die der Elende aus seiner höllischen Schlaueit und aus dem schlechten Weine, den er getrunken, schöpfte.

Rétif betrübte sich ungemein und ließ sich ein wenig trösten.

»Mein lieber Schwiegervater,« sagte Auger, *»sehen Sie, wie sich Alles auf der Welt ändert, da wir, nachdem wir ein so grausames Unglück erlitten, auf dem Punkte sind, sehr glücklich mit einander zu leben!«*

»Das ist wahr,« erwiderte Rétif phlegmatisch, *»denn Sie lieben mich. Auger.«*

»Wie ich Ingénue liebte!«

»Meinen Dank!« sagte Rétif, indem er sich leicht verbeugte.

Heiterer, als er je gewesen, versiegte indessen Auger nicht; er machte seine Reichthums- und Glückseligkeitspläne, bei denen er den Vater Rétif mit so kläglichen Uebertreibungen zum Theilhaber nahm, daß es für den Greis bei kaltem Blute eben so viel Spöttereien waren.

Aller dieser Plattheiten müde, stand Rétif endlich dem schändlichen Mörder zulächelnd von Tische auf.

»Haben Sie genug gegessen, mein Freund?« fragte er ihn.

»Oh! ja, Schwiegervater; das ist da« erste Mal, daß wir so gut gespeist haben.«

»Sie haben Recht . . . und ein gutes Mahl befriedigt immer, nicht wahr?. . . selbst den Schmerz!«

»Ach!«

»Selbst die Tugend!«

Auger, der, gewohnt war, den Schwiegervater Sentenzen aussprechen zu hören, gab nicht Acht

aus die Bedeutsamkeit von dieser.

Er stand ebenfalls von Tische auf und ging in sein Zimmer, um seine Schuhe und seinen Rock wieder anzuziehen, denn aus Sparsamkeit legte er diese Kleidungsstücke ab, wenn er nach Hause kam.

Rétif beeilte sich indessen, den Brief zu verbrennen, den er erhalten hatte, und der Rauch füllte noch das Zimmer, als Auger wieder eintrat.

»Ei! was haben Sie da verbrannt?« fragte Auger mit mehr Neugierde als Unruhe schauend.

»Ein Blatt von meinem letzten Satze,« antwortete Rétif.

»Warum dies?«

»Weil die Stelle ein wenig jovial war, und ich kein Herz mehr für die Freude habe, selbst nicht einmal in meinen Büchern, seit dem Tode meiner armen Tochter!«

Auger zog sein Taschentuch und weinte ein wenig zum Nachtsche.

Der Vater Rétif beharrte nicht bei dem Gespräche; bald nahm Auger seinen Stock und ging aus, um sich zur Arbeit zu begeben.

Rétif sah ihn, hinter dem Fenster verborgen, weggehen; als sodann sein Schwiegersohn verschwunden war? ging er ebenfalls aus; um jedoch keinen Verdacht zu erregen, hielt er bei einigen Kaufleuten von der Nachbarschaft an, die ihn jeden Tag nach Neuigkeiten fragten, oder ihn zum zwanzigsten Male die Geschichte seines Unglücks erzählen ließen.

Man hat keine Idee, wie sehr das Volk von Paris die wiederholten Geschichten liebt.

Sobald Rétif annehmen konnte, sein Bösewicht habe Vorsprung genug, wagte er es auch, seinen Gang fortzusetzen.

Doch dem Helden des *Nächtlichen Zuschauers* ähnlich, ging er nicht am Ende einer Straße vorüber, ohne sich versichert zu haben, daß ihm Auger nicht folgte.

LXII.

Was man durch das Loch eines Bohrers sieht.

Unter Weges ließ Rétif in seinem Monologe und in seinen Geberden die Freude und die Hoffnung, die ihm dieser Brief gegeben, überströmen.

Zuweilen hielt er auch an und fragte sich, ob es nicht eine Falle sei, in der ihn der arglistige Schuft fangen wolle.

In der That, eine unbekante Schrift, kein Zeichen, das ihn beruhigen konnte; die Hand, welche das Billet geschrieben, war Rétif völlig fremd.

Die Hoffnung allein winkte ihm am Horizont.

Dieser Wink gab ihm den Glauben; hätte man zu ihm gesagt: »Deine Tochter ist auf dem jenseitigen Ufer!« wie der Apostel, wäre er auf den Wogendes Meeres gegangen.

Und wenn er es sich überlegte, so war doch das, was dieser Brief enthielt, so wenig wahrscheinlich!

Nichtsdestoweniger schritt er weiter gegen die Rue Saint-Honoré; nur ging er zwischen dem Schmerze der Täuschung und der Furcht vor einem Hinterhalte.

Als er indessen, sah, daß man ihm nicht folgte, erlangte Rétif ein wenig Sicherheit; er erreichte den Ort, den man ihm bezeichnet.

Er hatte das Haus nicht zu suchen gebraucht: nach der Beschreibung hatte er es erkannt, und er wußte, wo es lag.

Rétif kannte alle Häuser von Paris.

Endlich blieb er vor der Thüre stehen, klopfte an, wurde eingeführt und nannte sich.

Fünf Minuten nachher lag er, erstickend vor Freude, nicht im Stande, an ein solches Glück zu glauben, in den Armen von Ingénue, welche, wie wir gesagt haben, gerettet und der sorgsamten Pflege der geschicktesten Wundärzte von Paris anvertraut worden war.

Der Schmerz ist, wie man versichert, leichter zu verbergen, als die Freude.

Man müßte denn die Seelenstärke von Rétif nach der Unempfindlichkeit beurtheilen, die er vom Faubourg Saint-Honoré nach der Rue des Bernardins zurückkehrend an den Tag legte.

Nichts in seiner Haltung, nichts in seiner Physiognomie verrieth das Geheimniß, das ihm enthüllt worden war.

Die Augen des guten Mannes waren allerdings ein wenig angeschwollen und ein wenig roth; doch er weinte seit acht Tagen so viel aus Schmerz, daß man unmöglich errathen konnte, die Thränen, die er vergossen, seien Freudenthränen gewesen.

Ueberdies war Rétif vor Auger zurück; er ließ sich in seinem Zimmer nieder und wartete. — Unter Weges hatte er einen guten Bohrer gekauft, mit dem er ein Loch in seinen Alcoven machte.

Dieses Loch war so abgemessen worden, daß es gerade in eine Blume der Tapete von Auger ging.

Schief gehöhlt, bestrich das Loch mit dem Gesichte das ganze Zimmer des Elenden.

Durch diese kleine Oeffnung verlor der Blick von Rétif nichts vom Plafond bis zum Fußboden.

Rétif machte die Erfahrung noch an demselben Tage; er hatte sich den Kranken spielend zu Bette gelegt, um nicht die Erstlinge seiner Erfindung zu verlieren.

Er sah Auger mit seinem Lichte hereinkommen. Das Spiel dieser Physiognomie, bei den röthlichen Reflexen des brennenden Dochtes, hatte etwas Erschreckliches, das den guten Mann in seinem Bette erbleichen machte.

In der That, Auger, der nicht vermuthen konnte, er werde bemerkt, kam mit seinem natürlichen Gesichte zurück, das heißt mit der ekelhaften Gleichgültigkeit des wilden Thieres; er war häßlich so.

Sein Gesicht hatte keinen Geist; seine Augen sahen, ohne zu schauen; ein gewisses Zusammenziehen feines Mundes in den Momenten, wo er sich bewachte, hatte einer völligen Trägheit Plah gemacht. Der Stumpfsinn, die Schlawheit der Lippen, die Wildheit des Blickes machten aus dieser Physiognomie einen abscheulichen Typus.

Das Thier suchte um sich her und sah bald aus, als ob es sich erinnerte.

Der Gegenstand von diesem Gedächtnißaufschwunge war Rétif; das Gesicht erleuchtete sich, die Hände bewegten sich, die Beine trugen den Leib nach der Thüre.

Da erfaßte Rétif die unangenehme Empfindung dieses nahe bevorstehenden Besuches: er wollte sich stellen, als schliefe er.

Die Thüre öffnete sich. Auger schlich sich leise wie ein Wolf herein und trat auf das Bett zu. Rétif hörte, so zu sagen, den Athem dieses Menschen ausströmen.

Er bekam bange, Auger könnte ihn, im Glauben, er sei eingeschlafen, erwürgen.

Es war gewiß eine grausame Minute, die Minute, während welcher Rétif das Licht fühlte und diesen Menschen ohne eine andere Anschauung als die des Geistes sah.

Durch die Augenlider dringt indessen die Helle, die man nicht sehen will.

Auger ging auf den Fußspitzen weg, wie er gekommen war.

Sobald sich Auger in seinem Zimmer befand, näherte sich Rétif wieder seinem Observatorium.

Und da sah er das Gesicht seines Schwiegersohnes sich völlig verändert.

Dieser stellte an die Eingangsthüre einen großen Koffer und einen Tisch, was er sich Beides seit ein paar Tagen verschafft hatte.

Er untersuchte, ob das Schloß wohl verstopft sei, ob kein Blick in sein Zimmer eindringen könne, und er zog hermetisch die Vorhänge seines Fensters zu.

Er gebrauchte sogar die Vorsicht, als Futter für ihre zu durchsichtige Gaze die baumwollene Decke seines Bettes anzuwenden, die er an den Vorhangstangen befestigte.

»Was bedeutet Alles dies?« sagte Rétif zu sich selbst: »mir werden also einer neuen Schändlichkeit dieses Elenden beiwohnen!«

Auger zog ein Messer aus seiner Tasche, und, wir müssen es sagen, diese glänzende Klinge erschreckte sehr den guten Rétif.

Sie war indessen nicht bestimmt, eine fürchterliche Rolle zu spielen.

Sie drückte sich in den Fußboden zwischen zwei Backsteinen ein, die sie trennte.

Auger hob hierauf einen Backstein aus und legte ihn auf die Seite; unruhig und in der Haltung

des antiken Schleifers, richtete er sodann den Kopf auf und horchte.

Da er aber nichts hörte und nichts sah, so steckte er zwei Finger in den Boden und fischte zwischen seinen zwei Fingern ein Goldstück.

Dieses feenhaft Ausziehen war für Rétif ein ganz außerordentliches Schauspiel.

»Gut!« sagte er zu sich selbst, »der Schurke hat sein Versteck an diesem Orte.«

Nachdem er das Goldstück in seine Tasche geschoben, ließ Auger den Backstein wieder fallen und drückte ihn zum Niveau der andern nieder, rieb den Boden mit seinem Schuh, nahm seine Decke ab, warf sie wieder auf sein Bett und zog Tisch und Koffer von der Thüre zurück.

Endlich entstopfte er das Schloß, löschte sein Licht aus und legte sich nieder.

Eine halbe Stunde nachher schnarchte er, um Rétif aufzuwecken, hätte Rétif nach Alle dem, was er gesehen, schlafen können.

Morpheus hatte aber, wie Herr Delille sagt, seinen Mohn sehr weit von diesem Alcoven der Rue des Bernardins fortgeschickt.

Der Brief am Morgen, der Besuch im Faubourg und diese nächtliche Erscheinung waren mehr als gemacht, um den wackern Rétif am Schlafen zu verhindern.

Er entwarf seine Pläne und nahm seine Dimensionen mit der Ruhe eines festen Mannes. Hätte ihn Auger wachen sehen, wie *er* Auger hatte wachen sehen, das wäre für den Schuft ein solcher Schrecken gewesen, daß er sogleich an die Flucht oder an das Verbrechen gedacht haben würde.

Am andern Morgen empfing indessen der Greis sehr liebevoll den Besuch seines Schwiegersohnes. Er ließ sich durch seine Fuchsschwänzereien wiegen, trank den Kaffee mit Sahne, den man ihm einschenkte, brennend heiß, und aß sogar mit sehr gutem Appetit, was den vortrefflichen Sohn entzückte.

Auger war hinfort seines Sieges sicher; sobald er sich entfernt hatte, zog Rétif seinen blauen Ueberrock an und ging aus, um Réveillon einen Besuch zu machen.

Es ist in der That Zeit, daß wir auch einen Besuch diesem Opfer der Revolution abstatten, welches der Hof Anfangs hatte machen wollen, und das er später nicht mehr hatte aufhalten können.

Völlig zu Grunde gerichtet, war Réveillon Philosoph geworden.

Er fand Tröstungen selbst bei seinen früheren Feinden.

Sein Unglück machte ihn interessant. Die Republicaner, — wir bitten unsere Leser um Verzeihung, daß wir dieses 1789 noch unbekanntes Wort aussprechen, — die Republicaner, sagen wir, geriethen in Bewegung, als sie einen Quasipatrioten vom Hofe getroffen sahen.

Und Santerre hatte seine Gastfreundschaft dem Unglücklichen und seiner Familie angeboten.

Die Gastfreundschaft von Santerre war aber Etwas im Faubourg Saint-Antoine.

Der Bierbrauer lebte im Ueberflusse; stolz auf ein durch die Arbeit erworbenes Vermögen, machte er von diesem einen so edlen Gebrauch, als wäre er einer der verschwenderischsten Aristokraten seiner Zeit gewesen.

Pferde, Hunde, Leute, Alles war stark, fett und herzlich bei ihm.

Neues Haus, reichlich bestellter Tisch, muntere Gesichter, Luft für die Lunge, das fand man bei Santerre.

Leider fand man hier auch etwas zu viel politische Discussionen, doch sie waren damals in der Mode.

Es war sehr elegant, über Politik und Reform zu sprechen.

Die Herren von Lafayette und Lameth sprachen wohl darüber, die Königin und der Graf von Artois auch.

Jedermann sprach hierüber so viel, daß einige Leute Politik *treiben* wollten, und als die Sache einmal in Gang gebracht war, so trieb sie Jedermann und sprach nicht mehr davon.

Wir sagen also, Réveillon mit seinen Töchtern habe Gastfreundschaft bei Santerre gefunden.

Der Bierbrauer hatte von Anfang an den größten Eifer gezeigt: er hatte den Schaden untersucht

Um ihn wieder gut zu machen, brauchte man nicht nur Geld, sondern auch Zeit, nicht nur Zeit, sondern auch Muth.

Beutete man ein wenig sein Unglück durch die Politik und die Sympathie der Religionsverwandten aus, so war es möglich, das Vermögen des unglücklichen Tapetenfabricanten wiederherzustellen.

Santerre bot Geld; das war Alles, was er bieten konnte.

Réveillon, der, damit seine Töchter in Sicherheit, unter Obdach wären, gern Zimmer und Tisch bei Santerre angenommen hatte, — es war noch die Zeit des Austausches von Gastfreundschaft, — Réveillon erzürnte sich, sobald man in ihm den Kaufmann erweckte.

Ihm zwanzigtausend Livres anbieten, das war schön, und dennoch fühlte er sich gedemüthigt.

Er sing damit an, daß er es ausschlug.

Sodann erklärte er, zwanzigtausend Livres können ihm von keinem Nutzen sein; er beklagte sich viel über den Verlust seines Portefeuille, das so viel Werthe und besonders die Realisirung seiner Gewinne vom Jahre enthielt.

Doch war nicht Alles dies verbrannt, geraubt, folglich verloren?

Das konnte sich auf eine so ansehnliche Summe belaufen, daß hiergegen zwanzigtausend Livres durchaus nichts bedeuten würden.

Santerre begriff, und selbst verletzt beharrte er nicht bei seinem Anerbieten.

Nichtsdestoweniger war sein Gesicht das, was es sein mußte, das heißt vollkommen sanft und freundlich gegen seinen unglücklichen Gast.

Mitten in dieses häusliche Leben gelangte Rétif, da er genöthigt war, dem Bierbrauer einen Besuch zu machen, um Réveillon zu besuchen.

Rétif hatte übrigens zu Santerre nur vortreffliche Beziehungen gehabt; der Bierbrauer war nicht der Mann, der nicht Alles für sich gewann, was in Paris eine Feder geschickt hielt.

Und Rétif hielt die seinige originell genug, daß die Aufmerksamkeit eines Neuerers dadurch erregt worden war.

Rétif war also einer guten Aufnahme bei Santerre unter einem doppelten Titel versichert.

Als unglücklicher Vater, denn sein Unglück war zu den taubsten Ohren von ganz Paris gedrungen; als verfolgter Patriot, da sich die Verfolgung von Réveillon in zwei Loose theilte, von denen Rétif das schrecklichere getroffen.

Der Papierfabricant hatte sich sehr verändert: der Verlust seines Vermögens hatte ihn bedeutend alt gemacht. Er schaute Rétif an und erblickte in dessen Zügen den Schmerz nicht, der sich in den seinigen offenbarte.

Hieraus konnte er, ohne unlogisch zu sein, schließen, der Verlust von fünfhunderttausend

Livres übersteige noch den einer einzigen Tochter.

Santerre, nachdem er eine Zeit lang mit ihnen geplaudert hatte, verließ sie; die Töchter von Réveillon, nachdem sie eine Throne des Herzens dem Andenken ihrer Freundin geschenkt hatten, zogen sich ebenfalls zurück.

Da begann zwischen Rétif und Réveillon das wahre Gespräch,

»Nun,« sagte Rétif, »wie gedenken Sie den Zustand zu ertragen, auf den Sie beschränkt sein werden?«

»Mein Gott,« antwortete der Fabricant, »ich werde wieder anfangen.«

»Aber Ihre Feinde?«

»Ich habe jetzt weniger, als Freunde.«

»Das ist wahr.«

»Und eröffne ich mein Magazin wieder, so werden alle meine Feinde kommen und bei mir kaufen, um zu sehen, welche Miene ich mache.«

»Sie haben Recht.«

»Was meine Freunde betrifft, — da es keiner wagt, mir ein Almosen zu bieten, so werden alle nicht ermangeln, mir das Geld für eine Tapetenrolle oder für einen Kaminschirm zu bringen, so daß ich, habe ich in Paris, wie ich annehme. . .«

»Zweitausend Freunde,« sagte Rétif.

»Ungefähr! . . Dann werde ich hunderttausend Livres am Ende des Jahres haben.«

»Das ist ein Vermögen!« rief Rétif.

»Ah!« erwiderte verächtlich der Fabricant, »es wird ein Anfang sein.«

»Ich weiß wohl, Herr Réveillon, daß Sie über hunderttausend Livres hatten; doch das zweite Vermögen, das man macht, hat nie den Werth des ersten, das man verloren.« ,

»Ach! nein. Es handelt sich also nur darum, die Materialien des zweiten zu finden.«

»Bleibt Ihnen denn nichts mehr?«

»Nichts.«

»Doch der Credit?«

»Oh! hiermit muß man nicht anfangen; benütze ich den Credit, da ich nichts habe, so wird dieser Credit so gering sein, daß ich lieber gar nicht davon sprechen will; reden wir vom Credit für Summen, wo es der Mühe werth ist.«

»Nun,« sagte Rétif, »Herr Santerre bietet Ihnen nichts an?«

»Ich nehme von Niemand etwas an,« antwortete Réveillon mit strengem Tone.

»Und Sie thun wohl daran; erheben Sie sich wieder, so geschieht es wenigstens durch Sie selbst.«

»Sie verstehen mich!« sprach Réveillon, indem er Rétif die Hand drückte.

»Ja,« sagte der Dichter; »doch wie werden Sie aus Ihrem Fonds das ziehen, was Sie vielleicht nicht mehr darin haben?«

Hier versenkte sich die Stirne von Réveillon in den Schmerz; sein Stolz machte dem Kummer eines früher Reichen Platz.

Rétif beobachtete ihn mit einem zugleich guten und forschenden Blicke.

Réveillon verdüsterte sich immer mehr; er seufzte am Ende: er war besiegt.

»Mein Gott! hoffen Sie!« rief Rétif.

»Herr Rétif,« sagte sodann Réveillon alle Argumente des Dichters durchgehend, »um zu hoffen, müßte man vor Allem eine erste Basis der Hoffnung haben.«

»Wie viel würden Sie ungefähr brauchen?« fragte Rétif.

»Oh! viel.«

»Nun?«

»Viel mehr als Sie und ich haben,« erwiderte der Fabricant mit einer Art von verächtlichen Bitterkeit.

Rétif hatte ein leichtes Lächeln, das in diesem Augenblicke sehr bezeichnend gewesen wäre, hätte er begriffen werden können.

Doch er wurde es nicht zum großen Glücke für die folgenden Kapitel.

Da kamen die Töchter des Fabricanten zurück, sodann Santerre, und das Gespräch wurde wieder allgemein. Rétif hatte nichts mehr zu thun; er ließ sich mit Vorbereitung die ganze von Auger erfundene Geschichte erzählen, mischte seine Commentare darein, und verließ das Haus als ein Mann, den man für sehr unglücklich hielt, der aber im Ganzen nur eine kleine Tochter verloren hatte.

»Welche,« fügte Réveillon bei, als der Schriftsteller weggegangen war, »welche vortreffliche Eigenschaften besaß, jedoch keinen Sou Mitgift, was sie sehr unglücklich gemacht hätte, da ihr Mann Auger sein Leben lang vegetirt haben würde.«

Er schloß mit der Versicherung, sie sei unendlich viel glücklicher, daß sie todt, so daß er sie nicht beklage, und daß, wenn der erste Schmerz vorüber, Rétif klar hierin sehen und ihren Verlust auch nicht mehr bedauern werde; während er, Réveillon, zwei große Töchter aus dem Nacken, ein vernichtetes Vermögen und die Gewohnheit des Wohlstandes habe.

Dieser letzte Theil der Beweisführung war nicht der stärkste.

Es preßte ihm zahlreiche Seufzer aus, wenn er den glücklichen Luxus seines Gevatters des Bierbrauers betrachtete.

Und die Demoiselles Réveillon seufzten auch, während sie sich weniger unglücklich mit ihrer Jugend, mit ihrer Schönheit, mit ihrer Unschuld fühlten, als ihr Vater es sagen wollte.

Unglücklich allerdings, doch noch lebend, statt wie die arme Ingénue Rétif lebendig verbrannt worden zu sein.

LXIII.

Wo man Auger während seines Mahles stört.

Wir müssen nun zu dem vortrefflichen Auger zurückkehren, dem die Academie in unseren Tagen sicherlich den Tugendpreis bewilligt hätte.

Er hatte auch seine Pläne gemacht und sogar theilweise seine Vorbereitungen getroffen.

Wohl gesehen von der Welt, durchaus nicht beunruhigt in Betreff des Diebstahls bei Réveillon und des Todes seiner Frau, beklagt und bewundert vom Faubourg Saint-Antoine und von der Rue des Bernardins, hatte er doch im Sinne, der Undankbare! Frankreich oder wenigstens die Hauptstadt zu verlassen, die ihn als angebetetes Kind behandelte!

Auger schielte nämlich ganz einfach nach einer gewissen Provinz Gascogne, in welcher er, ein wenig Handel treibend, um einem Vermögen Vorwand zu geben, sich mit einer Frau, welche weniger Sylphide als Ingénue, mit einer mit dicken Unschlitt- und Wollehändlern verwandten Frau, welche aber auf keinerlei Art Tochter, Schwester oder Nichte eines Literaten, wiederverheirathen würde.

Denn im Grunde haßte, ohne Zweifel aus Instinct, Auger den armen Rétif.

Und in den von uns erwähnten Träumen sah er sich, statt in einer elenden, einsamen, verdrießlichen Stube ohne Meubles der Rue des Bernardins zu sein, in einem guten kleinen Hause, das auf die Fluren und die Wälder ging, comfortable, warm und respectable war.

Hier war er guter Gatte, guter Familienvater, reich! er hatte alle Tugenden!

Dieser Mensch war so gierig nach einem guten Rufe, daß er eine Hälfte der Welt ermordet hätte, um die Achtung der andern zu erlangen.

Die Leute, welche keine Tugend im Herzen haben, sind außerordentlich darauf erpicht, eine solche auf dem Kleide oder auf dem Gesichte zur Schau zu stellen.

Auger hatte in seinem Geiste seine Abreise auf einen sehr nahen Tag festgesetzt: vielleicht beging er eine Unklugheit, daß er sich hiermit in seinem Zimmer beschäftigte; immerhin wollen wir, um den Leser nicht schmachten zu lassen, erzählen, was geschah.

Es war am Montag den 16. Mai, also in der schönsten Zeit des Frühlings.«

Paris ist dann ganz Wohlgeruch; die Levkojen und die Maiblümchen bestreuen die Straßen, die Veilchen und die Narcissen durchbalsamen die Luft.

Kleine Blumenhändlerinnen laufen mit ihren Körben, wie lebendige Weihrauchpfännchen, in der Stadt umher.

An den Fenstern nehmen die Rosenstöcke ihre Blätter an und die Syringen blühen.

Sodann erscheinen da und dort die frühen Kirschen, ihre rothen Köpfe an grünen Stängeln zeigend, mit denen man die kleinen Kinder, die sich gut aufgeführt, belohnt.

Es war also an einem von diesen Tagen.

Die Fenster standen offen und ließen in die dürftigen Stuben einen von den warmen Sonnenstrahlen eindringen, welche der Reichthum des Armen sind, weil sie der Arme allein vollkommen zu genießen weiß.

Auger setzte sich um zwei Uhr wie gewöhnlich, seinem Schwiegervater gegenüber, zu Tische; mehrere Male hatte er zu dem guten Manne Rétif die Augen aufgeschlagen, denn nie seit dem Tode seiner Tochter war der gute Mann Rétif so düster und sorgenvoll gewesen.

Eine sonderbare Befangenheit verrieth sich in seinen Geberden und in seiner Stimme.

Obschon seine Liebenswürdigkeit gegen Auger verdoppelnd, hatte er doch etwas Unruhiges in allen seinen Bewegungen.

Er, der vorzugsweise geschickte Mann, hatte einen Teller fallen lassen.

Sodann hatte er ein Glas zerbrochen.

Worauf ihm Auger lachend gesagt:

»Aber, Schwiegervater, nehmen Sie sich doch in Acht, Sie zerstören unsere Haushaltung . . . Sie wissen, daß zerbrochene Gläser Unglück bringen?«

Und bei diesen Worten hatte ein seltsames Lächeln die spöttische Lippe des Greises umschwebt.

Dann hatte er, ohne Zweifel um seine Befangenheit zu verbergen, zum dritten Male dieselbe Schüssel genommen.

Während Auger plauderte, füllte Rétif sein Glas, legte ihm vor, und suchte sich durch einen seltsamen Wortschwall, oder durch ein ungewöhnliches Geräusch auf dem Tische, oder durch das Zusammenstoßen von Geräthen zu betäuben.

Die Verblendung gewisser mißtrauischen Naturen ist bei gewissen Fällen ein interessanter Gegenstand der Beobachtung.

Auger errieth, fühlte nichts; er sah nur seinen Schwiegervater sehr erhitzt und erhitzte sich mehr als er.

Man nahm den Braten in Angriff, als Auger, den Kopf ein wenig aufrichtend, horchte.

Rétif horchte auch, nur erbleichte er, während er horchte.

»Was haben Sie denn, Schwiegervater?« fragte Auger.

»Nichts!« erwiderte der Schriftsteller; und er schenkte seinem Schwiegersohne so rasch und mit einer so heftig zitternden Hand zu trinken ein, daß er mehr als ein halbes Glas Wein auf das Tischtuch goß.

»Wahrhaftig!« rief Auger mit einem schallenden Gelächter, »ich erkenne Sie heute gar nicht mehr, Vater Rétif! Haben Sie etwa einen neuen Roman im Gehirne?«

»Ei! mein Schwiegersohn, ganz richtig!«

»Ah! . . . Nun, so erzählen Sie mir das ein wenig.«

»Gern, mein lieber Auger.«

»Ist Liebe darin?«

»Gewiß! . . . Sie lieben die Liebe?«

»Ja, aber tugendhaft . . . Ei! ei! Ihre Bücher sind zuweilen ein wenig frei, mein lieber Herr Rétif.«

»Ah! Sie finden?«

»Ja wohl.«

»Sie lieben also die Tugend?«

»Bei Gott!«

»Nun, ich will Ihnen meinen neuen Roman erzählen.«

»Ich höre.«

»Und er wird Ihnen gefallen, denn das Verbrechen wird darin bestraft und die Tugend belohnt.«

»Gut!« sagte Auger.

Und da er nach und nach gut gegessen und gut getrunken hatte, stützte er sich so bequem als möglich mit den Ellenbogen auf den Tisch, um die Erzählung seines Schwiegervaters anzuhören.

Unglücklicher Weise aber ertönte in demselben Augenblicke ein zugleich schweres und lebhaftes Geräusch vor der Thüre, auf dem Ruheplatze.

»Nun?« sagte Auger.

»Nun?« rief Rétif.

»Was gibt es denn?«

Die Thüre öffnete sich, und vier Soldaten von der Wache traten rasch in das Zimmer ein, indeß zwei Commissäre wie Schlangen zwischen ihnen durchschlüpfen und an den beiden Thüren Platz nahmen.

Bleich und entstellt, schaute Auger seinen Schwiegervater an, der am Tische geblieben war.

»Was bedeutet das?« fragte er.

»Welcher von Ihnen heißt Auger?« fragte Einer von den Commissären, — aus reiner Höflichkeit, denn es war ein Mann mit spitziger Nase, überragt von einer Brille, der seine Leute offenbar kannte.

Zum Glück ich nicht!« antwortete Rétif, während er aufstand, um sich unter den Schutz der Schildwachen zu stellen.

»Ich,« sagte Auger mit einer gewissen Festigkeit.

»Also,« sprach der Commissär, indem er auf ihn zuschritt, »also sind Sie schuldig, die Demoiselle Ingénue Rétif, Frau Auger, ermordet zu haben.«

»Ich?« rief der Mörder unwillkürlich zurückweichend.

»Ja, Sie, bei Gott!«

»Oh! wer konnte das sagen?« rief Auger, die Hände zum Himmel erhebend.

»Ei! Ihre Frau selbst.«

»Meine Frau?«

»Oder, wenn sie es nicht gesagt hat, hat sie es wenigstens geschrieben.«

»Meine Frau hat geschrieben?«

»Schauen Sie das an,« sprach der Commissär, dem Elenden einen Brief reichend.

»Die Handschrift von Ingénue!« rief dieser bestürzt; »was heißt das?«

»Mein Herr,« erwiederte der Polizeicommissär mit einer erschrecklichen Höflichkeit, »ich will Ihnen den Brief vorlesen; doch, da Ihre Kniee zittern, so haben Sie die Güte, sich zu setzen.«

Auger wollte der Lage trotzen und stehend bleiben.

Da las der Commissär mit lauter Stimme folgendes Schriftstück:

»»Ich, Ingénue Rétif de la Bretonne, versichere, daß mein Gatte Auger mich, am Tage des Brandes und der Plünderung des Hauses Réveillon, in dem Theile des Hauses, welchen man die Kasse nennt, mit einem Messerstiche niedergestoßen hat; zum Beweise habe ich die Wunde und den Zeugen gegeben, der mich gerettet . . .««

»Falschheit! Lüge! Verleumdung!« rief Auger. »Wo ist Ingénue? Da sie mich anklagt, so muss man uns confrontiren. Wo ist sie? wo ist sie?«

»Ich fahre fort,« sprach der unbarmherzige Commissär; »hören Sie, mein Herr; Sie werden hernach leugnen, wenn Sie den Muth dazu haben.«

»»Und ich bezeuge überdies, daß mein Gatte mich mordend sich dafür rächen wollte, daß ich ihn auf frischer That des Diebstahls ertappte.

»»Ingénue Rétif de la Bretonne,
verheirathete Auger.««

»Oh!« machte Auger erbleichend.

Und er suchte das Auge von Rétif, das er flammend und zugleich geschärft traf.

Der Elende blieb wie niedergedonnert von diesem Blicke.

Bald aber sich wiederbelebend, sagte er:

»Ist das Alles?«

»Nein, das ist nicht Alles,« antwortete der Commissär; »schauen Sie, was unter der Unterschrift Ihrer Frau geschrieben steht:

»»Als wahr bezeugt.

»»Charles Louis von Bourbon, Graf von Artois.««

»Verloren! verloren!« murmelte Auger, der in diesem Augenblicke erst sah, in welchen Abgrund er gefallen war.

Und vier Soldaten führten ihn weg, während Rétif, ganz zitternd vor Aufregung, sich an der Lehne eines Stuhles hielt, um nicht niederzusinken.

Nach ein paar Secunden ging Auger mit einem entsetzlichen Fluche ab; er warf von der Thürschwelle aus noch einen Blick der Verzweiflung auf den Ort des Fußbodens, wo sein Geld vergraben war.

Diesen Blick verdolmetschte Rétif im Vorübergehen, und er lächelte sich die Hände reibend.

Er hatte, wir müssen es sagen, nicht die Großmut!?, sich nicht ans Fenster zu stellen, um zu sehen, wie der Elende mit den vier Soldaten in einen Fiacre stieg, — zur großen Verwunderung der Nachbarn, welche noch am Tage vorher von der Ergebenheit von Herrn Auger so sehr erbaut gewesen waren.

LXIV.

Wo Rétif Mittel findet, Réveillon zu zerstreuen.

Die Kunde von dieser Verhaftung verbreitete sich bald in Paris; nicht Jedermann kannte Auger; doch in Betracht der Ereignisse, welche vorgefallen waren, kannte Jedermann Réveillon.

Man war glücklich, ein wahres Verbrechen zu erzählen und einen wahren Schuldigen zu treffen, unter allen den Umständen dieser lichtscheuen Operation des Brandes und der Plünderung der Fabrik; glücklich ferner, auf einige vereinzelt Elende den schwersten Theil des Gewichtes der Ereignisse fallen zu machen.

Man hörte auch sagen, der Proceß von Herrn Auger schreite wunderbar rasch fort; und Rétif de la Bretonne, der dreimal als Zeuge gerufen worden, war nicht derjenige, welcher Hindernisse in den Weg legte.

Zwölf Tage nach dieser Verhaftung ging Rétif, angethan mit seinem besten Sonntagsstaate, obschon es ein Werktag war, von Hause weg und wandelte nach dem Faubourg Saint-Antoine, in der Absicht, sich zu Réveillon oder vielmehr zu Santerre zu begeben.

Der Papierfabricant war sehr niedergeschlagen: er hatte Zeit gehabt, seine Verluste zu berechnen, und er sah sich von Tag zu Tag mehr ruiniert, als er Anfangs glaubte.

Sein ganzes Vertrauen war verschwunden; er richtete den Kopf nur in seltenen Zwischenräumen auf; die Hoffart und ihre Dünste waren aus seinem Gehirne ausgezogen.

Düster, schweigsam, gleichsam erloschen, betrachtete er seine Töchter, welche fortan einer Armuth preisgegeben waren, die er nicht mehr bekämpfen wollte und, wie er sich selbst gestand, nicht mehr bekämpfen konnte. , .

Rétif trat in das Zimmer ein, das er bewohnte, und bot ihm den guten Morgen mit einer überzeugten Miene.

Sodann, da er weder Santerre, noch Réveillon, noch die Töchter des Letzten seit der Verhaftung von Auger gesehen hatte, gab er einige Einzelheiten über diese entsetzliche Katastrophe der Ermordung von Ingénue, welche übrigens verschwunden, nachdem sie die Kraft gehabt, zu schreiben, was zwischen ihr und Auger vorgefallen war.

Schweigsam, zurückhaltend, setzte er diese Zurückhaltung und dieses Schweigen auf Rechnung seines Schmerzes.

Als indessen Rétif de la Bretonne sich bei Réveillon niedergelassen und seine Hand genommen hatte, fühlte dieser etwas wie einen mild tröstenden Einfluß.

Instinctartig, ohne zu wissen, warum, gab er sich diesem Einflusse hin.

Der gute Mann Rétif drückte ihm so zärtlich die Hand und schaute ihn mit einer so sanften Miene an!

Endlich schaute Réveillon selbst den Dichter mit Erstaunen an und sagte:

»Man sollte glauben, Sie haben mir eine gute Kunde mitzutheilen, Rétif?«

»Ich? Nein,« antwortete Rétif.

»Ah!« machte Réveillon mit einem Seufzer.

Und er ließ seinen Kopf wieder niederfallen.

»Ich wollte Sie nur ein wenig zerstreuen,« fügte Rétif bei.

»Mich zerstreuen! . . .« versetzte Réveillon.

Und er schüttelte traurig den Kopf.

»Ei! warum nicht?«

»Welche Zerstreung soll ich haben, nach dem entsetzlichen Kummer, der mich betroffen? Sagen Sie, welche Zerstreung würden Sie selbst suchen?«

»Ich?«

»Ja.«

»Nun, ich gestehe Ihnen Eines.«

»Was?«

»Daß ich von Natur grollhaft und rachsüchtig bin.«

»Sie?«

»Wie ein Tiger! ich vergesse nie das Böse, noch das Gute. Man hat mir Böses gethan: ich will es erwidern, ich kann es.«

»Wohl, es mag sein; doch was kann ich Böses den tausend Räubern anthun, die mein Haus in Brand gesteckt, geplündert, mich bestohlen, mein Eigenthum verwüstet haben?« sagte Réveillon mit Egoismus seine Idee verfolgend; »kann ich mich individuell an sie halten oder sie in Masse vor die Gerichte schleppen?«

»Heute spreche ich auch mit Ihnen von mir, mein lieber Herr Réveillon, und nicht von Ihnen!«

»Ah! Sie, das ist etwas Anderes! Nun, man hat Ihnen Ihre Tochter getödtet; Auger hat sie gemordet; vielleicht wird das Gericht Auger tödten, doch es wird Ihnen Ihre Tochter nicht zurückgeben.«

»Es ist wenigstens eine Befriedigung, zu wissen, daß die Vorsehung die Bösen tödtet.«

»Eine sehr kleine, Rétif.«

»Wie so?«

»Ei! nehmen wir an, die Vorsehung bestrafe meine Diebe; nicht die Vorsehung, sondern die Justiz. Wohl, ich werde darum mein Geld nicht wiederbekommen.«

»Ich rede nicht von Ihrem Gelde, mein Freund; wären Sie aber von einem Einzigen bestohlen worden, so wäre es Ihnen gewiß sehr lieb, diesen Einzigen in den Händen zu halten, um ihn bestrafen zu lassen.«

»Oh! und um ihn leiden zu lassen, und zwar viel!« sagte Réveillon mit Naivetät.

»Sie sehen wohl!«

»In der That,« fuhr Réveillon sich belebend fort, »es wäre eine ziemlich angenehme Zerstreung für mich, meine Diebe zu Tausenden an einem großen Feuer gebraten zu sehen; es sind schon nicht Wenige im Terpentin meiner Keller gestorben, als sich das Feuer dort verbreitete; Viele wurden auch vergiftet oder verbrannt, da sie meine Vitriole statt des Branntweins oder des Kirschenwassers tranken.«

»Und Sie haben sie nicht beklagt?«

»Nein, gewiß nicht! im Gegentheile, je mehr man mir sagte, sie seien zahlreich, desto glücklicher und zufriedener war ich, und vom Eckthurme herab, wohin ich mich geflüchtet, und von wo aus ich mein Haus mit Schmerz betrachtete, sah ich nicht ohne Interesse von Zeit zu Zeit

einen von diesen Schurken, mit dem Kopfe voran, niedertauchen und mitten in die Flammen und in den Rauch fallen.«

»Ich werde Ihnen vielleicht nichts so Angenehmes und besonders nichts so Pittoreskes bieten; denn das Feuer macht bei Nacht einen herrlichen Effect, und die vom Vitriol und vom Terpentin erzeugten Flammen haben rothe, violette und gelbe Feuer, welche wunderbar schöne Reflexe hervorbringen.«

»Nicht wahr?« sagte Réveillon.

»Ja, und besonders als Ihr Laboratorium zusammenstürzte, da glich die Flammensäule, welche daraus hervorsprang, einem wahren Sonnenbilde; das war in der That ein köstlicher Anblick!«

Réveillon verbeugte sich zum Zeichen des Dankes; es schmeichelte ihm, ein so reizendes Schauspiel mit seinen Scheidewassern gegeben zu haben.

»Wir gehen also ein wenig spazieren?« fuhr Rétif fort.

»Ich sehe nicht recht ein, was Sie Angenehmes bei diesem Spaziergange finden werden,« sagte Réveillon, »und ich sehe besonders nicht ein, welcher Zusammenhang sich zwischen einem Spaziergange und dem Anfange unseres Gespräches findet.«

»Ei! mein Gott, Sie werden es sogleich sehen,« erwiderte der gute Rétif; »sagte ich es Ihnen, wo wäre dann die Ueberraschung?«

Und er führte Réveillon den Faubourg entlang, sodann über die Quais, die sich mit einer beträchtlichen Menge füllten.

Es war zu jener Zeit ziemlich gewöhnlich, ganz Paris nach einer Seite laufen zu sehen; es brauchte hierzu nichts Anderes als das Vorüberkommen eines Deputirten oder eines Wählers.

Réveillon gelangte also am Arme seines Führers bis auf den Grève-Platz.

Mitten auf der Grève erhob sich ein sehr schöner Galgen von neuem Holze, ganz angenehm zu sehen.

Ein ebenfalls neuer Strick schaukelte sich anmuthig am starren Arme dieser Maschine und drehte mit Laune eine hübsche Schleife, die der Wind zierlich sich schwingen machte.

»Halt!« sagte Réveillon, indem er stehen blieb und seinen Kopf zurückwarf, »es scheint, man henkt Einen.«

»Das kommt mir auch so vor,« erwiderte Rétif; »es ist ein Uhr, und da man gewöhnlich um zwei Uhr henkt, so können wir wohl noch einen guten Platz finden.«

»Sie sehen also dergleichen Dinge gern?« fragte Réveillon nicht ohne einen gewissen Ekel.

»Ei! ich bin ein Schriftsteller, der genöthigt ist, Gemälde von allen Genres zu machen; mein Freund Mercier ist wohl genöthigt gewesen, alle schlechte Häuser von Paris zu besuchen und jede Kloake, jedes abscheuliche Loch zu studieren?«

»Und Sie wollen ihm nachahmen?«

»Gott behüte mich: Imitatores, servum pecus!«

»Wie beliebt?«

»Ich sage, mein lieber Réveillon, die Nachahmer seien eine Herde Lastthiere.«

»Sie ahmen also Mercier nicht nach?«

»Einmal ist er unnachahmlich; und dann ahme ich ihm nicht nach: ich schaffe, das ist mein Genre.«

»Gut! und Sie haben Lust, eine Henkescene zu schaffen?«

»Ja, warum nicht? ich will sehen, wie ein Schurke sterben kann.«

»Kennen Sie denn den armen Sünder?«

»Genau.«

»Wie, genau?«

»Ja, .und Sie auch.«

»Sie stacheln meine Neugierde . . .«

»Schauen Sie, wie gut wir hier an der Ecke des Quai Pelletier gestellt sind; der Karren muß vorüberkommen; wir werden das Gesicht des Bösewichts sehen, und ich hoffe, er wird uns auch ein wenig sehen.«

»Ah! was ist das?«

»Bei Gott! die Hatschiere erscheinen schon. Ich sagte Ihnen ja . . .«

Und es kamen in der That die Hatschiere und unterbrachen dieses Gespräch.

Auf die Hatschiere folgte ein Karren.

In diesem Karren erblickte man einen Priester gegen einen nur mit einem Hemde und einer grauen Hose bekleideten Mann geneigt, dessen träger Kopf von einer Leiter des Karrens zur andern schaukelte.

Dieser Mensch, der kein Anderer war, als der arme Sünder, wandte, nach dem Gebrauche, den Rücken dem Wege zu, auf dem er hinfuhr, es konnten also weder Rétif, noch Réveillon sein Gesicht sehen.

Rétif erhob sich auf die Fußspitzen und rieth dem Tapetenfabricanten, dasselbe zu thun. Der Karren ging immer weiter. Endlich kam er vor sie.

Der Verurtheilte erschien ihnen nun mit seinem gesenkten Kopfe, mit seinen starr, fast stumpfsinnig geöffneten Augen, mit seinem geifernden, zum Voraus in Eis verwandelten Munde.

»Auger!« rief zuerst Réveillon, obschon ihn Rétif vor dem Fabricanten gesehen hatte.

»Ja, Auger!« erwiderte Rétif, »Auger, mein Schwiegersohn und der Mörder meiner Tochter!«

»Mein Commis!«

»Ihr Commis, ja: derjenige, welcher Sie indem Augenblicke bestahl, wo meine Tochter ihn ertappte und von ihm niedergestoßen wurde.«

Réveillon und Rétif schauten mit einer solchen Hartnäckigkeit, daß Sie magnetisch den, durch das Herannahen des Todes halb vereisten, Blick von Auger anzogen.

Der Elende erkannte die zwei Gesichter von Réveillon und Rétif unter den zehntausend Köpfen, welche sich vor seinen Augen hin und herbewegten.

Seine Augäpfel unterliefen sich mit Blut, sein Mund öffnete sich, um einen Schrei hervorzubringen, der in seiner Kehle erlosch, sein Körper wollte eine Bewegung rückwärts machen, um der Vision und der Gewissensqual zu entfliehen.

Doch der Karren hatte ihn schon fortgeschleppt; er war auf dem Richtplatze angekommen, und nachdem er längst an ihnen vorüber, suchte er noch die zwei Gesichter zu sehen, die er nicht sah, die aber ihn sahen.

Der Henker klopfte ihm auf die Schulter; er wäre beinahe in Ohnmacht gefallen.

Der Priester umarmte ihn.

Er wandte den Kopf ab; zwei Gehilfen nahmen ihn unter den Armen und ließen ihn die steile Leiter hinaufsteigen.

Er war noch nicht auf der dritten Sprosse, als der Strick schon seinen Hals umfing.

Er stieg noch fünf Sprossen hinauf.

Plötzlich warf ihn ein gewaltiger Stoß von der Leiter hinaus.

Ein gewaltiges Stampfen mit den Füßen des Henkers warf ihn aus dem Leben.

Ganz bleich und zitternd, schauerte Réveillon am Arme von Rétif.

Dieser hatte nicht aufgehört, den armen Sünder mit einer kalten Aufmerksamkeit zu betrachten, welche bei ihm die entsetzlichste Rachgierde bezeichnete.

Als der Schurke verschieden war, führte Rétif den Tapetenfabricanten, mehr todt als lebendig, weg.

»Das hat Sie wohl sehr zerstreut?« fragte er ihn.

»Oh!« erwiderte Réveillon, »ich kann mich nicht mehr auf meinen Beinen halten.«

»Bah! Sie scherzen!«

»Nein, bei meiner Ehre! und ich werde mein ganzes Leben das Schauspiel sehen, zu dem Sie mich verdammt haben.«

»Gleichviel! Sie haben sich zerstreut.«

»Eine gräßliche Zerstreuung!«

»Sagen Sie, haben Sie während der ganzen Zeit, welche die Hinrichtung gedauert, an Ihr Geld gedacht?«

»Nein; doch jetzt denke ich daran . . . Und dann . . .«

»Was?«

»Ich glaube, es wird mir übel.«

»Nehmen Sie sich wohl in Acht!«

»Warum?«

»Ei! weil man Sie unter dieser Menge für einen Freund, für einen Verwandten oder sogar für einen Mitschuldigen des Bösewichts halten wird, den man so eben hingerichtet hat.«

»Sie haben Recht; doch meine Beine sprechen für mich . . . Oh! la la! sie biegen sich!«

»Nun wohl, so gehen wir ein wenig aus dem Volke hinaus; suchen wir nach dem Pont Rouge zu gelangen, dort ist mehr Luft.«

»Führen Sie mich, mein Freund.«

Rétif ließ sich das nicht zweimal sagen; er führte Réveillon, über das linke Ufer der Seine, gegen die Rue des Bernardins.

Réveillon hörte nicht auf, über sein Unbehagen zu klagen.

»Treten wir in ein Kaffehaus ein,« sagte er; »ich werde ein Gläschen Liqueur nehmen, das wird mir wohl thun.«

»Nein,« erwiderte Rétif; »wir sind nur noch ein paar Schritte von meinem Hause: ich will Ihnen etwas zeigen, was Sie wieder munter machen wird.«

»Bei Ihnen?«

»Ja, ich habe dort in Reserve eine gewisse Substanz, die ganz geeignet ist, die Herzen, welche am schwersten zu befriedigen, wieder aufzurichten.«

»Ah! nicht wahr, Sie werden mir das Recept geben?«

»Bei Gott! darum führe ich Sie zu mir.«

Rétif zeigte Réveillon den Weg, und an der halb geöffneten Wohnung des Hauseigenthümers vorübergehend, grüßten diesen Beide mit den tausend Höflichkeiten, welche zu jener Zeit gegen die Hausherren noch gebräuchlich waren.

Als sie sich in der Wohnung des guten Mannes befanden, ließ Rétif Réveillon von seinem Zimmer in das von Auger gehen, rückte ihm einen Lehnstuhl an eine gewisse Stelle des Zimmers, hieß ihn sich setzen und gab ihm eine Zange in die Hände.

Réveillon begriff durchaus nichts von den verschiedenen Manoeuvres, mit denen man ihn beschäftigte.

Er machte Schwierigkeiten, die Zange zu nehmen.

»Nehmen Sie, nehmen Sie doch!« sagte Rétif.

»Wozu? um mich zu erfrischen?«

»Nein.«

»Doch die Composition, welche geeignet, die kranksten Herzen wieder aufzurichten. . .?«

»Sie werden Sie selbst entpfropfen.«

»Mit dieser Zange?«

»Ei! mein Gott, ja.«

»Wo dies?«

»Hier,« erwiderte Rétif. Und er schob einen von den Schenkeln der Zange zwischen zwei Platten.

»Drücken Sie,« sagte Rétif.

»Sie sind ein Narr.«

»Was geht das Sie an? Drücken Sie immerhin.«

Réveillon, der wirklich glaubte, er habe es mit einem Narren zu thun, entschloß sich, zu gehorchen, um ihn zufrieden zu stellen.

Und mit einem kräftigen Drucke brach er die Platte und eine Hälfte von der anstoßenden Platte aus.

Sieben bis acht Goldstücke sprangen, durch die Erschütterung nach außen gestoßen, aus dem Loche zum großen Erstaunen des Tapetenfabricanten hervor.

Er bückte sich rasch, um besser zu sehen.

»Ei! ei! das interessirt Sie also?« sagte Rétif; »welch ein Glück!«

»Wie viel Gold!« rief Réveillon, »wie viel Gold!«

Und er tauchte seine beiden Hände in das Loch und zog das Gold in Masse heraus.

»Nun? nun?« fragte Rétif.

»Was machen Sie denn mit Allem dem, alter Geizhals? Ich glaube, Sie sammeln Schätze?«

»Mein Herr, ich bitte, wollen Sie dieses Gold zählen,« sprach einfach Rétif.

Réveillon zählte beinahe eine Stunde lang.

Die Summe belief sich auf dreitausend Louis d'or, weniger einen.

Das war das, was Auger an dem Tage, wo ihn Rétif bespähte, aus dem Loche gezogen hatte.

»Ei,« sagte Réveillon wie betäubt, »zweitausend neunhundert neunundneunzig Louis d'or!«

»Nun, mein Herr,« erwiderte Rétif, »dieses Gold gehört Ihnen, denn es ist das Gold, das mein schurkischer Schwiegersohn an dem Tage, wo er meine Tochter ermordete, bei Ihnen gestohlen

hat.«

Réveillon stieß einen Freudenschrei aus und schloß in seine Arme den ehrlichen, geistvollen Rétif, der ihm dieses Vermögen zurückgab.

»Wir werden theilen,« sagte er.

»Nein.«

»Doch!«

»Nie, mein Herr.«

»Sie nehmen aber wenigstens . . .«

»Nichts.«

»Warum?«

»Weil ich nicht mehr an das Ende des Romans, den ich hierüber zu machen gedenke, diese wohlgedrehte Phrase setzen könnte, auf die ich seit vierzehn Tagen gesonnen habe, die Phrase:

»»Der ehrliche Dulis erklärte, er sei durch einen Dank zu gut bezahlt, und fühlte sich reicher in seiner Armuth.««

Nachdem er diese Worte gesprochen, grüßte er Réveillon, und dieser verschwand wahnsinnig vor Glück, seinen Schatz in seinem Hute forttragend.

Und sobald der Fabricant weggegangen war, nahm Rétif seine Schrift und seinen Winkelhaken, und fing an, um materiell zu sprechen, die ersten Kapitel eines Romans betitelt **Ingénue Saxancourt** oder die **getrennte Frau** zu setzen, — ein Roman, von welchem einige Personen behaupteten, sie sehen darin Auger unter dem Namen und der Person von *Echiné Moresquin* wiedererstehen.

Epilog.

(Es bestehen mehrere Versionen über das, was aus Ingénue nach dem Tode von Anger wurde. Man wird sich nicht wundern, daß wir diejenige gewählt haben, welche am besten der Entwicklung unseres Buches diene und mit dem unbefleckten Charakter, den wir der Tochter von Rétif de la Bretonne gegeben, harmonirte.)

Es waren vier Jahre seit den von uns erzählten Ereignissen verlaufen.

In Polen, in einem alten, großen Herrenhause, saßen drei Personen beim Frühstück, indeß ein Kind, das zuerst die Tafel verlassen, in dem ungeheuren Saale nach rechts und links lief.

Dieser Saal funkelte in den Strahlen einer glühenden Julisonne, und dennoch erschien die Hälfte des weiten Gemaches wie in der Finsterniß erstarrt, und ein perlmutterartiger Schatten fiel an seinem Täfelwerk herab, zurückgesandt von den um das Haus gepflanzten thurm hohen Tannen.

Ein alterthümlicher Luxus schmückte diese fürstliche Wohnung: riesige Schenktische, hohes Tapetenwerk, Gemälde mit breiten goldenen Rahmen.

Diener, demüthig und still wie Sklaven, gingen lächelnd um die Herrschaft hin und her.

Diese Herrschaft bestand aus einer Frau von zwei und vierzig Jahren; einige weiße Haare, welche verschwinden zu machen sie sich nicht die Mühe gab, glänzten wie silberne Fäden unter ihren schwarzen Haaren.

Die Linien ihres Gesichtes bezeichneten die Gewohnheit des Befehlens und des Herrschens.

Sie thronte an der Tafel viel mehr als daß sie daran saß.

Das war die Gräfin Obinska.

Christian, ihr Sohn, saß zu ihrer Rechten, während den Platz zu ihrer Linken eine schöne junge Frau einnahm, deren Anmuth der Reichthum, das Glück und eine beseligende Mutterschaft zur Majestät entwickelt hatten.

Das war Ingénue, Gräfin Obinska geworden.

Das dreijährige Kind, das im Saale mit einem großen sarmatischen Hunde, seinem Gefährten, spielte, war ihr Sohn.

Er hieß Christian wie sein Vater.

Das Kind ging ab und zu und ertete da und dort ein Lächeln, zuweilen einen Kuß.

Während es so in dem großen Saale umherlief, blieb es einen Augenblick vor einem lebensgroßen Portrait, den Großvater der Gräfin Obinska in Magnatentracht vorstellend, stehen.

Mit seinem großen Säbel, seinem großen Schnurrbarte, seiner furchtbaren Miene hatte dieses Portrait das Vorrecht, dem kleinen Christian gewaltig bange zu machen; nachdem es einen Augenblick vor dem Bild verweilt hatte, wendete er sich mit einem allerliebsten Ausdruck von Schrecken und wieder willen davon ab, und fing wieder an, mit seinem vierfüßigen Freunde zu spielen.

»Nun, mein Kind,« wendete sich die Gräfin Obinska an Ingénue, »wie fühlen Sie sich heut?«

»Je nun, ein wenig ermüdet, Madame,« antwortet diese; »Christian und ich, wir haben gestern

einen langen Spazierritt gemacht.«

»Und das Reiten fängt an etwas anstrengend für sie zu werden!« sprach der junge Mann lächelnd, und seine Mutter durch einen Blick auf die Contouren von Ingénue's ehemals so feine Taille aufmerksam machend, deren schwellende Rundung ankündigte, daß der kleine Christian bald einen anderen Spielkameraden, als den plumpen Wolfshund erhalten würde.

»Wenn ich sie so vor mir sehe,« sprach die Gräfin Mutter wehmütig, »so abgespannt, so erinnert sie mich unwillkürlich an die unglückliche Königin Marie-Antoinette von Frankreich, jenem bejammernswerten Schlachtopfer der Ereignisse, denen es uns noch zur rechten Zeit zu entfliehen gelang.«

»In der Tat,« rief Christian, und aus seinen Augen leuchtete das freudige Bewusstsein eines Glückes, das die Wechselfälle des Schicksals nicht mehr zu befürchten hat, »die Königin hatte eben so etwas Schmachtendes in ihrer ganzen Haltung, diese Biagsamkeit und Grazie der Taille; nur ist der unterschied, daß, wenn ihre Taille sich rundete, ein ganzer königlicher Hof sich beeiferte, seine Freude und seine Huldigungen auszudrücken.«

»Ach!« seufzte die Gräfin, »und alle diese Freude und diese Huldigung können vielleicht noch für sie mit dem Schaffotte endigen!« fuhr sie, zu Ingénue gewendet fort, »erwarteten Sie nicht gestern oder heute Nachrichten von Herrn Rétif de la Bretonne, liebes Kind?«

»Allerdings, Madame,« erwiderte die junge Frau, »und ich habe deren auch gestern, nach unserer Heimkehr vom Spazierritte, während Sie in der Stadt waren, erhalten. Erst diesen Morgen, bei Ihrem Lever, hätte ich sie Ihnen vorlegen können; allein Sie waren selbst mit Ihrer Correspondenz zu sehr beschäftigt, und ich fürchtete Sie zu stören.«

»Nicht im Geringsten. Nun, und wie geht es ihm?«

»Ich danke Ihnen, Madame; er befindet sich Gott sei Dank, wohl.«

»Und er beharrt immer noch auf seiner Weigerung, das ruhige Leben, welches wir hier in unserer einsamen Wildniß führen, und das wir ihm so angenehm wie möglich machen würden, mit uns zu teilen?«

»Der wackere Rétif de la Bretonne!«

»Entschuldigen Sie den alten Mann, Madame,« sprach Ingénue, »der nun einmal so an sein Pariser Leben gewöhnt ist; er liebt die Straßen, das Licht, die Aufregung; er verfolgt mit lebhaftem Interesse den Gang der Ereignisse in Frankreich, und bedient sich ihrer wie eine Studie, um die Geschichte der menschlichen Leidenschaften zu schreiben.«

»Er schreibt also noch immer?«

»Was wollen Sie, Madame? Auch er hat seine Leidenschaft, die ihn beherrscht.«

»Wenigstens eine sehr beharrliche Leidenschaft, wie ich sehe.«

»Eine unzerstörbare!«

»Es ist also keine Hoffnung vorhanden, daß wir ihn eines Tages hier bei uns sehen werden?«

»Vor der Hand wenigstens nicht, Madame; übrigens können Sie sich selbst davon überzeugen, wenn Sie mir verstaten wollen, Ihnen einige Stellen seines Briefes vorzulesen.«

»Sehr gern, mein liebes Kind.«

Ingénue zog aus ihrer Brust ein Papier, entfaltete es und las:

»Liebe Ingénue!

»Ich habe Dein Portrait von meinem Freunde Greuse malen lassen, und dieses Portrait ist

meine beste Gesellschaft geworden. Mitten unter Tigern und Wölfen, erscheint mir das sanfte Bild als eine Gunst der Vorsehung.

»Paris ist in diesem Augenblicke herrlich zu sehen: nichts läßt sich mit dem Entsetzen, das es einflößt, und mit der Erhabenheit der Schauspiele, die es bietet, vergleichen.

»Sonst weinte ein junges Mädchen auf der Straße: man dachte an den Kupferstich vom *Zerbrochenen Krüge*, man lächelte der schönen Weinerin zu und ging weiter.

»Sieht man heute die Trauer und die Blässe auf einem Gesichte, so hat man die Erklärung dieser Blässe und dieser Trauer gegen vier Uhr, wenn man dem Faubourg Saint-Antoine oder besser der Rue Saint-Honoré folgt.

»Denn heute wird an zwei Orten hingerichtet, wie man einst unter der Monarchie an zwei Orten die Feuerwerke abbrannte.

»Ich habe indessen meinen Entschluß gefaßt wie Jedermann, und ich gehe mitten durch diese Märtyrer und diese Henker, erstaunt, nicht zu den Einen zu gehören, und glücklich, keiner von den Anderen zu sein.

»Diese Revolution, meine liebe Ingénue, ich glaubte, sie werde das Reich der Philosophie und der Freiheit herbeiführen, doch bis jetzt hat sie nur die Freiheit ohne irgend eine Philosophie oder Literatur herbeigeführt. »Sage der Frau Gräfin und dem Herrn Grafen, ich sei ihnen dankbar für ihre guten Wünsche in Betreff meiner, doch ich lebe ziemlich friedlich hier im Verkehre mit meinen Freunden.

»Réveillon ist unter der Protection von Santerre, »Paris verlassen, das heißt alle meine Gewohnheiten verlassen, wäre für mich der Tod. Ich zweifle nicht, daß ich bald sterben werde, und heute bietet sich die Gelegenheit zu ruhmvollem Hinscheiden; und dennoch finde ich das Leben sehr gut, so oft ich Dein Portrait anschau . . .«

Ingénue hielt hier an.

»Ein trauriges Land, dieses Frankreich!« sagte seufzend die Gräfin; »sind wir hier nicht glücklicher, meine Kinder? spricht!«

»Oh!« rief Christian, »glücklich wie die Auserwählten mit den Engeln!«

Ingénue schlang zwei schöne weiße Arme um den Hals ihres Gatten und küßte sodann die Gräfin mit thränenfeuchten Augen.

In diesem Momente trat ein Diener ein.

Er brachte auf einer silbernen Platte ein paar Journale und Briefe.

Die Gräfin nahm die Journale und reichte sie ihrem Sohne, während sie die Briefe entsiegelte.

Der kleine Christian war zum Portrait seines Ahnherrn zurückgekehrt und schaute es mit zornigen Augen an.

Gute Mama,« sagte er, »warum macht mir denn Großvater bange? Ich will, daß man mich gegen ihn vertheidige!«

Niemand hörte ihn.

Er suchte unter den Portraits.

»Der Vater von Großmama macht mir bange,« sagte er; »wo ist denn der Vater von Papa, um seinen Enkel zu vertheidigen?«

Als das Kind diese Worte sprach, stieß Christian einen Schrei des Erstaunens aus, der die beiden Frauen den Kopf umzudrehen veranlaßte.

»Was gibt es denn?« fragten sie.

»Oh! eine Nachricht, die mich nicht in Erstaunen setzen sollte,« erwiderte er, »denn sie beweist, daß es noch einige redliche Herzen und einige feste Hände in Frankreich gibt.«

»Was für eine Nachricht ist das?«

»Hören Sie,« sagte Christian. Und er las.

»*Der Abgeordnete Marat ist so eben in seinem Bade, heute am 13. Juli 1793, ermordet worden; er ist gestorben, ohne daß er ein Wort mehr hervorbringen konnte.*

»Morgen die Einzelheiten.«

Die Gräfin Obinska erbleichte beim Namen Marat; bald aber spannten sich ihre dünnen Lippen zu einem schlimmen Lächeln ab.

»Marat?« sagte Ingénue. »Oh! desto besser! das ist ein Ungeheuer mit menschlichem Gesichte.«

»Und wie dies!« fügte leise die Gräfin bei. »Aber,« fragte sie, »das Journal verspricht Einzelheiten für den folgenden Tag. Christian, hast Du nicht das Blatt vom folgenden Tage?«

»Doch.«

Und er öffnete eines von den übrigen Journalen und las:

»*Die Mörderin des Abgeordneten Marat ist ein Mädchen von Caen, Namens Charlotte von Corday. Sie ist heute hingerichtet worden und heldenmüthig gestorben. . .*«

»Charlotte von Corday!« rief Ingénue; »Du sagst Charlotte von Corday?«

»Hier, meine Liebe,« erwiderte Christian, indem er das Journal seiner Frau gab.

»Charlotte von Corday!« wiederholte sie.

»Das ist meine Freundin, meine Retterin . . . Du weißt, Christian?«

»Oh! Vorsehung!« murmelte der junge Mann die Augen zum Himmel aufschlagend.

»Oh! Vorsehung!« murmelte die Gräfin Obinska, ihren Enkel an ihre Brust drückend.

Ende.

Fußnoten

- 1 Cornel.
- 2 Nein, das ganze Weltall kann nichts sehen,
was der äußern Herrlichkeit des Palais-Cardinal gliche;
eine ganze Stadt, mit Pracht gebaut,
scheint ans einem alten Graben durch Wunder hervorgegangen zu sein
und läßt uns nach ihren kostbaren Dächern denken,
alle ihre Einwohner seien Götter oder Könige.
- 3 Gemahlin von Ludwig XV.
- 4 Ein unübersetzbarer Calembour: *cherchant des loataires*, Miethsleute suchend, und *cherchant des loques à terre*, Fetzen auf der Erde suchend.
- 5 Diese hölzerne Galerie wurde durch eine steinerne ersetzt.
- 6 Oh! fürchte nicht, ich vergesse ihn,
den Tag, den seligen Augenblick,
wo wir, von Liebe trunken,
Beide, ohne zu wissen, wie,
uns in einer raschen Aufwallung
voll Zärtlichkeit uns unser ganzes
Leben lang zu lieben schworen.
- 7 Du, deren Bild in meinem Herzen eingegraben ist,
Du, die Du meinen ersten Gedanken,
die ersten Laute, die mein Mund gebildet,
die ersten Tritte, die ich der Erde eingedrückt,
empfindest, unter einem anderen Himmel
eine andere Welt suchend, sah ich Dein
Schiff in die Ferne auf der Woge fliehen.
Welche Klagen folgten meinem Abschied!
Wie viel Thränen entfloßen meinen Augen!
Wie liebe ich noch nach einer Abwesenheit
von fünfzehn Jahren dieses Col (Name eines Schlosses, das Herrn Desforges, einem reichen
Pflanzer der Insel Bourbon, gehörte.),
den Zeugen der Spiele meiner Kindheit!
- 8 In der treuen Freundschaft mehr noch als in der Liebe liebte mein Herz Alles, was es liebte, mehr
als einen Tag.
- 9 Ja, es ist entschieden, ich verlasse Paris; hier sein Haupt bekränzend, verwandle ein liebenswürdig
.Volk das Jahr in einen langen Festtag; ich reise ab! Wo sind meine Matrosen? Kommt, besteigt
das Schiff und durchfurcht die Wogen; dem sanften Zephyr überlaßt das Segel und befragt den
Stern von Venus!
- 10 Hier liegt Azor, geliebt von meiner Sylvie;
er hatte denselben Hang wie Sie, Herr Damon:
er hat sein Leben mit dem Beißen zugebracht;
an einem Stockstreich ist er gestorben!

- 11 Im edlen Gasthause zum Ungeziefer
wohnt man sehr reinlich!
Rivarol besorgt dort die Küche
und Champcenetz die Wohnung.
- 12 Der Hof hat Deine Talente ausgepiffen;
Paris klatscht Deinen Wunderwerken Beifall.
Grétry, die Ohren der Großen
sind oft große Ohren!
- 13 Marius wurde am Ende seines Lebens Trinker, um die Gewissensangst zu betäuben, und das brachte ihm den Tod, D. Uebers.
- 14 Es sind drei Thüren an dieser Höhle:
die Hoffnung, die Schande, der Tod;
durch die erste tritt man ein,
durch die zwei andern geht man hinaus.
- 15 Um dadurch die Frösche zum Schweigen zu bringen. D. Uebers.
- 16 Die Rectoren der Universität hatten den Titel Vetter des Königs.
- 17 Das Wortspiel mit maitre, Lehrer oder Herr, läßt sich nicht übersetzen.
- 18 Nicht die Geburt, die Kleidung allein macht den Unterschied.
- 19 Verfasser der scandalösesten Romane, welche die erotische Literatur Frankreichs geliefert hat.
- 20 Ingénue, treuherzig.
- 21 ein Papierfabrikant.
- 22 Le spectateur nocturne.
- 23 Es bezieht sich dies auf die Enthauptung von Ludwig XVI.; Alexandre Dumas schrieb hierüber später folgende Stelle, die wir wortgetreu wiederholen:
- »Als Ludwig XVI. auf dem Schaffot stand, schlugen die Trommler; er gebot ihnen durch einen Blick Stille.
- »Da sprach er mit starker Stimme folgende Worte:
- »»Ich sterbe unschuldig an allen Verbrechen, deren man mich bezichtigt: ich verzeihe den Urhebern meines Todes und bitte Gott, er möge das Blut, das Ihr vergießt, nie auf Frankreich zurückfallen lassen . . .«
- »»Schlagt, Trommler?«« rief eine Stimme, von der man lange glaubte, es sei die von Santerre gewesen; es war aber die von Herrn Beaufranchet, Grafen d'Oyat, Bastardsohn von Ludwig XV. und der Courtisane Morphise; das war also der natürliche Oheim des Verurtheilten.«
- Diese Stelle findet sich im letzten Bande der »*Gräfin von Charny*«, der nun auch durch das *Belletr. Ausland* veröffentlicht worden ist.
Der Uebersetzer.
- 24 Rue de l'Hirondelle, Schwalbenstraße.
- 25 Holz.
-